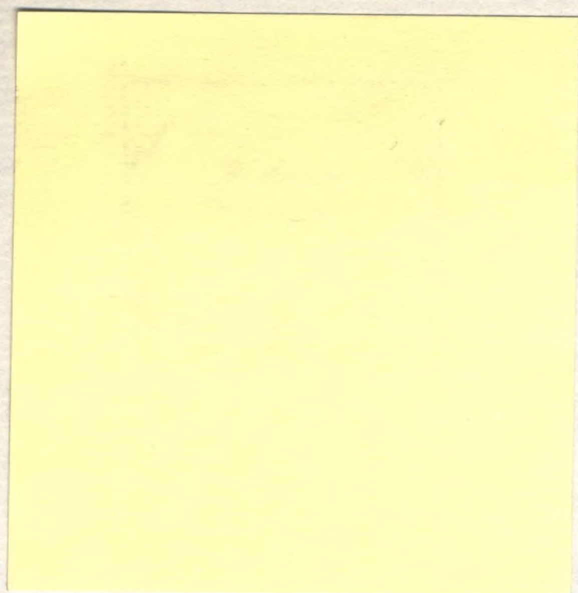
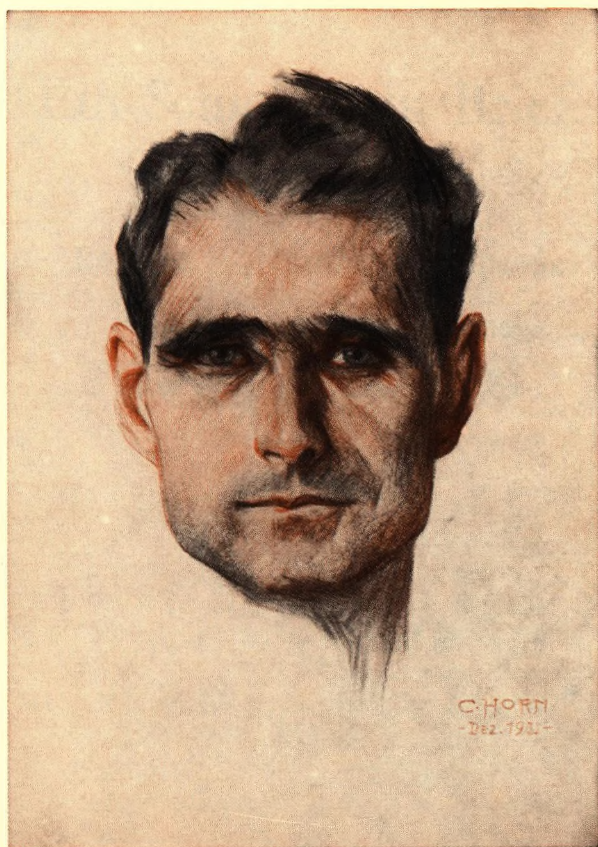


ILSE HESS

EIN SCHICKSAL IN BRIEFEN



Kohle-Rötel-Zeichnung von Professor Carl Horn

ILSE HESS

Ein Schicksal in Briefen

England — Nürnberg — Spandau

Gefangener des Friedens

Antwort aus Zelle Sieben

DRUFFEL-VERLAG

LEONI AM STARNBERGER SEE

Dieser Sammelband ist zusammengestellt aus den im Druffel-Verlag früher erschienenen Büchern:
Ilse Heß: England-Nürnberg-Spandau – Ein Schicksal in Briefen
(Erstauflage 1952)
Ilse Heß: Gefangener des Friedens – Neue Briefe aus Spandau
(Erstauflage 1955)
Ilse Heß: Antwort aus Zelle Sieben – Briefwechsel mit dem Spandauer Gefangenen
(Erstauflage 1967)

Internationale Standard-Buchnummer
ISBN 3 8061 0550 2

42. Gesamtauflage 1984

Gesamtherstellung: Ebner Ulm
Printed in Germany

WIDMUNG 1952

Das menschliche Schicksal geht merkwürdige Wege: Als Rudolf Hess am 10. Mai 1941 seinen berühmt gewordenen Flug nach Schottland unternahm, gab es viele Möglichkeiten für den Ausgang dieses weltpolitischen Abenteuers. Meines Mannes Maschine konnte über der Nordsee abstürzen, der Fallschirm-Absprung über Schottland das Opfer seines Lebens fordern — es war jedoch auch möglich, daß er sein Ziel ungefährdet erreichen und nicht ausgeschlossen, daß seine selbstgewählte Mission zum Erfolg führen würde. Ebensogut aber konnte er von der englischen Regierung nicht nur abgewiesen, sondern als „Parlamentär" zurückgesandt, dann aber in der Heimat wegen seiner Eigenmächtigkeit erschossen werden.

Nichts von alledem geschah. Nur das 1941 kaum Vorstellbare wurde harte Wirklichkeit: Der Mann, der, besessen von dem Gedanken, den Frieden zu ermöglichen, den Zweiten Weltkrieg zu beenden, zum Opfer seines Lebens bereit seine Stellung als deutscher Reichsminister und „Stellvertreter des Führers der NSDAP" von sich warf, wurde Staatsgefangener — heute in Deutschland wie vor fast zwölf Jahren in England.

So möchte ich die folgenden Blätter

als Dokument vorlegen denen, die meinen Mann nach über einem Jahrzehnt immer noch gefangenhalten;

als Gruß widmen denen, die am Schicksal von Rudolf Hess menschlich Anteil nehmen.

Gailenberg, im September 1952 I. H.

WIDMUNG 1955

Als ich im Herbst 1952 das Briefbuch „England-Nürnberg-Spandau“ abschloß, war ich fest entschlossen, es nur als Auftakt ausführlicher Erinnerungen gelten zu lassen, die mein Leben mit Rudolf Hess schildern sollten.

Das kleine Buch ging hinaus, fand viele Freunde in Deutschland und jenseits der Grenzen, wurde vor Jahresfrist sogar in die englische Sprache übersetzt und durchbrach erstmalig den schweren Vorhang des Vergessens, der sich immer dichter und undurchdringlicher über die „Sieben von Spandau“ zu legen begann.

Inzwischen ist Rudolf Hess zu einem Gleichnis für tragisch-seltsames Schicksal geworden, und jene Anteilnahme, die denen folgt, die — sei es durch Glück oder Leid — das Interesse der Öffentlichkeit erregen, türmt auf meinem Schreibtisch seit Jahr und Tag die Post zu nahezu unbeantwortbaren Bergen. Das Buch der Erinnerungen schien eine unumgängliche Forderung.

Doch — so lange mein Mann vergessen schien, wollte ich sprechen, nun neigte ich dazu, zu schweigen — bestärkt in diesem Gefühl durch die Flut pseudo-historischer Sensationsberichte, die wertmäßig im umgekehrten Verhältnis zur Menge stehen und mehr veröffentlichen, als mit Wahrheitsliebe, mit Takt und gutem Geschmack vereinbar scheint.

Freilich, zu mir dringen vor allem Stimmen der Zuneigung und Freundschaft, seltener die der Neugier — sehr oft aber auch solche der Empörung darüber, daß alle Einbrüche in die Mauern der Nachkriegsjustiz zwar Hoffnung

und frühzeitige Entlassung für einige der sieben Spandauer Gefangenen brachten, aber keinen Zweifel daran zuließen, daß das Schicksal meines Mannes nach wie vor das ungewisseste ist.

So folge ich gern der Anregung des Verlages, aus den Briefen, die aus Spandau — seit einiger Zeit in wöchentlicher Folge — eintreffen, wieder eine Auswahl zu veröffentlichen. Sie werden viele Fragen beantworten — vielleicht aber findet darüber hinaus mancher Leser einen Reiz darin, in unserer hastigen Zeit Briefe zu lesen, wie sie nur noch selten geschrieben werden: Briefe um der geistigen Mitteilung willen, Briefe, die keinem anderen Zweck dienen als dem, eine seelische Verbindung über unüberwindbare Trennung hinweg herzustellen.

Um dem Leser den in eine fast unwirkliche Ferne gerückten Schreiber dieser Briefe ein wenig näher zu bringen, ihm klaren Umriß und unverwechselbare Gestalt zu geben, entschloß ich mich, dieser Briefauswahl eine andere voranzustellen, die ich — noch aus dem Internierungslager — für meinen Anwalt schrieb, damit er mich (die er vor einer „Spruchkammer“ zu verteidigen hatte) in ihrer Herkunft und in den Anfängen eines heute schon Geschichte gewordenen Erlebnisbereiches kennenlernen sollte. Diese Niederschrift ist allerdings nur in ihrem Beginn, so lange der Anwalt noch Fragen stellte, als wirklicher Briefwechsel zu bezeichnen: später ist es nur noch ein einseitiger, zusammenhängender, den Anwalt nur noch gelegentlich apostrophierender Bericht, der auch zwangsläufig — weil für meinen Anwalt um meiner Verteidigung willen geschrieben — sehr viel mich allein Betreffendes enthält. Doch wird der Leser unschwer erkennen, daß den großen Hintergrund dieses fraulichen Rückblickes in ferne Jugend- und Studienjahre die Gestalt meines Mannes bildet, daß recht eigentlich sein Weg geschildert wird, aus

dessen derzeit letzter Station, der Spandauer Zelle, die dann folgenden Briefe stammen.

Sie sind im Gegensatz zu denen, die ich vor drei Jahren herausgab, nicht zeitlich, sondern nach fünf der hauptsächlich angeschlagenen Themen geordnet: im Spandauer Gefängnis gleicht ein Tag dem anderen, und dieses einförmige Leben wird dem Gefangenen nur durch Gedanken lebenswert, die einen ihm allein eigenen, von keiner Mauer begrenzten Bezirk schaffen; vielleicht aber macht gerade diese aus erzwungener Vereinzelung gründliche, oft schöpferische geistige Arbeit ihren brieflichen Niederschlag auch für den Fernstehenden lesenswert.

Der Titel des Buches stammt nicht von mir — der Verlag der englischen Ausgabe von „England—Nürnberg—Spandau“ hat ihn geprägt: er nannte die Übersetzung „Prisoner of Peace“ — „Gefangener des Friedens“. Dies ist ein sehr treffender Ausdruck für einen Häftling, der in der Abenddämmerung des 10. Mai 1941 über Schottland unter Einsatz seines Lebens mit dem Fallschirm absprang, einen verzweifelten Versuch machte, den englisch-deutschen Krieg zu beenden — und als Lohn für diesen leidenschaftlichen Friedenswillen nun schon das fünfzehnte Jahr hinter Mauern und Gittern verbringt.

Gailenberg über Hindelang/Allgäu
am 1. Oktober 1955, dem neunten Jahrestag der Urteilsverkündung in Nürnberg

Ilse Hess

RÜCKSCHAU

Göggingen bei Augsburg
Arbeits- und Internierungslager 29. 6. 1947

Sehr geehrter Herr Rechtsanwalt,

ganz habe ich mich noch nicht von der Überraschung Ihres gestrigen Besuches erholt! Ich muß auch immer noch leise lächeln, wenn ich mir Ihre, in der fragwürdigen Umgebung unseres weiblichen „Hottentottenkrals“ recht fehl am Platz wirkende männliche Eleganz der Erscheinung neben meinen lieben alten grauen Gartenhosen vorstelle! Es paßte eigentlich so gar nicht zusammen — und: passen wir zusammen?

Ich begreife mich selber fast nicht: wäre ja doch, wenn auch durch ihren norddeutschen Wohnsitz am dauernden Nachstoßen auf den Münchener Stellen sehr behindert, Fräulein Doktor H. letztlich bereit, die Verteidigung zu übernehmen — warum also noch außerdem an Sie diese Bitte richten?

Sicherlich unterliegt man einer gewissen Haftpsychose und klammert sich an jeden Strohhalm. Da Sie den Dienststellen, denen ich den derzeitigen Aufenthalt in diesem „Sanatorium“ verdanke, in München recht nahe sind, bedeuteten Sie natürlich einen solchen Strohhalm, als Sie gestern wegen meiner Zeugenaussagen vor dem Special Branch Schwaben in Sachen eines Ihrer Klienten hier auftauchten. Und ich fürchte fast, daß Ihre schwach bekundete Bereitschaft, zumindest an meiner Verteidigung „mit“zuarbeiten — sie ganz zu übernehmen, haben Sie ja keines-

wegs zugesagt —, nur eine freundliche Geste gegenüber dieser Haftpsychose war.

Sei dem wie immer — Sie merken, daß mich Ihr Besuch beschäftigt. Nicht nur beschäftigt als so oder so geartete Unterbrechung in diesem seltsamen Lebenszustand, nein, es gab ein paar Augenblicke während unserer Unterhaltung, die den Wunsch, neben Ihnen einmal vor dem Forum der „Spruchkammer" zu stehen, in mir entstehen ließen.

Wollen Sie sich diesen Wunsch durch den Kopf gehen lassen und mir bald eine Antwort senden — bitte!

Mit freundlicher Empfehlung

Ihre
Ilse Hess

1. 7. 1947

Sehr geehrte gnädige Frau!

In Ihrer Angelegenheit habe ich mich im Sinne unserer Besprechung vom 28. Juni mit Fräulein Dr. H. in Verbindung gesetzt, von dieser jedoch noch keine Antwort erhalten. Wegen Aufhebung des Haftbefehles habe ich an das Staatsministerium für Sonderaufgaben und an den Generalkläger beim Kassationshof anliegende Gegenvorstellung, bzw. Beschwerde gerichtet.

Ich hoffe und wünsche, daß es Ihnen den Verhältnissen entsprechend gut geht und verbleibe

mit vorzüglicher Hochachtung
gez. X X
Rechtsanwalt

2. 7. 1947

Sehr geehrte gnädige Frau!

Meinen Brief vom gestrigen Datum werden Sie inzwischen bekommen haben.

Ihr Schreiben vom 29. Juni, das ich soeben erhalte, hat sich mit meinem Brief gekreuzt; ich möchte kurz dazu Stellung nehmen.

Trotz der Teilnahme, mit der ich seit meinem Besuch im Lager Ihr Schicksal verfolge, bitte ich um Verständnis dafür, daß ich Ihrer Anregung, an Stelle von Fräulein Dr. H. im bevorstehenden Spruchkammerverfahren Ihre Verteidigung g a n z zu übernehmen, etwas zögernd gegenüberstehe. Es ist nicht allein meine Arbeitsüberlastung, es ist der Zweifel, ob ich diese Verteidigung mit der genügenden Unvoreingenommenheit durchführen könnte. War doch mein Verhältnis zur NSDAP, der Ihr Gatte und Sie an so weit sichtbarer Stelle angehörten, immer ablehnender Natur.

Ich darf Sie jedenfalls bitten, mich freimütig in alle Tatsachen einzuweihen, die zu Ihrer Entlastung dienen könnten und mir insbesondere Zeugen zu benennen, die die Einfachheit Ihrer Haushaltsführung, Ihr gutes Verhältnis zu Ihren Angestellten, vielleicht eine freundliche Behandlung ausländischer Arbeitskräfte beleuchten könnten. Von der Einsichtnahme in diese Verhältnisse und in andere, die später zu prüfen sein werden, muß ich — ich bitte, es mir nicht zu verdenken! — meine Bereitwilligkeit zur Mitwirkung an Ihrer Verteidigung abhängig machen.

Mit vorzüglicher Hochachtung
gez. XX
Rechtsanwalt

Göggingen bei Augsburg
Arbeits- und Internierungslager 4. 7. 1947

Sehr geehrter Herr Rechtsanwalt,

Ihre beiden Briefe vom 1. und 2. Juli habe ich erhalten.

Daß Sie die bisher mir zugesagte „Mit"arbeit sofort durch eine schriftliche Haftbeschwerde und eine persön-

liche Rücksprache am Sonderministerium in die Tat umsetzten, dafür danke ich Ihnen sehr.

Was Ihren zweiten Brief anlangt — ach, sehr geehrter Herr Doktor, könnte man doch solche Dinge mündlich besprechen! Für mich ist es jedenfalls eine der größten Strafen, durch die Haft an Aktivität so völlig gehindert zu sein. Mir fehlt noch der Gleichmut gegenüber dem innerlichen Stacheldraht, eine möglichst humorvolle Überlegenheit, ohne die man sich an diesem Stacheldraht nervlich zerreibt.

Sie überlegen also immerhin die Möglichkeit, nicht nur „mit"zuarbeiten, sondern die Verteidigung ganz zu übernehmen? Sind Sie sich dabei auch klar, daß Sie kein fügsames Werkzeug juristischer Spitzfindigkeiten, sondern — in Ihren rechtsanwaltlichen Augen — ein ziemlich ausgeprägtes Exemplar weiblicher Unlogik und bockiger Dummheit vor sich haben? „Frei von Furcht" und in keinem Fall bereit, sich von einem rechtlich fragwürdigen Unternehmen die Ehre abhandeln zu lassen?

Um Ihnen dies etwas klarer zu machen, lege ich Ihnen die sachlichste Pressefassung des Berchtesgadener Spruchkammerurteiles gegen Frau Sauckel bei; einige der darin erwähnten, für sie sprechenden „Entlastungen" würden auch auf mich zutreffen: auch ich habe „meinen Stolz darin gesehen, während des Krieges meinen Haushalt nur auf Grund der uns zustehenden Lebensmittelkarten zu führen". Auch ich habe, um diese Forderung streng durchzuhalten, mit Beginn des Krieges in unserem Münchener Privathaushalt selber die Küche übernommen, habe jede Besorgung für die vielen, fast achtzig Menschen unserer Gefolgschaft allvierzehntäglich selbst gemacht.

Aber der gleiche Stolz würde es eigentlich verbieten, mir solche Tatsachen für ein Spruchkammerverfahren bezeugen zu lassen — waren sie nicht selbstverständlich? Daß

unsere Lebensführung einen „bürgerlichen Standard“ nie überschritten hat, ist sicherlich wahr — die Behauptung aber, daß wir in „bescheidenen Verhältnissen“ gelebt haben (wie es eine der bisher an den Kassationshof gerichteten Haftbeschwerden bezeichnet), gehört zu Verteidigungsmitteln, die ich ablehnen muß. Warum solche Unwahrheiten? Ich empfinde es als keineswegs verwerflich, daß mein Mann und ich einen viel zu ausgeprägten Sinn für das Schöne, das Künstlerische, das ernsthaft Gebildete hatten, um diesen Dingen im Rahmen unserer Stellung nicht jeden möglichen Raum zuzubilligen.

Nach der Zerstörung unseres Münchener Hauses durch Brandbomben hatte auch ich eine Zeitlang ein paar Fremdarbeiter, u. a. drei Franzosen. Mit diesen haben wir einige Wochen arbeitsam, friedlich und kameradschaftlich, gegen Ende ihrer Arbeitszeit fast freundschaftlich zusammengelebt — sollte man diese Franzosen (die Pariser Anschrift des Vorarbeiters besitze ich noch) als Zeugen benennen? Es widerstrebt mir, denn ich habe mich ihnen gegenüber nicht anders verhalten, als ich es gegenüber für mich Arbeitenden als Mensch, als Frau und als Nationalsozialistin gewohnt war: den Arbeitskameraden in Leistung und Charakter respektierend, zur Sorge um sein geistiges und leibliches Wohl verpflichtet — was ist dabei viel zu bezeugen? Vielleicht habe ich mir um diese Franzosen etwas mehr Mühe gemacht als um einen Deutschen — lag mir doch daran, bei ihnen jenes nicht unverständliche Ressentiment des Besiegten zu überwinden. Liebte ich mein Land nicht wie sie das ihre?

Mir war das damals alles so völlig selbstverständlich, daß es mir ohne Sinn erscheint, darüber „Zeugnis“ ablegen zu lassen. Ach, könnte ich doch meinen Mann nur für eine kurze Stunde einmal sprechen — er würde mir das Rechte raten!

Daß ich aus innerer Überzeugung Nationalsozialistin wurde, habe ich seit 1945 den Investigatoren sämtlicher Besatzungsmächte stets ohne Beschönigung zugegeben — es hat sie nie sonderlich böser mir gegenüber gestimmt. Jedwede meiner Handlungen hat versucht, den Grundforderungen menschlicher, fraulicher und dieser politischen Haltung zu entsprechen, vor allem aber auch der vornehmen Persönlichkeit meines Mannes, der seine Familie und Umgebung fast unmerklich formte. Wie stark dieser sich übertragende, formende Wille war, habe ich vielleicht erst nach dem 10. Mai 1941 ganz verstanden, als ich ihn einzuhalten mich mühte, nur ausgerichtet an seinem ferner und ferner rückenden, jeder bangen Frage verschlossenen Bild. Er freilich ist heute ein „Kriegsverbrecher", und darum, Herr Doktor, erscheint mir alles so sinnlos.

Wo ist bei diesem Spruchkammerverfahren jenes hohe und unantastbare Recht, das uns zu lehren man vorgibt, wo Zweck und Sinn, wenn man jene Scham mit Füßen tritt, die jeden anständigen Menschen hindert, sich um Selbstverständlichkeiten zu rühmen? Verlangt man aber nicht gerade dies?

Sie würden es nicht leicht mit mir haben, Herr Doktor, ich selber warne Sie vor meinem niedersächsischen Dickschädel, der sprichwörtlich ist — wollen Sie es trotzdem wagen?

Ihre

Ilse Hess

8. 7. 1947

Sehr verehrte gnädige Frau!

Ihren Brief vom 4. Juli habe ich erhalten.

Ja, ich will es trotzdem wagen! Ich bin mir freilich sehr im Klaren darüber, daß es nicht einfach sein wird, Sie sozusagen „herauszuhauen". Es ist ja nicht zu leugnen —

und Ihre Ehrlichkeit würde sich auch dagegen wehren, es zu leugnen! —, daß Sie Nationalsozialistin fast der „ersten Stunde" waren.

Was mich aber über das rein Juristische hinaus an Ihrem Fall zu interessieren beginnt, das ist die Frage, wie Sie, eine intelligente und, wie mir scheint, auch groß- und gutgesinnte Frau, überhaupt zu einer Bewegung stoßen konnten, die von Anbeginn Gewalt und Ungeistigkeit auf ihre Fahnen geschrieben hatte; bei der für jeden nur einigermaßen Einsichtigen von vornherein klar ersichtlich war, daß sie im Rechtsbruch enden und uns alle in eine Katastrophe stürzen mußte.

Wollen Sie sich darüber bitte einmal äußern? Ich denke, daß Ihr derzeitiges Lagerdasein Ihnen Zeit lassen müßte, Fragen zu klären, die mir meine Verteidigertätigkeit erleichtern würden.

Mit vorzüglicher Hochtung

Ihr sehr ergebener
gez. XX
Rechtsanwalt

Göggingen bei Augsburg
Arbeits- und Internierungslager 12. 7. 1947

Sehr geehrter Herr Doktor,

Sie werden es mir nicht verübeln, wenn ich an einer Stelle Ihres Briefes vom 8. ds., den ich soeben dankend erhielt, etwas boshaft lachen mußte. Die von Ihnen als „anscheinend gut- und großgesinnt" angesprochene Frau, von der Sie es sich nicht vorstellen können, daß sie einmal zu einer Bewegung stieß, „die Gewalt und Ungeistigkeit auf ihre Fahnen geschrieben hatte", betrachtete beim Lesen dieser Zeilen nachdenklich ihre derzeitige Umgebung: den Stacheldraht um eine aufgelassene Kiesgrube, der diese Herde von vierhundertfünfzig Frauen „gewaltlos" zwecks

demokratischer Umerziehung beisammenhält, die selbstverständlich rein „geistigen" Methoden, die dieser Umerziehung förderlich sein sollen: die baufälligen, verwanzten Baracken, das Fehlen einfachster sanitärer Voraussetzungen, mein von Wanzen zerstochener Körper und vieles andere mehr. Ich will es nicht lang aufzählen, Sie kennen es aus eigener Anschauung und meinen Erzählungen beim ersten flüchtigen Beisammensein, Sie wissen auch, daß mir Klagen nicht liegt: aber lachen darf ich, etwas böse lachen — und dann möchte ich mich erinnern.

Vielleicht ist es gut, daß Sie diese Erinnerungen erbitten — auch die Kameraden und Kameradinnen, für die ich als älteste Parteigenossin der inhaftierten weiblichen „Prominenz" eine Fundgrube der Erinnerung darstelle, zwingen mich oft dazu.

Ich glaube ja nicht, daß mich Ihre juristischen Bemühungen so bald diesem Dasein entreißen werden, ich bin etwas pessimistisch in dieser Hinsicht; versuchen wir also, „to make the best of it", versuchen wir, der erwünschten Umerziehung, dem „schuldbeladenen Insichgehen" gegenübergestellt, den Weg zurückzugehen, der hierher führte.

Ich bitte Sie, diese Berichte aufzuheben, über Ihren eigenen juristischen Gebrauch hinaus: sie können einmal für mich selber und, sollte mir etwas zustoßen, für meinen Jungen von Wert sein. Sie werden wohl auch für Sie eine gute Unterlage zur Beschaffung von „Affidavits" darstellen, da diese Beschaffung bei mir selber, wie Sie wissen, auf ziemlich unüberwindlichen inneren Widerstand stößt — je weniger ich damit zu tun habe, um so besser.

Die Post geht in einer Viertelstunde hinaus; ich gebe das Vorstehende in Eile fort und sende in den nächsten Tagen und dann fortlaufend die erwünschten Berichte.

Ihre

Ilse Hess

Göggingen bei Augsburg
Arbeits- und Internierungslager 13. 7. 1947

Sehr geehrter Herr Doktor,

es ist Sonntag heute, für die meisten meiner Kameradinnen kommt der allwöchentliche Besuch an diesem Tag, für mich selten. Damit ist ein ganz großer Vorteil verbunden: unsere Stube leert sich, und ich bin allein. Sie können sich nur schlecht einen Begriff davon machen, was das bedeutet: ein paar köstliche Stunden nicht mit zuerst sechszehn, jetzt acht weiblichen Wesen zusammen, sondern ganz und gar allein!

Bei unserer ersten Unterhaltung fragten Sie mich, ob mein Parteieintritt in ursächlichem Zusammenhang mit meiner Verheiratung stünde — diese Frage ist seit 1945 oft an mich gestellt worden.

Immer aber steigt bei ihr der letztlich entscheidende Augenblick meines Lebens vor mir auf, entscheidend fast wie der der Geburt, der die Richtung bestimmt, in die der Pfeil unseres Lebens einmal fliegen wird: ich kam — im Frühjahr 1920, bald nach den Kapp-Tagen — von Berlin nach München, um das in Berlin durch eine Verkettung unglücklicher Umstände Ostern nicht mehr mögliche Abiturientenexamen in München, wo es im Juni stattfand, zu machen. Meine Mutter, in zweiter Ehe verheiratet, wohnte am Ammersee und hatte mich in einer kleinen Pension in München-Schwabing eingemietet. Ich war mit dem Nachtzug angekommen, nach Schwabing hinausgefahren und hatte mich bei Fräulein v. Sch., einer betagten Dame alten bayerischen Adels vorgestellt, der sicherlich nur in München möglichen Form der Pensionsinhaberin. Aus irgend einem Grunde war mein Zimmer nicht sogleich beziehbar, ich wurde auf eine von wildem Wein umrankte Veranda gesetzt, von der einige Stufen in einen

hinter den großen Mietshäusern liegenden winzigen Garten führten. Ein wenig müde durch die Nachtfahrt, auch schläfrig von der warmen Frühlingssonne, die durch die noch kahlen Weinranken so viel südlich wärmer strahlte als in Berlin, träumte ich vor mich hin; eigentlich etwas traurig, da bestimmte Studienpläne durch diese verspätete Abschlußprüfung umgestoßen, ein langjähriger Freundeskreis, ja, ein Verlobter unvorhergesehen verlassen waren. Alles schien fraglich und unbestimmt.

Plötzlich sprang, durch einen äußeren Zugang in den Garten gelangt, ein junger Mann in feldgrauer Uniform, am Arm den bronzenen Löwen des Freikorps Epp, drei Stufen auf einmal nehmend, die kleine Treppe hinauf. Ein Ruck bei meinem unerwarteten Anblick, ein höchst finsterer und abweisender Blick unter buschigen Brauen, ein knappstes, aber höfliches, hackenklappendes Verbeugen — weg war er! Das war Rudolf Hess — und mit einer bis heute unvergessenen Hellsichtigkeit wußte ich, daß der große unbekannte Gott den Pfeil meines Lebens auf die Sehne gelegt hatte, daß er fliegen würde, unbeirrbar.

Sie mögen leise lächeln, Herr Doktor, und dies für eine recht romantische Übertreibung halten; Ihr juristischer Verstand aber wird sich wohlwollend dieser herrlichen Begründung meines dann ein knappes Jahr später erfolgten Parteieintrittes bemächtigen — ach nein, dies alles hatte sehr wenig mit Romantik und rein gar nichts mit Tagespolitik zu tun; glauben Sie mir, in dem Kind des bürgerlichen, gesättigten und beruhigten Deutschland von der Jahrhundertwende bis zum Ersten Weltkrieg hatte ein leidenschaftliches Ideal gelebt: nicht jenes kaiserliche Deutschland, in dem ich heranwuchs, älteste Tochter eines preußischen Sanitätsoffiziers, von mütterlicher Seite her in sehr großzügigen geldlichen Verhältnissen. Nein, es war mehr, es war nicht glatte, glänzende Bürgerlichkeit und

deutsche Weltgeltung, nicht Potsdam und Erstes Garderegiment — das Regiment meines Vaters —, nicht schmetternde Militärmusik und das Tatütata der kaiserlichen Fanfare, es war nicht einmal Bismarck. Es war ein Traum, ein Glaube, immer wieder enttäuscht, nur eine Hoffnung.

Es waren die Nibelungen, nicht Siegfried, nein, die sterbenden Burgunden in Etzels Saal, darin groß und feuerüberflammt die Gestalten Kriemhilds und Dietrichs von Bern, es waren die untergehenden Vandalen im nordafrikanischen Reich, der letzte Kampf des Ostgotenkönigs Teja am Vesuv, Roland im Tal von Ronceval — es war, ein einziges Mal nahe der Vollendung in der Verbindung von „Humanitas" und höchster staatsmännischer Weisheit, deutschem Bewußtsein und europäischer Zusammenballung: das Reich Friedrichs II. von Hohenstaufen, versunken in jähem Sturz, im Tode König Konradins auf dem Marktplatz von Neapel. Es war die Marienburg im Osten, Kampf und Ende der Deutschritter, noch einmal in strahlendem, in letztem abendländischem Glanz Prinz Eugen unter den Mauern von Wien, im Kampf gegen die Türken; es war der alte Fritz bei Kollin und Hohenfriedberg, einsam und wie verzogen von Pflicht und Sorge auf dem fast südlichen Hügel über der herben märkischen Stadt, es war General Yorck bei Tauroggen. Näher, in jüngster Zeit, schon selbst und bewußt erlebt: Langemarck und Tannenberg, der Kampf um Verdun und der Untergang der deutschen Hochseeflotte in der Bucht von Scapa Flow, Compiègne und Versailles — es war, bis fast an den innersten Ring des Persönlichen vorstoßend, der Tod zweier junger Freunde des Berliner Kreises, Wandervögel vor dem Krieg, der bündischen Jugend nahe, hochbegabte und gescheite Jungen, Frontoffiziere des Krieges und Freikorps-Soldaten der Kapp-Tage, die ein verhetzter Mob in Berlin buchstäblich wie böse Tiere erschlagen und zerrissen hatte.

Es war Untergang, Aufstieg und Untergang — der Takt des ungeheuren Pendels, das über diesem seltsamen Land der Mitte unaufhörlich ausschlug: es war das Reich. Jenes „Reich", das uns heute bitterböse spottend vorgehalten wird, als sei es ein böser Wille, ein deutscher böser Wille — dieses „Reich", das ein Glaube ist und eine Aufgabe, „imperium mundi" einst, hart und fordernd: „Ordnung des Abendlandes nach den Werten, die der Mitte des Erdteils entsprechen" (Zillich). Es lebte auch in dem Kind — und wenn der Vater ihm den Prinzen von Homburg gab zum Lesen, den Egmont und Minna von Barnhelm, den Hochwald von Stifter und den Grünen Heinrich, wenn die Mutter die kaum Zwölfjährige in große Konzerte führte, wenn d'Albert das Es-dur Klavierkonzert, die Berliner Philharmoniker mit großen Solisten das D-dur Violinkonzert spielten, Beethoven noch übermächtig und unverstanden aber mit zauberischer Gewalt aufklang — dann war auch dies das Reich, es war Hölderlin und Mozart, Goethe und Beethoven. Es war vorhanden und ungreifbar, ein Versprechen nur, und ein Glaube, es war vor allem eine Aufgabe, eine große, männliche, aber ewig tragische Aufgabe.

An jenem Frühlingsmorgen im kleinen Schwabinger Gärtchen gewann in der fast düsteren Erscheinung des jungen Offiziers mit dem Löwen des Freikorps Epp am Arm Gestalt, was ein zu einem Frauenwesen herangewachsenes Kind gesucht hatte.

*

Der junge Offizier kam vom Einsatz seines Freikorps gegen die Spartakisten im Ruhrgebiet; wie Schemen, aber gleicher Art, standen an seiner Seite die beiden jungen Deutschen, die Deutsche vor wenigen Wochen in Berlin

erschlagen hatten. War es nicht seit anderthalb Jahren immer das gleiche gewesen — seit den grauen Novembertagen 1918 in München, in denen Soldaten mit roten Armbinden, die Gewehre „Lauf nach unten“ über den Schultern, mit offenen Kragen und offenen Mänteln eine „deutsche Revolution“ gemacht hatten, deren anscheinend wichtigstes Ziel es war, den heimkehrenden Fronttruppen, die, verächtlich und zornig, oft noch im Gleichschritt und mit klingendem Spiel durch das Unverständliche ringsumher marschierten, die schwarz-weiß-roten Kokarden durch rote, die Offiziere durch Soldatenräte zu ersetzen, ihnen die Rangabzeichen abzureißen? Daß die Zeitungen von den harten Bedingungen des Waffenstillstandes berichteten — wen kümmerte es? Der Kaiser war über die Grenze gegangen — gab es Deutschland überhaupt noch? Die vierzehn Punkte Wilson's schienen ein Ersatz dafür zu sein, das Ende des Hungers und sehr verschwommene Menschenrechte — vorläufig aber war das Recht, weiterzuhungern, das einzige Recht. Räterepublik und Geiselmorde, die endliche Befreiung Münchens durch den bayerischen General von Epp und den preußischen General von Friedeburg, der einmal meines Vaters Kommandeur im Ersten Garderegiment in Potsdam gewesen war; achtzehnjährige Schüler und zornige, enttäuschte Frontoffiziere als „Zeitfreiwillige“ im Bayerischen Schützenkorps in München, in der Brigade Erhard in Berlin, Tod dort und Tod hier — immer wieder Deutsche gegen Deutsche, auch im Ruhrgebiet, dem endlich nach Wochen voll Blut und Tränen Frieden gegeben wurde.

*

Den November 1918 und die Rätezeit hatte ich in München, den Kapp-Putsch in Berlin erlebt, jetzt, im April 1920, wieder in München, schien sich mir ein Ring zu

runden, dessen letzten Bogen der junge fremde Offizier schloß. Ihm freilich, versponnen und versunken im Gram um einen 1918 zertrümmerten Glauben, war und blieb es lange höchst unbewußt, welche Erschütterung er in mir angerichtet hatte. Er kam und ging, ich sah ihn nur selten, fast nur bei den Mahlzeiten, bei denen er ein schweigsamer Gast war. Sein jüngerer Bruder, die lebendige kleine Schwester, waren mir bald näher und vertrauter als er selber. Aber in dem Kreis der Pensionäre blieb er doch das Besondere, das Auffallende — er war Rudolf Hess. Das Gesetz, nach dem er angetreten, hüllte ihn ein wie ein Mantel, er würde ihm nicht entfliehen.

Unter den Gedichten des großen österreichischen Lyrikers Josef Weinheber stehen Verse, die besser, als ich selbst es kann, jene einsame und einmalige Gestalt der zwanziger Jahre umreißen:

„. . . Du weißt es, aber vergiß es nie:
Es gibt keine andere Lust,
als tiefen Wortes tiefre Magie,
der du gehorsamen mußt;

und keine Heimat, außer der,
die in dir ruht.
Erd ist Erde, und Meer ist Meer,
und Blut noch nicht dein Blut.

Frag nicht, du fragst dich taub und blind.
Fern webt, was dich verwarf.
Fühl, daß die Götter etwas sind,
das nicht befragt werden darf.

Heb aus dir den firnigen Wein,
gieß aus ohne Ruhm!
Jede Sehnsucht läßt allein
und jedes Heldentum.

Gürte dich so: Du hast zu gehn
zeitlos durch Unrecht und Recht;
und wenn der Gott ruft, ja, aufzustehn,
wider ein ganzes Geschlecht!“

*

Freilich dürfen Sie nun nicht glauben, lieber Herr Doktor, daß wir alle wie in der nicht endenden Spannung einer großen Tragödie lebten — ach, wir waren jung, zwischen zwanzig und dreißig, einige sogar jünger. Bergwanderungen und Radfahrten einten die kleine Zahl der Pensionäre zu kameradschaftlichem Kreis, wir versäumten kein großes Konzert und keine wesentliche Theateraufführung, es gab kaum ein wichtiges neues Buch, das wir nicht lasen und leidenschaftlich besprachen, es wurde musiziert, es wurde gedichtet — kurz, wir taten all das, was Söhne und Töchter eines alten und gebildeten europäischen Bürgertums, zumal in einer so köstlichen und musischen Stadt wie München, zu tun pflegen.

Ein junges Mädchen unseres Kreises wurde eine der besten Nachwuchspianistinnen der dreißiger Jahre, eine andere war dem Kreis um Blüher, Wynecken und der bündischen Jugend verhaftet, und auch von dieser Seite kamen Gedanken und Anregungen, die uns beschäftigten. Durch Rudolf Hess blieb allerdings das Element des Politischen irgendwie beherrschend, obwohl — oder vielleicht auch weil er der dem engeren Kreis Fernststehende blieb, er allein wirklich eine bis zum Zerreißen gespannte Saite, auf der das Schicksalslied von deutscher Not niemals endend gespielt wurde. Er lachte selten, er rauchte nicht, Alkohol verachtete er, und für die Tatsache, daß junge Menschen auch nach einem verlorenen Krieg Freude an Tanz und Geselligkeit haben konnten, fehlte ihm jedes Verständnis. Als aber irgendwelche Wahlen bevorstanden, schleppte er uns in die Versammlungen aller Parteien, weil er unabdingbar verlangte, wir Kinder eines besiegten Volkes hätten mehr noch als andere die Pflicht, uns eine eigene und freie Meinung zu bilden. Am Ende mußten wir sogar Handzettel verteilen und uns zum Wahlhelferdienst bei der „Deutschen Volkspartei" melden, für die er durch

seine Freundschaft mit dem General und späteren Professor Haushofer, dem Geopolitiker, gewonnen war.

Meine eigene, auf das Abitur vorbereitende Arbeit litt beträchtlich — um so mehr, als ich außer politischen Versammlungen auch noch die Vorlesungen an der Universität besuchte, die den Studenten Rudolf Hess beschäftigten.

Mit allen Sinnen wurde ich von dieser Luft der Universität ergriffen und rasch ein regelmäßiger „Gasthörer" nicht nur der historischen und geopolitischen Kollegs, sondern auch der literarhistorischen, sprachwissenschaftlichen und kunsthistorischen, die das Gebiet meines geplanten, späteren Studiums umfaßten — bald war ich an der Universität heimisch, als hätte ich bereits ein Recht dazu. Immerhin mußte dieses Recht erworben werden, ich mußte daher wohl oder übel einige Stunden des Tages die Gymnasialkurse besuchen, bei denen ich eingeschrieben war; die dabei zu Tage tretende Tatsache, daß das für die in Bayern vorgeschriebene Abschlußprüfung verlangte Pensum in Chemie ein wesentlich größeres war als in Berlin, trieb mich über die Pflichtstunden hinaus zu wenigstens zeitweisem abendlichen Arbeiten.

So saß ich eines Abends vergraben unter chemischen Notizen und Büchern, löblich bemüht, meine großen Lükken auszufüllen. Plötzlich flog mit einem Krach die Tür auf, und hineingestürmt kam Rudolf Hess, ganz und gar ohne jene übliche Kühle und Ferne, die ich an ihm gewohnt war. Die flehentliche, meinen seltenen Arbeitseifer beschützende Abwehr unserer Pensionsmutter rücksichtslos mißachtend, sprudelte er förmlich hervor:

„Übermorgen müssen Sie mitkommen! In einen Sprechabend der nationalsozialistischen Arbeiterpartei! Ich war heute mit dem General dort. Es sprach ein Unbekannter, den Namen weiß ich nicht mehr. Aber wenn jemand uns von Versailles befreien wird, dann ist es dieser Mann

— dieser Unbekannte wird unsere Ehre wieder herstellen!"

Er schwieg, wie atemlos — aber durch den Lärm, den sein dramatischer Auftritt hervorgerufen hatte, versammelte sich bald der ganze Freundeskreis, wir bestürmten ihn, fragten, baten, mehr und Näheres zu erzählen. Wir wollten wissen, was dies für eine Partei sei, wie groß, wieviel Abgeordnete, wer der Vorsitzende — wir waren durch die vorausgegangene volksparteiliche Tätigkeit unter unserem politischen Erzieher eine immerhin nicht ungeschulte kleine Truppe. Er aber beantwortete alles mit Lachen und dem Hinweis, daß wir eben sehen und hören müßten. Vorhanden sei nichts, gar nichts, weniger als nichts. Nur der Mann — der Mann! Er sei alles!

Er war wie ausgewechselt, lebendig, strahlend, nicht mehr düster, nicht vergrämt. Ihm mußte etwas ganz und gar Neues, etwas Aufrüttelndes begegnet sein; es war sicher, daß die Chemie jeglichen Reiz und alle Wichtigkeit für mich verlor, daß ich in jenen Sprechabend einer unbekannten Partei zu einem unbekannten Redner gehen würde.

Und ich ging, zwei Tage später, ein wenig spitzbübisch glücklich, daß alle anderen unseres Kreises irgendwie verhindert waren oder schon wieder das Interesse verloren hatten. Außer dem Erlebnis dieses unbekannten Redners, von dem erst einmal abzuwarten war, ob es auch für mich ein so umwälzendes sein konnte, stand eines jedenfalls fest: ich würde Rudolf Hess einen langen Abend für mich allein haben; es war unter diesen Umständen zu hoffen, daß er nicht nur schweigen, daß er als immerhin höflicher und wohlerzogener junger Mann einer kleinen Unterhaltung geneigt sein würde. Was wußte ich denn bisher von ihm, als daß er mir ein Sinnbild schien?

So wanderten wir selbander in das Münchener „Tal", eine mir nicht allzu vertraute Gegend der Stadt, um durch

einen düsteren Hintereingang in ein winziges Zimmer zu gelangen, in dem ein paar Menschen, Männer und Frauen, herumsaßen. Alles war sehr seltsam, sehr einfach und sehr ungewohnt. Es war sicherlich in nichts mit jener tagsüber so leidenschaftlich eingeatmeten, klaren und wissenschaftlichen Luft der Universität zu vergleichen. Aber schon von den wenigen Wartenden ging eine merkwürdige Spannung aus. Bald eröffnete ein mich vorerst sehr enttäuschender, aber ehrlich und ordentlich wirkender Mann — wie ich erfuhr der „Vorsitzende" Drechsler — den Sprechabend und erteilte einem gewissen Hitler das Wort.

*

„Gewalt und Ungeistigkeit", Herr Doktor — war es nicht so? Schrieben Sie nicht kürzlich, daß es Sie verwundere, mich im Bannkreis dieser Mächte zu sehen? Nun wohl — auf meinen späteren Mann und mich, Kinder einer durchaus bürgerlichen Welt, begann an jenem Abend dieser seltsame, Ihnen unverständliche Zwang zu wirken, wir gerieten in einen Bann, dessen Verkörperung der „gewisse", der unbekannte Hitler war. Warum? Wodurch? Sie fragen, und mir scheint es schwer, in knappen, dürren Worten zu antworten: ergriff dieser Bann nicht Millionen? Und doch war unser Weg bis zu diesem Abend gewiß ein zwangsläufiger; vieles, das ich Ihnen schon beschrieb, bedeutet Schritt um Schritt auf diesem Wege — vieles freilich bleibt noch zu erklären. Unter den Zuhörern des damaligen Sprechabends jedenfalls waren nur wenige, die unserer Welt entstammten, der Großteil gehörte einer anderen sozialen Schicht an, einer ursprünglicheren, einfacheren, vorbehaltloseren. Ich selbst hatte so gut wie keine Bindung mit ihnen, meinen Begleiter aber verband sicherlich eines mit vielen der lauschenden Männer, mit

dem Redner selbst: das Erlebnis des Soldaten, des Frontsoldaten des großen Krieges.

Nicht lange nach jenem Abend trafen wir auf einer sonntäglichen Wanderung in den Isarauen ein großes, fröhliches Mannsbild unverfälscht bajuwarischen Stammes, auf das sich der gewöhnlich so zurückhaltende, so kühle Rudolf Hess mit erstaunlicher Lebhaftigkeit stürzte, von dessen mit beachtlich großer Handschuhnummer ausgestatteten Händen er sich in offensichtlicher Begeisterung hin- und herschütteln ließ. Ich selbst, damals noch sehr norddeutsch, sehr bürgerlich, noch kaum vertraut mit der bestrickenden süddeutschen Art ständischen Ausgleiches, wunderte mich und lernte etwas Neues: zwei Kriegskameraden standen vor mir, Angehörige der gleichen Kompagnie, Jahr und Tag im gleichen Dreck, in einer tödlichen Bedrohung: es hatte sie für immer verbunden!

Wohl kannte auch ich den Soldaten des großen Krieges, aber ich kannte, von den Ordonnanzen meines Vaters abgesehen, den Offizier, nicht den Landser. Diese fraglose Einheit zwischen dem Leutnant und Sohn des auslandsdeutschen Großkaufmanns und dem der Münchener Au-Vorstadt — sie war mir noch nicht begegnet.

An jenem Morgen brach freilich bald ein erbitterter Streit zwischen den beiden Männern aus: der Mächtige mit der großen Handschuhnummer war alter Sozialdemokrat und nicht im Geringsten geneigt, auch nur ein Tüpfelchen seiner Meinung zu opfern, gar zu opfern für die Gedanken dieser verrückten kleinen Partei und ihres unverschämten ersten Redners, der es wagte, die durch Jahrzehnte geheiligten Grundsätze der alten deutschen Sozialdemokratie anzugreifen. Wie konnte der „Rudi" sich mit einem solchen Unsinn beschäftigen — nein, nein, nichts für ihn! Freilich, der „Rudi" war halt immer ein bisserl eigen gewesen, auch draußen, die Kameraden hatten ihn

im Verdacht, gar heimlich zu dichten. Aber ein Kamerad, wie es sich gehörte, war er trotzdem, ein glänzender Schütze, ein „schneidiger Hund“. Na ja, man hielt ihm das Andere, das Studierte, zu Gute. Heute jedoch blitzten und funkelten die beiden Widersacher vor lauter Gegensätzlichkeit.

Ich aber war fast traurig, die erste herzliche Begrüßung war so hübsch gewesen, nun würden sie sich als Gegner trennen. Doch wie staunte ich, als alles in einem fröhlichen und mächtigen Gelächter endete, zwar keiner um Haaresbreite von seiner Meinung wich, diese Tatsache aber offensichtlich nicht das Mindeste mit der alten guten Kameradschaft zu schaffen hatte.

Dreißig Jahre sind seitdem vorübergegangen, niemals hat die politische Gegensätzlichkeit die alte Kameradschaft zerstört; von 1933 bis 1941 nicht, während all der Jahre, in denen der „Reichsminister und Stellvertreter des Führers“ Rudolf Hess sich alljährlich und allweihnachtlich mit den alten Kameraden traf, die „große Handschuhnummer“ niemals „Pg.“ wurde und niemals — wie der „Rudi“ wohl wußte — in seinem innersten Herzen aufhörte, ein „Sozi“ zu sein.

Aber auch von 1945 bis heute nicht: der alte und nun wieder neue Sozialdemokrat lacht nur sein herzlichstes und dröhnendstes Lachen bei der albernen Vorstellung, der alte Kamerad „Rudi“ sei ein „Kriegsverbrecher“. Nun ja, auf derartig dumme Gedanken können fremde Besatzungsmächte und Ausländer in seinen Augen kommen, es kümmert ihn wenig.

Mein Mann hat wenige Jahre nach dieser Begegnung in den Isarauen, der ich den Anfang des Wissens verdanke, daß „alle Hoheit und Herrlichkeit der Menschennatur schließlich nicht auf der Klugkeit beruht, sondern auf der Ehrlichkeit“, den Verdacht der alten Kameraden, daß der

„Rudi“ ein heimlicher Dichter sei, bestätigt; er hat mit dieser ihnen so verdächtigen Gabe den Kameraden der 1. Kompagnie des 1. Bayerischen Infanterieregimentes ein Denkmal gesetzt, ihnen und allen Soldaten des ersten großen Krieges:

VOR VERDUN

Durch Monate schon tobt
der Kampf im Halbkreis um Verdun.
Die ganze Front entlang rast wildes Trommlfeuer,
oder besser,
heult es gleichwie ein überirdischer Orkan,
in dem der Einzelschlag kaum mehr zu hören.

Östlich von Douaumont und nördlich Thiaumont
ist's erste Bataillon des ersten Regimentes
bereits zum zweiten Male
in diesem fürchterlichen Ringen eingesetzt.

Stockfinstre Nacht,
und kalter Regen rinnt ohn Unterlaß.
In ihren eingefallnen, schlammgefüllten Gräben
hocken die hartgesottnen alten Kämpfer.
Dazwischen weiche Milchgesichter — Knaben —,
die wen'ge Tag zuvor
blumengeschmückt und singend
durch heimatliche Straßen ausmarschiert.
Beim grellen Licht der Leuchtraketen
starren die Jungen
verstört auf andre Kameraden,
die so unheimlich regungslos im Graben
und auf die Berme hingeworfen liegen,
so wächsern-blaß,
Blutspuren auf den abgeschabten, lehmig-gelben Röcken.
Verwesungsdüfte,
vermischt mit beißend Schwaden der Gas- und Ekrasitgeschosse,
streifen die fröstelnden Gestalten.

Der eine oder andre sinkt,
auf seinen Freund gelehnt,
trotz krachender Granaten
in totenschweren Schlaf.
Manch Hirn durchfiebert

den wilden Bilderwechsel
des jüngst vergangnen Tages:
Der Achtundzwanziger mitten in die Marschkolonne,
der elf zerfetzt zu Boden warf.
Die gellend Schreie und das dumpfe Stöhnen
des schwergetroffnen besten Kameraden,
bei dem man nicht verweilen durfte,
weil harte Pflicht nach vorwärts rief.
Die Chauffourschlucht, die Totenschlucht
mit ihren tausenden von Spukgestalten,
die liegend, sitzend, knieend,
an Bäume hingelehnt,
des Tages harren, an dem sie
unter der Erde Ruhe fänden.
Denn niemand darf es wagen,
die letzte Liebe ihnen zu erweisen,
ohn selbst ihr Schicksal bald zu teilen,
im Höllenfeuer dieser Höllenschluchten...

Nun graut der Tag.
Die Männer regen sich
und recken sich und straffen sich.
Die Alten halten schärfer Wacht.
Im ersten Morgenlicht erkennen sie
vor sich die Wabengräben,
des Sturmes Ziel in wen'gen Stunden nur.
Am Horizonte heben sich
die Panzertürme von Fort Thiaumont am roten Himmel ab.
Durch all das Pfeifen, Dröhnen, Krachen
der beiderseitigen Beschießung
jaulen die allerschwersten, dicksten Brocken ins Fort hinüber —
Donnerschläge —
die Erde scheint sich schier zu heben,
und himmelhoch steigt eine schwarze Riesenpinie nach der andern [auf.
Leuchtenden Auges sehen
die Männer in dem Graben
dies Schauspiel eigner Kraft,
und neue Kraft strömt über in sie selbst.
„He, Franzmann, das ist böser Morgengruß!
Ihr dort müßt sterben, daß wir leben können,
wir selbst und unser ganzes armes Volk."

Da schleicht's und röchelt's in den Lüften neu,
und haarscharf über eingezogne Köpfe
faucht Lag auf Lage Einundzwanziger
in Feindesgraben ein.

Mit Höllenkrachen wirbeln Steine, Balken
und Menschenleiber durch die Luft.
Das Sturmreif-Trommeln ist's, das nun beginnt.
Von drüben kommt die Antwort — und nicht schlecht!
Staub, Rauch und eine einz'ge Feuerwand
umgibt die grauen, harrenden Gestalten.

Jetzt blitzt es auf im eignen Graben —
die deutschen Salven sitzen mitten drin!
„Zu kurz — zu kurz!"
Die leuchtend grünen Kugeln zittern hoch . . .
Vergeblich!
Immer neue Lagen folgen,
und immer neue Leiber zucken schwer getroffen.
Der Tod, der große Unbekannte,
stampft immerfort den Graben lang.
Auch mit ihm Altvertrauten
spannt er die Nerven zum Zerreißen an,
krampft er mit jedem neuen Schlag den Körper.
„O, lieber stürmen — auf der Stelle stürmen —
als länger noch an diesem Ort des Grauens warten!
Nur fort von hier, nur fort!"

Da kommt von rückwärts der Befehl:
„Damit die eigenen Geschütze
den nah geleg'nen Feindesgraben
rücksichtslos eindecken können,
ist unsre erste Linie gleich zu räumen.
Zweihundert Meter hinter ihr
gräbt sich das Bataillon frei im Gelände ein.
Doch bleiben vorn von jeder Kompagnie
bis zu dem Sturm in vierundzwanzig Stunden
ein Gruppenführer und sechs Mann,
die die Besatzung zu markieren haben."
So kurz und klar wie der Befehl,
so schwer ist er für jeden, der hier führt.
Denn eins ist sicher, komme, was da wolle,
die vorne bleiben, bleiben ewig dort,
die finden in dem Graben auch ihr Grab.
Hier könnt' der Führer zeigen, daß er Mann,
er, der vorlebte, könnt' hier auch vorsterben;
doch darf er's nicht, er darf nicht jetzt sich opfern:
„Freiwill'ge vor!"

Und sieh, nach kurzem Zögern
meldet sich hier ein Alter, dort ein Junger,

bis daß die Gruppe steht.
Sie alle wissen, daß sie sich
zum sichern Tode melden.
Starr ihre Züge blicken sie ins Leere;
hart beißen sie die Zähne aufeinander.
Vielleicht, daß einer nach der Heimat denkt,
nach seinen Wäldern, nach den Bergen.
Vielleicht, daß er noch einmal hin
zu seinem Mädel grüßt. —
Sie melden sich, nicht in dem Rausch von einst,
der Rausch ist längst dahin.
Sie opfern sich, kühl, nüchtern für die Andern.
Sie opfern sich — Soldaten für ihr Land.

Am nächsten Morgen war der Sturm ein einz'ger stolzer Siegeslauf—
Die Besten vorn im Graben fand man tot.

*

Ein unbekannter Soldat des großen Krieges, ein Kamerad, der „Meldegänger und Gefreite Adolf Hitler" — ist es gar so verwunderlich, daß er während jener ersten Reden im Frühjahr 1920, im kleinen Hinterzimmer eines zweitklassigen Münchener Bräuhauses, genau die Worte sprach, die Saiten zum Klingen brachte, die Ziele aufzeigte, nach denen Rudolf Hess seit dem Zusammenbruch 1918 verlangte?

Erst viele Jahre später entdeckten wir durch Zufall, daß das Schicksal, das seltsame Rösselsprünge liebt, diese beiden Menschen schon einmal zu naher Berührung zusammen- und dann doch wieder auseinandergeführt hatte: Rudolf Hess, in Rumänien schwer verwundet und dem heimatlichen Ersatzbataillon überstellt, mußte dem List-Regiment, dem Regiment Adolf Hitlers, Ersatz an die Westfront bringen. Als er sich beim Kommandeur mit seinen Männern meldete, stand neben dem damaligen Oberstleutnant Tuboeuf der Gefreite Adolf Hitler. Beide entsannen sich genau jenes Augenblickes — aber der kaum

wiederhergestellte Hess kehrte noch einmal in die Heimat zurück, meldete sich später zur Fliegertruppe — der Augenblick der Berührung ging vorbei, kehrte erst nach Jahren wieder.

Nun war er da!

Und genau so wie es meinen späteren Mann in diesen Strudel von „Gewalt und Ungeistigkeit" riß, lieber Herr Doktor, so auch mich! Adolf Hitler, der seine Freude an meiner alten Parteizugehörigkeit hatte — wie oft hat er mich später geneckt und gemeint, ohne den „Hess" wäre diese damals recht preußische, recht eingebildete, von großem geistigen Hochmut besessene Studentin niemals Nationalsozialistin geworden! Vielleicht — obwohl es wenig wahrscheinlich ist: es war nicht nur der „Hess".

Auch für mich sprach der „gewisse Hitler" jenes Abends eine Sprache, nach der ich Verlangen trug: hatte er nicht zum ersten Mal seit 1918 wieder den Mut gehabt, von Deutschland zu reden? War dieses Deutschland, das im eindringlichen Klang seiner Rede, in merkwürdig gestaltenden Gesten seiner schmalen, sehr lebendigen Hände aufstieg, nicht das Reich, die „Ordnung des Abendlandes", für dessen in Versailles zerschlagene Aufgabe, Form und Ehre mein Vater, Verwandte, junge Freunde Soldaten gewesen, für das sie gefallen waren, das der männliche und gläubige Gehalt ihres Lebens gewesen war?

Schließlich — was hatte „Geist" den beiden jungen Offizieren in Berlin genutzt, den zwei geistvollsten Menschen, die ich damals gekannt hatte — erschlug sie nicht Gewalt? Es wunderte mich daher selbst als Frau nicht sonderlich, wenn der Redner behauptete, diese Gewalt könne nur wiederum durch Gewalt besiegt werden — die Wunde, die jener Tod mir geschlagen hatte, brannte. Daß solche Dinge verhindert werden mußten, schien gewiß, um so gewisser, als ich bald in einer Versammlung im Saal des

Münchener Hofbräuhauses selbst erleben sollte, wie jene Gewalt — pathetisch als „die vom Volk ausgehende" bezeichnet! — beschaffen war: am Ende dieser ruhig begonnenen, nach heftigen Störungsversuchen der linken Parteien in eine Saalschlacht ausmündenden Versammlung begleitete ich Rudolf Hess, der zum Saalschutz gehörte und aus einer großen und nicht unbedenklichen Platzwunde am Kopf blutete, zum Verbinden in die Poliklinik. Während wir auf der Bank vor dem Behandlungszimmer warteten, tippte mein späterer Mann, etwas bläßlich durch den Blutverlust, aber humorvoll grinsend an den blutenden Kopf: „Noch soll er, scheint's, erhalten bleiben!" und erzählte mir dann die Geschichte von der „aus Zufall nicht erschossenen Geisel" Rudolf Hess: er war nach dem Zusammenbruch 1918 in München Mitglied der Gesellschaft „Thule" geworden, deren Mitglieder vor allem die Gedanken der menschlichen Auslese, der Rassenhygiene und ähnliche Fragen beschäftigten. Während der Münchener kommunistischen Räterepublik waren die wichtigsten Mitglieder dieser Gesellschaft verhaftet und kurz darauf nach viehischen Quälereien im Keller des Luitpold-Gymnasiums erschossen worden — auch Frauen! Das Mitglied Rudolf Hess war zu eben jener Besprechung bestellt, aus der heraus die Verhaftung erfolgte. Nur eine kleine, ihm stets eigene Unpünktlichkeit, ein sich Verlieren in irgendeiner interessanten und fesselnden Beschäftigung, rettete ihm das Leben.

Glauben Sie, Herr Doktor, daß diese Erlebnisse geeignet waren, mich zu einer Pazifistin zu machen, die „Gewalt und Ungeistigkeit" in der Abwehr solcher Geschehnisse konsequent ablehnte? Allerdings — ein kleiner Vorbehalt bürgerlichen und geistigen Hochmutes blieb mir sicherlich noch längere Zeit erhalten — darin hat Adolf Hitler sehr klar und sehr scharf gesehen. Mir als Frau fehlte jenes Er-

lebnis soldatischer Kameradschaft, das es meinem späteren Mann leicht machte, die vermeintliche Schranke zwischen einem „gebildeten“ und einem „ungebildeten“ Menschen zu überspringen, sich sehr rasch als Glied einer Einheit zu fühlen, die nur eine Fortsetzung jener stets bedrohten Einheit des Krieges war, die zum größten Teil vorerst von jenen einfachen, gläubigen und vorbehaltslosen Menschen gebildet wurde, die ich als Zuhörer bei dem Sterneckerbräu-Sprechabend kennenlernte. So trat ich damals im Gegensatz zu Rudolf Hess, der sich sofort entschied, noch keineswegs unmittelbar in die Partei ein — ein Beweis, daß es eben doch nicht nur der „Hess“ war!

Nach jenem Sprechabend aber war der Eindruck doch ein so nachhaltiger, daß es nicht nur des gar nicht schweigsamen, sondern von lebhaften Erörterungen erfüllten Heimweges bedurfte, um mich zu einer sehr regelmäßigen Besucherin der Versammlungen der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei zu machen.

Die eigentlichen Wegbereiter zur bewußten Mitgliedschaft aber waren neben der von Kindheit an klaren nationalen Grundhaltung wohl Erlebnisse auf einem ganz und gar nicht politischen Gebiet: menschliche Erfahrungen, das mir noch neue süddeutsche Land um mich herum mit seiner am bisher Gewohnten gemessenen Andersartigkeit, die ganze Mannigfaltigkeit erster selbständiger Erkenntnisse einer Zwanzigjährigen in diesem nie geruhigen, nie gesicherten oder gar langweiligen Leben, das ich bald führen sollte. Dieses Leben begann Schritt um Schritt an mir zu formen, auch durch andere Werkzeuge als die politischer Massenversammlungen, die — gefangen im Brennspiegel des „Hess“ — nur der eine Pol waren, an dem der natürliche menschliche Reifeprozeß sich kristallisierte.

Unaufhaltsam näherte sich die Abschlußprüfung, und obwohl ich weniger denn je zuvor für sie gearbeitet hatte,

bestand ich sie recht und schlecht. Zwar rechtfertigte die mündliche Chemieprüfung alle düsteren Ahnungen, die mich vorher heimgesucht hatten. Da aber freundliche und hilfreiche Abiturienten, die dem Gymnasium angehörten, an dem ich als „Externe“ zur Prüfung vorgemerkt war, mich darüber aufklärten, daß der Chemieprofessor auf wortwörtliche Wiederholungen aus dem von ihm selber verfaßten Lehrbuch der Chemie Wert lege, so hatte ich Perlen wie die von der „edlen Patina, dem Schmuck der Städte“ wohlweislich auswendig gelernt, mündliches Versagen konnte schriftlich wettgemacht werden. Freilich — die edle, städteschmückende Patina ist auch das Einzige geblieben, was meine Erinnerung von der nun für immer versinkenden Chemie bewahrte; als ich aber fast zwei Jahrzehnte später oberhalb Frascati über der abendlich verdämmernden Campagna im Norden den Soracte erblickte, da schien es mir, als müßte auch Horaz oft und oft dort gestanden haben, die Verse um den Soracte im Herzen, die mir aus einer Prüfungsfrage im Latein nun lebendige Anschauung wurden. Und danken möchte ich heute noch dem Historiker des Gymnasiums, der seine Prüfung auf die Ebene einer mir unvergeßlichen, großartigen Schau deutscher Geschichte erhob.

Niemals sind in meinem Inneren die Worte verhallt, die er über jene Prüfung stellte, die Worte Kaiser Friedrichs II. von Hohenstaufen aus seinem Falkenbuch: Manifestare ea quae sunt, sicut sunt — sichtbar machen, was ist: mir blieb es die Losung, unter der Geschichte zu betrachten ist.

*

Unerwartet wurde diese Abschlußprüfung zu einem weit einschneidenderen Lebensabschnitt als nur dem Ende einiger Lernjahre: meine Mutter war nicht mehr in der Lage,

mein geplantes Hochschulstudium zu bestreiten, die Geldentwertung warf ihre Schatten voraus. Der Traum vieler Jahre war ausgeträumt, es hieß, auf eigenen Füßen stehen, hieß, Geld verdienen. Vorerst mußte ich München verlassen und bei meiner Mutter am Ammersee wohnen; bevor jedoch daheim eine Entscheidung über berufliche Möglichkeiten gefallen war, überstürzten sich die Ereignisse auf andere Weise.

Meine Furcht, mit der Abfahrt aus München ganz und gar aus dem Gesichtskreis von Rudolf Hess zu verschwinden, erwies sich insofern als unbegründet, als er immerhin meine unleugbare Brauchbarkeit zur „politischen Sekretärin" erkannt und sich nutzbar gemacht hatte. Ich wurde daher zum Entsetzen meiner Mutter und meines Stiefvaters, die gewiß keine Anhänger dieser in ihren Augen düsteren Hintertreppenpolitik sehr zweifelhaften Charakters waren, mit Propagandamaterial nur so überschüttet: Handzettel, Flugblätter, Zeitungen, sehr eigenartige Postkarten im Kampf um die Feder'sche „Brechung der Zinsknechtschaft" — ich gebe gern zu, daß diese fragwürdigen Auswüchse politischer Zeichnerphantasie wenig geeignet waren, meine Mutter milder zu stimmen. Die Flugblätter mußten verteilt, die Handzettel vervielfältigt, die Postkarten an Gott und die Welt versandt werden, ja, der in den Augen meiner Mutter recht verdächtige und wenig beliebte Herr Hess, dem zum mütterlichen Ärger und meiner nicht geringen Freude Verwandte und ein alter Freund der Thule-Gesellschaft in unserer unmittelbaren Nähe wohnten, tauchte persönlich auf, um Fertiges abzuholen, Neues zu bringen.

Auf dem Besitz dieses Thule-Freundes hatte wenige Jahre vorher — unter den bewundernden Augen einer Base Loopings drehend — der auf Lager Lechfeld bei Augsburg in Ausbildung begriffene junge Fliegerleutnant

Rudolf Hess eine Übungsmaschine „zerschmissen"* — ich hatte aus dieser Geschichte die erstaunliche Wahrheit zu lernen, daß, je mehr „zerschmissene" Maschinen den Werdegang eines jungen Fliegers umsäumten, umso glückhafter die Götter die Lose seinem zukünftigen Fliegerschicksal geworfen hatten — ach, uns streifte keine Ahnung jener grauen Me 110, deren letzte Trümmer gut zwanzig Jahre später auf dem Felde des schottischen Bauern McLean noch einmal diese Wahrheit von den glückhaften Losen der Götter unter Beweis stellen sollten!

Politik war einmal fern an diesen sommerlichen Sonntagen, an denen ein ländliches Wochenende die Begleitmusik zu den damit verbundenen Materiallieferungen an mich bildete: Bruder, Schwester und Schwägerin begleiteten meinen späteren Mann, vom Internat Schondorf am gegenüberliegenden Seeufer kamen Kinder alter ägyptischer Freunde, die dort die Schule besuchten. Gemeinsame Radfahrten, Rudern, Segeln und Schwimmen versöhnten mich ein wenig mit der München fernen Verbannung. Leise begann der Wohllaut dieser Voralpenlandschaft mein Herz einzufangen, das bisher der Weite und Herbheit norddeutschen Raumes, Ebene und Meer zugetan war. Der See perlmutterfarben schimmernd im fließenden Frührot, grün und blau im Sonnenglast, trüb und verhangen, urplötzlich wild und böse, gefährlich aufflutend wie das Meer meiner Heimat — an seinem südlichen Rande der ferne Zug der Berge, nah und lockend an föhnigen Tagen, klar und ruhig im Abenddämmer, weit und geheimnisvoll im Morgenschein. Immer ging die Luft von den Bergen her kühl, und manches Mal hat sie den Zorn gesänftigt, der ein nicht seltener Begleiter dieser wenigen Wochen im Elternhause war: nach München strebte ich, immer neu, immer wieder,

* vgl. Brief vom 20. 9. 1953.

ja, man rief mich, zu Versammlungen, zu Sprechabenden, zu Arbeit und Gemeinsamkeit. Aber niemals war man daheim geneigt, Geld für solche Fahrten zu opfern, nie fand ich ein Echo dessen, was mich bewegte.

Eines schönen Tages war mir dies alles einfach leid; ich schnürte die notwendigsten Dinge in ein Bündel, nahm mein Rad und jagte, vorwärts getrieben von der Angst, zurückgeholt zu werden, im ersten dämmernden Morgen nach München: irgend etwas zum Arbeiten würde sich finden, jedenfalls aber wollte ich endlich auf meine Weise leben.

Eine Tante, in deren Wohnung ich als erstes flüchtete, war auswärts; die Wirtin, die mich kannte, ließ mich ein — oft und oft hat die Tante humorvoll geschildert, wie sie mich beim nächtlichen Heimkommen fand: zuerst die merkwürdige Tatsache fremder Schuhe vor der Tür, an der Türklinke Strümpfe und Wäsche, ein mit tiefem Mißfallen betrachtetes Landstreicherbündel auf der Erde und endlich unter einer alten Divandecke auf dem Sofa ein Schopf Haare. Das war die durchgebrannte Nichte, die taumelnd erwachte und schlaftrunken den unwiderruflichen Entschluß kundtat, nach Hause nicht mehr zurückzukehren.

Niemals werde ich es diesen beiden Menschen, der Tante und ihrem Mann, vergessen, daß sie das kopflose Unternehmen einer kaum Zwanzigjährigen deckten, meine Mutter besänftigten, mein geringes Hab und Gut herbeischafften und mich ein Weilchen bei sich aufnahmen. Auch sie waren sicherlich weit davon entfernt, Begeisterung für recht unbestimmte politische Ideale zu empfinden, auch sie betrachteten jenen merkwürdigen Herrn Hess, der anscheinend die tiefste Ursache dieser wilden und unüberlegten Taten war, mit berechtigtem Mißtrauen, aber sie erkannten und anerkannten den Willen, der in uns jungen Menschen lebte, ganz und gar neue Fragen und Auf-

gaben nach eigenem Ermessen zu lösen. Waren sie auch selber verwurzelt in einer Zeit, die nicht mehr die unsere war — durch Dulden und Anerkennen unseres ungeduldigen und atemlosen Wollens im Umkreis ihres eigenen festgefügten, sehr geistigen und sehr künstlerischen Daseins haben sie unmerklich aber entscheidend manches Jahr zuerst mir und später auch meinem Mann nicht nur eine Heimstatt, nein, auch eine Lehrstatt gegeben. Wohl haben sie uns manchmal gewarnt, das Licht nicht an beiden Enden zu brennen, physisch nicht, geistig nicht, politisch nicht — aber sie haben niemals versucht, es zu löschen. Sie gaben ihm im Gegenteil geistige und körperliche Nahrung: manche Eintrittskarte zu Konzerten und Theater, manch Buch, manch Butterbrot und manches Markstück haben in jenen Jahren voll Hunger und Idealismus geholfen, durchzuhalten.

In den wirtschaftlichen Verhältnissen, um mich ganz bei sich aufzunehmen und das Leben einer sorglosen Versammlungs- und Theaterbesucherin, einer fröhlichen Entdeckerin oberbayerischer landschaftlicher Schönheiten führen zu lassen, lebten Onkel und Tante nicht — auch wollte ich ja garnicht mehr erhalten werden, ich wollte mich selber erhalten. Doch vor den Erfolg haben die Götter bekanntlich den Schweiß gesetzt — daß es mir beschieden sein würde, dieses Sprichwort einige Zeit sehr wortwörtlich und am eigenen Leibe zu erfahren, schien mir am Anfang meiner Grübeleien über berufliche Möglichkeiten nicht unbedingt erforderlich. Immerhin war es mir bestimmt: im Sommer 1919 hatte ich ein paar kurze Ferientage in Icking im Isartal verbracht; mit der Nichte der Pensionsinhaberin verband mich seitdem Freundschaft, sie erfuhr von meinen Berufssorgen und schlug kurzerhand vor, im Haushalt dort zu helfen. Ich würde Arbeit in unbegrenzter Menge, ein kleines Taschengeld, freie Wohnung und das Essen finden.

Mein Vorsatz, daß die eigene Arbeit das Studium ermöglichen sollte, stand fest, da jedoch die Universitätsferien begannen, war ich vorerst nicht an München gebunden, Icking lag sehr nahe, ich griff schnell entschlossen zu, schnürte das inzwischen etwas umfangreicher gewordene Bündel, nahm dankbar Abschied von Onkel und Tante, bestieg mein Rad und fuhr frohgemut isaraufwärts meinem neuen, mir ja nicht völlig unbekannten Ziel entgegen.

Vor einem Jahr allerdings war ich Gast im schönen Haus am Hügel gewesen, nun erwartete mich auf dem Speicher ein Holzschragen mit Matratze, ein Stuhl für meine Habseligkeiten und einer mit einer Waschschüssel — das war die „freie" Wohnung, durch die an trüben Tagen der Wind pfiff und von der aufgehängten Wäsche die Tropfen auf mich schüttelte. Ein paar in die Dachbalken geschlagene Nägel vollendeten die Einrichtung, nahmen den Rest meiner Habe und zwei Bilder auf: den Bamberger Reiter und die Venus von Botticelli, deren rotblonde Haarsträhnen im leisen Zugwind meiner luftigen Wohnung zu wehen schienen und einen Hauch von Freiheit, Schönheit und Großartigkeit ausstrahlten.

Vorerst aber einmal überstrahlte Arbeit, wahrlich „unbegrenzte" Arbeit, wie zu Beginn versprochen, meinen Lebenslauf: ungezählte Paare ungeputzter Gästeschuhe, Berge abzuwaschenden Geschirrs, schmutzige Wäsche und unaufgeräumte Gast- und Gästestuben — vor den Erfolg hatten die Götter viel Schweiß gesetzt! Aber das Taschengeld, das erste selbstverdiente Geld, ließ alles vergessen, und das Allererfreulichste dieser Zeit war die Nähe Münchens: an jedem meiner freien Wochennachmittage jagte ich mit dem Rad stadtwärts — und außerdem noch häufig genug spät abends nach dem Geschirrspülen. Konzerte, Theater und Versammlungen, nicht zuletzt freilich „der Hess", trieben mich hinein. Nach Mitternacht meist und

noch später ging es dem nicht allzu verlockenden Speicherbett entgegen; wenn die Straße bergab lief, der leise beginnende Herbst und steigender Mond die Isarlandschaft mit silbrigem, duftigem Glanz erfüllten, sang und pfiff ich selig in fröhlichem Durcheinander Wandervogel- und Soldatenlieder, Arien von Mozart und Lieder von Schubert — das Glück, durch Arbeit mir diese Freiheit erobert zu haben, schien grenzenlos, und das merkwürdige Bett auf dem Speicher war das Nebensächlichste der Welt. Freilich, oft stürmte und regnete es auch, kurz vor Schäftlarn steigt die Straße erheblich, und unweigerlich muß man das Rad schieben: ach, manchmal hatte ich auch bittere Angst so mutterseelenallein in der dunklen, einsamen und winderfüllten Nacht!

Lieber Herr Doktor, haben Sie einmal mit Bewußtsein beobachtet, wie ein frisch „zug'reister Preuß" einen Rucksack trägt? Lässig hängt er über nur einer Schulter, und der arme einschultrig Baumelnde soll die tiefste Verachtung seines Trägers diesem ungewohnten und fragwürdigen Gegenstand gegenüber ausdrücken. Nun, vom ersten, wahrlich sauer verdienten Geld schaffte ich mir einen Rucksack an und lernte, seine Riemen über beiden Schultern zu tragen — damals, als das Heranschleppen des im Haushalt Benötigten meine bis heute unausrottbare Vorliebe für diese Art des Lastentragens begründete, und heut: Achtung und Liebe gebührt ihm, dem Freund und Kameraden Rucksack — ich erkannte es bald und ahnte dabei kaum, was ich erlernte: taublitzende Morgenstunden und nächtliche Heimfahrten durch herbstlichen Dunst, das hoch am Hang über dem Tal liegende Haus mit seinem weiten Blick ins Voralpenland und auf die grenzenden Berge festigten die Liebe zu diesem, dem „menschlich Land". Plötzlich verstand ich mit dem Herzen, daß „das Fähnelein weiß und blau ist", wie es der Weiss Ferdl im

Münchner Platzl sang, wohin „der Hess" mich mitgenommen hatte, wo ich ein anfangs nur staunender und nicht begreifender Gast gewesen und schmerzlich meine Fremdheit und Andersartigkeit empfunden hatte. Doch die Bauern, Handwerker und Kaufleute im schönen Isartal — und der Rucksack, von jedem Stand getragen, in den Bergen, auf dem Land, in der Stadt, sie waren die ersten Lehrmeister einer Schule ständischen Ausgleichs, die die norddeutsche Offizierstochter und Studentin unmerklich durchmachte.

Mit dem sich neigenden Jahr gingen auch die Universitätsferien ihrem Ende entgegen, und wenn auch, aller Arbeit zum Trotz, das Dasein in diesen Wochen ein glückliches schien, mein Unterscheidungsvermögen für glatte und krause Petersilie, für Zwiebelkraut und Schnittlauch, Thymian und Majoran rasche Fortschritte machte — schließlich war es nicht mein Ehrgeiz, mein Leben als Spülmädchen einer Fremdenpension hinzubringen.

Wieder wie vor einem knappen halben Jahr am Ammersee war das Ziel München, die Universität, „der Hess" — und er, „der Hess" brachte selber die Lösung: inzwischen hatte vielleicht nicht nur meine beharrlich bewiesene Nützlichkeit, nein, auch der ungezwungene Widerhall eigenen Denkens, eine unüberhörbare Schwingung von ihm zu mir, die erste äußere Schale seiner gramvollen Verhärtung aufgebrochen: in den Vorhof des sehr eng umgrenzten Kreises, dem sich zu öffnen er gelegentlich bereit war, hatte ich eintreten dürfen — eines Kreises, der in jenen Tagen, durch räumliche Trennung bedingt, kaum die Eltern, wohl aber einen Vatersbruder und dessen kluge, warmherzige Frau, den eigenen jüngeren Bruder und allen voran den väterlichen Freund Haushofer — den „General", wie wir ihn nannten — umschloß. Allen diesen menschlichen Bindungen war bald die nahezu magische, die ihn von der

ersten Berührung an mit Adolf Hitler verband, übergeordnet — an dieser Bindung aber hatte ich, fast von Anbeginn an, den stärksten Anteil. Wohl war Haushofer der Begleiter beim ersten Besuch einer nationalsozialistischen Versammlung gewesen, der „General" aber leistete der ihn irgendwie bedrückenden, begeisterten Hingabe des jungen Freundes weit mehr Widerstand als Beihilfe — was dieser aber suchte, war nicht Widerstand, sondern Widerhall. Er fand ihn bei mir.

Oft habe ich in viel späteren Jahren, als Sekretärinnen, Adjutanten und Stäbe an diesem politischen Teil seines Lebens weitaus größeren Anteil hatten als ich, deren selbstverständliche Aufgabe „Haus und Hof und Herd", ein gerüttelt Maß eigener, verantwortlicher Arbeit war, traurig an jene ferne glückliche Zeit gedacht, als ich Sekretärin, Adjutant und Stab in meiner Person vereinigte — mir schien zuweilen, als habe er sie, wie Männer sind, vergessen. Im Spätherbst 1945, als er schon längst im Nürnberger Justizpalast in den Reihen der alten Kameraden und „Kriegsverbrecher" saß, erreichte mich auf nie geklärten wunderlichen Wanderwegen ein Brief von ihm, noch aus der englischen Gefangenschaft, vom 18. Juni 1945*: fünfundzwanzig Jahre — ein weiter leuchtender Bogen voll Glauben und Gemeinsamkeit überspannte sie, fünfundzwanzig Jahre waren vor den Worten dieses Briefes wie ein Tag — er hatte nichts vergessen!

Der eigentliche Beginn jener Gemeinsamkeit aber war nicht der Aprilmorgen im Schwabinger Gärtchen — das war mein ureigenstes Erlebnis und berührte ihn damals nicht. Als er aber im Herbst nach einer Versammlung plötzlich sein Rad nahm, um mich ein Stück heim ins Isartal zu begleiten, und die Frage stellte, ob ich wohl Lust

---

* Vgl. Seite 101 f.

hätte, sozusagen die Hälfte seines damaligen beruflichen Lebens zu übernehmen, die andere Hälfte aber zum Studium zu benutzen, wie er es selbst plante, da begann wirklich Gemeinsamkeit.

Er arbeitete zu jener Zeit in einer winzigen Firma für moderne Raumkunst: der Sohn und Erbe einer alteingesessenen Münchener Ofenkachelfabrik, Offizier im Krieg und im Stabe Haushofers, war nicht nur Diplomingenieur, sondern — wenn man es heute rückschauend betrachtet — recht eigentlich einer der Bahnbrecher moderner Wohnweise, abgestellt auf den meist schmalen Geldbeutel junger Eheleute nach dem Ersten Weltkrieg: fort mit der Vorstellung gutbürgerlicher Vergangenheit, ein junges Paar müsse ein Eß-, Wohn-, Herren- und Schlafzimmer, möglichst einen „Salon“ und möglichst alles aus fourniertem Edelholz besitzen — das war seine Losung! Er und ein Freund, Architekt und Frontoffizier wie er selber, entwarfen ganze Mappen voll leichter, fröhlicher und sachgemäßer Möbel aus Fichtenholz, das teils roh behandelt, teils farbig gestrichen werden sollte; die zeitlose und malerische Schönheit bayerischer Bauernmöbel und getäferter Bauernstuben hatte bei diesen neuartigen Entwürfen Pate gestanden. Mein späterer Mann, durch Haushofer diesem Kreis seiner ehemaligen Stabsoffiziere zugeführt, übernahm Korrespondenz, Vertretung und „Prokura“ dieser „Welt“-Firma „Münchener Wohnungskunst GmbH“ — daß der älteste Sohn des Inhabers der großen deutschen Firma Hess & Co. in Alexandrien sehr gegen den eigenen, aber gezwungen vom väterlichen Willen vor dem Krieg die Handelsschule in Neuchâtel in der Schweiz besucht hatte, sollte auf diese Weise wenigstens spärliche Früchte tragen, mehr: sollte Mittel zum Zweck werden. Die Abneigung allem Kaufmännischen gegenüber war in dem „Prokuristen“ der kleinen Münchener Firma nicht geringer als in

dem einstigen Neuchâteler Handelsschüler; die Alexandriner Firma aber war infolge der Beschlagnahme aller deutschen Auslandsvermögen durch die Bestimmungen von Versailles, vorerst verloren, der väterliche Wille dem aus dem Weltkrieg als Offizier Heimgekehrten kein unumgängliches Gebot mehr. Dem Frontoffizier aber stand trotz fehlenden Abiturientenexamens plötzlich das Hochschulstudium offen — so dachte er, die Korrespondenz der Münchener Wohnungskunst mir aufzuhängen, um neben Vertretertätigkeit und „Prokura" Zeit für das Studium und seine politischen Ziele zu gewinnen.

Zwar besaß ich nicht die leiseste Ahnung vom Maschinenschreiben, der Herr „Prokurist" aber hatte mich angewiesen, dies bei der Vorstellung wohlweislich zu verschweigen. Wohl sei unser „Chef" blitzgescheit, lebhaft, schnell und anspruchsvoll, die einzig vorhandene Schreibmaschine des Betriebes aber sei ein derartig vorsintflutliches Gebilde aus den Zeiten der Erfindung dieser nützlichen Einrichtung, daß ich spielend und in wenigen Tagen lernen würde, sie zu bedienen. Von Kurzschrift hatte ich zwar auch nur wenige, reichlich mangelhafte Begriffe, dafür aber ein glänzendes Gedächtnis; eine heimliche Leidenschaft für Einrichten und Bauen mag mir meine Mutter vererbt haben, die mit sicherem Geschmack und Unternehmungsgeist ihre allein schon durch den Beruf meines Vaters zahlreichen Wohnungen stets neu umräumte und gestaltete — irgendwie also paßte ich in den Rahmen dieser wunderlichen und genialen GmbH; kurzum: fast ohne einen Finger zu rühren, hatte ich eine Stellung in München.

Die Krönung dieses Lebensabschnittes war die erste vorschriftsmäßige Einschreibung an der Universität, ich war keine ganz und gar unberechtigte „Gasthörerin" mehr, ich war „stud. phil. Ilse Pröhl", ich war stolz und glückselig. Daß die Kolleggelder einen Großteil dessen aus-

machten, was ich für Essen und Heizen im bevorstehenden Winter brauchen würde — dieser hemmende Gedanke kam mir nicht einen Augenblick; im übrigen löste sich auch die Frage der Ernährung auf überraschende Weise: unsere GmbH zahlte eine jährliche Pauschale für Strom, der „erste" Zeichner (er war gleichzeitig der einzige!) nannte eine elektrische Kochplatte sein eigen, aus dem vertieften Straßeneingang führte eine rechte Tür zu uns, eine linke in einen Milchladen, dessen Besitzerin für ein enzianblaues, mit Edelweiß bemaltes Küchenschränkerl zu gewinnen unseren gemeinsamen Bemühungen gelang — viele, viele Jahre hat es gebraucht, bis ich später den Geruch des Münchener Backsteinkäs wieder vertragen konnte, der, auf Brot gelegt, mit Milch übergossen, von einer alten Ofenkachel bedeckt und auf der Kochplatte erhitzt, zum Mittelpunkt unserer Ernährung wurde. Um etwa auftauchenden, an modernen Möbeln vielleicht interessierten Besuchern die Freude an ihnen nicht durch die alles durchdringenden Wohlgerüche dieses Backsteinkäses zu verleiden, schlossen wir seelenruhig während „Lunch- und Dinnerstunden" die Ladentür — es hat vermutlich nie einen Besucher abgehalten, weil selten einer kam!

Wir selber aber kamen und gingen, wie es uns paßte: der „Chef" war meist unterwegs und diktierte nur wenig, am liebsten abends oder nachts — das war mir eben recht, so gehörte der Tag, wenn das Diktierte geschrieben war, der Universität. Unser „Vertreter" Hess sauste auf dem Rad mit schweren Mappen voller Möbelentwürfe im Eilzugtempo durch München, um die großen Schreinereien für die Ziele unserer Firma zu begeistern — selten oder nie gelang es, da noch kein Mensch das Neuartige und Bahnbrechende des Gedankens begriff und niemand von den Wenigen, die es vielleicht verstanden, genügend Geld besaß. Die Inflation begann.

Auch der „Vertreter“ verschwand nach vollbrachtem Tagewerk in der Universität, wo sich unsere Wege kreuzten, um sich bei häufigen abendlichen Versammlungen der NSDAP wieder zu vereinigen. Von uns aus hätte die „Münchener Wohnungskunst GmbH“ blühen, wachsen und gedeihen können: wir wären sogar bereit gewesen, mehr für sie zu arbeiten, mehr zu verdienen und wären, bei einer solchen zwar unwahrscheinlichen aber freundlichen Aussicht sogar gewillt gewesen, unsere Ernährung auf die Geruchsnerven weniger beleidigende Dinge umzustellen — aber, ach, sie tat uns nicht den Gefallen, sie gedieh keineswegs, im Gegenteil, sie löste sich auf.

Ein halbes Jahr, Herbst, Winter und Frühling 1920/21, aber bot uns diese vergnügliche Firma Arbeits- und Lebensmöglichkeit, Zeit zum Studium, Zeit, uns immer stärker mit den Gedankengängen der NSDAP zu befassen.

So spannte sich vor allem für Rudolf Hess das Dasein zwischen den beiden Polen der Universität und der Partei: Verkörperung des einen war der väterliche Freund Haushofer, des anderen Adolf Hitler.

Die zweckbestimmte Propaganda der Jahre nach 1945 hat aus dem Brigadekommandeur des Ersten Weltkrieges, dem späteren Professor der Universität München, dem Bayern dem Stamm, dem Deutschen der Nation nach, dem erdraumweiten Denker, dem Geopolitiker Karl Haushofer das Zerrbild einer „grauen Eminenz“ im Schatten von Rudolf Hess, durch dessen Mittlerrolle den Antreiber Adolf Hitlers zu imperialistischer Maßlosigkeit gemacht — wie unecht und wie töricht, wie bis in die Wurzeln falsch ist dieses Bild!

Es gibt eine kleine Geschichte von Haushofer, die mir wie kaum eine andere bezeichnend für ihn erscheint, die darüber hinaus der Faden gewesen ist, an dem das Schicksal seine Begegnung mit Rudolf Hess abspulte: als Bri-

gadekommandeur sitzt Haushofer während des Ersten Weltkrieges eines Tages am Straßenrand irgendwo in Lothringen und läßt eine bespannte Artillerieeinheit an sich vorüberrumpeln. Ein Futtersack fällt herunter und liegt auf der Straße — Gefährt um Gefährt, Soldat um Soldat rollen vorbei, niemand kümmert der heruntergefallene Sack: plötzlich aber springt ein Mann im Fahren ab, packt den Sack, wirft ihn im Laufen auf das nächste Gefährt und setzt federnd selber auf ein folgendes — vorüber! Der Oberst Haushofer schaut nachdenklich in den Staub der verschwindenden Kolonne, das Bild des Abspringenden hat sich ihm eingeprägt. Abends im Quartier treibt der Wunsch, jenen Soldaten zu finden und ihm vorzuführen, den an Absonderlichkeiten des hochverehrten Chefs gewöhnten Stab in einige Erregung und immerhin fieberhafte Tätigkeit: der Mann wird gefunden, wird sogar sehr rasch gefunden, da es der Zufall will, daß er mit einer Meldung der Kompanie beim Stab auftaucht; er ist der Sohn einer kinderreichen Regensburger Familie, kleiner kaufmännischer Angestellter, Kriegsfreiwilliger. Haushofer verliert ihn nicht mehr aus den Augen, ermöglicht dem Einzelgänger, der zugleich ein Draufgänger ist, den im Ersten Weltkrieg sehr ungewöhnlichen und seltenen Aufstieg zum Tapferkeitsoffizier, kommandiert den späteren Leutnant in seinen Stab, den dieser später verläßt, um sich zur Fliegerei zu melden.

Das war Haushofer, den mancher ranggleiche und rangältere Kamerad vielleicht als einen merkwürdigen Kommandeur ansah, da er niemals über dem Soldatischen das Menschliche vergaß, dem gar recht abwegige Beweggründe für diese geniale „Menschenfischerei" unterlegt wurden; wie richtig aber letzten Endes solche uns Heutigen selbstverständliche, damals ungewöhnliche Auffassung von soldatischer Führung war, beweist gerade die Fortsetzung

der mit einem heruntergefallenen Futtersack begonnenen Begegnung: aus jenem unbekannten Soldaten, nach Beendigung des Krieges wieder einer von vielen Vertretern einer großen deutschen Landmaschinenfabrik, wurde im Laufe weniger Jahre der leitende kaufmännische Direktor dieses Unternehmens* — recht eigentlich aus der gleichen Fähigkeit heraus, die ihn als einzigen einst jenen Futtersack aufheben hieß!

Nach seinem Ausscheiden aus dem Stabe Haushofers traf er bei der Ausbildung zum Jagdflieger auf Lager Lechfeld bei Augsburg mit Rudolf Hess zusammen, für beider Tatendrang viel zu spät, erst im Frühsommer 1918. Die beiden jungen Offiziere verband jedoch eine rasche Freundschaft — fast merkwürdig aus ihrer starken Gegensätzlichkeit heraus, merkwürdig auch bei der so schwer sich aufschließenden Art des einen Partners. Doch eine Freundschaft, die bis heute jeglicher Belastung standhielt.

Durch diesen Fliegerfreund geriet mein Mann nach Beendigung des Krieges in den Kreis der ehemaligen Stabsoffiziere Haushofers, die teils die akademische Laufbahn einschlugen, teils mit ihrem einstigen Kommandeur zusammen zu Gründern der „Münchener Wohnungskunst GmbH" wurden.

Was diese Begegnung mit Haushofer aber für die geistige Entwicklung meines Mannes bedeutete, der einst nur zähneknirschend um einer kaufmännischen Laufbahn in der väterlichen Firma willen diejenige eines Akademikers aufgegeben hatte, ist kaum ganz zu ermessen. Der Geist des Hauses Haushofer, der den Bogen von „realistisch durchsetzter Romantik", von Conrad Ferdinand Meyer bis Friedrich Ratzel, bis zu den Gesetzen des Erdraumes als Lehre für Geschichte und deutsche Zukunft spannte, ergriff den

---

* Gemeint ist Direktor Max E. Hofweber der Fa. Lanz-Mannheim.

jungen Frontoffizier und lenkte seine ersten, tastenden Schritte auf der Bahn wissenschaftlichen Denkens. Kjellen, der große Schwede, und Ratzel wurden die nachhaltig wirkenden Lehrmeister, und zerlesene Bücher, die „Politische Geographie“ und „Die Erde und das Leben“ von Ratzel sind neben der „Kleinen Volkswirtschaftslehre für Jedermann“ nicht nur rucksackbeschwerende Begleiter unserer Wanderfahrten, sondern noch 1923/24 die „wirkungsvollsten, viel verarbeiteten Stücke der kleinen Bücherei des Festungsgefängnisses Landsberg“ (Haushofer) gewesen.

„Weiter Raum wirkt lebenerhaltend“ (Ratzel) — es war sicherlich keine imperialistische Maßlosigkeit, sondern klare, sehr einfache aber sehr zwingende politische Erkenntnis, die dem jungen Deutschen Rudolf Hess im vom Unverstand des Versailler Vertrages verstümmelten, seiner Kolonien beraubten Land diesen Leitsatz politischer Geographie wie ein Richtfeuer aufleuchten ließ.

Und führte ihn der väterliche Freund, dessen elterliches Haus einst ein geistiger und kultureller Mittelpunkt Münchens gewesen, das sowohl den Deutschen Felix Dahn und Paul Heyse wie auch dem Schweizer Conrad Ferdinand Meyer eng verbunden war, über dessen Gedichte und Novellen zum „lebendigen Baum deutscher Dichtung“ — war es da so verwunderlich, daß in den Jahren 1918—1923 die „Deutsche Libertät“ aus „Huttens letzten Tagen“ zu einem Fanfarenstoß für den jungen Studenten wurde?

„Nichtsnutzig eine Freiheit, die vergißt,
Was sie der Reichesehre schuldig ist!

Nichtsnutzig eine deutsche Libertät,
Die prahlerisch im Feindeslager steht!

Geduld! Es kommt der Tag, da wird gespannt
Ein einig Zelt ob allem deutschen Land!

Geduld! Wir stehen einst um ein Panier,
Und wer uns scheiden will, den morden wir!

Geduld! Ich kenne meines Volkes Mark!
Was langsam wächst, das wird gedoppelt stark.

Geduld! Was langsam reift, das altert spat!
Wenn andre welken, werden wir ein Staat!"

Wohlgemerkt, Herr Doktor, es war der Schwede Kjellen, der die grundlegenden geopolitischen Gedanken Friedrich Ratzels, die die Welt ringsum längst be- und ergriffen hatte, auch in Deutschland zum Durchbruch führte — es war der freie schweizer Bürger Conrad Ferdinand Meyer, der einen Reichsgedanken in seiner Dichtung aufleuchten ließ, der weit hinüberreichte über die dem Auslandsdeutschen Rudolf Hess selbstverständliche und fraglose Bewußtheit deutscher nationaler Geltung.

Sicherlich hat der väterliche Freund Haushofer, der die Schriften Kjellens in Deutschland herausgab, der dem jungen Menschen an seiner Seite in Unterhaltungen leicht und spielend unverschuldete Bildungslücken schloß, den Hinweis nicht versäumt, daß es „der große Vorgang in Conrad Ferdinand Meyers Dichtung war, zwischen den Elementen zweier, besser, dreier Kulturkreise zu vermitteln und sie zusammenzubringen". So kamen in dem Studenten Rudolf Hess Saiten zum Erklingen, die bisher geschwiegen hatten; liefen in ihm doch Ströme, die gerade diesem Schweizer, diesem „Binder dreier Kulturkreise" entgegenkamen: stets hatte er eine fast künstlerische, spielende, leichte Freude an französischer Sprache, stets eine ausgeprägte Vorliebe für italienische Musik; das Kind kam mit den Eltern auf sommerlichen Deutschlandfahrten einmal über Marseille, einmal über Genua oder Triest in die fränkische Heimat, vor allem aber wies der väterliche Erbgang in die Schweiz: die Mutter des Vaters, eine besondere

und starke Persönlichkeit, stammte aus dem Kanton Glarus.

Gerade aber dieser sprichwörtliche „Glarner Dickschädel" erfüllte Freund Haushofer mit oft erheblicher Sorge — wie gern hätte er den Träger dieses erbbedingten Dickkopfes von den gefährlichen Wegen der Tagespolitik abgelenkt und eingehegt in einen Garten reinen, wenn auch erdraumweiten Studiums! Es sollte ihm nicht gelingen.

Durch den Bogen freilich, in den er den Studiengang des Freundes spannte, von Friedrich Ratzel und Rudolf Kjellen über Volkswirtschaft und Geschichte bis zu Conrad Ferdinand Meyer, bis zum Dichterisch-Künstlerischen, schuf Haushofer unbewußt selber den Grund, aus dem aufwachsend der junge Mensch aus dem Garten reinen Studiums ausbrach — unbewußt — nicht als Antreiber, nicht als „graue Eminenz" aus eigenem politischen Ehrgeiz, nein, bauend am sicheren Haus wissenschaftlicher Erkenntnis, aus der die Dynamik des jungen Freundes nach der schaffenden Tat verlangte.

Wohl wurden auch „Huttens letzte Tage" zu einem zerlesenen Band im Rucksack unserer Wanderfahrten, wohl fügte ich aus eigener früher Leidenschaft für alles, was am „lebendigen Baum der Dichtung" wuchs, auch leise erzürnt über die mir als geistige Nahrung gründlich verhaßte „Kleine Volkswirtschaft für Jedermann" den „Hyperion" und den „Westöstlichen Divan" bei — aber wenn wir in den Frühlingstagen 1921 am Bodensee lagen, vor uns „Huttens See und die Schneegebirge", so fühlte ich — manchmal traurig, immer aber letztlich begreifend — den Zwang, der den Mann an meiner Seite auch deutsche Dichtung vorerst nur auf dem Umweg über die ihn ausschließlich erfüllenden Gedanken deutscher Politik erleben ließ.

Im Spätfrühjahr 1921 von einer in Zürich lebenden Vaterschwester für einige Erholungswochen eingeladen,

geriet mein Mann, durch Freund Haushofer in die einst dem Dichter Conrad Ferdinand Meyer befreundeten Familien empfohlen, auch persönlich und unmittelbar in die Ausstrahlung dieses hochgebildeten und wahrhaft europäischen Menschen- und Kulturkreises; aber stets blieb auch dort, wo Familienbande in den Norden Deutschlands bis zum Hause des Altreichskanzlers reichten, der Takt der Musik dieser Tage ein politisches Stakkato.

Allzu mächtig hatte ihn schon die Bindung an den zweiten Pol seines Lebens gefesselt: wohl taufte der väterliche Freund, sicherlich nicht aus Anerkenntnis sondern mit dem verborgenen Ziel, das Geheg um den eigene Wege Einschlagenden zu verstärken, das ihm irgendwie fremd bleibende Idol um ein Weniges zu verkleinern, den Führer der NSDAP „Tribun“ — ein Deckname, der lange Jahre, bis aus dem „Tribun“ der „Chef“, aus diesem der Führer wurde, in unserem engsten Kreis der täglich gebrauchte blieb. Rudolf Hess aber schien das Wort kein negativer Begriff: Tribun — Anwalt und Sprecher dieses durch den Vertrag von Versailles zum Plebejer unter den Völkern herabgewürdigten deutschen Volkes zu sein — war es nicht ein Ehrentitel?

Merkwürdigerweise haben viele Menschen die große Schweigsamkeit meines Mannes, seine äußerst geringe Freude am Reden, einer gleich starken Unlust am Denken gleichgesetzt — sicherlich hat selbst der dem Menschen Rudolf Hess wie kaum einer zugetane Freund Haushofer niemals ganz erkannt, wie, zwar wenig nach außen dringend, aber wie gründlich und unbeeinflußbar der junge Freund dachte, wie glasklar durchsichtig er selber für ihn war.

Die Lehrer des Evangelischen Pädagogiums in Godesberg jedenfalls, auf dem der auslandsdeutsche Bub erzogen wurde, hatten einst alles versucht, den Vater und Kauf-

mann, den Inhaber der Fa. Hess & Co. in Alexandrien, davon zu überzeugen, daß es ein niemals wieder gutzumachender Fehler wäre, die hervorragende mathematische und naturwissenschaftliche Begabung seines Sohnes nicht auszubilden — vergeblich! Eines freilich konnte das Nein des Vaters gegenüber der wissenschaftlichen Laufbahn seines Erben nicht unterdrücken: das mathematisch-logische Denken.

Kaum hatte der junge Frontoffizier an der Hand des älteren Freundes die ersten tastenden Schritte auf volkswirtschaftlichem, geschichtlichem, geopolitischem Boden getan, als er auch unbeirrbar daran ging, die logischen Folgerungen für das politische Leben seines Volkes daraus zu ziehen: sicherlich, wäre Freund Haushofer fähig gewesen, eine Volksversammlung zu leiten, eine Masse kommunistisch-international verhetzter Menschen, die nur wenige Jahre vorher immerhin Kameraden der Front gewesen waren, den Weg zum Volksganzen zurückfinden zu lassen — es unterliegt kaum einem Zweifel, daß er das alleinige Gestirn geblieben wäre, um das die nicht nur wissenschaftliche, nein, auch politische Entwicklung meines Mannes gekreist wäre.

So aber verschob sich das Schwergewicht zum „Tribun", der — ohne je vorher vom Wein Ratzelscher, Kjellenscher und Haushoferscher Geopolitik genippt zu haben — aus eigenem genialen Instinkt versuchte, in die Tat parteipolitischer Volkserziehung umzusetzen, was dort reine, aber nur bürgerliche Schichten erfassende Erkenntnis war.

Rudolf Hess entschied sich — wie viel von meiner, etwas später nachfolgenden Entscheidung durch ihn oder mit ihm, wie viel von ihr aus eigener Veranlagung und Erkenntnis getroffen wurde, lieber Herr Doktor, ist letztlich unwichtig: beide hatten wir den Weg zu „Gewalt und

Ungeistigkeit" beschritten — wie Sie es in jenem Brief nannten, der mich zum Erinnern zwang.

Dieser Weg führte aus der Kampfzeit über eine Spanne arbeitsreicher, glücklicher, dem Ziel deutscher Volkwerdung, deutschen Reichsgedankens gewidmeter Jahre in den von meinem Mann sicherlich niemals gewünschten, stets nur als tragischer Konflikt gewerteten Krieg, zum Flug nach Schottland und endlich auf die Nürnberger Anklagebank und in die Spandauer Zelle.

Muß ich wirklich weiter erzählen, Herr Doktor? Ich möchte diesen für Sie geschriebenen Rückblick beenden, denn alles, was später, was dann von 1933 bis 1941 mit uns geschah, ist nur die logische Folge, unser Einzelschicksal nur noch ein Teil des großen allgemeinen.

Wichtig allein war der Weg, waren Glaube und Gesetz, unter denen wir angetreten, denen wir die Treue bewahrten.

Oft hat es mich seit 1945 gewundert und ist auf mein völliges Nichtbegreifen gestoßen, daß Treue von dem mehr oder minder Menschlichen, oft Allzumenschlichen abhängig gemacht wird, das die zwangsläufig notwendige irdische Verkörperung einer reinen Idee ist.

Treue ist ein Ding an sich, ihr Wert nicht vom Irrtum abhängig und in auswechselbare Münze umzufälschen, sie kann weder bereut noch beendet werden.

Mein Mann hat am Schluß des großen Nürnberger Prozesses für diese Auffassung Worte gefunden, denen ich nichts Gleichwertiges an die Seite zu stellen habe — ich kann ihm, vor die gleiche Entscheidung gestellt, nur Dank und Gruß sagen: Dank für das schwere Glück eines fünfunddreißigjährigen Lebens an seiner Seite, einen Gruß in nur räumlicher Trennung, über der heute wie je das einigende Bewußtsein steht, daß „darum, weil von der einfältigen Wahrheit die klügste Lüge innerlich sich zernichtet

fühlt, und weil alle Hoheit und Herrlichkeit der Menschennatur schließlich nicht auf der Klugheit beruht, sondern auf der Ehrlichkeit..... die größten Männer nicht die sind, welche am wenigsten irren, sondern die, welche ein mächtiges Ideal nie verläßt..." (Mommsen, Römische Geschichte).

VORBEREITUNG

Den Weg, der in vierjährige englische Gefangenschaft, vor die Schranken des Nürnberger Gerichtes und endlich hinter die Mauern der Festung Spandau führte, trat Rudolf Hess in schweigender Einsamkeit an. Mit einer stillen und beharrlichen Ausschließlichkeit, die für sein ganzes Wesen kennzeichnend ist, bereitete er Zug um Zug in diesem großen Spiel seines Lebens vor.

Daß auch ich im Mai 1941 von seinen Absichten nicht das Geringste wußte, hat mir nie jemand geglaubt — weder die Beamten der Geheimen Staatspolizei, die damals und später Verwandte, Freunde, den engeren Stab und die Adjutantur verhörten, noch vier Jahre danach Offiziere, Beamte und Journalisten der Besatzungsmächte.

Freilich — daß mein Mann Ungewöhnliches plante, daß er sich in stärkstem Ausmaß mit Dingen beschäftigte, die ihn mit einer sonst selten nach außen dringenden temperamentvollen Aktivität erfüllten, daß Koffer gepackt und wieder ausgepackt wurden, nicht zuletzt, daß er in Augsburg bei Messerschmitt zu „seiner Erholung" eine Me 110 flog — das war mir und seiner ganzen engeren Umgebung kein Geheimnis. Sein Schweigen aber war mir nicht verwunderlich; in unserer Ehe galt, seit wir sie 1927 geschlossen hatten, das ungeschriebene Gesetz einer strengen Trennung des politischen und privaten Bereiches; Männer in öffentlicher Stellung, die „zu Hause nicht den Mund halten können", verachtete mein Mann — und meine Art war es nicht, zu fragen, wo er schwieg.

Daß es sich allerdings bei den immer häufigeren Fahrten

zu Messerschmitt nach Augsburg nicht nur um Flüge „zur Erholung“ von den großen und kleinen Sorgen des Kriegsalltages eines Reichsministers handeln konnte, schien mir mit der Zeit immer deutlicher zu werden. So läutete eines Tages, als ich allein in meines Mannes Sekretariat wartete, das Telefon und eine von der fraglosen Annahme ihrer seltsamen Mitteilung völlig überzeugte Stimme gab eine Wettermeldung für die geheimnisvollen Orte „X“ und „Y“ durch; ich schrieb staunend die mir unverständlichen Nachrichten nieder, merkte aber an der Verwirrung der zurückkehrenden Sekretärin, daß ich diese Meldung keineswegs zur Kenntnis nehmen sollte. Sie hat dieses unvorschriftsmäßige Mißgeschick wohl auch meinem Mann mitgeteilt. Künftig nahm ich — sogar auftragsgemäß — noch manchmal diese Wettermeldung entgegen, die so, einsehbar und harmlos mir wie bisher der Sekretärin erklärt, auch für mich jedes verwunderliche Gewicht verlieren sollte.

Im stillen aber war ich von der Harmlosigkeit dessen, was meinen Mann in jenen Monaten beschäftigte, keineswegs überzeugt. Auf Grund der allgemeinen politischen Lage legte ich mir eine Deutung zurecht: Nach dem deutschen Sieg in Frankreich hatte es auf beiden Seiten nicht an Bestrebungen gefehlt, den Schwebezustand eines deutsch-französischen „Waffenstillstandes“ in einen Frieden einmünden zu lassen. Im Frühwinter 1940 hatte die darauf abzielende „Montoire-Politik“, die seit dem Zusammentreffen Hitlers mit Marschall Pétain in jenem mittelfranzösischen Städtchen für viele Franzosen und Deutsche — auch für meinen Mann — eine Hoffnung gewesen war, aus mancherlei äußeren Gründen Schiffbruch erlitten. Mein Mann, der seit seiner Jugend ausgezeichnet Französisch spricht, achtete aus soldatisch-ritterlicher Haltung heraus den alten Marschall, den einstigen großen Gegner von Verdun, besonders hoch: Was lag daher für mich näher als der

Gedanke, daß er berufen werden könnte, den mißglückten ersten Versuch einer wirklichen Verständigung mit Frankreich in einer neuen, eindrucksvollen Form zu wiederholen?

Ein „Flug zu Pétain" wurde für mich fast zur Überzeugung, jedenfalls aber zur Erklärung all des Seltsamen, das um mich herum geschah. Als ich im Mai 1945 den mich vernehmenden Offizieren der französischen Besatzungsmacht von meinen damaligen Gedankengängen erzählte, haben sie mir nach anfänglich ärgerlichem und abwehrendem Staunen nachdenkliche Zustimmung nicht versagt.

Die Me 110 freilich startete am 10. Mai 1941 nicht nach Vichy — aber aus dem Protokoll über die ersten Aussagen, die mein Mann nach seiner Ankunft in England gegenüber dem englischen Innenminister Lord Simon machte, ergibt sich doch eine merkwürdige Verbindung zu meinen Überlegungen; er bezeichnet selbst als den Ausgangspunkt seiner Idee, nach England „als Parlamentär aus eigenem Entschluß" zu fliegen, die letzten Tage des Frankreich-Feldzuges im Sommer 1940*.

---

* Vernehmung durch den britischen Innenminister Lord Simon am 9. Juni 1941 in England (amtlicher Text):

„Ich weiß, daß mein Kommen wohl von niemandem richtig verstanden worden ist. Denn es ist ein so außergewöhnlicher Schritt, den ich getan habe, daß ich das gar nicht erwarten kann. Deswegen möchte ich beginnen damit, daß ich darlege, wie ich dazu gekommen bin. Ich bin auf den Gedanken gekommen, als ich im Juni des vergangenen Jahres noch während des Frankreichfeldzuges beim Führer war... Ich muß gestehen, daß ich zum Führer kam, überzeugt wie wir alle, daß wir über kurz oder lang, aber einmal sicher England besiegen würden. Und ich vertrat daher den Standpunkt dem Führer gegenüber, daß wir selbstverständlich von England nunmehr zurückfordern müßten an materiellen Gütern — wie den Wert unserer Handelsflotte usw. —, was uns durch den Versailler Vertrag einst genommen wurde. Der Führer hat mir dann sofort widersprochen. Er war der Meinung, daß der Krieg vielleicht der Anlaß sein könnte, endlich zur Verständigung mit England zu kommen, die er angestrebt hatte, seit er politisch tätig ist. Das kann ich bezeugen, daß, seit ich den Führer kenne,



Jagdflieger im Ersten Weltkrieg

Es ist eine nur wenig bekannte Tatsache, daß mein Mann es war, der vor der Unterzeichnung des Waffenstillstandes im historischen Eisenbahnwagen zu Compiègne in einer langen und ernstlichen Auseinandersetzung mit Adolf Hitler die Forderung stellte, die Bedingungen des Waffenstillstandes dürften keinen Punkt enthalten, der die Ehre des besiegten Gegners verletzen und damit den Weg zu einer endlichen deutsch-französischen Verständigung erschweren könnte. Erst nachdem er diese Zusage erkämpft hatte, nahm er seine anfängliche Weigerung, in Compiègne anwesend zu sein, zurück.

---

seit 1921, der Führer immer davon gesprochen hat, es müßte die Verständigung zwischen Deutschland und England zustande gebracht werden. Sobald er an der Macht sein würde, werde er das tun. Und er sagte mir damals in Frankreich, daß man keine harten Bedingungen, auch wenn man siegen würde, stellen dürfte einem Land gegenüber, mit dem man sich verständigen wolle. Ich habe damals den Gedanken gehabt, wenn man in England das wüßte, könnte es vielleicht möglich sein, daß England seinerseits zu einer Verständigung bereit wäre. Es kam dann des Führers Angebot nach Abschluß des Frankreichfeldzuges an England. Das Angebot wurde bekanntlich abgelehnt. Um so mehr festigte sich bei mir der Gedanke, daß unter diesen Umständen ich meinen Plan verwirklichen müßte.

Es kamen dann im Verlaufe der nächsten Zeit die Kriegshandlungen zwischen Deutschland und England, die im großen gesehen, schwerere Verluste bzw. schwerere Schäden für England bedeuteten als für Deutschland. Infolgedessen hatte ich den Eindruck, daß England überhaupt nicht mehr nachgeben könne, ohne stark prestigemäßig zu leiden. Deshalb sagte ich mir, muß ich jetzt erst recht meinen Plan verwirklichen, denn wenn ich drüben in England sein würde, konnte England dieses zum Anlaß nehmen, um Verhandlungen zwischen Deutschland und England zu pflegen, ohne an Prestige zu verlieren. Ich war der Meinung, daß außer der Frage der Bedingungen für eine Verständigung in England noch ein gewisses Mißtrauen allgemeiner Art zu überwinden wäre. Ich muß gestehen, daß ich vor einem sehr schweren Entschluß stand, dem schwersten meines Lebens selbstverständlich. Und ich glaube, er ist mir ermöglicht worden dadurch, daß ich mir immer wieder vor Augen gehalten habe, sowohl auf deutscher wie auf englischer Seite, eine endlose Reihe von Kindersärgen mit den weinenden Müttern dahinter. Und umgekehrt die Särge von Müttern, mit den Kindern dahinter..."

Das Wort Hölderlins: „Opfere nie dein Gewissen der Klugheit auf" könnte man als Leitgedanken über meines Mannes Einstellung zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges setzen. Er urteilte als alter Frontsoldat, als der er sich in all den Jahren seit 1933 immer wieder mit leidenschaftlichen Aufrufen an die deutschen, französischen und englischen Kameraden des Ersten Weltkrieges gewandt und ein nachhaltiges Echo gefunden hatte; er sah in einem neuerlichen Waffengang ein Unglück für alle europäischen Völker und darüber hinaus für die Welt. Freilich, als die Würfel gefallen waren und die Kriegsmaschine lief, hat er in seinem Bereich unbeirrbar alles getan, um so rasch und mit so geringen Verlusten wie irgend denkbar, den deutschen Sieg herbeizuführen; einen Sieg, der seiner Vorstellung nach die Jahrhunderte fruchtloser und vernichtender Kriege zwischen den Völkern des europäischen Kontinents abschließen und eine lange Friedenszeit gleichberechtigter Nationen einleiten sollte.

Vom ersten Kriegstage an zielten seine innersten Gedanken auf eine baldige Herbeiführung eines solchen Friedens ab; nach dem Zusammenbruch Frankreichs, als England der einzige Gegner geblieben war, versuchte er zunächst über Albrecht Haushofer, den Sohn seines besten Freundes, des bekannten Geopolitikers Professor Dr. Karl Haushofer, — mit Wissen Adolf Hitlers — Verbindungen zu führenden englischen Kreisen aufzunehmen. Der Umweg über die Schweiz und Spanien erwies sich freilich als langwierig und umständlich und die Möglichkeit, zu greifbaren Ergebnissen zu kommen, schien in nebelhafte Ferne zu rücken*. Daher gewann in meinem Mann allmählich der Gedanke Gestalt, durch eine ungewöhnliche, Aufsehen er-

---

* Albrecht Haushofer wurde im Mai 1941 verhaftet, damals aber bald wieder freigelassen, weil sich zweifelsfrei ergab, daß seine über Genf und

regende Tat die britische, Deutschland gegenüber unversöhnliche Haltung zu beeinflussen. In einem Albrecht Haushofer im Mai 1941 hinterlassenen Brief schreibt er, daß es seiner Meinung nach nur noch möglich sei, „den gordischen Knoten unseliger Verstrickungen zu zerhauen"!

Form annehmen konnte dieser Plan erst in den frühen Herbstmonaten 1940, denn bis September dieses Jahres war mein Mann an ein Ehrenwort gebunden, das er — nur allzu ungern — nach Ausbruch des Krieges Hitler hatte geben müssen. Als Fliegeroffizier des Ersten Weltkrieges bat er damals um Abstellung an die Front, zur Luftwaffe. Nicht nur diese wurde ihm abgeschlagen, Adolf Hitler, der seinen in Verfolgung eines Zieles unendlich hartnäckigen „Stellvertreter" wesentlich besser kannte als andere, nahm ihm darüber hinaus noch die ehrenwörtliche Zusage ab, überhaupt nicht mehr zu fliegen! Daß sein Hess ein Ehrenwort nicht brechen würde, dessen war er sicher — er übersah freilich, daß mein Mann in die Formulierung des Versprechens die Befristung auf ein Jahr einflocht: 1939 in der Hoffnung, nach Ablauf dieser Zeit die Frontabstellung doch noch zu erwirken — ein Jahr später erwartete er den Stichtag wohl schon in dem ahnenden Bewußtsein eines weit über eine Frontabstellung reichenden persönlichen Einsatzes.

Madrid in die Wege geleiteten Bemühungen mit Billigung Hitlers erfolgt waren. Ulrich von Hassel behauptet in seinem nach 1945 veröffentlichten Tagebuch („Vom anderen Deutschland" Tagebucheintrag vom 18. 5. 1941 S. 204), Albrecht Haushofer habe mit „doppeltem Gesicht" gearbeitet, „nach außen für Hess, de facto aber für die Widerstandsbewegung". Hassel ist die einzige Quelle für diese These. Albrecht Haushofer wurde allerdings 1944 wegen des Verdachtes, mit dem Kreis des 20. Juli 1944 in Verbindung gestanden zu haben, erneut verhaftet, sein Fall kam jedoch vor dem Volksgerichtshof nicht mehr zur Verhandlung. Haushofer wurde Ende April 1945, wenige Stunden vor dem Einmarsch der Russen ohne Urteil in einem Berliner Gefängnis erschossen.

Von dem Augenblick an, in dem er nicht mehr an das gegebene Ehrenwort gebunden war, begannen die Bemühungen meines Mannes, sich auf dem damals modernsten Zerstörer der deutschen Luftwaffe, der Me 110, einzufliegen. Zunächst versuchte er es in Berlin-Tempelhof durch Vermittlung des damaligen Generalluftzeugmeisters, Generaloberst Udet; dieser jedoch machte das ausdrückliche Einverständnis Adolf Hitlers zur Bedingung. Daraufhin wandte sich mein Mann an Professor Messerschmitt in Augsburg und konnte dort ohne Schwierigkeiten und Bedingungen mit dem Einfliegen beginnen. Sowohl Messerschmitt wie auch Direktor Croneiss, selbst Flieger und seit Ende des Ersten Weltkrieges meinem Mann freundschaftlich verbunden, waren längst sowohl an seine Flugleidenschaft als auch an sein besonderes Interesse für die Entwicklung der Messerschmitt-Flugzeuge gewöhnt; es war für sie völlig unverdächtig, daß ihn die Me 110 zu häufigen Besuchen anregte, und daß er schließlich den Wunsch äußerte, „zur Erholung“ die Maschine selbst zu fliegen. Professor Messerschmitt und der längst verstorbene Croneiss haben mir nach meines Mannes Abflug kopfschüttelnd berichtet, in welch listiger Weise er im Anschluß an solche „Erholungsflüge“ durch kritische Fragen an den Konstrukteur diesen veranlaßte, gerade solche Zusatzeinrichtungen einbauen zu lassen, wie er sie für den Alleinflug mit der für eine zweiköpfige Besatzung konstruierten Me 110 benötigte. So bezweifelte er mit sorgenvoll gerunzelter Stirn die Einsatzfähigkeit der Maschine, weil ihr Aktionsradius zu beschränkt sei — und setzte damit bei dem wegen dieses Einwurfes höchst verdrossenen Professor Messerschmitt den Einbau von zwei Zusatztanks für je 700 Liter Treibstoff in den Tragflächen durch!

Als er aber doch befürchten mußte, selbst die geduldigen und ihm vertrauenden Herren der Messerschmitt-Werke

würden die allzu häufigen „Erholungsflüge" merkwürdig und auffällig finden, ließ er in seine Gespräche kleine Andeutungen über Pläne zu einem „dienstlichen Flug nach Norwegen" einfließen. Daß diese Angaben eines Reichsministers in Augsburg nicht bezweifelt wurden, hat Professor Messerschmitt nach 1945 in einem Interview humorvoll geschildert*.

*

---

* Aus Frankfurter Neue Presse (Mai 1947). — „Messerschmitt: Wie Hess 1941 nach England flog."

Nürnberg, 11. Mai (Dena Reuter). — Der bekannte deutsche Flugzeugkonstrukteur Willy Messerschmitt gab am Samstag nähere Einzelheiten über die Vorbereitungen bekannt, die Rudolf Hess für seinen Englandflug im Jahre 1941 traf.

Messerschmitt, der sich in Nürnberg befindet, um möglicherweise als Zeuge bei kommenden Prozessen aufzutreten, berichtete, Hess habe ihm im Spätherbst 1940 in Augsburg den Wunsch vorgetragen, neue Jagdflugzeuge zu erproben. Er habe sich zuerst geweigert. Als Hess aber auf seinem Wunsch bestand und erklärte, daß seine Stellung ihm dazu das Recht gäbe, habe er schließlich dem „Stellvertreter des Führers" die Genehmigung erteilt, Me 110-Maschinen zur Erprobung zu fliegen.

Hess, den Messerschmitt als „ausgezeichneten Piloten" bezeichnete, habe etwa 20 Flüge vom Augsburger Flugplatz aus unternommen. Nach jedem Flug habe er Messerschmitt und seinen Ingenieuren Fehler, die er an den Maschinen entdeckt haben wollte, in der Hoffnung vorgehalten, daß dies die Ingenieure dazu bringen würde, ein für den heimlich geplanten Flug nach den britischen Inseln geeignetes Flugzeug zu schaffen.

Messerschmitt fuhr fort: „Nach einem Flug sagte Hess einmal zu mir: ‚Dieser Jäger ist ausgezeichnet, aber nur für kurze Flüge geeignet. Ich will wetten, daß er seine ganze Wendigkeit verlieren wird, wenn Sie zusätzliche Brennstofftanks in die Flügel einbauen.' Kurz darauf wandte Hess die gleiche Taktik hinsichtlich einer Bordfunkausrüstung mit großer Reichweite an." Messerschmitt ließ, nur um ihm zu zeigen, daß der zusätzliche Einbau des schweren Empfängers und Senders das Flugzeug in seinen Flugeigenschaften nicht beeinträchtige, diese Arbeiten vornehmen. Unter dem Vorwand des wissenschaftlichen Interesses brachte Hess den Konstrukteur ganz allmählich dazu, eine Maschine zu bauen, die für seinen geplanten Flug ideal war.

„Am 10. Mai 1941 meldete sich Hess in Offiziersuniform ohne Dienstgradabzeichen auf der Flugleitung unter dem Mädchennamen seiner Frau ab und startete von Augsburg aus nach Stavanger in Norwegen", berichtete Messerschmitt weiter. „Dort schloß er sich einer Bomberformation

So gingen die Herbst- und Wintermonate 1940/41 dahin. Mit fast schon beruhigender Regelmäßigkeit trafen in Berlin oder in München die täglichen Wettermeldungen für die geheimnisvollen Orte „X“ und „Y“ ein; wöchentlich ein- oder zweimal fuhr mein Mann nach Augsburg zum

---

an, die nach England flog. Dies allein war schon eine schwere Aufgabe für einen Amateur.“ Die ersten Nachrichten von dem Flug seien ihm um acht Uhr am gleichen Abend, als er sich in einer Gastwirtschaft in Innsbruck aufgehalten habe, zu Ohren gekommen. Zwei Stunden später habe Göring ihn angerufen und ihm aufgeregt befohlen, zu einer Besprechung nach München zu kommen. Am nächsten Morgen habe er Göring in dessen Sonderzug im Münchner Hauptbahnhof aufgesucht.

„Göring zeigte“ — so erzählte Messerschmitt weiter, „mit seinem Marschallstab auf meinen Bauch und brüllte: ‚Also, wenn es nach Ihnen ginge, kann offenbar jeder mit einer Messerschmitt losfliegen!‘ Ich fragte ihn, was er meine, worauf Göring antwortete: ‚Sie kennen diesen Burschen Hess sehr gut!‘ Ich erwiderte: ‚Aber Hess ist doch nicht irgendein X-Beliebiger!‘ Göring, der sich langsam beruhigte, meinte: ‚Sie hätten Nachforschungen anstellen sollen, ehe Sie einem solchen Mann eine Maschine zur Verfügung stellten.‘ Ich antwortete: ‚Wenn Sie in mein Werk kommen und eine Maschine verlangen, soll ich dann erst den Führer um Erlaubnis fragen, ob ich sie Ihnen geben darf?‘ Das machte Göring wieder wütend, und er entgegnete scharf: ‚Das ist schließlich ein Unterschied, ich bin Luftfahrtminister.‘ Ich entgegnete: ‚Und Hess ist des Führers Stellvertreter!‘ Göring antwortete: ‚Aber Sie sollten bemerkt haben, Messerschmitt, daß dieser Mann verrückt war“ — worauf ich nur trocken erwidern konnte: ‚Wie soll ich schließlich annehmen, daß ein Wahnsinniger eine so hohe Stellung im Dritten Reich bekleiden kann. Sie hätten ihn halt zum Rücktritt bewegen sollen, Herr Reichsmarschall!‘ Göring lachte laut: ‚Sie sind unverbesserlich, Messerschmitt! Fahren Sie zurück und bauen Sie Ihre Flugzeuge weiter. Ich verspreche Ihnen, daß ich Ihnen aus der Patsche helfe, wenn der Reichsführer versuchen sollte, Ihnen Unannehmlichkeiten in dieser Angelegenheit zu machen.‘“

Zu diesem Interview, das ich meinem Mann nach Nürnberg sandte, bemerkte er in einem Brief: „Messerschmitts Aussage erheitert mich immer von Neuem, obwohl er freilich nicht ganz im Bilde ist. Ich bin durchaus nicht zuerst nach Norwegen geflogen, um mich dort einem nach England gehenden Geschwader anzuschließen, sondern ich flog direkt, wenn ich die Umwege abrechne, mit denen ich die lieben Briten täuschen wollte und auch getäuscht habe.“

Die Wiedergabe dieses Interviews enthält auch insoferne irrige Angaben, als Professor Messerschmitt frühestens am Sonntag, 11. Mai, von Göring benachrichtigt und zu einer Vernehmung bestellt worden sein kann.

Fliegen. Die den strengen häuslichen Kriegsvorschriften widersprechende Neuanschaffung einer ledernen Fliegerkombination wurde dem darob begeisterten kleinen Sohn und der innerlich etwas verwunderten Gattin vorgeführt; ein mit sonst so genau gehandhabten Grundsätzen ebenfalls nicht zu vereinbarendes großes neues Rundfunkgerät stand überraschend im Arbeitszimmer unseres Harlachinger Hauses und wurde hinter verschlossenen Doppeltüren abgehört. Um Nachrichten der Auslandssender konnte es sich dabei nicht handeln, denn diese bekam mein Mann von den amtlichen Abhördiensten schriftlich zugeleitet; als ich einmal — in begreiflicher weiblicher Neugier — die Einstellung des Apparates nachsah, zeigte der Skalazeiger auf „Kalundborg". Das paßte freilich schlecht zu meiner „Pétain"-These — aber was bedeutete schließlich eine zufällige Radioeinstellung! Freund Croneiss jedoch erzählte mir nach dem Abflug, daß mein Mann, dem ja keine amtlichen Peilungen für seinen Flug zur Verfügung standen, die Pausenzeichen des Senders Kalundborg als Peilhilfe benutzte und während der Zeit der wochenlangen Übungsflüge die Leitung des Senders mit einer harmlosen Begründung dazu gebracht hatte, zu bestimmten Zeiten eine „Lieblingsmelodie" zu senden. Diese Einschaltung des Senders Kalundborg hat nach 1945 zu der Mutmaßung Anlaß gegeben, mein Mann wäre wirklich zuerst nach Norwegen und von dort im Schutze eines deutschen Bomberverbandes nach Schottland geflogen. Er flog tatsächlich allein, und Croneiss versicherte mir damals immer wieder, wie beträchtlich schon die rein navigatorische Leistung dieses Fluges gewesen sei.

Was mich in jenen letzten Wochen der Vorbereitung fast mehr als alles andere verwunderte, war das für Kriegszeiten erstaunliche Ausmaß an Zeit, das mein Mann für die stundenlange Beschäftigung mit unserem Jungen auf-

brachte. Lange Spaziergänge in den Isarauen, ausgedehnte Besuche im nahegelegenen Tierpark Hellabrunn, geheimnisvolle gemeinsame Spiele hinter verschlossenen Türen des Arbeitszimmers hielt ich in diesen ernsten Zeiten für irgendwie unerklärlich. Im Rückblick freilich habe ich gerade dieses Ungewöhnliche nur zu gut verstanden: Waren doch jene Stunden mit dem unbefangenen Kind die einzigen kurzen Augenblicke inneren Ausruhens in den langen schweigsamen Wochen der Vorbereitungszeit, in der letzten Nervenanspannung vor einer Tat, die — welche Folge sie immer zeitigen würde — alles bisherige Eigenleben zutiefst verändern mußte. Hinzu kam noch das einsame, angesichts unserer Ahnungslosigkeit fast bittere und doch unzweifelhaft völlig klare Bewußtsein, daß sein Vorhaben ein Ende finden könne, das ihm nie wieder ein so sorgloses Kinderlachen schenken würde.

*

Zum Mittagessen am 10. Mai 1941, an dem ich infolge einer Erkrankung nicht teilnahm, war Alfred Rosenberg zu der ungewohnt frühen Stunde von 12 Uhr bei uns zu Gast. Mein Mann hatte den klaren Auftrag gegeben, dieses kurze Frühstück von allen Störungen oder gar einem Mitgehörtwerden durch Angehörige des Personals freizuhalten. Meiner Erinnerung nach muß Rosenberg kurz nach 13 Uhr wieder fortgefahren sein; mein Mann kam anschließend zu mir, erklärte, kurz ruhen zu wollen und erbat für 14.30 Uhr den gewohnten Tee zu mir ins Schlafzimmer.

Zu meiner Verwunderung erschien er zu diesem Tee völlig umgekleidet: In blaugrauen Breeches, deren Ungewohntheit ich noch den hohen Fliegerstiefeln, die er trug, zugute hielt, sowie der von ihm nebenbei gemachten Bemerkung, daß er, durch einen Anruf aus Berlin während

der Ruhepause abberufen, nach einem kurzen „Umweg über Augsburg“ am Abend nach „oben“ fahren würde. Höchst verwunderlich dagegen erschien mir ein lichtblaues Hemd mit dunkelblauer Krawatte, eine Farbzusammenstellung, die ich stets — bisher jedoch ohne jeden Erfolg — befürwortet hatte. Es mußte mir auffallen, wenn ich auch die volle Tragweite dieses blauen Hemdes erst bei einer meiner ersten Vernehmungen erkannte; auf die Frage nach dem Anzug, in dem mein Mann mich verlassen hatte, erzählte ich von den seltsamen Breeches und dem blauen Hemd, worauf der Vernehmende sichtlich erleichtert aufatmete: „Dann ist er, gottlob, in Fliegeroffiziers-Uniform geflogen, dann werden sie ihn drüben, was immer sie mit ihm vorhaben, wenigstens nicht als Spion erschießen!“ Die ebenfalls gestellte Frage nach den Rangabzeichen konnte ich nicht beantworten. Erst später fanden wir bei einer Suche nach hinterlassenen Papieren eine (leider unbezahlte!) Rechnung einer Münchner Uniformschneiderei über eine Hauptmannsuniform der Luftwaffe, aus der der Name des Bestellers — und Schuldners! — säuberlich ausgeschnitten war.

Vielleicht erscheinen dem Leser diese kleinen Begebenheiten am Rande eines großen und tragischen Spieles sehr nebensächlich — sie zeigen aber die minutiöse Sorgfalt, mit der mein Mann jeden Schritt, jede Notwendigkeit der Vorbereitung überlegte, eine Sorgfalt, die ein fast übermenschliches Maß an Selbstbeherrschung voraussetzte.

Mit lächelnder Miene gab er auf meine staunende Frage nach dem blauen Hemd die charmante Erklärung: „Um Dir e ne kleine Freude zu machen!“ — wie mag es, zwei Stunden vor dem Abflug nach England, wirklich in ihm ausgesehen haben? Wir können es nur vermuten, aber ich erinnere mich noch deutlich, wie zweifelnd ich diese überraschende eheherrliche Galanterie aufnahm; ich sehe mei-

nen Mann noch vor mir, als sei es gestern gewesen: Der Tee ist getrunken, nach einem Handkuß steht er an der Tür zum Kinderzimmer, plötzlich merkwürdig ernst, grüblerisch, fast zögernd.

„Wann kommst Du zurück?"

„Ich weiß noch nicht genau, vielleicht morgen schon, sicher aber werde ich wohl Montag Abend wieder daheim sein."

Ich glaubte ihm nicht und sagte es auch — aus England hat er mir einmal geschrieben, es wäre ihm „heiß und kalt" geworden bei meiner Antwort:

„Morgen schon? Am Montag? Das glaube ich nicht — Du kommst nicht so rasch zurück!"

Hals über Kopf sei er — so schrieb er mir —, um Abschied zu nehmen zum mittäglich verschlafenen Jungen gegangen, aus Angst, ich könnte noch mehr sagen, vielleicht gar mehr wissen! Ich aber dachte nur, über kurz oder über lang würde mich ein Brief oder ein Telefonanruf aus Vichy erreichen.

Das war der Abschied für nun bald zwölf Jahre; acht Monate, bis zum Januar 1942, sollte es dauern, bis ein erster Brief aus England die geistige Brücke wieder schlug, die das Schicksal so jäh zerstört hatte.

*

Als das Geräusch des Wagens, der meinen Mann zum letzten Mal nach Augsburg brachte, sich in der Ferne verlor, lief der Tag bei uns wie gewöhnlich dem Abend zu. Auch die nächsten beiden Tage, Sonntag und Montag, an denen auf dem Obersalzberg schon aufgeregte Besprechungen stattfanden, alle britischen Sender auf Nachrichten nach dem Verbleib meines Mannes überwacht wurden, vergingen im Harlachinger Haus ohne jede Ahnung des Ge-

schehenen, nur der Zweifel an der baldigen Rückkehr, der sich in der Abschiedsstunde gemeldet hatte, glimmte in mir weiter.

Für Montag (12. Mai) Abend war eine Vorführung in unserem kleinen Hauskino angesetzt. Meine Erkrankung hatte sich so weit gebessert, daß ich erstmals wieder aufstehen und — recht häuslich gekleidet — hinuntergehen konnte. Was wir sahen, weiß ich nicht mehr; kurz nach dem Anlaufen des Filmes entstand im Hintergrund des großen Zimmers, in dem das ganze „Volk von Harlaching" (wie wir scherzhaft die zahlreichen Familien der Adjutanten, Fahrer, Ordonnanzen und unsere häuslichen Angestellten nannten) versammelt war, eine störende Unruhe — ich wurde hinausgerufen. Vor der Tür wartete der jüngste der Adjutanten meines Mannes völlig verstört auf mich und forderte mich zunächst höflich aber eindringlich auf, mich „anzuziehen", das hieß, mein Hauskleid mit einem gewöhnlichen zu vertauschen — eine Aufforderung, die mir bei der auffälligen und verwirrten Art, in der sie vorgebracht wurde, höchst sinnlos erschien. Von einem plötzlichen ahnungsvollen Schrecken gestreift fragte ich:

„Ist etwas mit meinem Mann geschehen?"

Auf diese Frage erhielt ich endlich den noch reichlich verworrenen Bericht, daß durch den deutschen Rundfunk — von irgend jemand, der zufällig nicht bei uns im Kinoraum saß, gehört — die Nachricht verbreitet worden war, der „bisherige Stellvertreter des Führers sei mit einem Flugzeug über der Nordsee abgestürzt und vermutlich tot".

Ich erinnere mich noch, daß ich zu dieser Darstellung des kreidebleichen Adjutanten nur böse und burschikos sagte: „Unsinn!" — nicht eine Sekunde habe ich geglaubt, daß etwas Endgültiges geschehen sei. In Augenblicken äußerster seelischer Belastung kommt uns aus Bezirken,

die jenseits unseres Verstandes liegen, ein Wissen, das untrüglich sein kann.

Zum erstenmal in meinem Leben — denn dienstliche und private Rechte waren bei uns streng getrennt — verlangte ich unverzüglich ein Staats-Gespräch mit dem Obersalzberg, ja, um meinem Wunsche noch mehr Nachdruck zu verschaffen, forderte ich sogar ein Blitz-Staatsgespräch.

Inzwischen erfuhr ich weitere Einzelheiten über die Rundfunkmeldung, die in jenen Stunden Aufregung und Ratlosigkeit in fast jedes deutsche Haus trug: Die Formulierung über die „geistige Verwirrung", der Hinweis auf das angeblich übertretene Flugverbot und gebrochene Ehrenwort — alles das erregte begreiflicherweise meine leidenschaftliche Kritik. Doch es gelang mir nicht, das Staatsoberhaupt, dem meine Meinung ungeschminkt zu sagen ich festen Willens war, an das andere Ende der Leitung zu bekommen. Nach langem Hin und Her meldete sich schließlich der damalige Reichsleiter Bormann. Er versicherte mir, nichts zu wissen — was zwar den Tatsachen entsprach, von mir aber keineswegs geglaubt wurde; ich habe ihn freilich, wie ich gestehen muß, kaum zu Wort kommen lassen, sondern ihm meine Empörung mit einem rhetorischen Nachdruck mitgeteilt, wie ich ihn weder vorher noch nachher jemals aufgebracht habe. Als Bormann mir den baldigen Besuch eines Ministerialdirektors in Aussicht stellte, beendete ich erschöpft, wenn auch nicht besänftigt, das Blitz-Staats-Gespräch!

Ich sprach dann noch mit meinem Schwager Alfred Hess in Berlin, der ebensowenig wie ich an den Tod seines Bruders glaubte — bei all meiner Zuversicht war das doch eine große Beruhigung. Es kamen zwei nahe Freunde, die sich helfend zur Verfügung stellten, aber auch nicht mehr wußten, als der Rundfunk gemeldet hatte. Endlich traf —

es war inzwischen weit nach Mitternacht geworden — der angekündigte Ministerialdirektor Dr. H. ein. Meine Hoffnung, von ihm Aufklärung zu erhalten, wurde bitter enttäuscht; man erwartete auf dem Obersalzberg anscheinend Aufklärung von mir und ich sah mich zum erstenmal einem jener Ungläubigen gegenüber, die meine Unkenntnis der Pläne meines Mannes nicht wahrhaben wollten. Dem verdutzten Dr. H. hielt ich entgegen, daß die Angehörigen des „Stabes Hess" ihren Chef so weit kennen sollten, um zu wissen, daß er nicht Staatsgeheimnisse mit seiner Frau zu besprechen pflegte. Das Wort „Staatsgeheimnis" schien ein Stichwort zu sein; der Abgesandte, bis dahin eher verwirrt, blaß, korrekt, aber nicht unfreundlich, erstarrte zu Eis und teilte mir mit: Käme ein Wort von einem nach wie vor bei mir vermuteten Wissen über meine Lippen, so würde ich verhaftet werden. Damit drehte er sich um und ging.

Was wir in jener Nacht noch gesprochen, gegrübelt, vermutet, verworfen haben — ich weiß es heute nicht mehr! Dreimal hörten wir noch die Wiederholung der ersten, jedesmal um ein Geringes veränderten, doch letztlich gleichen Nachricht im Rundfunk. Wir glaubten kein Wort davon — aber was sollten wir glauben? Gewiß nicht den Tod. Später erfuhr ich — in den in diesem Buch wiedergegebenen Briefen meines Mannes ist mehrmals davon die Rede —, daß auch Adolf Hitler allen denen widersprach, die behaupteten, Hess müsse abgestürzt sein. Aber auch er konnte nur vermuten, denn die britische Regierung hatte eine strenge Nachrichtensperre über das Ereignis verhängt, sodaß man am Obersalzberg bei Ausgabe der deutschen Meldung ebensowenig wie ich wußte, was sich wirklich ereignet hatte. Bekannt war nur, daß eine ungemeldete Me 110 das Reichsgebiet vor fast zwei Tagen Richtung Nordsee verlassen hatte, bekannt war der von meinem

Mann Adolf Hitler hinterlassene Brief, den dieser schon am Sonntag (11. Mai) erhalten und aus dem er die Absichten meines Mannes erfahren hatte — was aber aus dem Briefschreiber geworden war, das wußte zwei Tage lang niemand in Deutschland.

Trotzdem schien es mir unbegreiflich, als in den Morgenstunden des 13. Mai meines Mannes alter väterlicher Freund, Professor Dr. Karl Haushofer, zu mir kam — unerschütterlich vom Tod meines Mannes überzeugt. Er sah tiefer in den Sinn des Geschehenen, weil er von seinem Sohn Albrecht über die angebahnten Verhandlungen in Genf und Madrid unterrichtet worden war; da dieses Vorfühlen aber ohne Zweifel mit Wissen Adolf Hitlers versucht worden war, hat Haushofer entgegen meiner eigenen festen Überzeugung stets, bis zu seinen Vernehmungen für den großen Nürnberger Prozeß, die Ansicht vertreten, Adolf Hitler habe meinen Mann „geschickt" — wie er es böse nannte „geopfert".

Als der alte Herr, tief erschüttert und in namenloser Verzweiflung über den geglaubten Tod des Freundes, mich verlassen hatte, kam zum erstenmal seit dem vorhergegangenen Abend eine tiefe Erschöpfung über mich: Mir schien eine bis dahin festgefügte Welt zusammenzubrechen — das einzig Wirkliche in diesem geisterhaften, lautlosen Stürzen war mein Kind. Ich nahm es in den Arm und schlief augenblicklich wie eine Tote ein. Ich mag Stunden gelegen haben — jäh wurde ich aufgeweckt von dem hereinstürmenden jubelnden Wirbel des ganzen Hauses: die zweite Nachricht mit der englischen Meldung über die Landung in Schottland war im Münchner Sender durchgegeben worden!

Für kurze Zeit wurde unsere Stimmung fast übermütig. Unser Unglaube gegenüber der ersten Meldung hatte sich glorreich bewährt, die einstürzende Welt schien sich Stück

für Stück wieder zusammenzufügen; der lebende Rudolf Hess, wenn auch an einem für diese Zeiten so unwahrscheinlichen Ort wie Schottland, schützte uns vor Unwahrheit und Zweifel.

Freilich konnte er uns nicht davor bewahren, daß die Welt, die bisher die unsere gewesen war, uns fortan in einen magischen Kreis einschloß, aus dem es kein Zurück in die bisherige Zugehörigkeit mehr gab. Adjutanten, Ordonnanzen, Sekretärinnen und Fahrer, mein Schwager Alfred Hess und Albrecht Haushofer wurden verhaftet; ein Teil von ihnen verschwand auf Jahre in Konzentrationslagern, erst 1943/44 erhielten sie die Freiheit zurück. Wir alle waren aus Subjekten einer Organisation zu willkürlich behandelten Objekten geworden — es war ein bitterer Trank, den wir nun Tag um Tag, Woche um Woche, Jahr um Jahr zu leeren hatten.

Und doch schützte uns der Ferne, jedem Anruf Verschlossene. Wir kannten ihn ja, kannten seine Haltung, sein Denken, seine unerschütterlichen Begriffe von Ehre und Treue, von Pflicht und Mut.

In den Winterwochen 1940/41 fragte ich meinen Mann einmal nach den Voraussetzungen für die Verleihung des Bayerischen Max-Josef-Ritter- und des Österreichischen Maria-Theresia-Ritter-Ordens. Zu meinem Erstaunen erwiderte er sehr ernst: „Beide Orden werden nur für Tapferkeit aus eigenem Entschluß verliehen; die Bedingung für die Verleihung des Maria-Theresia-Ritter-Ordens setzt allerdings noch etwas mehr voraus: Wenn man aus eigener Verantwortung und selbständig gegen einen klaren Befehl und völlig anders handelt als von der vorgesetzten Stelle angeordnet, wenn man am Ende Glück hat, und es gelingt, — dann bekommt man den Maria-Theresia-Ritter-Orden. Hat man Pech — nun, dann wird man erschossen!"

Erst lange nach seinem Abflug kamen mir diese Unterhaltung und der so merkwürdige Ernst meines Mannes wieder ins Gedächtnis und ich erkannte erschreckt, bis zu welcher letzten Konsequenz er die Folgen seines Handelns bedacht hatte.

*

Meinem Mann ist der Mund verschlossen, er kann das endgültig letzte Wort über seine damalige Tat nicht sprechen.

Völlig sicher ist freilich mein Wissen, daß mein Mann klaren Sinnes, freien Willens und ohne Auftrag oder auch nur Kenntnis Adolf Hitlers ein persönliches Opfer bringen wollte, daß sein bewegender Gedanke nichts anderes als der Friede gewesen ist. Dabei schließt die Tatsache, daß er ohne Wissen des Mannes, dem er sich verbunden fühlte, gehandelt hat, nicht aus, daß er fest überzeugt war, in seinem Sinne diesen Weg zu gehen. Noch wenige Tage vor dem Abflug hat er sich in einer langen und erregten Aussprache mit Adolf Hitler in der Reichskanzlei die Gewißheit verschafft, daß Hitler nach wie vor — trotz des erneuten Zusammenstoßes im soeben beendeten Balkanfeldzug — bereit war, auch unter eigenem Prestigeverlust mit England Frieden zu schließen.

Im Bestreben, die wirkliche, nicht nur die offiziell verbreitete Ansicht Adolf Hitlers über meines Mannes Tat zu erfahren, besuchte ich im Frühjahr 1942 die Witwe des Münchner Verlegers Hugo Bruckmann, Frau Elsa Bruckmann. Ich hatte erfahren, daß Adolf Hitler ihr wenige Tage zuvor einen Kondolenzbesuch gemacht hatte — wenn er einem Menschen gegenüber offen gewesen war, dann hier.

Meine Vermutung erwies sich als richtig; ich erfuhr eine seltsame kleine Geschichte: Adolf Hitler hatte die Witwe, die eine hochbegabte und künstlerische Persönlich-

keit war, vor den plastischen Entwürfen zu einer Familiengrabstätte angetroffen, begreiflicherweise — aus einer langen, selten glücklichen Ehe gerissen — in keinem Trost zugänglicher Trauer. Er legte — nach der damaligen Schilderung von Frau Bruckmann — seine Hand nachdenklich auf den Grabstein:

„Wir alle haben unsere Gräber und werden immer einsamer, aber wir müssen überwinden und weiterleben, meine liebe gnädige Frau! Auch mir fehlen die beiden einzigen Menschen meiner Umgebung, an denen ich wirklich innerlich gehangen habe: Dr. Todt ist tot und Hess ist mir davongeflogen."

Frau Bruckmann, die sich nie gescheut hat, ihre oftmals sehr abweichende Meinung dem Staatsoberhaupt ungeschminkt zu sagen, erwiderte erregt:

„Das sagen Sie hier und mir — was aber tut Ihre offizielle Presse? Jahrein, jahraus fährt alles nach Bayreuth, ist tief ergriffen — wer aber begreift den Sinn? Wenn unser unseliges Jahrhundert wirklich einen Mann hervorbringt, der — wie die Walküre Wotans Befehl im tieferen Sinn erfüllt — Ihr geheimstes Wollen zu verwirklichen sucht, heroisch und sich aufopfernd, dann wird er für verrückt erklärt!"

Frau Bruckmann hielt an. Würde Hitler empört fortgehen, hatte sie sich zu weit vorgewagt? Er aber hörte ihr nur still und nachdenklich zu:

„Genügt nicht, was ich Ihnen — nur Ihnen! — über meine wirkliche Empfindung gesagt habe? Genügt Ihnen das nicht?"

*

Bei der Suche nach einem für mich hinterlassenen Brief (ein solcher war inzwischen in Berlin gefunden und be-

schlagnahmt worden*) fand ich eine Abschrift jenes Briefes, den mein Mann am 10. Mai 1941 für Adolf Hitler hinterlassen hatte. Wie fast der ganze Briefwechsel jener Jahre ist mir diese Abschrift 1945 verlorengegangen; ich erinnere mich aber noch deutlich, daß der Gedanke, Hitlers alter Idee eines Bündnisses mit England zu dienen und damit eine dauernde Befriedung zumindest Europas herbeizuführen, im Mittelpunkt dieses Abschiedsbriefes stand. Einen anderen Satz habe ich fast wortgetreu im Gedächtnis behalten, den Schluß-Satz: „Und sollte, mein Führer, mein — wie ich zugeben muß — mit sehr wenig Gewinnchancen belastetes Vorhaben scheitern, sollte das Schicksal gegen mich entscheiden, so kann es für Sie wie für Deutschland keine üblen Folgen haben: Sie können sich jederzeit von mir absetzen — erklären Sie mich für verrückt."

Mein Mann hat damit selbst jenes Stichwort gegeben, das zunächst in der ersten deutschen Rundfunkmeldung aufgegriffen wurde und dann in nicht endender Kettenreaktion eine unaufhörliche Folge von Mutmaßungen über seine geistige Verfassung auslöste. Er hat seine Ärzte in England (aus Gründen, die er in einem seiner Briefe aufgedeckt hat) an den „legs gepullt", hat die Nürnberger

* Von dem an mich gerichteten, beschlagnahmten Brief erhielt ich nach Monaten eine Abschrift; es war ein kurzer Gruß mit der Bemerkung über das „Geheimnis von ‚X' und ‚Y', das so lange in unserem Leben eine so große Rolle gespielt hat", sei ich ja nun aufgeklärt. Beigeschlossen war sein Testament und ein Brief für Eltern und Bruder. Weitere Briefe hatte mein Mann zurückgelassen für Albrecht Haushofer, für den Reichsführer SS (mit der vergeblichen Bitte, keinen seiner „Männer", die nichts von seinem Plan gewußt hätten, dafür büßen zu lassen); außerdem an einen Herrn der Messerschmitt-Werke, dessen Fliegerkombination er sich ausgeliehen und mitgenommen hatte. Die eigene befand sich in Reparatur, als mein Mann den Abflug auf Grund günstiger Wettermeldungen in den Mittagsstunden des 10. Mai 1941 überraschend festsetzte. Zweimal vorher schon — wegen ungünstiger Witterung das eine, wegen eines Motordefektes das andere Mal — hatte er den Start verschieben müssen.

Psychiater zum Narren gehalten* und seinen Spandauer Wächtern manches Rätsel aufgegeben. Die Briefe, die er mir schrieb und schreibt und von denen eine Auswahl in diesem Buch wiedergegeben ist, nehmen den letzten Schleier von dieser Tarnung: nicht die Narrheit eines Phantasten, sondern die Leidenschaft einer echten Überzeugung von der Notwendigkeit des Friedens hat Rudolf Hess zu seiner Tat getrieben.

Jene „Unbesonnenheit, die uns manchmal dient", wie er Jahre danach in einem Brief seinen Flug von 1941 mit philosophischem Humor bezeichnet, findet eine merkwürdige Parallele in einer kleinen Episode, die Sven Hedin in seinem Buch „Ohne Auftrag in Berlin" erzählt, und die zu beweisen scheint, daß jene sportlich-ritterliche Gesinnung, die mein Mann in England vorzufinden hoffte, nicht nur die Wahnidee eines Deutschen war, sondern auch in angelsächsischem Denken möglich ist:

„...Am 30. September besuchte mich ein junger englischer Kaufmann, der Handel mit Finnland trieb. Er betrachtete einen Krieg zwischen England und Deutschland als reinsten Wahnsinn, eine verrückte Handlung, die nur sowohl England als auch Deutschland ins Verderben bringen würde. Er hatte eine höchst originelle Idee: Er wollte nach Berlin fahren, um mit Hitler zu sprechen, und ich sollte ihm alle Türen dorthin öffnen. Am Ziele angelangt wollte er dem deutschen Reichskanzler sagen: ‚Fliegen Sie nach London, treten Sie vor die Minister und sagen Sie: hier bin ich. Es ist dumm und verantwortungslos, zu kämpfen. Laßt uns die Hand geben und zu einer vernünftigen Regelung kommen.'"

„Allright! Aber wenn die englische Regierung ihn nun verhaftet und bis zum Kriegsende festhält?"

---

* In einem kritischen Aufsatz über „Die Zellen von Nürnberg" berichtete die Zeitschrift „Die Gegenwart" unter Hinweis auf die „Test"-Methoden der modernen Psychiatrie und ihre Anwendung während des Prozesses u. a.:

„...Man wird mancherlei Vorbehalte haben gegenüber den Psychiatern, die sich auf die umständlichste Weise mühen... So sind auch in Nürnberg viele Versuche angestellt worden, und es ist verständlich, daß die Wissenschaft auf ihre Methoden schwört. Sie tut es so unbefangen, als

„Niemals! Die englischen Minister sind gute Sportsleute. Sie würden von Hitlers Mut beeindruckt sein und würden sich beeilen, ihm die Hand zu drücken und sofort die Pläne für eine friedliche Übereinkunft entwerfen..."

„Opfere nie dein Gewissen der Klugheit auf" — auch über jene „Unbesonnenheit", die doch klare Besonnenheit war, möchte ich diese Worte Hölderlins stellen. Ein Auslandsdeutscher, der seit Jahren die Ereignisse in Europa von einem fernen Standpunkt aus ruhig verfolgt, hat den sich zutiefst in das Wollen meines Mannes einfühlenden Satz geprägt, „daß nicht Unfähigkeit, seine politische Naivität zu erkennen, eine Vorstellung von den großen Zusammenhängen und Realitäten der Weltpolitik zu haben, jenen heroischen Versuch im Mai 1941 zum Scheitern brachte, sondern der Mangel an einer höheren Art von Vernunft bei der britischen Führung, einer Besinnung auf den eigenen Standort, wie Rudolf Hess sie drüben noch wecken zu können hoffte, die letzte Ursache waren".

Er versuchte — ich möchte fast sagen mit einem „fliegerischen Handstreich" — eine Festung des Unverständnisses und des Irrtums zu nehmen. Das Schicksal versagte ihm den Erfolg. Unlöslich schon war England an den Weg einer Politik gebunden, auf dem es kein Zurück mehr gab und schneller noch und unaufhaltsamer, als mein Mann es

---

wollte sie kaum gelten lassen, daß ihre Ansichten zuweilen einem recht lebhaften Wechsel unterworfen sind. Der Psychiater heute z. B. gibt seinem Prüfling zehn Blatt Papier. Darauf sind Tintenflecken von verschiedener Farbe und verschiedener Größe, und diese Tintenflecken muß der Patient beschreiben... Wir wollen nicht annehmen, daß die psychiatrische Wissenschaft vor der Erfindung dieses Testes ratlos gewesen wäre... Wir können aber jedenfalls nicht den Gedanken verscheuchen, daß Hess zumindest den wackeren Männern ihre Aufgabe erleichtern half, als er die Tintenflecke auf einem Blatt bereitwillig dahin deutete, er sehe dort zwei Männer, die „über ein Verbrechen sprächen und an Blut dächten". Beim neunten Blatt sah er einen „Querschnitt durch einen Springbrunnen", was der Psychiater selbst als eine „sonderbare Antwort" empfand..."

(„Die Gegenwart", Freiburg i. B., 1. Juli 1951)

einst gefürchtet hatte, gingen die Völker die Straße des Krieges weiter.

Was übrig bleibt, ist die Erinnerung an jene heroische Unbesonnenheit, die nicht zum Ziele führte. Statt Frieden sind Härte und Rache die Weisheit der Zeit und „lebenslängliches Gefängnis“ das Los des Mannes geworden, der es gewagt hatte, sich ihr entgegenzuwerfen.

Es bleiben Briefe. Manches in ihnen mag auch anderen etwas bedeuten, denn es ist ein Schicksal unserer Zeit, das sich in ihnen spiegelt.

DER FLUG

Als zwischen Mai und Juli 1947 — vor dem Abtransport nach Spandau — die Briefbeschränkungen der Nürnberg-Gefangenen einige Wochen hindurch wesentlich gelockert wurden, erhielt ich von meinem Mann in einigen, hier zusammengefaßten Fortsetzungen, eine Schilderung seiner Erlebnisse in der Nacht vom 10. zum 11. Mai 1941. (Weitere Berichte über die Erlebnisse in England finden sich in den Briefen aus den ersten Jahren der Gefangenschaft.)

Es war grandios einsam über der Nordsee bei märchenhaft schöner, schon durch den „Hohen Norden" beeinflußter Abendbeleuchtung. Die vielen kleinen Wolken tief unter mir wirkten wie Eisschollen auf dem Meer, kristallklar, alles rot angestrahlt. Der Himmel reingefegt — ach, nur zu reingefegt: mit der „geschlossenen Wolkendecke in fünfhundert Meter Höhe" der Wettermeldung, in die ich mich notfalls zurückziehen wollte, wars nichts, aber schon gar nichts. Einen Augenblick dachte ich an Umkehren. Dann sagte ich mir aber: Nachtlandung mit der Maschine — das kann nicht gutgehen. Und selbst wenn auch mir nichts geschehen sollte, die Me würde ihren Bruch wegbekommen, vielleicht unreparierbar. Dann aber war es aus — auf alle Fälle würde das dann nicht mehr geheim bleiben, das würde nach „oben" gehen, und dann würde es erst recht aus sein, aus für immer!

So sagte ich mir denn: „Durchhalten — komme was da wolle!"

Ich hatte dann das Glück, daß über England ein Dunstschleier lag, der in der Abendstrahlung reflektierte, sodaß von oben nichts in ihm zu sehen war. In ihn „drückte" ich natürlich hinein, d. h. ich flog mit Vollgas aus ein paar

tausend Meter Höhe auf die Küste hinunter, bekam eine unheimliche Geschwindigkeit. Ihr hatte ich es zu verdanken, daß die hinter mir herjagende „Spitfire“ nicht aufzuholen und mich in aller Seelenruhe abzuschießen vermochte, da ich nach rückwärts nicht sehen konnte: dazu war ich zu sehr eingezwängt, auch reflektierte das Kabinendach zu sehr. Ich wäre also zur Freude der „Spitfire“ gemütlich mit normaler Geschwindigkeit weitergegondelt, wenn nicht der tarnende Dunstschleier mich verführt hätte, auf die „schiefe Ebene“ zu gehen.

So aber überquerte ich Schottlands Ostküste etwa um 10 Uhr nach Sonnenuntergang etwas südlich Holy-Island über ein kleines Städtchen hinweg, dessen friedliche Bewohner ich sicherlich furchtbar erschreckte, als ich mit wohl 750 std/km aus Haushöhe ihnen das Vollgasgebrüll meiner 2000 PS zum Gruß in die verschlafenen Gassen hinabsandte. Für den Verfolger verschwand ich, von oben war sicherlich nichts mehr von mir zu sehen — in der Dunstschicht aber war eine mehrere Kilometer weite Sicht, wie man sie sich gar nicht schöner hätte wünschen können. Na, ich hütete mich auch, wieder aufzutauchen. In vielleicht fünf Meter Höhe und weniger ging es dahin, über Bäume, Häuser, Viecher und Menschen hinweg. Der englische Flieger nennt das „Heckenspringen“ — und es hat diesen englischen Fliegern anscheinend auch imponiert: nach einem Ausspruch Lord Hamiltons und der sehr ehrenvollen Kritik im englischen Fliegerblatt!

Ich habe es von Grund auf genossen: „daheim“ war diese Sorte Fliegerei nämlich verboten; aber ich habe es dazwischen auch versucht, auf kurze Strecken und nicht so radikal wie beim Feind!

Vater Baur* behauptete ja sowieso immer, ich flöge am liebsten in Scheunentore hinein — so steuerte ich denn auf

* Hans B., Hitlers Chefpilot.

diese „Scheunentor“-Weise den Cheviot-Hill als vorher schon festgelegten Richtungspunkt an, der sich aus der abendlichen Dunstschicht heraushob. Wenige Meter über dem Boden kletterte ich buchstäblich den Hang hinauf, so schnell bin ich noch niemals berggestiegen. Dann, nach Kursänderung um wenige Grad nach rechts, ebenso auf der anderen Seite wieder hinunter. Einige Zeit ging es über die Ebene, wieder wurden Häuser und Bäume vergnüglich „hupfend“ genommen, Menschen wurde zugewinkt — und schon zeigte der Variometer wieder laufend aufwärts, bis ich plötzlich über dem nächsten Richtungspunkt war, einem kleinen Stausee in einer schmalen Bergkette mit dem Broad-Lav als höchstem Gipfel. Hier kam nunmehr ein Knick nach links in den Kurs.

Mit der Karte brauchte ich mich nicht abzugeben, denn ich hatte ihre wichtigsten Einzelheiten auf den in Frage kommenden Kursen samt Kompaßzahlen, Entfernungen usw. auswendig gelernt. Vielleicht wurde in meinem Schreibtisch in Harlaching nach meinem „Entfliegen“ eine Skizze gefunden, die ich nachts in meinem Schlafzimmer gegenüber meiner Blickrichtung an die Wand geheftet und in den vielen ruhelosen Nachtstunden damals studiert hatte — angestrahlt war sie durch die Reißbrett-Lampe, deren Entführung mir meine liebe Gattin so gramvoll ankreidete.

Schließlich konnte ich meine „Wege“ im Traum fliegen.

Für den Fall, daß diese Zeichnungen einmal aus Versehen und vorzeitig meiner — leider viel zu intelligenten — Gattin in die Hände fallen und sie für meinen Geschmack über das sagenhafte „X und Y“, das damals in unserem Leben eine merkwürdige Rolle spielte, zu weiblich neugierig machen sollten, hatte ich anstelle von „Nordsee“ einfach „Ostsee“ hineingeschrieben. Daß ihre weibliche „Kombinationsgabe“ während dieser langen stummen Vorbereitungswochen auf den „Südkurs“ zum alten Mar-

schall Pétain getippt hatte, wie sie mir einmal nach Nürnberg schrieb — das konnte ich bei ihrer durch jahrelange Erziehung der meinen angenäherten Schweigsamkeit ja nicht ahnen!

Etwa zwanzig Minuten vor 23 Uhr befand ich mich über Dungavel, dem Landsitz des Herzogs von Hamilton, meinem ahnungslosen „Gastgeber in spe". Um aber jeden Irrtum auszuschließen, flog ich die paar Minuten weiter bis zur Westküste. Vom aufgehenden Vollmond beschienen lag das spiegelglatte Meer da; etwa fünfhundert Meter aus ihm aufsteigend, ohne Küstenübergang, ein Inselberg, prachtvoll rötlich angestrahlt — so schön und friedlich im Gegensatz zu meinem doch etwas gewagten und aufregenden Unternehmen, kurz vor dem ersten Fallschirmabsprung meines Lebens — ich werde dieses Bild niemals vergessen!

An der Küste flog ich ein paar Kilometer nach Süden, bis ich eine Ortschaft überbrauste, deren auch auf meiner Karte eingetragene Landzunge mit allen Bauwerken — oder ist es ein Wellenbrecher mit Leuchtturm? — unverkennbar war. Hinsichtlich der Richtigkeit meiner Ortung beruhigt, wandte ich mich wieder nach Osten, erkannte die Bahnlinie, die bei Dungavel einen Bogen macht und sah den auf der Karte verzeichneten See südlich des Landsitzes, an dem die Straße nach Dungavel vorbeiführt.

Nun kurvte ich für den Fallschirmabsprung auf die Sicherheitshöhe von 2000 Meter hinauf, stellte die Zündung der Motoren ab und die Propellerblätter auf den Anstellwinkel Null, damit die Rotation trotz des Fahrtwindes aufhören und ich dazwischen fallen konnte, ohne zu Hackfleisch zu werden; wie sich später erwies eine höchst überflüssige Vorsichtsmaßregel, denn eher drückt man sich durch eine Betonwand, als daß man auch nur ein Millimeter nach vorn gegen den ungeheuren Luftdruck

stürzen könnte. Im übrigen dachte der eine Motor vorerst gar nicht daran, stehen zu bleiben, sondern bumste und drehte heiter weiter, weil er sich wohl aus den glühend heißen Zylindern entzündete und sich daher keineswegs daran kehrte, daß die elektrische Zündung ausgeschaltet und sein Verhalten also vollkommen regelwidrig war — Friedrich Theodor Vischers „Auch Einer" hätte an der „Tücke dieses Objekts" seine ganz besondere Freude gehabt.

Schließlich aber entschloß der Motor sich doch, Vernunft anzunehmen — oder war es das Gegenteil? Denn diese Vernunft besiegelte ja endgültig seinen bevorstehenden Tod.

Nun schnallte ich mich los, öffnete das Kabinendach und wollte — diesem neuartigen Erlebnis gegenüber leicht neugierig und skeptisch, aber immerhin frohgemut — „aussteigen"! Aber es war kein Drandenken. Der unvorstellbare Luftdruck, der selbst noch bei der Mindestfahrt einer solchen Maschine herrscht, preßte mich so fest gegen die Rückwand, daß ich wie festgeschmiedet war. Nach allem hatte ich mich in Augsburg bei meinen guten Messerschmitt-Leuten mit dem harmlosesten Gesicht erkundigt, nur nicht danach, wie man abspringt. Ich hielt es wohl für zu einfach.

Wenn ich jetzt zurückdenke, so wundere ich mich eigentlich, daß ich erstaunlicherweise auch nicht auf den Gedanken kam, die Fahrt durch Auswinkeln der Landeklappen herabzusetzen. Motorlos segelte ich immer tiefer bei meinen vergeblichen Experimenten. Dann fiel mir ein, daß ich von Greim* einmal gehört hatte, man müsse die Maschine auf den Rücken legen und sich dann herausfallen lassen. Ich begann also in die Rückenlage zu rollen — aber so viele Kunstfiguren ich geübt hatte: diese ausgerechnet nicht. Es war mein Glück! Denn so zog ich instinktiv wie beim halben Looping das Höhensteuer, an-

* Generaloberst Ritter von Greim.

statt es für Waagerechtflug einzustellen, ich schoß in der Kurve nach unten, die Zentrifugalkraft hielt mich, obwohl der Kopf nach unten hing, drin. Wäre ich nur ein Geringes herausgerutscht, hätte der Luftdruck mir Genick und Kreuz gebrochen. Aber die bei einer solchen Maschine riesige Zentrifugalkraft hatte auch zur Folge, daß mir das Blut aus dem Kopf herauszentrifugiert wurde, vor den Augen erschienen die von Jagdfliegern so gefürchteten „Sterne" — zugleich dachte ich noch: „Ich bin knapp über dem Boden und fliege senkrecht nach unten — gleich muß es krachen! Sieht so das Ende aus?"

Dann wurde mir schwarz vor den Augen, und ich verlor das Bewußtsein.

Ich saß also angeschnallt, aus Rückenlage erdwärts rasend vollkommen ohnmächtig am Steuer! Eine verzweifelte, ja absolut hoffnungslose Lage. Kurz darauf aber erwachte ich wieder, erwachte zu augenblicklicher, hellster Klarheit, den Blick starr auf den Geschwindigkeitsmesser gerichtet: der Zeiger stand auf Null! Ich auf und raus war eins — im gleichen Augenblick stürzte die Maschine lotrecht ab!

Ich zog den Fallschirmgriff, die Gurte strafften sich, ich schwebte — ein unbeschreiblich herrliches und siegreiches Gefühl in dieser Lage! Ich hatte bewußtlos getan, was ich bei Bewußtsein hätte tun sollen: mit Schwung flog ich aus dem Halblooping kommend schließlich so lange fast senkrecht nach oben, bis die Schwungkraft verbraucht war, und die Maschine im Scheitelpunkt, kurz vor dem Absturz, auf Null-Fahrt kam — in dieser Stellung floß auch das Blut in den Kopf zurück.

Eine Sekunde später erwacht, wäre der Tod gewesen — Kismet!

So baumelte ich also bei Nacht und Nebel, der vom kaum durchdringenden rötlichen Vollmond nur spärlich er-

hellt war, am Fallschirm. Da Körper plus Blut schon eine gewisse Fallgeschwindigkeit hatten, der Körper aber plötzlich gebremst wurde, das Blut jedoch vorerst nicht, schoß dieses wieder aus dem Kopf, in welchem es ohnehin vom vorhergehenden Ereignis her nurmehr spärlich vorhanden war, den Beinen zu mit dem prompten Ergebnis, daß ich vornüber kippte, und es wiederum zappenduster um mich wurde — kurz: ich verlor erneut die Besinnung. Dieses Mal kam sie nur sehr langsam zurück — wäre es in der Maschine so langsam gegangen, wäre es zu Ende gewesen. Alles kreiste um mich — dann aber erwachte ich endgültig, vermutlich mit einem Gesichtsausdruck wie der aus einem Erdbrocken erschaffene Adam, als er zum Bewußtsein der Welt erwachte. Ich hatte zuerst absolut keine Ahnung, was eigentlich mit mir geschehen war, und wo ich sei. Erst allmählich wurde mir klar, daß ich am Ziel und zugleich wieder an einem Anfang war — ach, mehr „Anfang“, als ich ahnte!

Aus dem einzigen Farmhaus, neben dessen Tür ich gelandet war, kam ein Mann heraus, frug mich, ob British oder German, und half mir dann, da ich mit der durch Anprallen an — wahrscheinlich — die Verwindung beim Absprung erfolgten Knöchelverletzung nur schwer gehen konnte, sehr nett ins Haus, zum Kaminfeuer und zu einer Tasse Tee.

Weniger erfreulich und verheißungsvoll war dann der nächste Akt: an der Spitze eines Trupps Soldaten erschien ein Zivilbeamter, der den Samstag, vielleicht geschwind auch noch meine Ankunft, d. h. das Erscheinen eines deutschen Fliegers, mit ebenso reichlich genossenem wie zweifelhaft riechendem Schottentrunk gefeiert hatte: jedenfalls wankte er in einer entsprechenden Duftwolke einher. Beim Abmarsch stieß er mir seinen gespannten Riesenrevolver, den Finger am Drücker, dauernd in den Rücken, wo-

bei er munter und unaufhörlich rülpste und stolperte. Da war wirklich zwischen kontrollosem Finger und Abzug Gottes Finger! Später forderte mich dann der soldatische Führer auf, ein Haus zu betreten — der Whisky-Verehrer war aber energisch dagegen und verhinderte es, nunmehr mit dem Revolver in meinen Bauch boxend. Ich verzog gewiß keine Miene bei diesem anmutigen Spiel mit dem Schicksal, sondern empfahl den Herren, sich zu einigen. Schließlich kam ich dann doch in das Haus, in dem ein wirklich netter kleiner Tommy alles wieder gutmachte, als er mich ein Fläschchen Milch zu trinken bat, das er sich wohl für seine Nachtwache mitgenommen hatte. Ich sah vermutlich nach fünf Stunden Flug und zweimaliger „Absence" so aus, als ob ich es brauchen könnte — ich konnte es brauchen, denn neben den sonstigen, nicht direkt belanglosen Abenteuern dieser Stunden war ich ja nun „inhaftiert". Ich ahnte nicht, daß es für so viele Jahre sein würde.

Natürlich kamen dann noch in der gleichen Nacht einige RAF-Offiziere, um „dienstlich" — oder behauptungsweise dienstlich — dies über Schottland ausgestiegene Phänomen in Augenschein zu nehmen. Ein Major darunter starrte mich lange an und sagte dann plötzlich in tadellosem Deutsch, ich sähe genau wie Rudolf Hess aus. Er sei zur Kampfzeit in München und oft im Zirkus Krone gewesen, habe also Hess oft gesehen. Ich erwiderte unbefangen, daß ich dem „Hess" ähnlich sähe, sei mir nichts Neues: eine Tatsache, die mir oft genug peinlich gewesen wäre. Welche Peinlichkeit der gute Major natürlich begreiflich genug fand!

Plötzlich aber bat er mich um ein Autogramm auf einer kleinen Me 110 Abbildung, die er bei sich hatte; sicherlich hielt er sich für ganz klug und erwartete, daß ich mich verschreiben würde. Doch ich setzte mit großer Routine das noch aufrecht erhaltene „Alfred Horn" auf das Foto —

später erzählte man mir, dieser Namenszug sei „faksimiliert“ in der Presse erschienen!

Auch den Herzog von Hamilton, um dessen Besuch ich gebeten hatte, informierte man über die eigentümliche Ähnlichkeit; er glaubte aber zuerst keineswegs an den „Hess“. Als wir uns dann unterhielten, und er es allmählich glauben mußte, meinte er voller Staunen: „Sind Sie es wirklich?“

Damals habe ich mich oft selbst gefragt, ob ich es wirklich bin, habe mich gefragt, ob ich nicht vielleicht träume und friedlich — nur die Kurskarte angestrahlt auf der gegenüberliegenden Zimmerwand — in Berlin in der Wilhelmstraße oder daheim in Harlaching in meinem Bett läge und plötzlich erwachen würde. Umgekehrt träumte ich, wieder und wieder, ich sei noch daheim und sei noch immer nicht mit der Ausführung des geplanten Fluges zurechtgekommen, oder: ich sei bereits unverrichteter Dinge wieder aus England zurück. Es war jedesmal wie ein Alpdrücken entsetzlichster Art: träumend tat ich alles, um doch noch zum Ziel zu gelangen, und geriet in die schrecklichste Verzweiflung, zurückzusein, ohne meine Absicht erreicht zu haben.

Erwachte ich damals in England aus diesen Alpträumen und fand mich „drüben“, so atmete ich jedesmal zuerst erleichtert auf, ohne die wirkliche Situation sofort klar zu erfassen: so überwältigend stark war mein Ziel, der Frieden, im Unterbewußtsein verankert. Was ich geplant und erhofft hatte, war vielleicht zu ungeheuerlich — wie ungeheuerlich, aber auch wie richtig, vermögen wir vielleicht erst heute einzusehen.

Ach ja — der Frieden! Unser Kaplan, der mich neulich aufsuchte, meinte, „Gott sei endlich zu uns gekommen“. Leider — vor allem aber zum Leidwesen des Kaplans — deckt sich das nicht ganz mit meiner Auffassung. Ich habe

den starken Eindruck, daß vorerst der Teufel uns mit seiner Anwesenheit beehrt und sich in manchen Ländern dieser Erde rechtschaffen austobt. Wohl aber bin ich der festen Überzeugung, daß Gott einmal wirklich kommen wird, Luzifer zu besiegen, der gequälten Menschheit den Frieden zu bringen.

Als ich s. Zt. in England behauptete, kein Gedächtnis mehr zu haben, lernte ich, um nicht am Ende dieser raffiniert aufgebauten Lüge selbst zum Opfer zu fallen, viel auswendig — als eine Art von Gegen-„Training". Mit vielem anderen wiederholte ich mir oft — nicht nur zum Gedächtnistraining —, womit dieser fliegerische „Tatsachenbericht" enden möge:

„Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unseres Schicksals leichtem Wagen durch. Und uns bleibt nichts, als mutig gefaßt die Zügel festzuhalten und bald rechts, bald links, vom Sturze hier, vom Steine da, die Räder wegzulenken. Wohin es geht — wer weiß es? Erinnert er sich doch kaum, woher er kam . . ."

(Goethe, Egmont)

AUS DEN ERSTEN JAHREN DER GEFANGENSCHAFT

An Prof. Dr. Karl Haushofer — England, 20. Mai 1942

Hochverehrter und lieber Freund,

da sich herausgestellt hat, daß meine Briefe Monate unterwegs sind, sende ich Dir schon jetzt diesen Gruß zu Deinem Geburtstag. Ihn begleiten all meine guten Wünsche für Dich und die Deinen.

Mach Dir ja keine Sorgen um mich! Du hast am wenigsten Anlaß dazu!

Natürlich ist meine derzeitige Lage nicht besonders angenehm. Aber im Kriege sollen sich des öfteren Menschen in nicht sehr angenehmer Lage befinden. Darauf kommt es gewiß nicht an. Worauf es in fernerer Sicht ankommt, weißt Du am besten.

Oft muß ich an das Seminar bei dem seligen Bitterauf denken und an mein dort gehaltenes Gneisenau-Referat. Du nahmst Anteil an ihm, wie an so Vielem, was mich betraf.

„Laß die Wogen donnernd branden,
Leben gilt es oder Tod —
Magst Du scheitern oder landen:
Immer bleibe selbst Pilot!"

Es kann nicht bestritten werden, daß ich gescheitert bin. Ebensowenig kann aber bestritten werden, daß ich selbst Pilot war. In dieser Beziehung habe ich mir bestimmt nichts vorzuwerfen. Jedenfalls habe *ich* gesteuert. Du weißt freilich so gut wie ich, daß der Kompaß, nach dem

wir uns richten, von Kräften beeinflußt wird, die unbeirrbar wirken, wenn wir sie auch nicht kennen.

Mögen sie Dir im kommenden Lebensjahr freundlich sein!

England, 9. September 1942

... Ich muß viel an meine medizinischen Unterhaltungen mit Professor G. denken, vor allem an seine Gedanken zur Krebs-Bekämpfung, die mir immer so sehr am Herzen lag und die mit einem Kollegen voran zu treiben noch kurz vor meinem Abflug sein Anliegen war. Ich war damals — leider! — viel zu sehr mit meinem Flug beschäftigt, als daß ich mich genügend diesem wichtigen und gegebenenfalls für die Menschheit so segensreichen Gedanken gewidmet hätte. Jetzt, wo ich mehr Zeit habe, über solche Probleme nachzudenken, tut es mir sehr leid...

... Da ich wieder den Flug erwähnte: der war der Grund, warum meine Beziehungen zu Udet eine Zeitlang etwas weniger herzlich waren als sonst: er wollte mich nicht auf der Me fliegen lassen, als ich mich in der Nähe von Berlin „zum Vergnügen" auf ihr einfliegen wollte. Die Genehmigung des Führers, dessen Flugverbot für mich doch gerade abgelaufen war, machte der harmlose Mensch zur Bedingung — ebensogut hätte ich mich gleich selbst in Schutzhaft begeben können! Aber es war wohl ein Glück, daß aus der Fliegerei bei Berlin nichts wurde. Dort wäre mein Treiben kaum geheim geblieben und über kurz oder lang hätte der Führer doch davon erfahren. Dann wäre ein neues, vielleicht nicht mehr auf „ein Jahr" befristetes Flugverbot fällig gewesen, das — bei einmal gegebenem Wort — zu umgehen für mich unmöglich gewesen wäre. „Aus" wäre es gewesen mit meinem Plan und ich würde mir heute noch Vorwürfe machen ob meiner Unvorsichtigkeit.

Übrigens blieb die „Hackelei“ mit Udet in durchaus freundschaftlichem Rahmen. Kurze Zeit darauf hörte ich zufällig, daß er mit einem „Storch“ so ziemlich in eine Halle des Berliner Flughafens hineingelandet war — rein aus Spaß! Ich schrieb ihm sofort, ich sei überzeugt, daß derartige Unternehmungen natürlich für den „General-Luftzeugmeister“ eine absolute Notwendigkeit darstellten, und daß er „selbstverständlich“ die Genehmigung des Führers eingeholt habe! Er rief mich dann quietschvergnügt an, beschwor mich aber, nicht etwa an „höchster Stelle“ das Gespräch auf dieses Thema zu bringen — worauf ich nur grinsen konnte...

*

Wie bin ich doch mit den Bergen verwachsen — ist's ein Wunder? Ich rechnete mir aus, daß ich rund die Hälfte meines Lebens in Bergnähe gelebt habe.

Daß der kleine Bursch* durch seine Umsiedlung ins Ostrachtal bald hineingehören wird wie ein richtiger Bergler, das freut mich schon sehr! Bei ihm wird es auch sicherlich an der Sprache nicht fehlen; ich kann mir lebhaft vorstellen, daß sie bald „original krachledern“ sein wird. Wenn ich daran denke, daß er im nächsten Jahr schon den Ernst des Lebens auf der Schulbank kennen lernen wird — unvorstellbar für mich, für den er noch immer der kleine großäugige Kerl ist, der beim Abschied auf der weißen Kommode im Harlachinger Kinderzimmer saß! Aber selbst, wenn er nicht zur Schule käme — man könnte ihn ja nicht in einem Alter festhalten, in dem die kleinen Geschöpfe sicherlich am entzückendsten sind.

Wie freue ich mich immer über jede Kleinigkeit, die Du aus dem Kreis um Dich berichtest — bleibe bei dieser Art

* Wolf Rüdiger Hess, geb. am 18. 11. 1937; in den Briefen meist „Buz“ genannt.

des Briefschreibens! Sie gibt mir viel mehr als irgend eine andere es könnte. Was Ihr denkt, weiß ich sowieso! Und Ihr wißt, daß sich mein Denken in der gleichen Richtung bewegt, auch ohne daß wir davon schreiben...

England, 24. November 1942

Nachdem mein Geburtstagsbrief an Sohn Buz fort war, kam mir erst zum Bewußtsein, daß er ja durch die Hände von, ich weiß nicht einmal wieviel, Zensoren geht — manchmal vergeß ich das! — und daß er hierfür etwas sehr „persönlich" gehalten war. Das ist mir höchst scheußlich. Nach einer Rede hatte ich dann und wann ein ähnliches Gefühl: man möchte einen Satz, der einem herausgerutscht ist, am liebsten wieder einfangen können. Aber nicht nur, was man der Sekunde ausgeschlagen, sondern auch was man in einer Sekunde von sich gegeben, bringt keine Ewigkeit zurück!

*

Eigenartig muß es für Euch doch sein, wenn Ihr einen Brief von mir bekommt, in dem ich auf den Inhalt eines Eurer Briefe eingehe, der vor etwa einem dreiviertel Jahr geschrieben ist. Es ist eben in jeder Beziehung eine etwas aus den Fugen geratene Welt. Aber eines Tages wird sie schon wieder zusammengefügt — und dann werden auch wir wieder zusammengefügt!

England, 14. Februar 1943

... Wie hat es mich gefreut, daß der Junge sich des Vatis noch entsinnt! Daß er noch wußte, wo all die herrlichen rollenden, fahrenden, knatternden und fauchenden Spielzeuge versteckt waren, mit denen wir uns heimlich im kleinen Arbeitszimmer in den Tagen vor meinem Abflug beschäftigten. Oft denke ich mir aus, was ich ihm alles

erzählen und zeigen werde — in der Richtung des „technischen, geographischen und naturwissenschaftlichen" Buz!

Hab ich doch einst sicherlich nicht geahnt, von welcher Bedeutung meine technisch-mathematischen Begabungen einmal für mich sein würden. Ohne diese hätte ich den „Flug meines Lebens" keinesfalls geschafft: weder hätte ich den komplizierten Mechanismus der Me 110 noch die Navigation gemeistert.

Es hat eben alles im menschlichen Dasein letztlich seinen Sinn, wenn auch manche ein rundes Halbjahrhundert brauchen, sich dessen ganz bewußt zu werden. Und manche merken es überhaupt nicht!

*

Aus „Dichtung und Wahrheit", die ich gerade las, habe ich ein ganz neues Bild von Goethes Vater bekommen. Mit jedem Kapitel gewinnt man diesen charaktervollen, bockigen und originellen alten Herrn lieber — sicherlich ganz gegen die Absicht des Berichtenden, der bei der väterlichen Unbeugsamkeit in Dingen der Nation nur die sich ergebenden Ungelegenheiten sieht. Welche Seiten seines Wesens er bestimmt nicht vom Vater geerbt hat.

Hier liegt, vielleicht vor allem von unserem heutigen Blickpunkt aus, eine „Schwäche", die mich stärker beeindruckte, als ich erwartet hatte. Aber welcher Mensch, einschließlich jener einsamen Großen, hätte keine Schwäche?

England, 25. März 1943

. . . Ach ja, es war ein langgehegter Traum von uns, die Menschheit einmal mit einem großen Musiker oder Dichter zu beglücken! Aber der Mensch denkt und ganz jemand anders lenkt — nach allem, was ich so von den

Liebhabereien des kleinen Burschen höre, zweifle auch ich nicht mehr daran, daß seine Begabung auf der technischen Seite liegt. Nun, er wird einmal, ungehemmt von väterlichen Machtsprüchen, diese Begabung ausbilden dürfen, was mir, außer bei kleinen Ozeanflügen (vvvvv*) versagt blieb. Das haben wir vor vielen Jahren, als mein Ziel war, den Gegenflug zum Lindberghschen als Erster zu schaffen**, nicht geahnt, wie sehr ich die bei den über ein Jahr gehenden Vorarbeiten mir angeeigneten Kenntnisse einmal würde gebrauchen können.

England, 16. Juli 1943

... Einige Monate lang habe ich hier nach dem Frühstück bis zum Mittagessen ein Buch aus dem Englischen ins Deutsche übertragen. Auch beschäftigte ich mich in dieser Zeit gelegentlich damit, Anekdoten aus dem bisherigen Leben meines Sohnes zu Papier zu bringen, Episoden aus meinem Leben, die wert sind, Euch und einer zukünftigen, hoffentlich umfangreichen Enkelschar überliefert zu werden, niederzuschreiben — und Ähnliches mehr. Oder ich schreibe auch einen Brief nach Hause — das gehört aber eigentlich nicht zum Tageslauf! vvvvv

---

* Im privaten Briefwechsel der Familie Hess ist seit Jahrzehnten der Gebrauch einer sog. „Lachlinie" üblich — handschriftlich durch eine flache Wellenlinie, mit der Schreibmaschine — und im vorliegenden Buch — durch die Zeichen „vvvvv" ausgedrückt. Die „Lachlinie" bedeutet eine heitere Unterstreichung des vorangegangenen Satzes oder Wortes.

** „Gegenflug zum Lindberghschen": R. H., der als Leutnant Kampfflieger im Ersten Weltkrieg war, beabsichtigte nach dem Gelingen der ersten fliegerischen Atlantik-Überquerung durch Lindbergh einen Gegenflug Ost-West von Europa nach Nordamerika durchzuführen. Das Projekt wurde während eines ganzen Jahres sorgfältig vorbereitet, mehrere große deutsche Industriefirmen beabsichtigten zur Finanzierung beizutragen; schließlich scheiterte der Plan aber doch und Köhl-Fitzmaurice-Hünefeld führten den aufsehenerregenden Flug durch.

Ruhe nach dem Essen habe ich mir abgewöhnt. Manchmal habe ich Gelegenheit zu einem Spaziergang in die fraglos schöne Umgebung, bei gutem Wetter unterbrochen durch Rastpausen. Die letzteren lege ich natürlich so, daß ich einen möglichst erfreulichen Blick genieße.

Anziehend und außergewöhnlich sind vor allem die Farben dieser Landschaft, wobei wohl die rote Erde zwischen den grünen Wiesen und Feldern, die zur Zeit der Reife auch gelbliche Töne hervorbringen, wie die Bäume im Herbst, einen wesentlichen Anteil haben. Jeder Wolkenschatten verändert gleich die Farbwirkungen und damit den Gesamteindruck. Es kann vorkommen, daß ein fern gelegener, aber den Hintergrund beherrschender Berg innerhalb weniger Minuten je nach der Beleuchtung zwischen schwarz-violett, dunkelblau, oliv und smaragdgrün mit rotbraun und gelb, bläulichgrau wechselt. Dabei finde ich, daß die Farben im Spätherbst und Winter noch schöner sind als in den übrigen Jahreszeiten, was wohl einerseits mit der milderen Beleuchtung, andererseits mit den umgepflügten Feldern zusammenhängt, welch letztere noch mehr rötliche Töne zwischen die auch im Winter grün bleibenden Wiesen geben. Ich glaube es gern, wenn man mir erzählt, daß Maler diese Gegend besonders schätzen.

Aber je schöner es ist, desto mehr gilt, was Goethe in den Vers brachte:

„Wenn die Nachtigall Verliebten
Liebevoll ein Liedchen singt,
Das Gefangnen und Betrübten
Nur wie Ach und Wehe klingt..."

England, 4. September 1943

Ich bin so froh, immer wieder aus Deinen Briefen zu ersehen, daß sich bei Dir nichts in Deinem innerlichen Verhältnis zu dem Mann geändert hat, mit dessen Schick-

sal wir seit über zwanzig Jahren durch Freud und Leid auf das Engste verbunden sind — so wenig wie sich wohl bei mir irgend etwas geändert hat. Man darf auch nie vergessen, welch unerhört schwere nervliche Belastung diese Zeiten für ihn bedeuten; sie kann in der Erregung gefällte Entscheidungen zur Folge haben, die unter anderen Umständen nicht so ausgefallen wären. Hierbei denke ich nicht im Geringsten an mich, sondern an meine Männer* — hinsichtlich meiner hatte ich doch mit allem gerechnet.

Das In-Rechnung-Setzen der Erregung schloß freilich nicht aus, daß im Zusammenhang mit dem Schicksal der „Jungens" erst einmal ein heilloser Zorn über mich kam, als mir durch Eure letzte Nachricht doch einiges in ein anderes Licht gerückt wurde, als wie ich es vorher in meiner Harmlosigkeit gesehen hatte. Mit dem Ergebnis, daß ich mehrere Tage hintereinander stundenlang, wahrhaft fauchend vor Wut, in meinem Zimmer auf und abraste und im Verlauf einer leider etwas einseitigen Aussprache in sehr klarer und deutlicher Weise meine Meinung äußerte und grundsätzliche Erklärungen abgab. Sicherlich aber nicht dem intellektuell für einige besondere Details Verantwortlichen gegenüber, der bestimmt nicht die Entschuldigung der erregten Augenblickshandlung bei seinen „Ausführungsbestimmungen" für sich hat — nach dieser Seite hin ist ein luftleerer Raum entstanden, der für immer luftleer bleiben wird**!

England, 15. Januar 1944

Nun sitze ich schon seit Stunden — buchstäblich —, und sinne nach, was ich Euch schreiben soll und komme

* Vgl. Seite 75.

** Diese Bemerkung bezieht sich auf den damaligen Reichsleiter Bormann.

nicht weiter. Das hat — leider! — seinen besonderen Grund.

Da Ihr es ja doch über kurz oder lang merken oder erfahren müßt, schreibe ich es Euch: ich habe mein Gedächtnis völlig verloren, alles Vergangene verschwimmt wie hinter einem grauen Nebel; selbst an die selbstverständlichsten Dinge kann ich mich nicht mehr erinnern. Woher das kommt, weiß ich nicht. Der Arzt gab mir eine lange Erklärung, aber selbst diese ist inzwischen dem Gedächtnis entschwunden. Er versichert aber jedenfalls, es würde einmal alles wieder gut. Hoffentlich hat er recht*!

Aber das ist der Grund, warum ich Euch tatsächlich keinen vernünftigen Brief schreiben kann; dazu braucht man das Gedächtnis mehr als man glaubt. Was anderes ist es noch, wenn man Briefe zu beantworten hat, die einem Stoff und Anregung geben. Den letzten Brief von Euch erhielt ich aber am 13. September vorigen Jahres!

Schickt mir auch mal wieder Bücher — in der Eintönigkeit meiner Einzelgefangenschaft sind sie von größtem Wert für mich.

England, 26. Februar 1944

Schreibt doch wieder einmal. Seit September habe ich keinen Brief mehr von Euch bekommen.

Wenn Ihr nicht schreibt, kann ich auch nicht schreiben; denn ich brauche eine Anregung zum Schreiben. Ohne Brief von Euch weiß ich wirklich nicht, von was und über was ich berichten sollte. Denn ich habe, wie ich schon in meinem letzten Brief schrieb, mein Gedächtnis völlig verloren — wenn auch nur vorübergehend, wie der Arzt mir versichert.

Schreibt mir doch wenigstens, wie es dem Jungen in der Schule gefällt.

---

* Der „Gedächtnisverlust“, von dem in diesem und im folgenden Brief die Rede ist, war vorgetäuscht. Vgl. Brief vom 10. März 1947.

England, 15. Januar 1945

Ich bin sehr froh, daß Buz, wie Du schreibst, keine Neigung zum Streber hat und daß Du nicht etwa eine solche zu wecken suchst — was ich im übrigen auch nicht erwartet hätte. Diejenigen, die aus Streberei, d. h. nicht infolge überflügelnder Anlagen, sondern durch Büffelei die Ersten in ihrer Klasse sind, enttäuschen meist später im Leben. Nur eines wünschte ich meinem Sohn: daß er von irgend etwas „besessen" sein kann, gleichgültig ob von einer Maschinenkonstruktion, einer neuen ärztlichen Idee oder einem Drama — selbst wenn dann niemand die Maschine bauen, kein Mensch das Drama lesen oder gar aufführen will oder die Ärzte aller Richtungen in seltener Einigkeit über ihn herfallen, um ihn geistig zu zerhacken . . .

England, 9. März 1945

Mit viel Genuß las ich schon vor längerer Zeit die in dem „Lesebuch Deutscher Erzähler" gesammelten kleinen Novellen. Dabei hat mich zu meinem Staunen Jean Paul mit am meisten entzückt — ich schrieb Dir doch mal, Du sollest mir nichts von ihm und seiner Art schicken. Wie so manchen Anderen habe ich aber wohl auch ihn in zu jungen Jahren in die Hand bekommen, in denen das Verständnis für die Feinheit fehlt, sodaß die Breite langweilt. Ich werde nun bestimmt später daheim auch einmal das Schulmeisterlein Wuz usw. lesen, auch Stifter, dessen Brigitta mir nicht minder gut gefiel. Was für eine unendliche Spanne an Form und Stil, an Charakter und Darstellung umfassen doch unsere Dichter und Erzähler! Eine Spanne wie auf musikalischem Gebiet unsere großen — und kleinen! — Tonschöpfer.

England, 18. Juni 1945

In Ergänzung zu dem Brief an Alle, will ich Dir doch noch ein paar Zeilen senden, wenn ich auch nicht schrei-

ben kann — und vor allem im Hinblick auf lesende Zensurstellen schreiben mag —, was ich gern schreiben würde.

Du kannst Dir denken, wie oft meine Gedanken in den letzten Wochen zurück gewandert sind in die vergangenen Jahre — dieses Vierteljahrhundert für uns in einem Namen konzentrierter Geschichte, aber auch schönsten menschlichen Erlebens. Die Geschichte ist nicht beendet, sie wird einmal in unbeirrbarer Folgerichtigkeit die heute anscheinend für immer zerrissenen Fäden wieder zu neuem Geflecht verknüpfen — das Menschliche ist am Ende und besteht nur noch in der Erinnerung.

Wenigen aber ist es so wie uns beiden vergönnt gewesen, von Anbeginn des Wachsens einer einzigartigen Persönlichkeit teilzuhaben an Freud und Leid, an Sorgen und Hoffen, an Hassen und Lieben, an all den Äußerungen der Größe — und auch an all den kleinen Zeichen menschlicher Schwächen, die einen Menschen erst ganz liebenswert machen.

Deshalb sind meine Gedanken zugleich auch viel bei Dir gewesen, wenn ich seiner gedachte.

> „Ich liebe alle die, welche wie schwere
> Tropfen sind, einzeln fallend aus der
> dunklen Wolke, die über den Menschen
> hängt: sie verkündigen, daß der Blitz
> kommt und gehen als Verkündiger zugrunde."
>
> (Nietzsche)

England, 21. Juni 1945

Auf meinen Wunsch besorgte mir der Schweizer Gesandte* Ranke, Die Päpste, und Kugler, Geschichte Friedrichs des Großen (mit den Menzelschen Zeichnungen von den Original-Holzstöcken, die nun vermutlich auch nicht

* Dr. Hans Frölicher. Vgl. auch Brief vom 23. Januar 1949.

mehr existieren), außerdem: Carlyle, Friedrich der Große — Kleists Werke — Mörike, Maler Nolten — Grimmelshausen, Simplizissimus — Ernst Wiechert, Wälder und Menschen — Humboldts Brautbriefe (diese unbestellt) — Gottfried Keller, Der grüne Heinrich; Züricher Novellen; Legenden; Das Sinngedicht.

Wie oft habe ich die „Geschichte der Päpste" daheim stehen sehen und bin damals davor zurückgeschreckt, nicht ahnend, wie fesselnd Rankes Darstellung ist, vor allem, wie lebendig im Stil, und welch prachtvolle, allgemein gültige Bemerkungen hineingestreut sind. Leider neigt sich schon der zweite Band seinem Ende zu. Aber ich werde das Ganze sicherlich ein paarmal lesen. Schopenhauer rät ohnehin, man solle gute Bücher mindestens zweimal lesen...

Wirklich wertvoll und erfreulich ist das „Naturleben" von Konrad Guenther, um so mehr, als es so gut mit Quellen belegt ist. Sobald ich die Möglichkeit habe, werde ich an Hand der letzteren noch manches lesen, so z. B. Aschoff, Das Leben und der Zellenstaat. In letzterer Linie liegt auch ein englisches Buch, das ich augenblicklich vorhabe: H. G. Wells-Huxley, The Science of Life.

Gerade in den ersten Tagen des Mai kam ich auf folgende Stellen im Guenther:

> „Das Werk der Großen gewinnt die volle Auswirkung erst nach dem Tode des Schöpfers, die Gegenwart faßt es noch nicht... Gibt es etwas Heroischeres als ein Werden, das einem am Urbeginn gegebenen Auftrag unbeirrt folgt, wenn der Weg sich auch noch so oft zu verwirren scheint und zu einer Straße des Leidens wird?... Und welche Kraft, welch sieghafte Freudigkeit, alles, was auf dem Wege angetroffen wird, mitzureißen und nach dem Ziele zu richten, und sei es auch der zäheste Stoff!..."

Ein im gleichen Buch angeführtes Zitat Schopenhauers:

> „Das Höchste, was der Mensch erlangen kann, ist ein heroischer Lebenslauf. Einen solchen führt der, welcher in irgend einer Art oder Angelegenheit für das allen zu Gute Kommende mit übergroßen Schwierigkeiten kämpft und am Ende siegt, dabei schlecht oder garnicht belohnt wird."

Nürnberg*, 15. Januar 1946

Laßt Euch durch schlechte Blitzlichtaufnahmen so wenig täuschen wie durch Tendenzberichte, von wem sie auch kommen mögen. Letztere sind ebenso unwahr, wie es auf der anderen Seite wahr ist, daß ich Euch schreiben kann. Ich hab mich gegen früher weder innerlich noch äußerlich verändert, was die Kameraden mit Freude festgestellt haben. Abgenommen habe ich natürlich: ich esse absichtlich wenig, weil ich mich so bei dem Mangel an körperlichem Ausarbeiten viel wohler fühle . . .

Mehr denn je weiß ich, daß Goethe in einem irrt: in seiner Beurteilung der Macht des Niederträchtigen. Ihr werdet es auch einmal einsehen, trotz allem! Möge der Allmächtige Euch weiter Kraft geben, wie er sie mir gibt.

Nürnberg, 25. Januar 1946

Der Prozeß ist teils gräßlich, teils langweilig, dazwischen aber auch einmal interessant. Auf alle Fälle eine nicht alltägliche Erinnerung fürs Leben! vvvvv Ich beschäftige mich zur Erholung von ihm mit der Geschichte des ersten Weltkrieges, die mich sehr interessiert, obwohl sie noch nicht im Zeitalter des modernen Ikarus liegt — leider aber habe ich hier nicht so viel Zeit zum Lesen wie in England . . .

(Notiz für Dr. Seidl**)

Nürnberg, 5. Februar 1946

Herr Hess erhielt den Brief vom 2. ds. — Er hat nie ein Vertrauensverhältnis zu Herrn von R. gehabt. Die Gründe,

---

* Im Spätherbst 1945 wurde mein Mann im Flugzeug von England nach Nürnberg gebracht. Dort hatte ich zunächst mit ihm über seinen ersten Anwalt, Dr. von Rohrscheidt — Berlin — indirekte Verbindung. Eine erste schriftliche Nachricht aus Nürnberg traf im Januar 1946 ein.

** Zur Umgehung der Zensur wurden dieser und einige weitere Briefe als „Notiz für Rechtsanwalt Seidl" in indirekter Formulierung geschrieben.

warum er ihn endgültig als Rechtsanwalt abgelehnt hat, gehen aus der Anlage* hervor. Am liebsten würde er sich nach wie vor selbst verteidigen. Er ist auch überzeugt — und freut sich, daß er mit dieser Meinung nicht allein dasteht —, daß er sich selbst am besten verteidigen könnte. Er beherrscht eben die Materie besser als irgendein anderer und hat demgemäß von Fall zu Fall das Notwendige bei der Hand, während ein Rechtsanwalt immer erst ihn fragen muß. Da laut Statut ein Angeklagter mehrere Verteidiger haben darf, wollte er ohnehin einen Juristen als zweiten Verteidiger nehmen. Nach Ablehnung seines Antrages auf Selbstverteidigung wurde ihm erst der Verteidiger von Göring „verschrieben" und, da dieser überlastet ist, nun Rechtsanwalt Dr. Alfred Seidl bestimmt, der zugleich Frank vertritt. Seidl ist der schärfste und angriffslustigste aller hiesigen Verteidiger, außerdem ein alter Skifahrer, der mit

---

* Schreiben an den Internationalen Militärgerichtshof:

In der Europa-Ausgabe der „New York Herald Tribune" vom 27. Januar 1946 ist ein Interview wiedergegeben, das mein früherer Verteidiger, RA Dr. von Rohrscheidt erteilt hat. In diesem ist ein Absatz enthalten, in dem streng vertrauliche Anweisungen, die ich Dr. v. R. hinsichtlich der Führung meiner Verteidigung gab, zum Abdruck kommen — unter Betonung, daß es meine Anweisungen sind.

Der Vorgang bedeutet einen Vertrauensbruch und ein Vergehen gegen die Schweigepflicht des Anwalts. Es handelt sich um einen schweren Berufsverstoß, der in normalen Zeiten zu einer Anzeige bei der deutschen Anwaltskammer führen würde.

Ich erkläre hiermit, daß ich demgemäß jedes Vertrauen zu meinem früheren Verteidiger verloren habe.

Zugleich mache ich das Gericht darauf aufmerksam, daß ich nunmehr eine volle Woche ohne Verteidigung bin, nachdem mir das gemäß Statut zustehende Recht, mich selbst zu verteidigen, bisher nicht zugebilligt wurde. Ich war daher auch daran gehindert, selbst an nur einen der zahlreichen, in der Zwischenzeit aufgetretenen Zeugen, Fragen zu stellen — wiederum, obwohl mir dies statutenmäßig als Recht zusteht.

Nürnberg, den 30. Januar 1946
gez. Rudolf Hess

Herrn Hess schon zusammen auf dem Kreuzeck war. Und schließlich spricht er reines Münchnerisch — welch letztere beiden Punkte allerdings nicht unbedingt Voraussetzung für einen guten Juristen sind, wohl aber wirken sie mit, ein gutes persönliches Verhältnis zu schaffen, und das ist ein wesentliches Moment für eine gute Vertrauensbasis. Herr Hess ist sehr froh, nunmehr Rechtsanwalt Seidl als Verteidiger zu haben.

Nürnberg, 31. März 1946

Was den Schulbesuch des Jungen betrifft, so mache ich mir nicht die geringsten Sorgen. Was er jetzt nicht lernt, lernt er eben später. Und ein Jahr Verlust an reiner Bücherweisheit macht für das Leben wenig aus — hinsichtlich der übrigen Entwicklung aber bleibt er ja nicht stehen, die augenblicklichen Zeiten werden ihn nur zu sehr reifen lassen.

Wann sollen normalerweise die klassischen Sprachen beginnen? Ich möchte gern, daß er zumindest ein Jahr auch Griechisch treibt; wenn es ihm keine Freude macht, kann er es immer wieder einstellen — er hat dann wenigstens die Grundlagen. Nebenbei mag er meinetwegen Zirkusakrobatik treiben. vvvvv

(Vordruck) Meine Adresse ist wie folgt:

Rudolf Hess, Nürnberg, Gefängnis der „Kriegsverbrecher" vvvvv.

Nürnberg, 2. Mai 1946

. . . „Angeschossen"* bin ich bis jetzt nicht. Was wohl so im Laufe der Zeit für Gerüchte über uns hier herumschwirren! Ich höre nur gelegentlich davon, da ich ja

* Im Schweizer Rundfunksender Beromünster war behauptet worden, daß ein sowjetischer Ankläger im Gerichtssaal auf Göring und Hess geschossen habe.

keine Zeitung lese. Und das, was ich ab und an höre, bestätigt mir nur, wie recht ich daran tue, mich mit diesen Erzeugnissen nicht zu befassen. Ich ziehe es vor, sie gar nicht anzufassen.

Du erzählst mir etwas, „damit ich mal lache" — ich habe auch darüber gelacht. Aber glaube nur ja nicht, daß ich sonst nicht lache. Daß ein paar Wermutstropfen dazwischen sind, ist selbstverständlich; sie erzeugen das der Zeit angemessene Aroma.

Die Briefe meines Herrn Sohnes sind klassisch. Es scheint tatsächlich so, daß ich ihn mir größer, bzw. erwachsener vorstelle, als er de facto ist. Im Grunde freut mich das natürlich — er wird nur zu schnell „erwachsen" sein. Die jetzigen Zeiten werden beitragen, ihn schneller reifen zu lassen. Was reift nicht alles heute! Selbst ich reife, glaub ich. vvvvv

Ilse Hess an R. H. (Notiz für Dr. Seidl)

Nürnberg, 7. Mai 1946

Frau Hess versteht nicht, warum Herr Hess z. B. die „Neue Zeitung" (die von der amerikanischen Armee für Deutschland herausgegebene Zeitung, die wenigstens als Zeitung gut ist) nicht liest? Sie hat schon manchmal an seinen Briefen bemerkt und aus den Erzählungen anderer Frauen, die ihre Männer in Lagern besuchen durften, das Gleiche erfahren, daß viele unserer Männer ohne den konkreten Untergrund der heutigen, nun einmal vorhandenen augenblicklichen Tatsachen in einer Welt wohnen, die es nicht mehr gibt, die es so niemals wieder geben wird. Es war einmal eine These der vergangenen Zeit, daß sich das Rad der Weltgeschichte nicht zurückzudrehen pflege — es wird sich auch heute nicht zurückdrehen — und wir müssen uns damit so oder so auseinandersetzen, was ja nichts an unserer Grundhaltung ändert. Und was heute in der Welt

vorgeht, ist z. T. sehr interessant, man kann unendlich viel daraus lernen. Manches ist ähnlich dem Geschehen von 1918; da aber die Welt noch stärker in ihrer Gesamtheit in Mitleidenschaft gezogen ist, ist das Bild doch ein ganz anderes.

Frau Hess muß lachen, weil sie Herrn Hess fast einen politischen Vortrag hält, was er aus Frauenmund nun einmal verabscheut! Aber sie muß sich mit allen diesen Problemen auseinandersetzen.

Nürnberg, 8. Mai 1946

Von dem Raum im zweiten Stock aus, in dem wir während der Mittagspause des großen Theaters unser Essen einnehmen, habe ich einen schönen weiten Blick nach Nordosten, bis zu den fernen Höhenzügen. Und meiner Seele ist wohl dabei. Sie schwebt aber nicht nur in dieser Blickrichtung, sondern auch nach anderen, dem körperlichen Auge nicht sichtbaren blauen Bergen hin, wo für sie Heimat ist und Liebe . . .

Im übrigen glaube ich, daß ich auch ohne „Neue Zeitung" die Dinge richtiger sehe als die meisten, die sich regelmäßig „über die Weltlage informieren" vvvvv.

„Wer sich nicht aus der Zeit mit jähem Ruck erhebt,
Der sieht nicht, was er sieht, und lebt nicht, was er lebt"*

Und das „Rad der Weltgeschichte"? Nein, es dreht sich bestimmt nicht zurück — ebenso bestimmt aber auch nicht so nach vorwärts, wie viele glauben, hoffen oder fürchten!

Ich kann im übrigen Zeitungen weder regelmäßig bekommen, geschweige denn mir halten. Ich bin darauf angewiesen, daß einer der Herren meiner „Umgebung" sie mir gelegentlich freundlicherweise überläßt. Ich verzichte

---

* Diese Widmung schrieb Dietrich Eckart in die Buchausgabe seines Dramas „Lorenzaccio", die er im Oktober 1922 meinem Mann schenkte.

aber auf solche Gnadenerweise. Ebenso wie ich grundsätzlich z. B. Schokolade oder Bonbons zurückweise, die mir solch ein Herr ebenso gnädig dazwischen zuzustecken versucht. Dafür gebe ich aber auch ebenso grundsätzlich keine Autogramme, um die ich täglich mehrmals gebeten werde. Ich vermute, daß demgemäß auch der Kurs meiner Unterschrift am höchsten steht! vvvvv Was erst recht anreizt, hinter ihr und mir herzusein. vvvvv Überhaupt, an Heiterem fehlt es wahrlich nicht und ich kann nur empfehlen, daß jedermann das „Zwischenspiel“ von heute so weit wie nur möglich von der heiteren Seite nimmt . . .

(Notiz für Dr. Seidl)

Nürnberg, Mai 1946

Wenn meine Frau sich an meiner „Eiseskälte“ bei einem Besuch nicht entsetzt und es auf einen Versuch ankommen lassen will, möge sie den Versuch machen, die Besuchserlaubnis zu erhalten. Tatsächlich wird es ohnehin vergebsich sein.

An den Sohn

Nürnberg, 27. Juli 1946

Mein lieber Buz,

ich danke Dir für Deinen Brief, in dem Du mir mitteilst, daß Du nun nicht mehr Lokomotivführer für Kippwagerl bei der Münchener Schutträumung, sondern für die richtige große Eisenbahn werden willst. Dazu gebe ich Dir jetzt schon meine Genehmigung. Das verstehe ich nur zu gut, daß Du gern „rasen“ können willst. Noch mehr dahinjagen kannst Du freilich als Flugzeugführer. Aber wahrscheinlich bist Du noch nie geflogen und weißt daher auch garnicht, wie das ist. Na, Du hast ja noch Zeit, es Dir zu überlegen. Den Gedanken an den Trambahner würde ich mir ganz aus dem Kopf schlagen: der trödelt dahin im Vergleich zu den anderen und dauernd muß man bremsen,

weil Autos, Radfahrer, Menschen oder Hunde in den Weg kommen . . .

Nürnberg, 18. August 1946

. . . Der Reisebericht der „Bremenfahrer"* ist nicht dazu angetan, Euch nochmals eine solche „Inlandswanderung" über fast unübersteigliche Grenzen zu wünschen. Ich las den Bericht daher — und überhaupt! — mit einem heiteren und einem nassen Auge — insgesamt aber hat er mich doch amüsiert, wie vernünftigerweise Euch selbst. — Im übrigen:

„Laßt uns einsehn,
daß Unbesonnenheit uns manchmal dient,
wenn tiefe Pläne scheitern;
und das lehr uns,
daß eine Gottheit unsere Zwecke formt,
wie wir sie auch entwerfen —"

(Shakespeare, Hamlet)

So laßt die Gottheit denn weiter formen! Seid gegrüßt!

Nürnberg, 31. August 1946

Aus Eurer „Lachlinie" ersah ich, daß Ihr Dr. Seidls Mitteilung, ich hätte das Gedächtnis wieder völlig verloren, von der heiteren Seite genommen habt. Inzwischen werdet Ihr sicher durch den Rundfunk erfahren haben, daß erneut das „Wunder" geschehen ist, und ich es völlig zurückerhalten habe. vvvvv Dafür wird es aber wahrscheinlich heißen, ich sei wahnsinnig geworden oder litte zumindest unter „fixen Ideen". Ich hoffe, Ihr nehmt auch das von der heiteren Seite. Karli** sagte mal, um eines großen Zieles willen müsse man es auch auf sich nehmen können, vor seinem Volk eine Zeitlang als Verräter dazustehen — ich

---

* „Reisebericht der Bremenfahrer": Ich hatte eine Reise nach Bremen unternommen, die den damaligen Verkehrs- und Zonen-Grenzverhältnissen entsprechend sehr abenteuerlich verlaufen war.

** „Karli": Professor Dr. Karl Haushofer (1869—1946).

füge hinzu: oder als Verrückter. Nach allem, was ich in den vergangenen fünfeinhalb Jahren ge- und ertragen habe, bringt mich auch der neueste Scherz, den sich mein erstaunliches Schicksal mit mir leistet, nicht aus der Fassung, sondern ich stehe ihm mit ausgeglichener Ruhe lächelnd gegenüber, mit der gleichen Ruhe, mit der ich auch das Urteil entgegennehmen werde . . .

Nürnberg, 2. September 1946

Zu rechnen ist natürlich im Urteil mit allem: mit Tod, Zucht- oder Irrenhaus.

Karli erzählte mir, der Arzt Dr. Gudden, des bayrischen König Ludwig Leibarzt, habe einmal zum Vater Haushofer gesagt, man müsse sich immer vorsehen, daß die Irren sich nicht eines Tages der wenigen gesunden Insassen einer solchen Anstalt bemächtigten und sie einsperrten, um vor ihnen sicher zu sein. vvvv Seine Sorge war nur zu berechtigt. Nur, daß sein königlicher Irrer ihn am Starnberger See zwar nicht einsperrte, dafür aber die „Todesstrafe" an ihm vollzog — nach dem Grundsatz: sicher ist sicher.

Nun aber zu dem Punkt, dessentwegen ich hauptsächlich schreibe: es ist nunmehr entschieden worden, daß die Gefangenen gnädigst ein Mal ihre Angehörigen empfangen, d. h. durch ein engmaschiges Drahtgitter sehen und sprechen dürfen Ich habe es strikt abgelehnt unter Umständen, die ich für würdelos erachte, mit Dir oder sonst jemanden „zusammenzukommen". Wir könnten vielleicht unter uns sagen: „Na ja, wir haben uns einst in Landsberg auch unter nicht sehr erfreulichen Umständen gesehen!" Aber es ist doch ein sehr großer Unterschied, ob man eine halbe oder Stunde lang in einem Zimmer beieinander sitzt, lediglich in der Ecke ein braver deutscher Wachtmeister, der dazwischen sogar schläft — oder netterweise tut, als ob er schläft! —, oder ob man sich nur durch einen Raster

sieht, auf beiden Seiten Posten, die durchaus nicht schlafen und vor allem: keine braven deutschen Wachtmeister sind!

Ich habe zwar seinerzeit schließlich mein Einverständnis gegeben, daß Du einen Versuch machst, zu mir gelassen zu werden; aber ich gab nur nach, weil ich genau wußte, daß Dein Antrag nicht genehmigt werden würde. Jetzt ist es etwas anderes und eines Tages wirst Du mir Recht geben, selbst wenn Du heute noch alles auf Dich nehmen wolltest ...

Da ich annehme, daß meine Schluß-Sätze vor Gericht nicht von Presse oder Rundfunk gebracht wurden, schreibe ich sie Euch:

„Feststellungen, die mein Verteidiger vor diesem Gericht traf, ließ ich um des dereinstigen Urteils meines Volkes und der Geschichte willen treffen. Nur dieses ist mir wesentlich. Ich verteidige mich nicht gegen Ankläger, denen ich das Recht abspreche, gegen mich und meine Volksgenossen Anklage zu erheben. Ich setze mich nicht mit Vorwürfen auseinander, die sich mit Dingen befassen, die innerdeutsche Angelegenheiten sind und daher Ausländer nichts angehen. Ich erhebe keinen Einspruch gegen Äußerungen, die darauf abzielen, mich oder das ganze deutsche Volk in der Ehre zu treffen. Ich betrachte solche Anwürfe von Gegnern als Ehrenerweisungen. Es war mir vergönnt, viele Jahre meines Lebens unter dem größten Sohne zu wirken, den mein Volk in seiner tausendjährigen Geschichte hervorgebracht hat. Selbst wenn ich es könnte, wollte ich diese Zeit nicht auslöschen aus meinem Dasein. Ich bin glücklich, zu wissen, daß ich meine Pflicht getan habe, meinem Volk gegenüber — meine Pflicht als Deutscher, als Nationalsozialist, als treuer Gefolgsmann des Führers. Ich bereue nichts. Stünde ich wieder am Anfang, würde ich wieder handeln, wie ich handelte. Auch wenn ich wüßte, daß am Ende ein Scheiterhaufen für meinen

Flammentod brennt. Gleichgültig, was Menschen tun, dereinst stehe ich vor dem Richterstuhl des Ewigen: ihm werde ich mich verantworten, und ich weiß: er spricht mich frei."

Grüßt alle, die meiner gedenken.

Ilse Hess an R. H.

15. September 1946

Die Schluß-Sätze Deiner Ansprache, die Du uns abgeschrieben hast, sind über den englischen Sender unverkürzt verbreitet worden, ob auch über den deutschen, kann ich nicht sagen, da wir damals gerade unterwegs waren und die deutsche Sendung mittags nicht hören konnten. Und da sich der Nürnberger Kommentator keiner allzu großen Beliebtheit beim deutschen Publikum erfreut, hören die meisten diesen Herrn Dr. Gaston Ulman nicht, sondern dafür die abendliche englische Sendung, die etwas sachlicher und klarer ist. Was Du sonst nach den Zeitungsmeldungen gesagt haben sollst, verstehen wir allerdings nicht — so sehr wir das uns Abgeschriebene verstehen! Warum Dein eigener Anwalt Dich zum Verrückten hat erklären lassen, verstehen wir auch nicht — aber wir haben seit 1941 so viel nicht verstanden, daß es auf etwas mehr oder weniger nicht ankommt.

Nürnberg, 26. September 1946

Dein Brief ist mir eine sehr große Freude, weil ich nun weiß, daß Du nicht nur meine Haltung hinsichtlich des „Besuches" verstehst, sondern selber die eigene und die deutsche Ehre höher stellst als alle persönlichen Wünsche und Gefühle ...

Nebenbei kannst Du auch Buz beruhigen: auch wenn ich mich bereit erklärt hätte, Besuche zu empfangen, hätte er mich nicht zu sehen bekommen, weil unmündige Kinder

— in diesem Fall vernünftigerweise — zur „Durchgitterung“ nicht zugelassen sind ...

Im übrigen hast Du recht, wenn Du den schönen Satz anführst, daß größer als das Schicksal der Mut ist, der's unerschüttert trägt.

Nürnberg, 2. Oktober 1946

Inzwischen werdet Ihr das Ergebnis des Prozesses erfahren haben, also auch hinsichtlich meiner: „lebenslängliches Gefängnis“. vvvvv

Ich bin sehr überrascht, da ich mit dem Todesurteil für mich gerechnet hatte. Wenn ich dem Urteil überhaupt Bedeutung beimessen würde, könnte ich soweit zufrieden sein. So aber scheidet ein „zufrieden“ oder „nicht zufrieden“ völlig aus. Ich befinde mich in der größten Gemütsruhe, die nur dadurch erschüttert wird, daß mir die Kameraden leid tun, denen ich meine Einstellung zu den Dingen nicht übertragen kann. Gemäß meiner grundsätzlichen Ablehnung des Gerichtes habe ich auch ostentativ den Urteilsspruch gegen mich nicht zur Kenntnis genommen; ich habe die Übersetzungshörer nicht angelegt und nach dem, was der Vorsitzende auf Englisch sagte, nicht hingehört*. Tatsächlich habe ich erst längere Zeit hinterher zufällig erfahren, wie der Spruch lautet. Die vorangegangene Verlesung der Begründung** erfolgte durch

---

* Aus dem Sitzungsprotokoll des Internationalen Militärgerichtshofes in Nürnberg; Nachmittagssitzung am 1. Oktober 1946:

(Der Angeklagte Rudolf Hess wird hereingeführt)

Vorsitzender: Angeklagter Rudolf Hess! Gemäß den Punkten der Anklageschrift, unter welchen Sie schuldig befunden wurden, verurteilt Sie der Internationale Militärgerichtshof zu lebenslänglichem Gefängnis.

(Der Angeklagte Hess wird herausgeführt.)

** Wortlaut der Urteilsbegründung des Internationalen Militärgerichtshofes in Nürnberg (amtlicher Text):

Hess ist nach allen 4 Punkten angeklagt. Er trat der Nazipartei 1920 bei und beteiligte sich am Münchner Putsch vom 9. November 1923. Er

einen Russen; da brauchte ich mir ohne Hörer mit der Übersetzung nicht einmal Mühe zu geben, nichts zu verstehen...

war mit Hitler im Jahre 1924 in der Festung von Landsberg in Gefangenschaft und wurde Hitlers engster persönlichster Vertrauter, ein Verhältnis, welches bis zum Fluge von Hess nach England fortdauerte. Am 21. April 1933 wurde er zum Stellvertreter des Führers ernannt und am 1.Dezember 1933 wurde er Reichsminister ohne Geschäftsbereich. Am 4. Februar 1938 wurde er zum Mitglied des Geheimen Kabinettsrates und am 30. August 1939 zum Mitglied des Ministerrates für die Reichsverteidigung ernannt. Im September 1939 wurde er von Hitler offiziell zum Nachfolger des Führers nach Göring bestimmt. Am 10. Mai 1941 flog er von Deutschland nach Schottland.

Verbrechen gegen den Frieden

Als Stellvertreter des Führes war Hess der führende Mann in der Nazipartei, der verantwortlich für die Erledigung aller Parteiangelegenheiten war und das Recht hatte, im Namen Hitlers Entscheidungen über alle Fragen der Parteiführung zu treffen. Als Reichsminister ohne Geschäftsbereich war er befugt, jedem von den verschiedenen Reichsministern gemachten Gesetzesvorschlag zuzustimmen, bevor er Gesetzeskraft erlangen konnte.

In diesen Stellungen gewährte Hess den Vorbereitungen für den Krieg aktive Unterstützung. Das Gesetz zur Einführung der allgemeinen Wehrpflicht vom 16. März 1935 trägt seine Unterschrift. In vielen Reden unterstützte er jahrelang Hitlers Politik der energischen Wiederaufrüstung. Dem Volk sagte er, daß es für die Rüstung Opfer bringen müsse, und er wiederholte das Schlagwort (M-104 GB-260) „Kanonen statt Butter". Es ist wahr, daß Hess in den Jahren 1933—1937 Reden hielt, in denen er den Willen zum Frieden und eine internationale wirtschaftliche Zusammenarbeit zum Ausdruck brachte. Jedoch kann nichts, was diese Reden enthalten, etwas an der Tatsache ändern, daß keiner der Angeklagten besser als Hess wußte, wie fest entschlossen Hitler zur Verwirklichung seiner ehrgeizigen Ziele war, keiner kannte so gut den Fanatismus und die Gewalttätigkeit dieses Mannes und wie sehr unwahrscheinlich es war, daß dieser von der Anwendung von Gewalt absehen würde, falls diese als einziges Mittel zur Erreichung seiner Ziele übrigblieb.

Hess war ein wohlinformierter und williger Teilnehmer an Deutschlands Angriffen auf Österreich, die Tschechoslowakei und Polen. Er stand mit der illegalen Nazipartei in Österreich während der ganzen Zeit von Dollfuß' Ermordung bis zum Anschluß in Verbindung und gab ihr während dieser Zeitspanne seine Anweisungen. Am 12. März 1938, als die deutschen Truppen einmarschierten, war Hess in Wien, und am 13. März 1938 unterzeichnete er das Gesetz für die Wiedervereinigung Österreichs

Nürnberg, 5. Oktober 1946

Ilses schönen Gruß an die Kameraden werde ich versuchen, in Abschrift weiterzuleiten.

---

mit dem Deutschen Reich. Ein Gesetz vom 10. Juni 1939 sah seine Mitarbeit bei der Verwaltung Österreichs vor. Am 24. Juli 1938 hielt er eine Rede zur Erinnerung an den fehlgeschlagenen Putsch, den österreichische Nationalsozialisten vor vier Jahren unternommen hatten, pries die Schritte, die zum Anschluß geführt hatten und verteidigte die Besetzung Österreichs durch Deutschland.

. Im Sommer 1938 stand Hess in aktiver Verbindung mit Henlein, dem Chef der Sudetendeutschen Partei in der Tschechoslowakei. Am 27. September 1938, während der Münchner Krise, sorgte er zusammen mit Keitel für die Durchführung der Anweisung Hitlers, auf Grund deren die Organisation der Nazipartei für geheime Mobilmachungszwecke zur Verfügung zu stellen war. Am 14. April 1939 unterschrieb Hess einen Erlaß zur Einsetzung einer Regierung für das Sudetenland, das wesentlicher Teil des Reiches wurde, und eine Verordnung vom 10. Juni 1939 sah seine Mitarbeit bei der Verwaltung des Sudetenlandes vor. Am 7. November 1938 führte Hess die Übernahme der Sudetendeutschen Partei Henleins in die Nazipartei durch und hielt eine Rede, in welcher er betonte, daß Hitler zum Kriege entschlossen war, falls dies zur Übernahme des Sudetenlandes notwendig gewesen wäre.

Am 27. August 1939, als der Angriff auf Polen vorübergehend verschoben worden war, um zu versuchen, Großbritannien zur Aufgabe der Polen gegenüber eingegangenen Garantie zu bringen, pries Hess in der Öffentlichkeit Hitlers „großmütiges Angebot" an Polen und griff Polen wegen Aufhetzung zum Kriege und England als für Polens Haltung verantwortlich an. Nach dem Einfall in Polen unterzeichnete Hess Erlasse zur Eingliederung Danzigs und gewisser Gebiete in das Reich und zur Schaffung des polnischen Generalgouvernements.

Diese besonderen, von diesem Angeklagten zur Unterstützung von Hitlers Angriffsplänen unternommenen Schritte zeigen das Gesamtausmaß seiner Verantwortung nicht. Bis zu seinem Englandflug war Hess Hitlers nächster persönlicher Vertrauter. Das Verhältnis zwischen den beiden war derartig, daß Hess von den Angriffsplänen schon bei deren Entstehung Kenntnis gehabt haben muß. Und wenn immer die Durchführung dieser Pläne es verlangte zu handeln, dann handelte er.

Bei seinem Flug nach England führte Hess gewisse Friedensvorschläge mit sich, von denen er behauptete, daß Hitler zu ihrer Annahme bereit sei. Es ist kennzeichnend, daß dieser Flug nur 10 Tage nach dem Tage stattfand, an dem Hitler das Datum des 22. Juni 1941 für den Angriff auf die Sowjetunion festgelegt hatte.

Da ich nicht weiß, ob und wann mein Brief vom 2. Oktober ankommt, eine kurze Wiederholung: zu meiner Überraschung bin ich also nicht zum Tode, sondern zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt. Für Euch wird sich das vermutlich auch noch schlimm genug anhören. Ich selbst lächle nur.

Bei nach seiner Ankunft in England geführten Unterhaltungen unterstützte Hess von ganzem Herzen alle von Deutschland bis dahin begangenen Angriffshandlungen und versuchte Deutschlands Vorgehen im Hinblick auf Österreich, die Tschechoslowakei, Polen, Norwegen, Dänemark, Belgien und Holland zu rechtfertigen. Er bezeichnete England und Frankreich als am Kriege schuldig.

Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit

Beweismaterial liegt vor, welches die Teilnahme der Parteikanzlei unter Hess an der Verteilung von Befehlen zeigt, die mit dem Begehen von Kriegsverbrechen zusammenhängen; ferner, daß Hess Kenntnis von den im Osten begangenen Verbrechen gehabt haben mag, selbst wenn er sich nicht an diesen beteiligte, daß er Gesetze gegen die Juden und Polen vorschlug, und daß er Erlasse unterschrieb, die gewisse Gruppen von Polen dazu zwangen, die deutsche Staatsbürgerschaft anzunehmen. Der Gerichtshof glaubt jedoch nicht, daß dieses Beweismaterial gegen Hess ausreicht, um für diese Verbrechen einen Schuldspruch zu begründen. Wie bereits zu einem früheren Zeitpunkt bemerkt wurde, entschied der Gerichtshof nach eingehender ärztlicher Untersuchung des Angeklagten und Berichterstattung über seinen Zustand, daß gegen ihn ohne Vertagung verhandelt werden sollte. Seitdem wurden weitere Anträge dahingehend gestellt, ihn nochmals zu untersuchen. Diese wurden vom Gerichtshof abgelehnt, nachdem er einen Bericht des Gefängnispsychiaters erhalten hatte. Es mag zutreffen, daß Hess in anormaler Weise handelt, an Gedächtnisschwund leidet und daß im Verlauf dieses Prozesses sein Geisteszustand sich verschlechtert hat. Jedoch liegen keine Anzeichen dafür vor, daß er die Art der gegen ihn erhobenen Beschuldigungen nicht begreift oder unfähig ist, sich zu verteidigen.

Ein vom Gerichtshof zu diesem Zweck eingesetzter Verteidiger hat ihn bei diesem Prozeß gut vertreten. Es besteht kein Grund für die Annahme, daß Hess geistig nicht völlig gesund war, als die Taten, deren er beschuldigt ist, begangen wurden.

Schlußfolgerung

Der Gerichtshof erklärt den Angeklagten Hess unter Punkt 1 und 2 für schuldig und für nicht schuldig unter Punkt 3 und 4.

Ich bin die Ruhe selbst, schmerzlich ist mir nur der Gedanke an die seelischen Qualen der zum Tode verurteilten Kameraden und vor allem ihrer Familien...

Auf Besuch bitte ich nach wie vor zu verzichten. Es hat sich an den Bedingungen, denen er unterworfen wäre, nichts geändert.

Nürnberg, 13. Oktober 1946

An Dr. Seidl habe ich soeben folgenden Brief gerichtet: „Wie mir der Kommandant mitteilte, haben Sie ein Gnadengesuch für mich beim Internationalen Kontrollrat eingereicht. Ich stelle fest, daß dies ohne mein Wissen und gegen meinen Willen geschah. Ich betrachte das Einreichen eines derartigen Gnadengesuches als einen würdelosen Akt."

Nur gut, daß Euer Brief bereits da war, in dem Ihr Euch über mein und Dr. Seidls Schweigen beklagt, sonst hätte ich doch geglaubt, Ihr stecktet dahinter. Im übrigen kam nur für einen Augenblick ein Anflug von Ärger hoch; dann hab ich gelächelt, wie über so vieles Andere.

Nürnberg, 28. Oktober 1946

Monatlich darf ich Euch einen Brief und zwei Karten schreiben. Gebt den Inhalt jeweils an die Mutter weiter. Was der Tod der Elf* einmal bedeuten wird, vermögen heute nur wenige zu ahnen — noch weniger kann ich darüber schreiben. Wir stehen mitten in einer großen Zeitenwende. Was wir alle durchmachen, sind ihre Geburtswehen. Alles scheint negativ — und einmal wird dann doch Neues und Großes geboren werden...

Ilse Hess an R. H. — 6. November 1946

Dein „klarer und eindeutiger" Brief an Dr. Seidl betrübt uns wirklich! Zwar waren auch wir über die Zei-

* Am 16. Oktober 1946 hatten die Nürnberger Hinrichtungen stattgefunden.

tungsfassung, er habe ein „Gnadengesuch“ für Dich eingereicht, reichlich entsetzt, da es uns keineswegs in das Bild Deiner Haltung zu passen schien. Überhaupt haben die sämtlichen Gnadengesuche, von denen ja von vornherein klar war, daß sie zwecklos sein würden, niemand sehr erfreut. Aber in der Unterhaltung mit Seidl, die ich in München hatte, hat er mir — was ich dann auch begriff — auseinandergesetzt, daß zumindest das, was er eingereicht habe, kein Gnadengesuch sei, sondern nur die nochmalige juristische Feststellung, nunmehr nicht vor dem Nürnberger Gericht, sondern vor dem Kontrollrat, daß das Strafausmaß für die alleinige „Verurteilung“ in den Punkten eins und zwei in einer solchen Höhe, ja darüber hinaus überhaupt, ein flagranter und finsterer Rechtsbruch sei.

Nürnberg, 28. Dezember 1946

Abgesehen davon, daß er mich vorher nicht informierte, gebe ich Dr. Seidl mit seiner Eingabe an den Kontrollrat jetzt übrigens recht, nachdem ich sie gelesen habe; sagt ihm, ich sei versöhnt!...

*

Glücklich derjenige, der in dieser Zeit Ablenkung hat durch ausgiebige Pflichten. Aus dem Fegefeuer dieser Jahre gehen wir alle geläutert hervor. Ob wir dabei älter oder auch sehr alt im Aussehen werden, halte ich demgemäß für sehr unwichtig. Das Augenmäßige wird mehr als ausgeglichen durch das ganze neue und unendlich höhere Seelenverhältnis...

Nürnberg, 8. Februar 1947

Das Buch der Heyking*, der Diplomatenfrau alter Schule, ist in vieler Hinsicht sehr interessant. So z. B. in der

* Elisabeth von Heyking: Tagebücher aus vier Weltteilen.

Einschätzung der „Karriere". Aus der damaligen Zeit heraus aber ist dies durchaus verständlich. Es steckt nun einmal im Menschen der Geltungsdrang, das Bedürfnis, Ansehen zu genießen. Damals galt vor allem der äußere Erfolg, beim Beamten die „Karriere" — diese und noch einmal diese, und dann kam noch lange nichts: es wurde zum Maßstab für den Wert eines Menschen.

Dies war ja auch in unserer Zeit in gewissen Kreisen und Altersstufen noch lange nicht überwunden. Die Umstellung von der Jugend her erfolgte sehr langsam. Ich hoffe, die heutige Zeit bringt uns in dieser Hinsicht einen großen Schritt voran — ohne daß jemand auf dieses Ziel mit Absicht hinsteuerte! Was sich heute draußen abspielt, ist auch in dieser Beziehung ein „Teil jener Kraft". Der Charakter eines Menschen, sein innerer Wert, sein Können, unabhängig vom „Erfolg" — einmal werden sie ganz an die Stelle des Äußerlichen treten.

Höchst interessant ist, was die Heyking über die Zustände im China von damals erzählt — auch im Vergleich zu Japan. China stand noch im Mittelalter... Das Interessanteste aber für mich die „Graue Eminenz" des Auswärtigen Amtes, Bismarcks Abgang, das Verhalten des Kaisers bei dieser und anderen Gelegenheiten, die Fehlurteile unseres Herrn Gesandten nicht zu vergessen, die die Gattin, nicht ahnend, wie er daneben haut, der Nachwelt vergnüglich zu erhalten für gut befindet! vvvvv Voller Stolz auf ihren Edmund — welcher „weitblickende Diplomat" sich über die „neue Politik" freut, als Deutschland Ende des japanisch-chinesischen Krieges Japan in den Arm fällt — was diesem Deutschland 1914 die japanische Kriegserklärung eingetragen hat: die Note enthielt teilweise die gleichen Worte wie die unsere anläßlich Shimonoseki!

Raeder lernte als „Unterleutnant“ — was es damals noch gab — Heykings in China kennen. Sie sei schön und gescheit gewesen, er weniger...

Nürnberg, 10. März 1947

Daß zeitweise meine Briefe aus England so spärlich flossen hängt mit dem vorgetäuschten Gedächtnisschwund zusammen. Denn es ist sehr schwer, Briefe zu schreiben, wenn man angeblich kein Gedächtnis mehr besitzt. Zumindest ist die Gefahr sehr groß, daß man Fehler unterlaufen läßt, die zur Entlarvung führen. Behauptungsweise wußte ich zeitweise ja gerade noch, eine Familie zu haben — mehr nicht. Deren Adresse war mir auch „entschwunden“. Zwar stand sie auf dem einen oder anderen Eurer Briefe, doch hatte ich „vergessen“, solche in Besitz zu haben. vvvvv Erst neue Briefe, die ich von daheim erhielt, gaben Anlaß nach älteren mit der Anschrift zu forschen. Die neuen Briefe von Euch enthielten dann auch immer einiges, durch das ich scheinbar angeregt werden konnte, darüber zu schreiben — ohne daß das Gedächtnis in verdächtiger Weise bemüht zu werden brauchte. Kurz: ich mußte immer auf Briefe von Euch warten, bis ich selbst einmal wieder einen schreiben konnte. Da aber dank dem unerforschlichen Ratschluß unbekannter Mächte zwischen Euren Sendungen Pausen von vier, ja sogar sechs Monaten lagen, habt Ihr die Erklärung für meine eigene zeitweise Schweigsamkeit.

Irgendwo wurde die Post an mich angesammelt, sodaß ich zwar viel auf einmal erhielt, aber eben in großen Abständen. Zum Teil betätigte sich das Rote Kreuz in Genf in dieser Hinsicht. Denn Briefe aus Zürich blieben dort bis zu neun Wochen liegen — sehr zum Staunen des Schweizer Gesandten, der bei meinen Versuchen, die Post schneller durchzubringen, auch zwischengeschaltet worden war.

Der Fall mit den Schweizer Briefen war ein Beweis, daß es nicht *nur* an deutschen Stellen lag, wie es in England eine Zeitlang behauptet wurde.

Da ich während des größeren Teiles meines Aufenthaltes in England „ohne Erinnerungsvermögen“ war, ist meine Schreibfaulheit wohl nachträglich geklärt und entschuldigt.

Zum Schluß ging dieses Theater so weit, daß ich mir sogar Injektionen gegen den Gedächtnisschwund geben ließ. Es blieb mir auch, nach anfänglichem Sträuben, nichts anderes übrig, wollte ich nicht den von meiner Umgebung lange gehegten Verdacht, daß ich zumindest übertriebe, verstärken. Zum Glück sagte man gleich voraus, daß es nicht sicher sei, ob durch die Einspritzungen die Erinnerung wieder auftauche. Das Schlimmste aber war: mit der Prozedur war eine Narkose verbunden, in der mir „zur Wiedervereinigung von Ober- und Unterbewußtsein“ Fragen gestellt werden sollten. Und so stand ich nicht nur der Gefahr gegenüber, Dinge auszusagen, die von meinem deutschen Standpunkt aus „geheim“ waren — was wahrscheinlich im Sinne der Erfinder dieser Injektionen war! —, sondern auch der weiteren, daß in diesem Zustand mein eigener Schwindel aufkommen würde.

Aber, wie gesagt, es blieb mir auf die Dauer nichts anderes übrig, als einzuwilligen. Es gelang mir dann, unter Aufwand allen mir zur Verfügung stehenden Willens das Bewußtsein voll zu bewahren — obwohl man mir sogar mehr von dem Zeug einspritzte als normal geschieht —, zugleich aber mimte ich den Bewußtlosen.

Dabei antwortete ich selbstverständlich auf alle Fragen: „Das weiß ich nicht“, mit Pausen zwischen den Worten, leise, tonlos, geistesabwesend. vvvvv Nur meinesNamens entsann ich mich endlich, den ich im gleichen Ton heraushauchte. Schließlich entschloß ich mich, wieder zu „er-

wachen", mit erstaunten Augen langsam in die Welt zurückkehrend. Es war ein großes Theater — und ein voller Erfolg! Nun glaubte man unbedingt an mein verschwundenes Gedächtnis.

Freilich, meine damit verbundene Hoffnung, daß ich nun endlich auf dem Austauschwege heimbefördert würde, erfüllte sich nicht. Dabei deutete man mir dazwischen an, ich würde der „Drottningholm" — so hieß, glaube ich, das schwedische Lazarettschiff — auf der nächsten Fahrt mitgegeben. Du kannst Dir vorstellen, wie es in mir aussah! Aber dann fuhr sie ohne mich hinüber, das nächste Mal und alle anderen Male auch.

Wie sehr meine Ärzte auf Grund des Experimentes mit der Narkose überzeugt waren, daß der Gedächtnisverlust echt sei, geht daraus hervor, daß später, als ich es aus einem bestimmten Grunde für richtig hielt, mein Täuschungsmanöver aufzudecken — schon in England einmal! — die Herren Ärzte es vorerst einfach nicht glauben wollten. Erst als ich ihnen alle Fragen aufsagte, die man mir während der „Bewußtlosigkeit" gestellt hatte, als ich das Schauspiel meines „Erwachens" wiederholte, Redeweise und Tonfall von damals einschaltete, gaben sie zu, daß ich sie furchtbar an ihren „legs gepullt" hätte — dem englischen Ausdruck, der etwa „zum-Narren-Halten" und „Frozzeln" in Einem bedeutet. vvvvv Insgesamt habe ich also damals wirklich alles getan, um für die Heimkehr nach Deutschland die „Arme der Götter herbeizurufen". Die Götter aber hatten es anders beschlossen — und wohl besser...

Nürnberg, 15. April 1947

Bei Houston Stewart Chamberlains Einschätzung Wagners — ich las seine „Lebenswege meines Denkens" — geht es mir wie Dir: ich komme nicht ganz mit, wenn er ihn musikalisch Beethoven zur Seite stellt, als Dramatiker

Shakespeare. Aber Chamberlain ist ein so bedeutender Kopf, daß ich durchaus nicht sicher bin, ob es nicht doch an mir liegt, diesen Vergleich nicht zu verstehen. Auch ist die Erinnerung an manche Aufführungen so unerhört schön, daß es mir wie Dir heute unbegreiflich ist, warum wir so selten in Bayreuth waren, warum ich nicht Mutter die Freude gemacht habe — noch dazu bei der Nähe Bayreuths zu ihrem Wohnsitz —, sie etwa den „Parsival" dort erleben zu lassen.

Denn darin gebe ich Dir gleichfalls recht, daß man in Bayreuth sein muß, um des höchstmöglichen Erfassens teilhaftig zu werden. Und damit ist es wohl zu erklären, daß die alles überragende Wirkung des rein künstlerischen Gesamteindruckes für mich nicht zu den „Meistersingern" geht, sondern zum „Thannhäuser". Dieser ist mir seit Bayreuth im Jahre 1930 oder 1931 — freilich auch unter Toscanini — das größte Erlebnis seiner Art überhaupt geblieben.

Dabei fehlten mir damals alle Voraussetzungen: die innere Ruhe, die Entspannung in festlicher Vorfreude, das nichtstuende „An-sich-heran-kommenlassen" der Stunde des feierlichen Beginnes — was alles sonst sicherlich stark beiträgt zur dortigen, so außergewöhnlichen Wirkung: dieses weite „Auf-sich-einwirken-lassen" all der feiertäglich gesinnten Menschen, die losgelöst vom Alltag des Ereignisses froh harren. Sie alle bilden im Festspielhaus eine gleichgesinnte Gemeinde, deren Fluidum sich von vornherein auf die Künstler überträgt und von denen es zurückwirkt. Der Beginn ist in Bayreuth schon umgekehrt wie in sonstigen Theatern und Opern — dort müssen die Künstler erst alle Kraft aufwenden, damit das Publikum „zurückstrahlt"!

Jedenfalls ist das meine Erklärung. Hinzu kommt wohl das Bewußtsein, an einem Ort zu weilen, den der große

Meister nach seinen Ideen als Rahmen für seine Werke geschaffen, in dem er noch selbst gewirkt hat; in den Pausen wieder die Gemeinde seelischen Einklanges beisammen mit dem Blick über die einsamen, herbschönen Höhenzüge des Fichtelgebirges bis hin zum Horizont.

Aber wie schon erwähnt: ein großer Teil dieser Voraussetzungen fehlte mir damals. Abgehetzt kam ich hin. Nicht im „letzten Augenblick", sondern noch viel später, auf den ersten Akt mußte ich verzichten. Ich mußte ausgerechnet hinfliegen, höchst persönlich am Steuer meiner kleinen braven aber so unzuverlässigen Sport-Me, von Frankfurt kommend, das ich vorher aus einem vermutlich nicht allzu wichtigen Grunde noch so eben „mitzunehmen" nicht unterlassen konnte. Natürlich berechnete ich die Flugzeit nach dem Strich auf der Karte nach Minuten. Wozu hat man schließlich ein Flugzeug, doch nicht um dann, unter Hinzunahme einer „Risiko-Zeit", ebenso lange zu brauchen wie mit der Bahn! Wie wollte man sonst die dreifachen Kosten vor sich und „anderen" begründen? Selbstverständlich kam schlechtes Wetter und ich war froh, gerade noch am Main entlang mich Richtung Bayreuth zu schlängeln, Nebel und Wolken über mir ankratzend, rechts und links fast an die waldigen Höhen stoßend, immer ängstlich auf den Motor hörend: setzte er aus, wäre es rettungslos dahin gegangen! Ach, was war man leichtsinnig!

Glücklicherweise wartete wenigstens „niemand", immer böser, immer nervöser werdend, auf diesen seinen „fliegenden Sekretarius", mit dessen fliegerischem „Spleen", trotz allem Bösesein, trotz aller, ja sorgenden, Nervosität „man" eine so rührende Engelsgeduld hatte! Aber es war damals auch ohne dieses Bewußtsein eines Wartenden scheußlich genug — und trotzdem diese unvergeßliche Wirkung im Festspielhaus!

Über Frau Dr. Goebbels hat mir auch Gelis Mutter* aus den letzten Monaten und Wochen noch viel Liebes und Schönes, Tapferes und Tragisches erzählt und einmal, ziemlich kurz nach meiner Inhaftierung bei den Franzosen am Bodensee im Mai 1945, besuchte mich ein älterer französischer Offizier. Ich hatte während der Haft den Antrag gestellt, wieder über die französische Besatzungsmacht an Dich schreiben zu dürfen, wozu er die Erlaubnis brachte — ich glaube aber, Du hast niemals einen dieser Briefe, die noch nach England gingen, erhalten? Wir unterhielten uns lange, da er sehr gut Deutsch sprach. Er erzählte mir, daß seine Achtung vor Frau Dr. G., nachdem er nicht nur in Berlin den Erhebungen über sie beigewohnt, sondern die toten Kinder mit aufgefunden habe, unendlich hoch sei. Mir liefen, ich konnte es wirklich nicht hindern, immerzu die Tränen bei diesen Erzählungen herunter und der alte Herr sagte dann das menschlich Schönste, was ich in diesen zwei Jahren von einem Angehörigen der Besatzungsmacht hörte: „Frau Hess, seien Sie gewiß, über diese Menschen werden Sie von unserer Seite nie etwas Häßliches hören; vor der Tragik dieses Geschehens verneigt sich der Feind!"

Ich habe überhaupt menschlich gute Erfahrungen mit den Herren gemacht, mit denen ich während der französischen Besatzungszeit zusammenkommen mußte. Es waren eben Frontoffiziere mit soldatischem Denken, einem europäischen Volk angehörend, mit denen ich auf Grund meiner absoluten und — wie einmal ein Vernehmungsoffizier sagte — „tödlichen" Ehrlichkeit stets eine irgendwie gemeinsame Plattform des Denkens gefunden habe. Immer freilich jeder auf seinem vaterländischen Boden stehend, aber jeder den anderen achtend.

* „Gelis Mutter" — Frau Prof. Hammitzsch verw. Raubal, geb. Hitler, Halbschwester Adolf Hitlers.

Als ich die vierzehn Tage am Bodensee als „Gast Frankreichs“ wohnte, war der „kommandierende General“ unserer Frauenabteilung ein junger französischer Leutnant. Zuerst war er sehr majestätisch mit mir, ich scheine aber ein gewisses Talent zu haben, dies meinen jeweiligen „Partnern“ beschleunigt abzugewöhnen. Wir kamen also bald auf einen, wenn auch streng sachlichen, so doch erträglichen und höflichen Verkehrston. Nach einer der zahllosen Vernehmungen, zu denen er mich begleiten mußte, ließ man mich einmal ziemlich lange allein im Vernehmungszimmer. Die französische Dienststelle lag direkt am See und mein Blick ging — es war ja Mai! — über blühende Bäume, über den schimmernden See, hinter dem vor einem seidig blauen Frühlingshimmel die fernen schneebedeckten Berge standen. Ich konnte es nicht unterdrücken: es war einer der Augenblicke, in der meine sonst selten verlorene Fassung dahin war — ohne Aufhalten liefen mir die Tränen herunter. Plötzlich hörte ich den Leutnant zurückkommen, es gelang mir wohl, ihm keine Tränen mehr zu zeigen, aber er merkte doch irgendwie, daß sie noch kurz vorher geflossen waren. Er hockte sich vor mich auf den Schreibtisch, bot mir eine Zigarette an — zur Beruhigung! vvvvv — und fragte ziemlich streng, warum ich geweint habe, ob mir irgend jemand in seiner Abwesenheit etwas zu leide getan, ob ich mich über etwas zu beklagen hätte. Ich wehrte ab, er wurde dringlicher, ich — aus Angst, ich könne vor ihm vielleicht wieder die Fassung verlieren — rettete mich in Zorn und sagte ziemlich wütend: „Herrgott, es hat garnichts mit Ihnen zu tun, im übrigen würden Sie es nicht verstehen!“ Er: „Oh, vielleicht verstehe ich es doch — warum sind Sie traurig?“ Und ich, noch immer zornig, rief: „Garnichts werden Sie verstehen! Ich weine um Deutschland!“

Worauf mein junges, wirklich nettes Gegenüber, dessen

Mutter ich leicht hätte sein können, mich einen Augenblick verblüfft anschaute und dann, halb nachdenklich, halb fragend sagte: „Oh, Sie lieben Ihr Vaterland?!“ Ich hätte am liebsten gesagt: „Du Idiot“ — das hab ich dann aber doch heruntergeschluckt und ihn nur meinerseits gefragt, ob ihn das vielleicht erstaune? Und was bekam ich nach einem kleinen Zögern zur Antwort? „Nein, denn auch ich liebe mein Vaterland sehr.“

Kurz darauf erschienen wieder die übrigen Vernehmungsoffiziere und unsere etwas seltsame Unterhaltung war beendet. Anschließend aber war unser Verhältnis irgendwie verändert; freilich nicht äußerlich: Ich war und blieb die böse Nazi-Ministers-Ehegattin, die er bewachen mußte. Er der Offizier der Besatzungsmacht. Aber wir haben uns geachtet gegenseitig — es waren kaum greifbare Unwägbarkeiten, doch sie haben mir gut getan.

Ich war mit französischen Damen der Vichy-Regierung eingesperrt; daß ich die Seniorin dieser Gruppe kennenlernen und ihre Freundschaft gewinnen durfte, wird mir bis ans Ende meines Lebens diese vierzehn Tage zu einem Gewinn machen. Es ist einer der prachtvollsten und seltensten Menschen, die ich je kennengelernt habe. Eine fanatische National-Französin—aber eine Freundin Deutschlands. Grund genug, sie einzusperren. Allerdings wurde sie, im Gegensatz zu mancher anderen meiner Mithäftlinge auch von den französischen Offizieren hoch geachtet...

Nürnberg, 8. Mai 1947

Wir genießen das endlich warme Wetter und vor allem die Sonne während des täglichen Aufenthaltes im Freien, wobei wir uns sogar miteinander unterhalten können — die Runde neuerdings ergänzt durch Milch*...

* Feldmarschall Erhard Milch, in einem gesonderten Nürnberger Prozeß zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt, später in Landsberg inhaftiert.

Die abschriftlich beiliegende Tagebucheintragung Halders* wird Euch interessieren. Speer hat mir bestätigt, daß sie ganz den Tatsachen entspricht.

Im übrigen habe Udet im Namen der Luftwaffe die Versicherung abgegeben, es sei ganz ausgeschlossen, daß ich ankomme. Der Führer aber habe erwidert: er kenne mich; wenn ich mich in so etwas verbissen hätte, täte ich es mit einer solchen Hingabe und in vorliegendem Falle

---

* Anlage zum Brief vom 8. Mai 1947:

Auszug aus dem Tagebuch von Generaloberst Halder

15. Mai 1941. Besprechung mit Stabschef im OKH. — Darstellung welche Führer Oberbefehlshaber des Heeres gibt:

1. Führer war völlig überrascht.
2. Vorher bekannt war
   a) Hess innerer Konflikt wegen seiner inneren Einstellung zu England und sein Schmerz über gegenseitige Vernichtung zweier germanischer Völker.
   b) Seelischer Konflikt, da von Frontdienst ausgeschlossen. Gesuch um aktiven Frontdienst war abgelehnt worden.
   c) Neigung zu Mystik, Visionen, Prophezeiungen.
   d) Tollkühne Fliegerei, die Führer veranlaßt hatte, jegliches Fliegen zu verbieten.
3. Neuentdeckte Tatsachen:
   a) Seit August 1940 hatte Hess Befehl gegeben, ihm regelmäßig Wetterberichte über England zu geben.
   b) Versuche in Norwegen durch Terboven Radio-Peilungen zu bekommen.
   c) Systematische Ausbildung in den Messerschmitt-Werken nach Weigerung Udets.
   d) Systematische technische Vorbereitug für den Flug (zusätzliche Brennstoff-Tanks).
4. Chronologie:
   a) Sonnabend: Führer erhält ein Päckchen, welches er vorerst beiseitelegt in der Annahme, es enthalte irgendeine Denkschrift (Anmerkung von R. H.: kann ich mir lebhaft vorstellen!! vvvvv); öffnete es später und entdeckte, daß es Brief von Hess enthielt, worin er ihn vom Abflug und Gründen hierzu unterrichtete. Glasgow war als erstes Ziel angegeben, aufzusuchende Person Lord Hamilton, Chef der Britischen Legion (Anmerkung von R. H.: Irrtum — Verwechslung mit Sir Jan Hamilton.)

unter Aufwand aller mir in erheblichem Maße zur Verfügung stehenden technischen und mathematischen Fähigkeiten, daß er überzeugt sei, ich käme an. So nebenbei habe er sich hinterher, als politisch alles „gut“ vorüber war, doch wieder über die Leistung gefreut, vor allem aber auch darüber, daß er recht behalten habe! vvvvv

Nebenbei: in England sagte man mir, die fliegerische und die navigatorische Leistung sei bei uns in einer — wohl halboffiziellen? — Verlautbarung anerkannt worden. Deshalb wunderte es mich, daß Du in Deinem letzten Brief schriebst, in Parteikreisen habe man nicht geglaubt, ich sei wirklich allein geflogen. Auf alle Fälle war die führende englische Fliegerzeitung des Lobes voll, was mich natürlich damals trotz allem sonstigen Negativen ein wenig freute. Da kam der Sportsgeist der „Internationale der Flieger“ heraus!

*

In zwei Nummern des „Baumeister“ habe ich beruhigend erfreuliche Entwürfe für ein paar Flecken der Münchner Altstadt gesehen: bei der Kreuzkirche, bei einem alten Bruderheim, einem Hof des Lerchenfeld-Palais. Nicht minder Wohltuendes sah ich hinsichtlich Frankfurts und der Reichsstraße in Donauwörth, so schmerzlich mir die Beschädigung der letzteren auch ist. Geradezu aber heulen

---

b) Prüfung des Dokumentes zusammen mit Reichsmarschall und Udet; Beratung, ob Ziel erreicht werden könne. Nach Erhalt zustimmenden Bescheids in Voraussicht, daß England den Zwischenfall ausnutzen werde, wurde erstes Kommunique herausgegeben und Ribbentrop nach Rom geschickt, um Duce zu informieren (Angebot eines Separat-Friedens). Reichsleiter und Gauleiter zu Besprechungen berufen, bei der Dokumente verlesen wurden.

(Anmerkung von R. H. zur Frage der Informierung Mussolinis: tatsächlich hatte ich hinterlassen, daß ich den Engländern sagen würde, Italien sei mit einzuschließen; dies sei eine „Entweder-Oder“-Bedingung).

hätte ich können, als ich aus der gleichen Zeitschrift entnahm, daß das Alte Rathaus in Augsburg mit seinem „Goldenen Saal" nicht mehr ist. Den Saal besuchte ich mit einem meiner Männer noch wenige Tage vor dem Abflug, als ich einmal wieder vergeblich nach Augsburg gefahren war, bzw. von Berlin kommend die Reise in Augsburg unterbrochen hatte, um zu starten! Es kamen dann aber die üblichen ungünstigen Wetternachrichten. Um so mehr habe ich das herrliche alte Augsburg genossen, nicht ahnend, daß ich Vieles davon zum letzten Male sah. Was in dieser Zeit — abgesehen von den Menschen — an alten, unersetzlichen Kulturwerten zugrundeging, kann einem allein schon das Herz zerreißen.

Ilse Hess an R. H. 9. Mai 1947

Zur Ergänzung jener ernsten kleinen Geschichte aus meiner Langenargener Zeit als „Gast Frankreichs" im Mai 1945 noch eine Milieuschilderung: Stelle Dir eine schwäbische, daher überaus genaue und saubere deutsche Hausfrau vor, Witwe eines höheren Beamten, die aus dieser gewissen, unbesiegbaren und unausrottbaren Haltung heraus „natürlich immer" eine Gegnerin des Dritten Reiches gewesen war, jetzt aber plötzlich, zur Belohnung dieser 1945 ehrenwerten Gesinnung, vor die Tatsache der französischen Beschlagnahme ihrer wachsgebohnerten Villa gestellt wurde — über Nacht mit einer Horde sehr lebhafter französischer Damen plus französischer militärischer Bewachung beglückt! Aus ihrem heiligen Schlafzimmer, aus dem Bad geworfen, zwar noch immer im Besitz ihrer beiden Parterrezimmer und der Küche — aber immerhin!

Ich glaube, meine gute „Madame Errlé", wie sie von jenem Dir schon beschriebenen Leutnant stets mit scharfer militärischer Stimme gerufen wurde, wäre ohne den Glückszufall meiner ebenfalls in ihrer Villa stattfindenden

„Ehrenhaft“ nach kurzer Zeit in einem strengen französischen Gewahrsam gelandet — wegen hoffnungslosen Widerstandes gegen die Besatzungsmacht! Und zwar Widerstand wegen Flecken auf der gebohnerten Treppe, wegen Heißwasserwünschen der armen französischen Damen, die bitterlich zu leiden hatten und weit entfernt waren von jenem Bild, das in der Vorstellung unserer Hausherrin über sie lebte und das man ungefähr auf den Nenner bringen konnte: französisch = pariserisch = unsittlich. Zuerst betrachtete ich mir das Schauspiel vierundzwanzig Stunden sprachlos, dann lieh ich mir mit Hilfe einer ihrer netten Töchter einen weißen Kittel und begann die Vermittlung zwischen den Nationen. Ich machte den Damen in der Küche heißes Wasser, toastete den Magenkranken mein mir reichlich zugemessenes weißes Brot, kochte Tee und Kaffee, vermittelte alle Wünsche von oben nach unten und umgekehrt, verkehrte für sie mit dem kleinen Leutnant und hatte diesen, der schon im Begriff gewesen war, eine entsetzliche Wut auf „Madame“ zu bekommen, bald mit Humor so weit, daß er begriff, worum es bei ihr ging.

So ist sie wohl langsam, langsam in den Zustand der „Besetzung“ hineingeglitten und als sowohl ich heimwärts als meine französischen Leidensgenossinnen pariswärts abtransportiert wurden, stand sie weiteren Fährnissen der Besetzung gefaßter gegenüber — mir aber half die vermittelnde Tätigkeit über das Schlimmste, die Untätigkeit, hinweg! Zwar rief mein rastloser Beschäftigungsdrang das bodenlose Erstaunen der französischen Posten hervor, die sich eine „Ministerin“ — wenn auch „Ex“ — irgendwie anders vorgestellt hatten; aber ich hatte nach ausgedehnten Gesprächen mit ihnen nicht den Eindruck, daß diese Abänderung ihrer Vorstellung zu meinen Ungunsten war!

vvvvv Wie es sich ja auch von Bad Oberdorf bis Langenargen herumgesprochen hatte, daß ich sozusagen „aus

dem Kuhstall" heraus verhaftet worden sei. Zwar war diese Melk-Version auf die landwirtschaftliche Unkenntnis unseres eleganten französischen Ortskommandanten zurückzuführen, der mich als erstes in den üblichen grauen Garten-Leinenhosen erblickte, in jeder Hand einen Eimer — ich war aber nur beim Zentrifugieren, keineswegs beim Melken. Aber der Aufzug genügte, um ihn längere Zeit der Tatsache gegenüber, daß ich, die vor ihm stand, Frau Hess sei, mit Unglauben zu erfüllen — immer wieder versicherte er mir, daß er „Madame Rudolf Hess" zu sprechen wünsche, was ich seiner Meinung nach nicht verstand. Jedenfalls muß meine Erscheinung so sensationell gewirkt haben, daß sie bis zu den französischen Posten am Bodensee drang! vvvvv

Nürnberg, 14. Mai 1947

In dem Architekturwerk eines Neutralen wird das Buch „Im Zeitalter des Lebendigen" von A. Seifert lobend erwähnt, erschienen 1941. Ist es vergriffen, versucht bitte das neuerdings herausgekommene von R. Heusen: „Biologischer Wasserbau und Wasserschutz" zu bekommen. Ich möchte es auch Speer geben.

Beim biologischen Wasserbau fiel mir ein, daß ich hier einmal hörte, vor dem Kriege wären wir daran gewesen, den alten Plan des Rhein-Main-Donau Groß-Schiffahrt-Kanales wieder aufzugreifen. Oder besser: das wußte ich, aber nicht wußte ich, daß „Ich" damals gegen die Linienführung Einspruch erhoben habe. Auf Grund eines Aufschreies der Naturschützler. Und ich muß sagen, ich verstehe mich!

Wenn ich mir die Linienführung in Erinnerung rufe und mir dabei vorstelle, wie die Waldnaab sich breit-behäbig dahinschlängelt, sorglos zwischen saftgrünen Wiesen und stillen Wäldern, bei der Kanalplanung rücksichtslos ersetzt wird durch die Betonkerbe eines schnurgerade durch-

schneidenden Großkanals, mit 1500-Tonnen Kohlenkästen darauf, an den „Kanten“ (denn Ufer kann man das ja dann nicht mehr nennen!) Schleppeinrichtungen, die auf elektrische Oberleitungen und Zubringer-Gittermasten nicht verzichten könnten, krampft es mir das Herz zusammen.

Wie leicht tut sich doch einer, dessen wirtschaftlich-technischem Verständnis keine Eichendorff-Empfindungen gegenüberstehen! Der alle Eingaben von Naturschützlern beiseitewischt: „Der Fortschritt darf nicht durch romantische Erwägungen verhindert werden!“

Dabei weiß ich wohl, welch große Bedeutung der Kanal wirtschaftlich haben würde — künftig noch mehr, als die Meisten heute denken mögen —, und ich weiß auch, welch mächtige Klammer diese nord-südlich verlaufende Arterie darstellen könnte. So etwas ist eine der schweren Entscheidungen, vor die ein Verantwortlicher „hart im Raume“ gestellt wird. Dabei glaube ich ohne weiteres, daß eine andere Linienwahl nicht möglich ist. Der Kanal muß sich an die Waldnaab halten, damit sein unermeßlicher Durst laufend gestillt werden kann: der Jura muß überklettert werden, das geht nur mit zahlreichen Schleusen. Jede Schleuse verschwendet Wasser, je größer die Kähne sind, je umfangreicher der Verkehr wird, desto mehr. Bei solchen großen Ausmaßen versickert außerdem eine Unmenge Wasser.

Ich habe nun gegrübelt und mir überlegt, ob man nicht unter dem Jura mit einem Tunnel hindurchstoßen kann? Da fallen die Schleusen größtenteils fort und der Wasserschwund durch Versickern ist von der Donau und von oben her, vom darüberliegenden Jura, zu ersetzen. Was die Anlage mehr an Arbeit erfordert, vermag vermutlich im Laufe der Zeit reichlich wieder eingebracht werden durch Vereinfachung des Verkehrs infolge Wegfalls der Schleusen und Kraftersparnis.

Aber selbst beim Bau der Anlage: der Kanal würde wahrscheinlich wesentlich verkürzt, wodurch Arbeits- und Materialaufwand vermindert wird. Denn ich glaube kaum, daß die Waldnaab unbedingt die „kürzeste Entfernung zwischen zwei Punkten" darstellt. Und der Kanal muß beim Überwinden des Jura dem Gelände angepaßt werden, muß beim Auf- und Abstieg, um nicht zu steil zu werden, die Höhen schräg angehen oder verlassen, während er unterirdisch wirklich die direkte Linie zwischen den in Frage kommenden Punkten einhalten kann.

Die Franzosen haben einen Kanal von der Rhone nach dem Marseiller Hafen auf eine große Strecke in einen Tunnel gelegt. Hinsichtlich des Main-Donau-Kanals fürchte ich nur eines — und dieses Eine würde die Untertunnelung des Jura entscheidend verhindern: daß 1500-Tonnen-Kähne einen Tunneldurchschnitt erfordern, der konstruktiv nicht tragbar ist...

Ich wäre dankbar, wenn ein Fachmann mir folgende Fragen beantworten würde:

1. Was erfordert mehr Kraftaufwand, 1000 Tonnen, auf gleiche Entfernung, zu ebener Erde bei gleicher (geringerer) Geschwindigkeit auf dem Kanalwege oder auf dem Schienenwege transportiert (für Kanal günstigste Fortbewegungsart, d. h. wohl Schleppeinrichtung am Kanalufer). Wenn möglich, konkrete Zahlenangaben, z. B. notwendiger Aufwand an Kohle, Dieselöl oder Kilowatt einander gegenübergestellt.

2. Welches sind die Gründe dafür, daß der Transport von Massengütern auf dem Kanalweg billiger ist als der Transport auf dem Eisenbahnwege?

Es handelt sich hierbei um die Entscheidung in einer zwischen uns aufgetauchten Streitfrage, bei der ich — zu meiner Freude — allein einem halben Dutzend anderer

Meinungen gegenüberstehe. Zu meiner Freude, weil ich weiß, daß trotzdem ich recht habe! vvvvv Es ist eigenartig, wie Wenige, selbst unter klugen Menschen, die Fähigkeit besitzen, ein Problem auf seine einfachen Grundlagen zurückzuführen, wo der gesunde Menschenverstand die eindeutig richtige Antwort wie von selbst findet. Die meisten sind geneigt, Einfaches zu komplizieren, worauf sie zu den erstaunlichsten Fehlschlüssen gelangen, an denen sie dann oft mit Verbissenheit festhalten.

Kannst du Dich entsinnen, daß ich schon einmal — vor dreiundzwanzig Jahren — auch aus einer Haft heraus um Entscheidung in einer ähnlichen technischen Frage bat? Ich fürchte, daß die 1941 geäußerte Meinung eines nicht mehr unter uns Weilenden, ich „käme bei meinem Dickkopf bestimmt an, er kenne mich" auf jene Erfahrung mit meiner Hartnäckigkeit in technischen Dingen zurückzuführen ist — und auf das für ihn damals Negative: daß ich recht behielt! vvvvv

Nürnberg, 22. Mai 1947

K. wird interessieren, daß in der Streitfrage in Sachen „Kanal", auf die es ankam — nämlich, wo die größere Kraft benötigt — „natürlich" ich recht hatte (wie nicht anders zu erwarten vvvvv). Die andere Frage, warum der Transport auf einem Kanal billiger ist, war kein Teil des tönenden Männerstreites. Ich fügte sie aus persönlichem Interesse bei und erwartete etwa die Antwort, die kam. Ich nahm an, daß es sehr schwer sein würde, das zu Vergleichende auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen, bzw. zu entscheiden, was als Unkosten heranzuziehen wäre.

Der Verfasser des einschlägigen Artikels in „Glasers Annalen"* macht sich die Sache ziemlich leicht, indem er

---

* „Glasers Annalen — Zeitschrift für Verkehrstechnik und Maschinenbau."

auf die diesbezüglichen Einzelheiten kaum eingeht oder sie einfach außer Acht läßt: so den Verschleiß von Eisen auf der Bahn, also die Notwendigkeit, Räder und Schienen um so häufiger auszuwechseln, je mehr sie beansprucht werden, im entsprechenden Verhältnis Lokomotiven und Wagen ganz zu ersetzen, Pflege und Ersatz der Stellwerkseinrichtungen, und was sonst noch alles nebenher erforderlich ist. Der Verbrauch des so kostbaren Eisens ist selbstverständlich bei Bahntransport viel größer als bei Kanal-Transport. 1937 sind bei uns 38% aller durch die in Frage stehenden Transportmittel beförderten Güter über die Kanäle gegangen. Man stelle sich den Mehrbedarf der Bahn an Eisen vor, wenn diese 38% auch durch sie bewältigt worden wären — was das volkswirtschaftlich bedeutet hätte! Kein Wort davon in „Glasers Annalen"!

Als Beispiel für den Kostenvergleich bringt der Verfasser eine statistische Aufstellung aus dem Jahr 1833!! Eine viel ältere hätte er kaum nehmen können, weil vorher keine Eisenbahn existierte. Um diese Zeit schnaubte und qualmte die erste ihrer Art in Deutschland nur wenige Meter von meinem derzeitigen Aufenthaltsort entfernt in der nach Vieler Meinung „gesundheitsgefährdenden, wahnsinnigen" Geschwindigkeit von 20 Stunden-Kilometern hin und wider.

Also gewiß das richtige Jahr, um eine technisch-wirtschaftliche Statistik für 1947 daraus abzuleiten — nach einer über hundertjährigen anno dazumal unvorstellbaren technischen und wirtschaftlichen Entwicklung! Schweigen — auch über spätere Statistiken — ist auch hier eine Antwort.

Das Gleiche gilt für den Vergleich des Personal-Bedarfes: der Verfasser verschweigt großzügig, was alles außerhalb der Fahrzeuge tätig ist, also bei der Bahn, auf den

Bahnhöfen, in den Stellwerken, im Rangierdienst, im Verladedienst, in den Lokomotiv-Schuppen, auf den Strecken zur laufenden Ausbesserung. Ganz zu schweigen von den Menschen in den Eisenbahnwerkstätten oder gar in den für den Eisenbahnbedarf eingeschalteten Industrien, bis zurück zu den Kohlenschächten und Eisenhütten. Das ganze ist ein schamloser Tendenz-Aufsatz gegen Autobahnen und Kanalbauten von 1933—45. Er ist so schamlos, daß ich den Verdacht hege, außer dieser Tendenz spielt noch eine andere mit: Propaganda der Bahn gegen die Konkurrenz. Früher nahm die Reichsbahn in diesem Sinne „Einfluß" auf solche Veröffentlichungen. Ich weiß, daß es lange dauerte, bis der Kampf, solche „Einflüsse" auszuschalten, erfolgreich war. Nun wird offenbar Versäumtes nachgeholt.

Mir ist es auf alle Fälle wertvoll, darauf aufmerksam geworden zu sein, in wie sachlichem Gewande — anscheinend doch in einem technischen Nachschlagewerk! —, einem Gewande feinster Naturwolle, unsachliche Wölfe heutigentags daherspazieren.

Wenn es nicht große neue Bemühungen erfordert — aber nur dann —, möge K. so lieb sein und außerdem übermitteln:

1. wie groß durchschnitllich der Verschleiß der Bahn an Eisen in normalen Friedensjahren ist, d. h. wieviel Material sie braucht, um das Bestehende in Stand zu halten.

2 Kann man als gegeben annehmen, daß der Eisenverbrauch hierfür — also nur zum Ausgleich der Abnutzung — in etwa dem gleichen Maße zunimmt wie die Güterbeförderung zunimmt (angenommen das vorhandene rollende Material reichte für die Mehrbeförderung aus)?

Versucht ein statistisches Jahrbuch zu bekommen — selbst wenn es aus noch so grauer Vorzeit stammt.

Nürnberg, 26. Mai 1947

Meine liebe Chinesin, vvvvv

oder willst Du mir sagen, inwiefern Du Dich in Deiner Stellung von der einer Chinesin unterscheidest, Du „Oberhaupt eines kooperativen Staates" vvvvv (siehe die Anlage*)? Der Staat, über den Du regierst, ist zwar augenblicklich erheblich zusammengeschrumpft, das ändert aber am Wesen nichts. Und abgesehen von Dir entsprach doch

---

* Anlage zum Brief vom 26. Mai 1947 aus Nürnberg:
Pearl S. Buck, Die Würde der Chinesin

„...Wahrscheinlich liegt das Geheimnis der Chinesin darin, daß sie immer an ihre eigene Notwendigkeit geglaubt hat. Sie ist nie durch die Phase gegangen, in der sie den Mann nachgeäfft hat, weil sie wußte, daß sie selbst zu notwendig war, um irgend einen anderen nachzuäffen. Sie hat ihren eigenen Beruf „Frau sein", gelassen ausgeübt. Als moderne Zeiten neue Anforderungen an sie stellten, begegnete sie ihnen ohne Angst, weil es ihr garnicht in den Sinn kam, daß sie in irgend etwas versagen könnte.

Aber selbstverständlich hätte sie niemals eine so in sich vollendete Persönlichkeit sein können, wenn nicht um sie, hinter ihr und unter ihr eine Gesellschaft bestanden hätte, die ihr „so sein" schätzte. Hier sehen wir wieder den Gegensatz zwischen Ost und West. Die chinesische Gesellschaft hat die Frau immer wegen ihrer weiblichen Eigenschaften gewertet... Man wertet sie in China für das, was sie ist: die Hälfte eines Ganzen; ihre Eigenschaften sind notwendig, ohne sie können die Eigenschaften des Mannes nicht wirksam werden...

Der gewöhnliche chinesische Haushalt besteht aus verschiedenen Generationen der gleichen Familie, die alle in einer Art von kooperativem Staat zusammenleben...

Die Frau ist in der Praxis tatsächlich das Oberhaupt dieses Staates und wird auch als solches anerkannt. Obgleich ein Mann, ihr Gatte, dem Namen nach das Oberhaupt sein mag, erwartet er doch von ihr, daß sie alles leitet, für alles sorgt... Jeder hat seinen Platz und jedem weist sie passende Pflichten zu. Sie kann, falls der älteste Mann stirbt, und sie die Älteste ist, praktisch sowohl wie nun auch dem Namen nach das Oberhaupt der Familie sein...

In China hat man daher mehr Respekt vor der persönlichen Meinung einer Frau als in irgendeinem anderen mir bekannten Land, weil die chinesischen Männer finden, daß ihre eigenen Ansichten unausgewogen sind, wenn die Meinung der Frauen fehlt. Genau wie chinesische Frauen Ansichten und Urteile der Männer für notwendig erachten, um ihre eigenen zu ergänzen. Wechselseitigkeit ist das Wort — es ist ein schönes Wort, erfüllt mit Gleichgewicht und Ruhe, Weisheit und Zufriedenheit..."

die Rolle der Frau bei uns in der großen Linie der, die die Chinesin innehat. Entsprach — denn ich nehme an, daß im Rahmen der allgemeinen „Umerziehungs“-Aktion die deutsche Frau nun von der „Tyrannis des Mannes“ befreit und in ihren Daseinsumständen denen der amerikanischen angepaßt wurde!? vvvvv

Ilse Hess an R. H. 31. Mai 1947

Ich fürchte, Du kannst Dir vom derzeitigen Tagwerk weiblicher „Oberhäupter kooperativer Familienstaaten“ nur schwer, wahrscheinlich gar keinen Begriff machen!

Ich glaube übrigens auch, daß Du Dich täuschst, wenn Du meinst, daß im Großen und Ganzen „bei uns“ diese Auffassung geherrscht habe. Wir waren auf dem Wege dazu — aber auch nur dann, wenn sich die Elemente Deiner Art, solche wie Dr. Todt, Theo usw. durchgesetzt hätten. Zum Großteil herrschte schon ein anderer Ton vor... Du ja, Du warst anders, aber ich glaube, auch Du hast manchmal „Anfechtungen“ gehabt.

Aber gerade Dein Fortgehen, Dein „schmähliches“, einsames Hinterlassen unseres „kooperativen Staates“ (vvvvv) in meinen schwachen Händen wird Dir hoffentlich einmal beweisen, daß die lange Zügelführung, die Du bei mir angewandt hast, die richtige war. Ist doch im Augenblick Deines Fortgehens klar auf der anderen Waagschale, auf deren entgegengesetzter der Zwang zur eigenen Entscheidung und zum selbstständigen Handeln lag, Dein Wesen mit all seinen Forderungen an Treue, Anstand, Ehre, Wahrheit deutlich geworden. Jene „Wechselseitigkeit“, von der Pearl Buck in dem schönen Aufsatz über die Chinesin spricht, war ohne Deine Gegenwart, als Du nurmehr eine Forderung aus der Ferne warst, zwingender denn je zuvor. Freilich war die seelische Beanspruchung, gepaart mit einer wahrlich — von heute aus gesehen — unsinnigen körper-



Mit Professor Karl Haushofer

lichen Arbeit vielleicht manchmal zu groß; ich bin „Ratschlägen“ und „Beratern“ gegenüber, die mich in meiner Linie stören wollten — stets natürlich im allerbesten Sinne oft unleidlich, unduldsam und hart gewesen. „Gleichgewicht und Weisheit, Zufriedenheit und Ruhe“ waren noch nicht immer vorhanden, dessen bin ich mir wohl bewußt. Ich habe nur die Hoffnung, am Ende meiner Tage eine, wenn auch noch so kurze Spanne vergönnt zu erhalten, während der ich mit etwas Ruhe zurückschauen und erkennen kann, daß ich mich wenigstens strebend bemüht habe, das Ziel von „Gleichgewicht und Ruhe, Weisheit und Zufriedenheit“ zu erreichen. Da Reue in meinem Wortschatz kaum vorkommt — weil man mir als junges Mädchen sagte, daß Reue etwas Törichtes, Bessermachen aber alles sei — so besteht ja auch keine Aussicht, daß ich „bereue“! vvvvv

So weit die Chinesin!*...

*

Weißt Du übrigens, daß die Bilder im „Zeitalter des Lebendigen“ z. T. von Dr. Todt stammen? Von Dr. Todt, dessen allzu frühes Hinübergehen für mich zu den tragischen, Untergangsschuld tragenden Vorgängen gehört. Man hat einmal von ihm gesagt, er wäre eine seltene Vereinigung von genialem Fachmann, anständigem Kerl und altem Parteigenossen — weiß Gott, das war er! Der Ver-

* Als Ergänzung zu diesem Meinungsaustausch ein Zitat aus der polemischen Literatur der Jahre nach 1945:

„Hess' Beziehung zu seiner Frau — einem schlichten Mädel einer der seinen ziemlich unterlegenen sozialen Stufe — war typisch. Sie scheint grundsätzlich von allen öffentlichen und selbst Parteiämtern ferngehalten und ihrem „germanischen“ häuslichen Bereich überantwortet worden zu sein, ohne je sein Leben im Rampenlicht der Öffentlichkeit teilen zu dürfen. Sie war ein unwesentlicher Bestandteil seines privaten Daseins, in welchem er in seinen Grenzen freundlich und rücksichtsvoll sein konnte. Es war die Heirat einer vollegozentrischen Persönlichkeit — es war typisch deutsch!..." (Übersetzt aus I. R. Rees: „The Case of Rudolf Hess)

fasser des oben zitierten Buches, der ja alle seine großen Fahrten und Flüge mitmachte bis zum Ende, erzählte mir damals, daß Todt in den letzten Wochen seines Lebens von einer so wunderbaren, weisen und menschlichen Vollendung gewesen sei, daß ihm dann rückblickend die Vollendung im Tode wie eine Erfüllung erschien...

Du hast vor einigen Monaten in einem Deiner Briefe geschrieben, daß über alles Äußere hinweg heute durch die Feuerprobe des „Purgatoriums" der vergangenen Jahre sich das Seelische als das allein Verbindende erhalten habe und erhalten werde! Ich mußte dabei daran denken, daß unsere Verbindung in ihren ersten Anfängen eigentlich unter dem Gestirn Hölderlins stand. Und mir fiel die Widmung ein, die ich Dir vor nun fünfunfzwanzig Jahren in den „Hyperion" schrieb: „daß der Gärtner an den Rosensträuchern, die er pflanzen sollte, sich die Hand so oft zerreißt... Das ist die Klippe für die Lieblinge des Himmels, daß ihre Liebe mächtig ist und zart wie ihr Geist, daß ihres Herzens Wogen stärker oft und schneller sich regen, wie der Trident, mit dem der Meergott sie beherrscht, und darum, mein Lieber! überhebe ja sich keiner..." Es steht das Datum des 26. April 1922 darunter...

Nürnberg, 4. Juni 1947

Meine sehr, sehr Liebe,

wie ich erfahre, bist Du verhaftet*. Ich habe sofort Dr. Seidl gebeten, sich Deines Falles anzunehmen und Dich persönlich aufzusuchen.

Mit Deiner Inhaftnahme ist eingetreten, was ich schon lange erwartete. Ich war völlig darauf vorbereitet. Ich bin

* Ich wurde am 3. Juni 1947 auf Veranlassung des bayerischen „Sonderministeriums" ebenso wie zahlreiche andere Ehefrauen von Männern in früher leitender Stellung in Haft genommen, zunächst in ein Gefängnis eingeliefert und dann in das „Arbeits- und Internierungslager" Göggingen bei Augsburg verbracht.

auf alles vorbereitet, daher überrascht mich nichts. Mit was für Gefühlen ich die Nachricht trotzdem entgegennahm, brauche und will ich Dir nicht schreiben.

Aber sagen möchte ich Dir, was ich seit Jahren für eine Auffassung von der persönlichen Ehre habe:

Die Ehre eines Menschen ist durch Handlungen oder Äußerungen eines Anderen nicht zu verletzen. Wer dies versucht, verletzt seine eigene Ehre. Nur durch unehrenhaftes Verhalten des Trägers der Ehre selbst kann sie Schaden leiden.

Demgemäß gleitet an mir ab, was anderen vielleicht sehr an die Nerven geht.

Da Du nun in einer Lage bist, in der das eigene Handeln und der Versuch, das Schicksal selbst zu gestalten, sehr eng gezogene Grenzen haben, will ich einen Gedanken, von dem ich schon oft sprach, wieder aufnehmen:

Es gibt Geschehnisse, die sich auf einer Ebene abspielen, die unserer Tat unerreichbar ist oder die aus Gründen des zeitlichen Ablaufes unbeeinflußbar sind, weil wir sie nicht voraussehen können und somit zu spät kommen müssen . .

Ilse Hess an R. H. — z. Z. Arbeits- und Internierungslager Göggingen bei Augsburg Baracke V, Stube 5, 7. Juni 1947

Wenn im Gefängnis Sonthofen die Einsamkeit zu groß war, so ist meinem von Geburt an vorhandenen und durch die vergangenen Jahre verstärkten Hang zur Einsamkeit jetzt der Zwang des Zusammenseins mit sechzehn Schicksalsgenossinnen das Schwerste. Aber erstens gewöhnt man sich bekanntlich an alles — ich habe heute schon, bei tobendem Radio, großer allseitiger Unterhaltung, schlagender Tür usw. usw. geschlafen!

Und zweitens wiegt wohl Kameradschaft all diese weniger schönen Seiten des derzeitigen Zustandes hundert-

mal auf; in dieser Beziehung aber habe ich, soweit man das nach einigen Tagen beurteilen kann, Glück gehabt, da ich anscheinend die kameradschaftlichste Stube der bislang vorhandenen (es ist großer „Nachschub" angekündigt! vvvvv) erwischte. Die Mischung ist wundervoll: kommandiert werden wir von unserer Stubenältesten, die dies nicht nur aus demokratischen, sondern auch aus Gründen des Alters ist. Klein und zierlich, aber mit der tiefen Stimme eines Mannes, wie ein Schlot rauchend, aus dem Milieu echtester Münchner Bohème stammend. Dazwischen ein paar Frauen meiner Altersstufe und dann acht Lausdirndln, die alle seit zweieinviertel Jahren „sitzen" (toll, aber wahr!) und trotzdem im Großen und Ganzen weder Humor noch Haltung verloren haben. Eine freche Ur-Berlinerin, die alles mit Faxen in Atem hält, eine bildschöne kleine Dessauerin haben sich bisher für mich aus der Masse herausgehoben — aber es sind, glaube ich, alle Stämme des einstigen deutschen Vaterlandes vertreten. Mein besonderer Liebling ist eine lebenskluge, witzige alte Münchnerin, 63 Jahre alt, die sogar Harlaching kennt, Deine Büros im Braunen Haus einmal putzte, und die ich immer davon abhalten muß, mir etwas Liebes anzutun. Denn nachher heißt es noch: „Die bonzige Frau Hess läßt sich bedienen" — weil mir das doch so außerordentlich liegt! Meine Stube würde das freilich nicht sagen, aber diese Kameradschaft ist nicht überall verbreitet — oh Frauen! Es kann sein, daß ich, um gegen die „Bonzigkeit" zu demonstrieren, das „Amt" des Klosettputzens mit übernehmen werde, wenn sich, wie bislang, niemand findet...

An den Jungen darf ich noch nicht denken — denn da ich nach dem ersten Verhör vor der Sonthofener Spruchkammer überzeugt bin, daß ich, selbst wenn ich keine uralte Parteigenossin sondern ein blütenweiß vom Himmel gefallener Engel wäre, so oder so geraume Zeit vor und

nach dem Urteil hier werde zubringen müssen, so ist der Gedanke an den kleinen Kerl noch eine ziemliche „Anfechtung". Mein guter Kleiner — er war so tapfer bei meiner Verhaftung. Nächste Woche kommt er hoffentlich einmal mit Tante Inge; ich fange jetzt freilich an, ganz zu verstehen, warum Du unseren Besuch abgelehnt hast — im Grunde genommen ist es nur eine teuflische Quälerei, obwohl die Bedingungen hier „annehmbar" sind...

Nürnberg, 10. Juni 1947

Daß Du, auch wenn Du es unter den gegebenen Umständen jetzt könntest, nicht täglich schreibst — wer hätte dafür mehr Verständnis als ich! Nicht nur, daß ich es meinerseits bestimmt nicht fertig brächte: es wäre mir nicht einmal recht. Auch Briefe sind dem Gesetz der Wertminderung im Verhältnis der Mengenzunahme unterworfen. Sie werden alltäglich, weil sie eben dann nichts Besonderes mehr sind und weil ihr Inhalt sich großenteils doch nur mehr mit dem allzu Alltäglichen befassen kann...

Außer gelegentlich der „Frankenpost" lese ich jetzt ebenso gelegentlich — d.h. je nachdem, was ich gerade bekomme — andere Blätter und Blättchen, aus allen Zonen, in allen Färbungen und Schattierungen unserer derzeitigen „öffentlichen Meinung". Der Kaplan brachte, ohne daß ich darum bat, auch „Time", „Newsweek" und ähnliches. Da ich es nun mal vor mir hatte, bestand keine Ursache, mich ins Grundsätzliche zu verbeißen: ich las, was vor mir lag und grinste über die geschickt getarnte Propaganda in den Blättern der Besatzungsmacht, mehr noch über die weniger geschickte in den unseren. Da mir inzwischen angesonnen wurde, einen amerikanischen Offizier schriftlich zu bitten, mir diese Zeitschriften weiterhin zukommen zu lassen, und ich dies ablehnte, brauche ich

mir voraussichtlich keine diesbezüglichen Gedanken mehr zu machen.

Im übrigen tust Du, wenn Du nach den Presse-Verlautbarungen urteilst einem Teil unseres Volkes unrecht. Du kannst sicher sein: viele von denen, die zu Gesicht bekommen, was sie gesagt haben sollen, machen gerade so große Augen wie Du, als Du „Wandlungen“ Deiner Äußerungen gedruckt lasest.

Einmal allerdings, als ich noch „Gast Englands“ war, erschien dort ein Interview mit Dir, wohl kurz nach Deinem Aufenthalt als „Gast Frankreichs“, illustriert mit Deinem Zugspitzflug-Empfangs-Kopf*; das war ersichtlich nicht gefälscht, denn was da stand aus Deinem Munde war „echt“! vvvvv...

Nürnberg, 21. Juni 1947

Heute brachte mir der neue Kaplan Deinen Brief vom 16. Daß Du bis dahin noch ohne Brief von mir warst, tut mir leid, wenn es mich auch nicht wundert. In der „kleinen Linie“ bin ich nun mal Pessimist, gesteigert durch Erfahrung. Tatsächlich schrieb ich gleich, als die Nachricht von der Verhaftung der „Prominenten“-Frauen in der Zeitung stand...

Infolge des sog. „Freispruchs“ von Frau Sauckel ergehen sich meine Kameraden in eitel Optimismus. Ich mache ihnen aber kein Hehl aus meiner durchaus anderen Auffassung: in der Linie meiner Erfahrungen liegt es, wenn ich voraussehe, daß auch hier wieder einmal Hoffnungen erzeugt werden, damit nachher die rauhe Wirklichkeit um so härter wirkt und die Enttäuschung umso größer ist. Ein „Freispruch“ zu Beginn macht auch auf

---

* Erinnerung an den Sportflugzeug-Wettbewerb „Rund um die Zugspitze“ 1934, an dem sich mein Mann beteiligte und als Sieger landete. Ich erwartete ihn nach dieser für einen Reichsminister ungewöhnlichen sportlichen Leistung auf dem Flugplatz begreiflicher Weise in heiterster Laune.

das Ausland einen guten Eindruck, wo Eure Verhaftung ja nicht nur zustimmend aufgenommen wurde.

Ich bin auch besonders hinsichtlich Deiner ein Schwarzseher, da Du nun mal das — in diesem Fall! vvvvv — Pech hast, meine Frau zu sein. Ich rechne also auf jeden Fall mit einer Strafe für Dich — trag es mit Fassung.

Nürnberg, 26. Juni 1947

Dein letzter Brief brachte meinen Mitleidsspiegel zu weiterem Steigen — wegen des Massen-Assortiments von „Weiberfrauen" um meine arme kleine „Männerfrau" herum! So etwas ist eben auch ein Mittel des Läuterungsprozesses, den das Schicksal aus einem undurchsichtigen Grunde an uns und an so vielen Anderen unseres armen Volkes vorzunehmen für gut befindet...

Es ist hinsichtlich des Verfahrens übrigens völlig gleichgültig, wer Dich vertritt, ob Dich schließlich niemand vertritt, ob Du Dich zu Seidl transportieren läßt oder auf dies Vergnügen verzichtest. Es ist ebenso gleichgültig, was Du sagst, wie Du es sagst, ob Du in Wut gerätst oder bockst oder schweigst wie ein ägyptisches Königsgrab, bevor es wieder zu Nutz und Frommen der Zivilisation entdeckt wurde. Solche Nuancen in Deiner Selbstverteidigung können äußerstenfalls für die Öffentlichkeit von einigem Belang sein, sofern sie nicht gar zu „gekürzt" in der Presse erscheinen oder durch Metamorphose so unverständlich werden wie mein Schlußwort, dessen Wiedergabe ich nur mit einem Lächeln lesen konnte.

Es ist nicht minder gleichgültig, ob Zeugen für Dich auftreten und mit Zungen reden, wie sie behauptungsweise Engeln eigen sind. Es muß Dir aber auch gleichgültig sein, wenn gegen Dich Zeugen auftreten, die ein-

fach frei Erfundenes beteuern und beschwören, wie es hier im großen Prozeß in mehreren Fällen nachweislich geschehen ist. Eine falsche Aussage ist wiederum gleichgültig wie alles Andere; sie gibt nur ein mehr oder weniger reizvolles Dekorum und eine scheinbare Begründung für das Urteil; ohne solche falsche Aussage fiele es genau so aus. Ich schreibe Dir das, nur damit Du Dich jetzt schon darauf einstellst und alles im gegebenen Augenblick ebenso humorvoll nimmst wie die Anklageschrift. Innerlich mußt Du Dich darauf einstellen.

Halte Dir vor allem immer vor, was ich Dir über die persönliche Ehre schrieb. Du mußt so weit kommen, daß Du alles mit inwendigem Lächeln über Dich ergehen läßt und es dann abschüttelst: „erledigt“! Die Anständigen draußen, also die, auf die es uns allein ankommt, glauben all den Unsinn doch nicht. Die Anderen kümmern uns nicht, so daß es ihnen gegenüber auf etwas mehr oder weniger Verdrehung auch nicht ankommt. Einmal wird später doch die Wahrheit siegen.

Hinsichtlich des zu erwartenden Urteils stehe ich ausnahmsweise nicht allein. Dr. Seidl ist genau der gleichen Auffassung: daß Du meine Frau bist, daß Du sehr früh der Partei beitratest, daß Du das Goldene Ehrenzeichen nicht etwa als „Orden“, sondern auf Grund Deines frühen Beitritts besaßest, genügt für eine Freiheitsstrafe, gleichgültig wie die Verhandlung verläuft, wie Du Dich verhältst, was die Verteidigung sagt. Seidl und ich sind nur darin verschiedener Meinung, daß er es für möglich hält, daß die Dir „zugemessene“ Zeit der Freiheitsberaubung vielleicht schon vor der Verhandlung „abgesessen“ wird. Wir werden es erleben!

Bis dahin müssen wir noch einiges über uns ergehen lassen; auch das gehört zu dem Schicksal, das uns bestimmt ist. Wenn demgemäß der Junge ein paar Monate

ohne Deine Einwirkung ist, das ist nicht so tragisch. Dazu steckt ja doch ein zu guter Kern in ihm, als daß dies von einschneidender Bedeutung für seine ganze Zukunft sein könnte. Schon das schwere Erleben, das auch ihm in so jungen Jahren auferlegt ist, wird anderem entgegenwirken, zum Positiven hin. Das Eine oder Andere, was sich nicht ganz nach Wunsch entwickelt, wird später wieder ausgebügelt. Ich schrieb Dir, glaube ich, von England mal, daß ich eine Familie kannte, die es zum Erziehungsprinzip erhob, die Kinder sich selbst zu überlassen, sie so wenig wie möglich zu beeinflussen, selbst Ungezogenheiten mehr oder weniger zu übergehen — und dieses Experiment ist erstaunlich gut ausgelaufen.

Einen „Grund" hast Du ja doch bei ihm gelegt: sieben Jahre — wenn man die ersten abrechnet — dauernd mit solch einer Mutti zusammengekoppelt, das hält nach — glaub es mir! vvvvv

Zusammengefaßt: die Verteidigung ist gleichgültig. Unbegreifliche Anschuldigungen werden erhoben, vielleicht nicht minder unbegreifliche Zeugenaussagen gemacht werden. Das Urteil wird auf eine Freiheitsstrafe lauten. Das ist unwesentlich. Die Hauptsache ist, sich von vornherein auf das Schauspiel einstellen: Theater, alles Theater — aber keines mit tragischem Ausgang...

Grüß wieder, was mich grüßte. Wir alle hier sind mit unseren Gedanken viel bei unseren „armen Frauen"; besonders aber der Deine bei der Seinen.

Nürnberg, 6. Juli 1947

Von der Ebner-Eschenbach stammt das Wort: „In der Jugend meinen wir, das Geringste, das die Menschen uns gewähren können, sei Gerechtigkeit. Im Alter erfahren wir, daß es das Höchste ist." Seitens irdischer Richter von heute erwarten wir dieses Höchste nicht. Denn: „Ein jeder gibt den Wert sich selbst" (Schiller).

Das gegen Frau Winifrid Wagner gefällte Urteil wirst Du erfahren haben! Was behaupte ich? Was konnte man ihr wirklich Strafbares vorwerfen? Daß sie der Partei angehörte? Daß sie sie unterstützte? Beides ist juristisch gesehen kein Verbrechen, nach den Regeln der Demokratie schon gar nicht! An deren Rechtsgrundsätze aber muß man sich halten, andernfalls die Behauptung nicht aufrecht erhalten werden könnte, daß diese Verfahren etwas mit dem Recht in einem „freien demokratischen" Staat zu tun haben. Aber Frau Winifred hat sogar mit dem ihr eigenen Mut gegen Mißstände angekämpft, ist mit Erfolg für Leute in Konzentrationslagern eingetreten, viele verdanken ihr das Leben. Angehörige der SPD und KPD bezeugten es. Ergebnis: sie wurde verurteilt, und nicht nur das, der Ankläger legte gegen die zu geringe Höhe des Urteils Berufung ein.

Daraus geht hervor, was Du wahrscheinlich zu erwarten hast, wenn auch vielleicht Deine relative Mittellosigkeit seit 1941, die vollständige seit 1945 im Gegensatz zu Frau Winifred, bei der wesentlich mehr „geerbt" werden konnte, mildernd wirken mag. Dafür konntest Du Dich so gut wie nie für Verhaftete einsetzen: so lange ich noch nicht in England war, warst Du bei meiner rigorosen Art, Politisches und Privates eisern auseinander zu halten, wenig in der Lage, etwas zu erfahren, es an mich weiterzugeben — wahrscheinlich hättest Du nur die Antwort erhalten,

oh Chinesin und Oberhaupt des heimischen kooperativen Staates, Dich um diesen zu kümmern, nicht aber um meine Angelegenheiten, nicht wahr?! vvvvv

So hättest Du es nur in der Zeit nach meinem Abflug nach England versuchen können, da auch erst seit damals die Verhältnisse Formen annahmen, auf Grund deren äußerstenfalls etwas nach außen zu dringen vermochte, Du wirklich von Unrecht und schlechter Behandlung hättest erfahren können.

Wenn man aber selbst in Ungnade gefallen ist, schadet man den Menschen, für die man eintritt, mehr als man ihnen nützt. Einen schlechteren Dienst hättest Du den Häftlingen kaum erweisen können, da Du, wie ich jetzt aus Erzählungen der Kameraden entnehmen muß, bei Deiner unbekümmerten Ehrlichkeit, Deinem Mut dauernd selbst an der Schwelle des KZ-Lagers standest. Ich habe Dir ja früher schon immer erklärt, daß Du als Soldat bei Deinem unverbesserlichen Dickkopf und Widerspruchsgeist aus dem „schweren Mittelarrest" nie herausgekommen wärest — heute muß ich bei den Erzählungen aus jener Zeit oft lachen, da Du jedenfalls von 1941—1945 alle Anstalten gemacht hast, Dir diesen „schweren Mittelarrest" zu erwerben! vvvvv

Das sind aber alles nachweisbare Gründe, warum Du bei der Verhandlung gegen Dich nicht mit Zeugen wirst aufwarten können, für die Du einmal erfolgreiche Schritte unternommen hast — doch Gründe hin, Gründe her: für das Gericht wird lediglich gelten, daß Du keine Schritte unternommen hast...

Du wirst weiterhin der Freiheit beraubt bleiben, ob wegen „Fluchtverdacht", wegen „fehlender Dokumente", gleichviel — das sage ich Dir voraus, und Du wirst sehen, daß ich Recht behalte, als ob ich ein großer Prophet wäre. Wenn es allein nach dem Willen derjenigen ginge, die sich

derzeit berufen fühlen, über unser Schicksal zu entscheiden, kämest Du lange nicht wieder in Freiheit. Vorerst wird dies der Lauf Deiner Dinge sein — vorerst! Denn auf die Dauer ist nicht der Wille der Ankläger entscheidend:

„Nach ewigen, ehernen
großen Gesetzen,
müssen wir alle
unseres Daseins
Kreise vollenden . . ."

Wohin die ewigen, ehernen Gesetze, die für Dich gelten, Dich einmal führen werden — darum allein handelt es sich...

Ilse Hess an R. H. Göggingen, 13. Juli 1947

Dein Brief vom 26. Juni ist der letzte, der mich bisher erreicht hat... Was Du darin rein rechtlich-juristisch schreibst, entspricht vollkommen meiner eigenen Überzeugung; Du kannst also sicher und beruhigt sein, daß mich nichts überraschen, also auch nichts so leicht umwerfen wird.

Es waren nur die ersten achtundvierzig Stunden der plötzlichen Trennung vom Jungen, die etwas an meiner Haltung zehrten — ich mußte ja auch sehen, wie groß und jammervoll seine Augen bei aller schweigenden Tapferkeit wurden. Als ich ihn bei der Abfahrt vom Gefängnis ins Lager deswegen lobte (ich hatte es ermöglichen können, die genaue Zeit nach Hindelang melden zu lassen) und ihn bat, dieses Mal genau so tapfer zu sein, erzählte er mir, daß er an jenem Abend, an dem mich die Gendarmerie aus der Wohnung holte, zwischenhinein geschwind auf den Speicher gerannt sei, „um etwas zu weinen" — aber es habe es dann unten niemand mehr gemerkt!

Wenn ich an solche Dinge denke, werden sicherlich auch jetzt noch „Stunden der Anfechtung" kommen — immer

nur im Hinblick auf den Buz, das muß ich Dir schon sagen. Aber ich werde mich dann in irgendeine Arbeit stürzen und so ganz schön darüber hinwegkommen, wie ich mich kenne...

Wir haben jetzt einen Riesenumzug des Frauenlagers von einem Ende des Gesamtlagers zum anderen hinter uns. Seitdem bewohnt unsere „Jugend", da etwas mehr Stuben vorhanden sind, eine für sich, so daß wir „nur" noch acht, etwas „gestandenere", z. T. sogar alte Frauen sind. Und trotzdem geht es oft so zu, daß man meinen sollte, wir wären alle weit unter Zwanzig! Ich wollte, ich könnte Dir an Stelle eines Briefes manchmal zu Deiner Erheiterung eine Bandaufnahme der Unterhaltungen schicken, Du würdest Tränen lachen. Die einzelnen Elemente sind grundverschieden, aber zum Großteil wahre Originale. Nach wie vor ist die mir liebste jene alte Münchnerin, von der ich Dir schon im ersten Brief schrieb, deren wahrhaft haarsträubenden „Fall" ich Dir über Kaplan Achtermann schickte. Je länger man sie kennt, desto mehr kommt ein solcher Ausbund an Mutterwitz, Menschenerfahrung, Humor und Güte zum Vorschein, daß man nie so recht weiß, soll man mehr über sie lachen, mehr sie nur gern haben. Eben hat sie uns fast eine Stunde lang von ihren Erfahrungen als „Sardinenbrot-Stand" am Oktoberfest erzählt, bis wir alle um Gnade bitten mußten aus Angst, wir würden sterben vor Lachen. Außerdem ist sie als fliegende und radelnde Händlerin kreuz und quer durch ganz Deutschland gekommen, von welchen, einer überlegenen Menschenkenntnis nützlichen Fahrten sie auch überwältigend lebhaft und drollig erzählen kann...

Nürnberg, 15. Juli 1947

Wie mir der Kaplan letzter Tage erzählte, schriebst Du einen besorgten Eilbrief an ihn, Ihr hättet erfahren, daß

wir nach Spandau abtransportiert wären. Er sagte, er habe Dir sofort telegrafisch geantwortet — was ich wirklich nett und menschenfreundlich von ihm finde!

Die „Erfinder" solcher „Greuel-Nachrichten" glauben sicher, daß — auch wenn die Gerüchte sich bisher noch nicht bewahrheiteten — sie doch immerhin dazu angetan seien, unsere Nerven hier und Eure dort langsam zu zermürben. Ob die meinigen dadurch wirklich „zermürbt" werden, brauche ich Dir das zu schreiben? vvvvv

Ich will damit durchaus nicht sagen, daß wir eines Tages nicht doch nach Spandau kommen*. Ich rechne damit. Und ich wünschte, Du würdest diese Verlegung auch so lächelnd betrachten wie ich — wann auch immer sie stattfinden mag. Doch gebe ich zu, daß dies sehr schwer für Dich ist, weil Dein Glaube an die Unabänderlichkeit des Schicksals nicht so unbedingt und unerschütterlich ist wie der meine, Deine Einstellung zu dem Quartierwechsel daher grundverschieden sein muß von der meinigen. Aber glaube mir: weder Sonderminister noch Spruchkammerrichter, weder allierte Gerichte noch Sowjet-Kommissare gestalten ein Schicksal — das kann jeder nur allein erleiden und im Erleiden gestalten!...

Spandau, 3. August 1947

Dies ist der erste Brief aus dem neuen „Quartier". Es unterscheidet sich vom bisherigen grundsätzlich nicht. In nebensächlichen Einzelheiten ist es — wie immer nach solch einem Wechsel — teils weniger „angenehm", teils hat es auch seine „Vorzüge". Zum weniger Angenehmen

* Einen Tag nach Erhalt dieses Briefes bekam ich eine nach Nürnberg gerichtete Sendung mit folgendem Vermerk des „Chaplains Office" zurück: „Nürnberg 18. Juli 1947. Sehr geehrte gnädige Frau, ich bekam diesen Brief heute von der Zensur zurück, weil Ihr Gatte heute abreiste" (sic!).

gehört, daß wir nur alle 28 Tage einen Brief vom Umfang des heutigen schreiben können. Aber die Aufhebung der Beschränkung in Nürnberg sah ich ohnehin nicht für dauernd an; ich schloß daraus sogar auf unsere baldige Verlegung. Wir dürfen im gleichen Zeitraum einen Brief empfangen, nur ist dessen Umfang vorerst nicht beschränkt. Bedingung: lateinische Buchstaben, klare Schrift!... Meine Nummer ist jetzt die gute Sieben!

Zu den positiven Seiten des neuen Daseins gehört auch, daß die „Zimmer" frisch gestrichen und dadurch sauberer sind. Und stelle Dir vor (leider kannst Du es Dir jetzt nur zu deutlich vorstellen, was das heißt!): ich habe ein Kopfkissen, sogar mit Überzug, eine weißleinen umhüllte Matratze — seit Englands Tagen zum ersten Mal! Auch besitze ich wieder einen Stuhl und brauche mir nicht auf des Lagers Rand ein „Sofa" vorzutäuschen. Der leinene Matratzenüberzug erschwert freilich das Wäschewaschen. Dies besorgen wir nämlich selbst! vvvvv Erst gestern war ich mit Dönitz zusammen an der Reihe. Ich kam mir vor wie Gudrun am Strande der Nordsee, nur war die Luft bei ihr sicherlich ozonreicher. Was haben wir geschrubbt, geseift, gespült, ausgewrungen! Wir taten unser Bestes! Aber ich glaube, eine gute Hausfrau hätte doch verzweifelte und mitleidige Blicke gen Himmel gerichtet, wie sich Männer bei so etwas anstellen.

Überhaupt, was unser derzeitiger „Beruf" so alles mit sich bringt! Unsere Ausbildung zu Kleingärtnern — freiwilligen, aber alle tun mit! — macht sprunghafte Fortschritte; sprunghaft, weil dazwischen sicher große Lücken bleiben. Aber unter Anleitung eines französichen Wächters — der vermutlich, wie viele Franzosen, mit vierzig Jahren sich als braver Rentner zur Ruhe gesetzt haben und den Tag nutzbringend in seinem Gärtchen für „Madames" Küche werkeln wird —, also mit dessen wei-

sen Ratschlägen bin ich bereits zum Experten auf dem Gebiet der Tomatenzucht geworden: welche Blätter und Triebe weggenommen, d. h. „entspitzelt“ werden müssen und welche nicht, daß man das Abgerissene um das Stämmchen auf den Boden legt, damit die Feuchtigkeit sich länger darin hält und das Kraut allmählich in Düngung verwandelt wird...

Der Abflug hierher kam sehr plötzlich. Morgens, da in naturnäheren Gegenden der erste Hahnenschrei ertönt, wurden wir mit der interessanten Neuigkeit geweckt — genau wie ich den Kameraden vorausgesagt hatte, ohne daß es mir einer von ihnen glauben wollte! Da wir nicht überlastet sind mit Schätzen und sonstiger Habe, die Motten oder Rost fressen können, war ja schnell „gepackt“...

Wir werden nun nach wie vor in Gleichmut „abwarten“ — oder zumindest ich in Gleichmut, ohne daß ich unbedingt so weit kommen will, wie ein Fakir meine Berufung und Glückseligkeit darin zu sehen, einen Arm Tag und Nacht steif nach oben zu halten. Geistig freilich komme ich mir manchmal schon so vor; aber nur manchmal — da fehlt's noch weit! vvvvv

Ilse Hess an R. H. Göggingen, 3. September 1947

Es ist nicht nur Dein erster Brief aus Spandau eingetroffen; ein außerordentlich „witziger“ Reporter hat auch bereits über Euren Einzug dort berichtet und zu meiner Beruhigung mitgeteilt, daß Du nicht nur der „fröhlichste“ Insasse Eures derzeitigen Domizils seiest, sondern auch der, der „zärtliche“ Briefe an seine Gattin schreibe, außerdem benutztest Du kleine „vvvvv“-Linien, die Lachen bedeuteten! vvvvv vvvvv vvvvv Worüber ich denn auch brieflich, aber sehr herzlich lachen muß, denn das hätte sich die alte liebe Hess'sche „Lachlinie“ auch nicht träumen lassen, eine Zeitungsberühmtheit zu werden! Selbst

nicht in den langen englischen Jahren, während deren sie allerdings zu zwei „kritischen" Besuchen bei mir Anlaß gab. Man vermutete hinter ihr böse Kassiber, die ich Dir frech und unbekümmert nach England sandte! vvvvv

Daß Du „fröhlich" bist, haben wir auch Deinem Brief gottlob entnommen! Denn dem „Umzug" nach Spandau hatten wir doch etwas skeptisch entgegengesehen. Inzwischen aber war Kaplan Achtermann bei uns und hat mir noch von seiner letzten Unterredung mit Dir am Vorabend Deiner „Abreise" erzählt.

Diese Unterhaltung mit Achtermann war von verschiedenen Gesichtspunkten aus recht denkwürdig — über die Freude, direkt von Dir zu hören, hinaus. Aber das würde hier zu weit führen, ein „weites Feld" wie der alte Briest bei Fontane zu sagen pflegt. Da Du in England, wie Du damals schriebst, einmal viel Fontane gelesen hast, wirst auch Du auf diesem „weiten Feld", zumindest seelisch, wandeln können...

Spandau, 5. Oktober 1947

...Daß meine Tomaten-Entspitzelung Euch erheiterte, glaube ich. Inzwischen entspitzelte ich auch Tabak. Diesen zu pflegen und zu ernten, damit Nikotinsklaven sich voll des bitteren Giftes saugen, ist für einen Nichtraucher allerhand Zumutung. Noch dazu soll der liebliche Uckermärker in ungemischtem Zustand den stärksten Mann umwerfen. Im Geist sah ich ein Bild unseres alten Geographiebuches „Tabakernte in Mexiko" vor mir — mich selbst darauf. Es fehlte nur auf meinem Haupte ein mexikanischer Strohhut im Aussehen einer riesigen Wickenblüte. vvvvv

Ich kenne nun aber auch den Abstand, den Karotten haben dürfen, daß man sie ganz klein lichten, d. h. „verzie-

hen" muß. Daß man sie so klein auch versetzen kann, wies ich experimentell nach, nachdem es erst von unseren „Fachleuten" auf dem Gebiet des edlen Gartenbaues bestritten wurde. Ich habe Zwiebeln, Gurken, Kürbisse, Blumenkohl, Sellerie und Kohlrabi in ihrem Werden beobachtet, zum ersten Mal Walnüsse am Baum gesehen und gepflückt — insgesamt einige Zehntausende, da über ein Dutzend guttragender Bäume im Garten stehen. Hände bekommt man beim Öffnen der natürlich unreifen Hülle! Wir haben auf insgesamt etwa neuntausend Quadratmeter einen wahren Urwald jahrealten Unkrautes in Hüfthöhe und höher beseitigt, mitsamt den Wurzeln, und dann umgegraben, teilweise zu Beeten hergerichtet — was haben wir geschwitzt! Nebenbei gossen wir noch fast täglich die Plantagen! Für sieben Mann, zwei davon siebzig und darüber, eine ganz ansehnliche Leistung. Auf neue Beete säten wir Winterkohl, Endivien-Salat, Rettiche. Bei letzteren versenkten wir gemäß meinem Vorschlag, der meinem Geiz entsprang, jedes Samenkorn einzeln — da wir mehr Raum und Zeit haben als Samen.

Der Einzige, der etwas von der Sache versteht, ist unser Alterspräsident, Herr von Neurath; wir haben ihn daher zum Obergartenbaudirektor ernannt. Er seinerseits hält sich an den Euch schon von der Erzählung über meine Fortschritte im Tomatenanbau bekannten Monsieur Petit.

Meine geistige Ausgleichstätigkeit der letzten Zeit bewegte sich zwischen Heinrich Seidels „Leberecht Hühnchen" und Rankes „Männer und Zeiten", also der Atmosphäre von Monsieur Petit, als er noch friedlich seinen Kohl in einem Vorort von Paris pflanzte und jener um Napoleon auf dem Feldherrnhügel von Austerlitz (dabei fällt mir ein: schickt mir bitte vorerst nichts von Treitschke, denn er soll die Ehre haben, zumindest hier in Berlin auf der „schwarzen Liste" zu stehen!).

Daß Kaplan Achtermann Dich mit seinem Besuch erfreute, hörte ich gern. An sein Herkommen glaube ich freilich nicht — auch wenn er es noch so gern wollte! Bei Gesprächen mit ihm gibt es allerdings sehr „weite Felder", auf denen man hoffnungslos aneinander vorbeiirren kann...

Spandau, 23. November 1947

Kürzlich kamen die Sachen hier an, die ich in England zurückgelassen hatte, vor allem meine Bücher in der stattlichen Zahl von etwa einhundertundzwanzig — eine Spanne von der „Bauhütte" Kolbenheyers, dem „Versuch einer Metaphysik" bis zu den „Heiden von Kummerow"! Dazwischen der ganze Goethe, Rankes „Päpste" und vieles Leichtere und Schwerere, das Du mir nach England sandtest.

Das Meiste habe ich in meinem englischen klösterlichen Dasein so ausgiebig gelesen, daß es jetzt für mich ausscheidet. Aber für die Kameraden sind die Bücher ein Segen. Sie bilden nun den Grundstock der kleinen Bibliothek, die hier unter dem „Bibliothekar" Raeder angelegt wurde. Aus dieser las ich Rankes „Männer und Zeiten" und Erich Marcks „Otto von Bismarck", so daß Ihr mir diese nicht mehr zu schicken braucht.

Mutter wird es — ebenso wie mich — interessieren, daß aus Ranke ein ganz anderes Bild wie das verbreitete von Friedrich dem Großen hinsichtlich seiner religiösen Einstellung hervorgeht. Gemeiniglich gilt er doch als Atheist. Er scheint es aber durchaus nicht gewesen zu sein. In einem Punkt war er unerschütterlich; er fuhr auf, wenn jemand im Gespräch seinen Glauben an einen lebendigen Gott bezweifelte. Die landläufigen Beweise für das Dasein Gottes, besonders die der weisen Ordnung in der Natur

entnommenen, wiederholte er mit dem vollsten Ausdruck der Überzeugung: „Ich kenne Gott nicht, aber ich bete ihn an." Er glaubte felsenfest an eine Vorsehung, die sein Geschick gestaltete. Und wie mancher andere Große schien auch er in auferlegtem Leiden die unumgängliche Beigabe zu sehen für den, der zu Hohem bestimmt ist. Ich las einmal in dem Bericht eines Zeitgenossen, in dessen Hause er wohl während eines Feldzuges übernachtete, daß dieser ihn auf schlaflosem Lager stöhnen hörte: „Mein Gott, mein Gott, was hast Du mit mir Großes vor?"

Praktischerweise hatte der alte Fritz sich im übrigen für alle Fälle die zwei Hauptrichtungen der Philosophie der Alten zu eigen gemacht: in glücklichen Zeiten war er Epikuräer, im Unglück Stoiker — wie er lächelnd seiner markgräflichen Schwester in Bayreuth gestand. Ein System, das wert ist, übernommen zu werden — vorerst bin ich allerdings durchaus Stoiker. Etwas, das Shakespeare seinen Julius Caesar sagen läßt — nicht unbekannt, aber geeignet, es sich gelegentlich in Erinnerung zu bringen: „Von allen Wundern, die ich je gehört, scheint mir das größte, daß sich Menschen fürchten. Wenn sie doch sehen, der Tod, das Schicksal aller, kommt, wann er kommen soll." Überhaupt Shakespeare! Auch den Hamlet ließ ich einmal wieder auf mich wirken: „Wahrhaft groß sein heißt, nicht ohne großen Gegenstand sich regen, einen Strohhalm selber groß verfechten, wenn Ehre auf dem Spiel."

Ilse Hess an R. H. Göggingen, 10. Dezember 1947

Deine Prophezeihungen in Bezug auf die Dauer meines unfreiwilligen Sanatoriumsaufenthaltes beginnen sich allmählich zu erfüllen; gottlob war ich ja niemals anderer Ansicht als Du, so daß ich wenigstens keine Enttäuschungen erlebt habe.

Inzwischen sind zwar Kolleginnen der „Prominenz“ entlassen, aber bei Frau Göring und mir sehe ich mehr als schwarz. Ich selbst habe bisher den Humor in dieser Beziehung nicht eingebüßt, meine Kollegin dagegen ist krank, hat ja auch noch etwas mehr durchgemacht in den letzten zwei Jahren als ich — daher ist sie nicht ganz so humorvoll veranlagt. Aber auch sie ist ruhig und tapfer.

Im übrigen habe ich zu viel zu tun, um Zeit für dumme Gedanken zu haben. Dank meiner Kenntnisse im Schreibmaschine-Schreiben bin ich die „Sachbearbeiterin für Urlaubsfragen“ vvvvv für das Frauenlager geworden. Eigentlich eine schöne Beschäftigung, da das damit verbundene Eingehen auf die schweren Schicksale all dieser Frauen notwendig Gleichgültigkeit gegen das eigene erzeugt. Manchmal freilich ist es auch fast zu viel ausgefüllte Zeit, besonders jetzt vor Weihnachten, wo auch noch alle möglichen anderen Ämter auf mein weihnachtsgeübtes Haupt herabsinken. Auch Buz ist ja bei mir*, für ihn und mich eine Quelle unendlicher Freuden — für mich aber auch der Arbeit.

Vor ein paar Tagen hat er, greifbar neben mir auf dem Strohsackschragen liegend, bitterlich geweint. Auf meine entsetzte Frage kam heraus, daß er sich so sehr wünschte, „der Vati wäre im Männerlager“. Da er doch, von den Kameraden drüben das „kleine Schiff von Ufer zu Ufer“ genannt, vom Lagerleiter mit Wohlwollen betrachtet und mit einem General-Passierschein versehen, ungehindert hin und herwechseln kann, stellt er sich das natürlich ganz ungeheuerlich vor, abwechselnd einmal bei Dir, einmal bei mir sein zu können — wobei ich mir klar bewußt bin, daß er bei mir dann relativ unsichtbar sein würde, denn

* Die Lagerleitung des Internierungslagers hatte auf meinen Antrag eine befristete Erlaubnis erteilt, meinen zehnjährigen Jungen während einiger Wochen zu mir ins Lager kommen zu lassen.

sein Hang nach männlicher Aussprache ist sehr groß. Wenn die vielen fremden Onkels drüben schon seine Seligkeit sind, wieviel mehr wärest Du es! Ach ja!

Er hat hübsche Sachen in den Werkstätten drüben gelernt und wenn wir es Dir schicken dürften, dann bekämest Du eine nette kleine Büchse: hergestellt aus einer ausgedienten amerikanischen Heereskonserven-Büchse, aber mit der Hand geklopft und gepunzt von Deinem Sohn. Es ist ganz verblüffend, welch wirklich reizvolle Geräte auf diese Weise entstehen — auch all die Frauen, die aus dem Ludwigsburger Lager zu uns kamen, vor allem die jungen BdM-Führerinnen haben eine Fülle davon mitgebracht, die in jenem Lager entstanden — die Stuben sehen aus wie alte Bauernstuben mit Zinn. Mir wurde erzählt, daß die Bewachungsmannschaften oft bewundernd, aber auch kopfschüttelnd vor dieser unbegreiflichen deutschen Fähigkeit standen, aus Nichts so viel zu machen!...

Spandau, am 1. Weihnachtsfeiertag 1947

Da Du meinen Englandflugbericht erwähnst, nehme ich an, daß meine Briefe Dich endlich erreichten!... Warum bei Dir meine „zweite Ohnmacht hinterher noch Schaudern" erzeugte, ist mir freilich nicht ganz klar*. Denn das war im Fallschirm hängend; in dieser Lage ist man ohnehin machtlos und nur dem Zufall — im wahrsten Sinne des Wortes! — preisgegeben. Auch bei der Landung kann man kaum mitwirken; ja, als Anfänger läuft man Gefahr, sich zu verkrampfen, was zu Verzerrungen und Brüchen führt. Die Bewußtlosigkeit hingegen sorgte für völlige Entspannung.

Die kritische — und mehr als kritische — Ohnmacht war die erste am Steuer, das ich nicht mehr

* Vgl. Seite 88.

bedienen konnte, wodurch die Me 110 und ich nur noch dem Zufall gehorchten — oder was man so „Zufall" nennt!

Was den angeblichen Beinbruch beim Landen anbetrifft, so stimmt das nicht. Bereits beim „Aussteigen" aus der Maschine wurde ich mit Wucht gegen ein Schwanzteil geschleudert, schlug unterhalb des rechten Knöchels, gewissermaßen dem Puls des Fußes, so hart gegen irgend etwas höheren Härtegrades, daß ich einen geradezu unvorstellbaren Bluterguß erhielt, der das Bein bis über das Knie schwarz-violett färbte, ich etwa drei Wochen lag und fünf Wochen humpelte. Immerhin habe ich es dieser Verletzung zu danken, daß man mich noch in der gleichen Nacht, nachdem man mich erst freundlicherweise in Glasgow in eine richtige Gefängniszelle (damals war ich gegen derartige Schönheitsfehler noch empfindlich! vvvvv) gesperrt hatte, in ein kleines Krankenhaus verlegte. Es war beim letzten Luftangriff zufällig noch stehengeblieben; die Gebäudetrümmer drum herum waren aber wenig vertrauenerweckend hinsichtlich der Aussichten beim nächsten Besuch unserer Luftwaffe. Nun, der Herzog von Hamilton sorgte dann dafür, daß ich gleich nach seinem Besuch in ein Lazarett kam, das, etwa eine halbe Stunde Autofahrt außerhalb der Stadt gelegen, einen wunderschönen Blick auf die eigenartig reizvollen, in den Farben dauernd wechselnden Hügel und Berge der schottischen Landschaft bot.

Nach vierzehn Tagen wurde ich im Schlafwagen nach London transportiert und vorerst in einer Offizierswohnung der Gardekaserne beim „White Tower" — einem mächtigen, turmartigen Bau wohl des 11. Jahrhunderts — untergebracht. Das Häuschen und anscheinend auch ein Teil der Einrichtung stammten aus dem 17. Jahrhundert — entzückend!

Was in dieser Hinsicht hüben wie drüben an alten Kulturwerten völlig sinnlos zugrunde ging, ist gar nicht zu ermessen und schmerzt mich im Gedanken daran immer erneut und tief.

*

...Daß Du, mein Buz, so schöne Handfertigkeiten wie Metallpunzen lernst, freut mich. Nimm nur mit an Lernbarem, was Du mitnehmen kannst. Und wenn Du es, wie bei Deinem Aufenthalt bei Mutti im Lager, „spielend" lernst — desto besser! Vielleicht kannst Du bald auch so schöne kleine Herde herstellen, wie Du sie, wie Du mir schreibst, im „Männerlager" gesehen hast — heute für Deine kleinen Freundinnen daheim im Ostrachtal, später für Deine vielen Töchter! vvvvv

Und Schach willst Du auch lernen? Sehr fein! Dazu braucht es freilich schon ein bisserl „Köpfchen". Ich habe es mit zwölf Jahren beigebracht bekommen, zusammen mit Onkel Alfred, der damals ein Jahr jünger war als Du heute. Wir hatten beide Scharlach, durften — auch als es schon besser ging — lange nicht zu anderen Kindern. So quengelten wir vor Langeweile unsere arme Mutter halb zu Tod und das „Königliche Spiel" war auch ihre Erlösung für täglich manche Stunde. Mit der Zeit brachte ich es dann so weit, daß ich als Soldat im Lazarett in St. Quentin während des ersten Weltkrieges einen Berliner Schachmeister namens Cohn, der zwölf Schachpartien nebeneinander spielte, als einziger schlug — was mich heute noch freut! vvvvv Also, strebe mir nach, Wolferl.

Gestern abend hab ich viel an Dich gedacht — im Bilde hab ich Dich ja nun groß und leibhaftig vor mir. Und daneben sah ich im Geist noch manches andere, so den Kopf der Mutti mit den gleichen hellen Haaren wie den Deinen. Ein paar Tage vorher waren es zwanzig Jahre, daß wir getraut wurden — wie ist die Zeit dahingejagt...

Heute nach dem Mittagessen spielte Funk auf dem im „Churchroom“ stehenden Harmonium weihnachtliche Lieder, Variationen um Volkslieder, Beethoven, Schubert. Es drang in meine Zelle, in der ich stiller und einsamer Genießer blieb. Leichter wird das Herz nicht in unserer Lage durch gute Musik; aber es war schön. Einmal werde ich mit Euch, den Meinen, wieder Musik hören — und das wird dann noch schöner sein...

Spandau, 8. Januar 1948

Ende Mai 1941 wohnte ich, wie ich Euch schon erzählte, eine kurze Zeit in einer Offizierswohnung der Gardekaserne beim „White Tower“ in London. Vom Fenster aus konnte ich sehen, wie diese englische Garde alltäglich, mit endloser Ausdauer und einem „Drill“, der aller „preußischen“ Ehren wert war, ihre Wachtparade-Übungen vollführte. Auch an klingendem Spiel dazu fehlte es nicht. Nur den Dudelsack hätte ich mir gern geschenkt — viele Engländer übrigens auch, wie sie mir gestanden. Lediglich die mit mir gekommenen schottischen Offiziere waren so stolz auf diese ihre Nationalmusik — wie auf ihren Whisky! vvvvv —, daß sie gegen diesbezügliche Kritik äußerst empfindlich waren.

Nach dem Intermezzo in diesen „Barracks“ wurde ich in einem Lazarettwagen liegend durch ganz London hindurch zu einer Villa in Mytchett-Place bei Aldershot gefahren, die mir für über ein Jahr zum Quartier dienen sollte. Duftende schwere Glyzinien-Dolden umrankten sie, herrlicher Rhododendron in allen Farben blühte gerade im Garten. Wär es nicht trotzdem ein Gefängnis gewesen mit viel Stacheldraht und Posten, um mich „vor feindseligem Publikum zu schützen“, hätte ich durchaus zufrieden sein können. Der Speiseraum und das Musikzimmer gingen wie

in Harlaching zu ebener Erde in den Park. Der „Kommandant“, von Beruf in friedlichen Zeiten Kunstmaler, eine wirkliche Künstlernatur, spielte wunderschön zart Mozart, draußen warme Sommernächte — und mir war so weh ums Herz, ohne daß ich ahnte, wie lange das Ganze dauern sollte, was mir noch alles bevorstand. Viel mehr als Ihr heute ahnt!

Ende Juni 1942 kam ich dann mit dem Auto in ein Lazarett bei Abergavenny in Wales, 50 Kilometer nördlich Cardiff. Über die eigene Schönheit dieser Gegend schrieb ich einmal von dort, vor allem auch über den erstaunlichen Wechsel der Farben auf Hügeln und Bergen, der immer wieder sich wandelnden Beleuchtung.

Die mich dort betreuenden Ärzte waren menschlich besonders nette Typen. Der eine ein hochgebildeter, zierlicher Sonderling, der andere ein wenig robuster, auch sehr vielseitig interessiert, mit denen ich gescheite Unterhaltungen hatte. Der letztere war aus der Gegend und gab manchmal Probesätze der eigenartigen walliser Sprache zum Besten, die vor allem gesungen — im Radio — sehr ans Deutsche anklingt.

Von Abergavenny aus machte ich größere und kleinere Spaziergänge, z. T. auch Autofahrten in die weitere Umgebung. Nicht weit entfernt liegt das „White Castle“, eine gut erhaltene große Burg mit fünf mächtigen Rundtürmen in der Ringmauer aus dem 11. oder 12. Jahrhundert — ganz so, wie ich mir als Junge eine Ritterburg vorgestellt hatte! Im Burghof ein sehr gepflegter Rasen, ringsherum, zwischen Mauer und Burggraben, alte Bäume und blühende Sträucher, Flieder und vieles andere. Mehrmals besuchte ich auch die Ruine der „Llandony Abbey“, eine gotische Kirche, von der das Kirchenschiff teilweise noch erhalten ist — insgesamt wohl ein Opfer der Zerstörungswut Cromwells. Ich verstehe, daß die Engländer schon in

dieser Hinsicht auf ihren „Eisenseiter“ nicht gut zu sprechen sind. Sie stehen ihm auch sonst meist mit gemischten Gefühlen gegenüber, und es war daher — wie ich bald merkte — durchaus nicht angebracht, die Parallele zwischen ihm und einem anderen* zu ziehen.

Die Gegend ist — wie fast ganz England — eine große Parklandschaft, obwohl dort in Wales der Eindruck abgeschwächt wird durch die häufig düster wirkenden Höhen, die meist völlig entholzt, teilweise verkarstet sind. Ich sehnte mich oft nach ausgedehntem, wirklichem deutschen Wald. Es war mir wie jemandem, der dauernd überfeinerte Speisen bekommt und sich nun nach richtiger Hausmannskost, nach „Schweinernem mit Knödeln“ sehnt (vvvvv) — oder wie einem, der nur Kuchen oder Keks erhält und endlich einmal wieder in deutsches Schwarzbrot beißen möchte.

Auf den landwirtschaftlich angebauten Flächen sind die alle Felder umhegenden, alle Straßen und Wege einsäumenden Hecken wunderschön — eine „Heckenlandschaft“ wie sie im Sinne des Verfassers vom „Zeitalter des Lebendigen“ nicht großartiger gedacht und geplant werden könnte. Die Hecken bestehen, neben viel Weiß- und Rotdorn, vor allem aus Brombeeren und Haselnüssen, aus Heckenrosen und einer Unzahl, mir nicht bekannter anderer Sträucher. Die Brombeeren sammelte ich alle Sommer wochenlang täglich in großen Mengen und machte reine Brombeerkuren — dort holt sie sich nämlich kein Mensch! Sie haben ja alles so im Überfluß. Auch die ebenso herrenlosen und ungepflückten Nüsse verschmähte ich nicht.

Sehr gefallen hat mir die Liebe zu großen alten Bäumen, die sogar noch in ihren hohlen Stümpfen erhalten werden.

---

* Gemeint ist Adolf Hitler.

Mir wurde von einem Bauern erzählt, der seinen Besitz zu einem niederen Preis verkaufte unter der Bedingung, daß ein alter Baum auf dem Besitz nicht geschlagen werden dürfe.

Die Menschen, denen ich auf meinen Wanderungen begegnete, verhielten sich — von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen — einwandfrei. In den Dörfern und kleinen Städten, durch die ich manchmal meinen Weg nahm, liefen sie wohl schon um der Sensation des am Fallschirm zu ihnen gekommenen Deutschen willen vor die Türen, vielfach zeigten sie sich direkt freundlich. Mir wurde auch von einem der Offiziere, die mir beigegeben waren, erzählt, nach meiner Ankunft sei in weiten Teilen des Volkes die Hoffnung gewesen, daß ich Erfolg haben und den Krieg beenden könnte — es wäre so schön gewesen...!

Das erste Buch übrigens, das ich in England zu lesen bekam, in dem Lazarett in Glasgows Umgebung, war der Roman „Königsmarck", den ich in Übersetzung einmal in Deinen Händen sah; er stellte somit eine kleine geistige Verbindung zu Dir her. Die Oberschwester schenkte ihn mir zum Schluß, er war aber merkwürdigerweise nicht unter den Büchern, die mir von England nachgeschickt wurden, so daß ich dieses „Souvenir" los bin!

Auf meine Bitte hin hat aber der Herzog von Hamilton irgendeinen Teil der Trümmer meiner Me 110 für mich aufgehoben, zusammen mit dem Fallschirm. Ich hoffe doch, daß ich zu „gegebener Zeit" einmal diese Erinnerungen an eine „Unbesonnenheit, die uns manchmal dient" wiedersehen werde.

Neben den Büchern, die Du mir laufend hinüber schicktest, bekam ich in England Werke aus einer Leihbibliothek, alle in englischer Sprache. Den ersten Weltkrieg studierte ich — vom englischen Blickpunkt aus vor allem — so gründlich, daß ich geradezu zum Experten geworden

bin. Ergänzt wurde das Militärische durch die Politiker: Greys Erinnerungen, das umfangreiche Werk von Lloyd George und natürlich Churchill. Vor allem aber bekam ich nun alles von Jellicoe, nach dem ich zu Hause zur Ergänzung meiner Bibliothek über die Skagerrak-Schlacht immer gefahndet hatte...

*

Hier haben wir seit einiger Zeit auch Verbindung mit einer Stadtbibliothek. Nach Prüfung des Ausleihbaren und meiner Lesewünsche dachte ich mit Dankbarkeit an die englische Bibliothek. Hier sind z. B. Bücher über den ersten Weltkrieg so gut wie ausgesondert, d. h. sie sind nicht erhältlich — vermutlich zur Ausmerzung kriegerischen Geistes selbst bei uns, hinter dicken Mauern und Bewachungskordons! So lese ich denn Bücher über das im Vergleich zu unserer Zeit anscheinend keineswegs finstere oder gar kriegerische Mittelalter, ja ich gehe zurück zu Caesar, Perikles und Homers Odyssee, letztere in der Übersetzung von Voss. Es war freilich an der Zeit, daß ich die ältesten Klassiker der Menschheit einmal in mich aufnahm, denn zu meiner Schande muß ich gestehen, daß ich bisher die Odyssee im Ganzen noch nicht gelesen hatte, nur die Auszüge „für die Jugend" in seligen Knabenzeiten.

Auch Walter Scotts historischen Roman „Ivanhoe" aus den Zeiten des „White Castle", dem ich in England einmal so benachbart wohnte, habe ich mir herausgesucht. Abschnitte aus Winckelmanns Schriften über die Kunst des Altertums las ich, nachdem ich mich hineingearbeitet hatte und einiges, mich weniger Interessierendes übersprang, mit viel Genuß.

Du siehst also, was für Fortschritte ich hinsichtlich meiner Bildung mache — geradezu „zwangsweise"! Dabei

habe ich aber nur aus Büchern schmarotzt, die von anderen bestellt waren, weil das, was ich auf die Liste setzte und mir am wichtigsten gewesen wäre, anscheinend nicht vorhanden oder aber „ausgesondert" war. Dieser Tage geht eine neue Liste ab; da sie dieses Mal genau an Hand der Kataloge der Bibliothek zusammengestellt wurde, können die bisherigen Gründe für das Ausbleiben des von mir Gewünschten nicht mehr vorliegen — ich bin neugierig, was dann erklärt werden wird! In all derartigen Dingen bin ich nämlich grundsätzlich und durch Erfahrung gewitzigt Pessimist. Nur in der ganz großen Linie bleibe ich der „verrückte" unveränderliche Optimist...

Ilse Hess an R. H. Göggingen, 23. Januar 1948

Die Zeit, die Buz hier war, klingt noch immer als bisher schönster Ton in der Musik des Lagerlebens in mir nach; freilich, der Abschied nach so langer Zeit des Zusammenseins war um so schwerer: es hat alles seine zwei Seiten, vor allem auch das Lagerleben selbst für den Jungen. Auf die Dauer wäre es sicherlich nicht das Rechte, es sei denn, er könnte in Göggingen in die Schule gehen und vor allem in einem Raum ohne einen Haufen alter und junger Weiblein wohnen, schlafen und sich waschen. Erziehungsmäßig führt es auch zu nichts, wenn die Mutti etwas verbietet oder ihn gar straft, neun gute Tanten und Großmuttis sich aber einmischen, um für das „arme Kind" zu bitten, ihm heimlich doch das Verbotene zu erlauben oder ihn zu bedauern ob der gestrengen und drastischen mütterlichen Erziehungsmaßnahmen... vvvvv

*

Ich muß Dir noch eine nette Geschichte erzählen, die ein Kamerad von der „anderen Seite", der lange Jahre Privatsekretär bei dem von Dir so hochgeschätzten Admiral Trotha war, für Dich in „Anekdotenform" gebracht hat; er meint, Deine Kameraden dort von der gleichen „Branche" seien sicherlich in der Lage, den Kern dieser Anekdote herauszuschälen. Vielleicht gingen solche Geschichten, eine je längere Zeitspanne verflossen ist, an der wortwörtlichen Wahrheit des Geschehenen etwas vorbei, träfen aber um so genauer den innersten Kern der Dinge! Denk an die Bremer Anekdoten von Karl Lerbs, die ich Dir nach Nürnberg sandte. Also hör:

„Trotha erzählte, als wir einmal über das Auftauchen nebensächlicher Fragen in Zeiten großer Entscheidungen sprachen, Folgendes: Mitten im Ersten Weltkrieg sei plötzlich eine Verfügung des Staatssekretärs des Reichsmarineamtes erschienen, das Wort „Schublehre" sei von einem bestimmten Zeitpunkt ab (ich glaube, Trotha nannte den 1. Januar 1917) nicht mehr wie bisher mit ee sondern mit eh zu schreiben. Bis zu dem befohlenen Zeitpunkt sei in allen Dienstvorschriften das Wort „Schubleere" mit den — anliegenden (sic!) — Etiketten „Schublehre" zu überkleben. Im Stab der Hochseeflotte habe diese Verfügung angesichts der Kriegslage Erstaunen und Unverständnis, dann aber auch unbändige Heiterkeit hervorgerufen, und nach längerer, alkoholisch untermauerter Beratung habe man noch mitten in der Nacht folgenden Funkspruch zur sofortigen Vorlage beim Staatssekretär nach Berlin gegeben: „Tiefbeeindruckt von der denkwürdigen Ordre vom..., das Wort „Schubleere" künftighin „Schublehre" zu schreiben, bitten die Offiziere des Stabes der Hochseeflotte um die besondere Vergünstigung, das Wort „Schubleere" nicht erst vom..., sondern bereits ab heute „Schublehre" schreiben zu dürfen."

Trotha schloß, er bedaure, nie erfahren zu haben, was der Staatssekretär für ein Gesicht gemacht habe, als ihm — wahrscheinlich jäh aus süßem Schlummer gerissen — nach der Ankündigung des Eingangs eines Funkspruches des Stabes der Hochseeflotte dieser Text vorgelegt worden sei; es sei aber niemals von diesem Funkspruch die Rede gewesen."

Spandau, 15. Februar 1948

Seit Deinem mit Buz-Bild zu Weihnachten und Mutters zu Silvester eingegangenem Brief bin ich wieder einmal ohne jede Nachricht. Lediglich eine Büchersendung kam, darunter die „Wirtschaft im europäischen Raum", die mir aber, als im „national-sozialistischen" Sinne geschrieben, nicht ausgeliefert wurde. Bitte schreibe dies vor allem an die Mutter, damit sie bei künftiger Auswahl dies berücksichtigt. Auch bitte ich, keine Bücher über den Ersten und Zweiten Weltkrieg zu senden, es sei denn, es handele sich um solche entsprechender Tendenz wie das von Lichnowsky oder um Darstellungen von Politikern und Soldaten der Gegenseite (sic! vvvvv).

Kürzlich las ich das Büchlein eines Bergfexen aus der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts: Barth, Einsame Bergfahrten. Warum wir wohl in den letzten Jahren vor dem Krieg so gut wie gar keine Bergfahrten mehr gemacht haben, auch keine ruhigen ohne Nervenkitzel? Die früheren waren doch so schön: die Schöttelkartour, trotz der „Biesterei" auf der Hütte vvvvv, die Heiterwand, trotz der Hinaufschlepperei dreiwöchentlichen Proviants, der Hochkönig. Ganz zu schweigen von der Wanderung durchs Inntal, von Kranebitten bis Alpach, was freilich keine Bergbesteigung war und unwiederholbar. Neueren Datums kann ich mich nur an die wundervollen großen

Wanderungen vom Obersalzberg aus entsinnen, über Hochlenzer, Scharitzkehl und Vorderbrand hinunter zum Königssee, durch herbstlichen Wald, mit dem Blick auf bunte Hänge, darüber in kühler, kristallklarer Luft der im ersten glitzernden Schnee schimmernde Watzmann, das ferne Steinerne Meer. Und der vorläufige Abschluß alles Bergwanderns: im Sommer 1939 der Herunterstieg von Karlis Berghäusl, hinter uns ein aufsteigendes Unwetter über den Graten des Wetterstein — in der Erinnerung schön und ergreifend und seltsam sinnbildhaft...

In der vergangenen Woche las ich Jakob Burckhardts „Weltgeschichtliche Betrachtungen", zusammengestellt aus Vorträgen, die der große Gelehrte Ende des vergangenen Jahrhunderts in Basel hielt — schau, daß Du seiner einmal habhaft werden kannst, Du wirst die gleiche Freude wie ich daran haben.

Augenblicklich habe ich die Sachsenkaiser vor. Ihnen voran ging einer, der nicht groß war im Erfolg, wohl aber als sittliche Persönlichkeit: Konrad I., der Frankenherzog, der 911 zum Deutschen Kaiser gewählt wurde. Brachte er es doch über sich, seinem stärksten Gegner, der ihm das Leben verbitterte, den Herzog der Sachsen, späteren Kaiser Heinrich I., zum Nachfolger zu designieren — ein einzigartiger Fall in der deutschen Geschichte des Mittelalters, das sonst mehr als reich an gegenteiligen Fällen ist. Und die Herzöge wählten diesen Sachsen dann wirklich, obwohl er eine harte Hand vorausahnen ließ, oder zumindest ein Regiment, das den Stämmen ihre Selbständigkeit beschnitt — er wußte, was diese Selbständigkeit bedeutete aus der Zeit, da er selbst in Opposition stand. Freilich bedurfte das Reich auch eines solchen Leiters der Geschicke, wenn die große Not gebannt werden sollte, die Geißel der Hunneneinfälle — und das wußten die Herzöge ihrerseits. Als es Heinrich schließlich gelang, die Hunnen zu schlagen und

der Not von außen Herr zu werden, schuf er sich damit die Autorität, das Reich im Innern zu festigen. Der niedersächsische Dickschädel wurde zum Segen. Und dies schreibt der Franke seiner Niedersächsin — womit auch er sittliche Größe bezeigt! vvvvv

*

Wie entzückte mich einst frischgefallener Schnee! Und heute? Er läßt mich gleichgültig, kalt; Boden, Sträucher, Bäume, Mauern sind weiß überdeckt, kaum, daß ich es sehe! Vielleicht will ich es auch gar nicht sehen, weil ich keine Schönheit sehen will, nichts auf mein Gemüt wirken soll. Die Hornhaut um meine Seele wird immer dicker, sie setzt Jahresringe an. Nur wer die Freiheit verlor, weiß, was Freiheit bedeutet!

Ilse Hess an R. H. Göggingen, 26. Februar 1948

In einem Deiner letzten Briefe schreibst Du von einem Buch „Königsmarck", das Du als erstes in England lasest, es gern lasest, da Du es einmal bei mir gesehen hattest und so als eine Art von geistiger Verbindung empfandest... Diese geistige Verbindung habe ich in den englischen Jahren auch immer dadurch herzustellen versucht, daß ich nach Möglichkeit selbst alle jene Bücher las, die ich Dir vom Buchhändler zuschicken ließ! Eine Art dieser Verbindung soll auch das Anliegende bedeuten: wir haben uns hier eine sehr schöne „literarische Arbeitsgemeinschaft" geschaffen, in der wir als Vorletztes den ganzen Faust, vor allem den Zweiten Teil, durchsprachen, derzeit aber mitten in Rainer Maria Rilke sind. Ich will jetzt versuchen, Dir die kürzlich als eine der ersten besseren deutschen Neuauflagen erschienene zweibändige Auswahlausgabe seiner Werke zu beschaffen — dann könnten wir wieder einmal parallel

lesen. Du wirst Dich freilich stark hineinarbeiten müssen, da es Dir zuerst sehr fremd erscheinen wird. Ich bin auf dem Umweg über seinen gesamten bisher erschienenen Briefwechsel vorgedrungen, den ich bei einem langen Kranksein im Winter 1944/45 fast ausschließlich las.

Merkwürdigerweise machte ich dann gerade mit Rilke nach 1945 mit den Angehörigen sämtlicher Besatzungsmächte die eigenartigsten Erfahrungen — manch einer blieb nach anfänglicher ungezogener Arroganz plötzlich an der langen Reihe meiner Rilke-Bände hängen, die dort standen, wo immer die „Interrogationen" stattfanden. Und daran anknüpfend ergaben sich oft — natürlich nur bei irgendwie ernst zu nehmenden Vertretern dieser unterschiedlichen Interrogations-Vereine — die seltsamsten Gespräche und plötzlich irgendwie vertrauten Unterhaltungen. Diese immer wiederholte merkwürdige Erfahrung führte dazu, daß ich mich stets stärker mit dem Dichter befaßte; hier im Lager nun fand ich im Kulturreferenten des Männerlagers, einem gescheiten und sehr geistigen Exemplar des homo sapiens, einen leidenschaftlichen Rilke-Verehrer, so daß die Linie fortgesetzt wurde. Als ich vor langer Zeit das XXIII. Sonett des ersten Bandes der „Sonette an Orpheus" las, war ich im Gedanken an meinen in „Tag und Traum stets Fliegenden" doch sehr erschüttert...

Ilse Hess an R. H. 2. April 1948

Ich schrieb Dir im Februar, daß meine Verhandlung endlich auf den 9. März festgelegt sei; sie wurde dann kurz vorher auf den 23. März verschoben. Ich ahnte nicht, daß meine Entlassung blitzartig nach diesem Zeitpunkt erfolgen würde. Unsere allgemeine Erfahrung hatte gezeigt, daß nach der Verhandlung wochen- ja monatelang auf die Entlassung gewartet werden mußte. Ich hatte in meinem

Fall nicht bedacht, daß ich ja nicht als „AA", d. h. „automatic arrested" saß, sondern in „Sicherungsverwahrung", sprich Untersuchungshaft. Durch die Verhandlung vor der Spruchkammer des Lagers war die Möglichkeit gegeben, sofort meinen „Spruch" zu erhalten; sobald die deutsche Lagerleitung diesen in der Hand hatte, konnte sie mich entlassen — ohne Rückfrage beim Amerikaner. Was sie dann auch tat!

Das alles spielte sich in genau vierundzwanzig Stunden ab, so daß ich jetzt erst ganz allmählich zur Besinnung komme, wie Du Dir denken kannst...

Ja — nun ist dieser Teil des Lebens auch vorüber: lache nicht, aber nach dem Lager und den Kameraden hab ich geradezu Sehnsucht und muß mich erst wieder an das Leben ohne diese Kameradschaft gewöhnen — trotz Buz, den wiederzuhaben natürlich über alle Ausdrucksmöglichkeiten hinaus schön ist...

Im Lager habe ich immer an Dich denken müssen, wenn wir, was in den letzten Wochen sehr häufig der Fall war, gute Musik machten. Ich konnte mir dabei vorstellen, wie Dich zuerst das Musizieren von Kamerad Funk erschüttert hat, wie jener mozartspielende Engländer in Deinem Domizil in Aldershot — mir erging es genau so, da ich praktisch seit 1941 schon vermieden hatte, liebste Musik zu hören. Im Lager entstanden die Konzerte aus dem Rest der Harlachinger Platten; da hab ich denn einmal so unhemmbar weinen müssen, daß es ein Graus und beschämend war. Aber allmählich setzte sich die Musik doch zum Positiven hin um, war am Ende nur innerlicher Aufbau.

Spandau, 11. April 1948

Rudolf Hess

grüßt seine Gattin Ilse Hess:

Im Zusammenhang mit dieser, Dich sicherlich verblüffenden Anrede das Sachliche vorweg: Briefe an mich dürfen nicht mehr enthalten als 1300 Worte (also nicht nur 1200 wie früher mitgeteilt); es darf nichts unterstrichen werden; Abkürzungen sind untersagt, einschließlich Anfangsbuchstaben anstatt ausgeschriebener Namen; Zeichen sind unzulässig, auch wenn eine Erklärung beigefügt ist, also auch die „Lachlinie" oder Lach-„vvvvv". Mit Verstößen hiergegen sei es zu erklären, daß so viele Briefe nicht ausgehändigt wurden.

Nimm Dir diese Regelung zu Herzen, wie ich es tun will. Ich werde auch die Anrede nicht mehr in Einzelbuchstaben andeuten; ausschreiben mag ich sie aber auch nicht. So geh ich zur Gepflogenheit der alten Römer über — siehe oben! —, lächle und denke mir ergänzend hinzu, was ich in einem privat bleibenden Briefe schreiben würde — Du wirst es schon erraten ...

*

Schau einmal, daß Du Schleichs „Besonnte Vergangenheit" bekommst, wenn Du sie noch nicht gelesen hast — es ist wirklich „Sonne". Ich habe das Buch noch nicht zu Ende gelesen, weiß daher auch nicht, ob es das Erlebnis enthält, wie er einem Ärztekongreß die Entdeckung seines Lebens, die „örtliche Betäubung" vorträgt — ein freilich weniger sonniges Erlebnis! Dagegen ein Beitrag zu den Themen „Masse und Genie" und „die am Alten Hängenden und der Voranschreitende": niedergebrüllt wurde er, lächerlich gemacht wurde er, eine „Autorität" machte den „jungen Mann" in „vernichtender" Rede herunter. Jahre

hat es gedauert, bis sich endlich einer entschloß, einmal einen Versuch mit dieser neuen Sache zu machen und zu seinem und der Kollegen Staunen festzustellen, daß der „junge Mann“ kein Phantast, sondern der Wegweiser zu einer umwälzenden Möglichkeit war. Dabei handelte es sich in diesem Fall nicht einmal um einen Außenseiter, nein, um einen von der Gilde. Wissenschaftler behandelten einen Fachgenossen, einen „Studierten“ so! Ich mußte an den armen Semmelweis in Wien denken, der die Ursache des Kindbettfiebers entdeckte und in seinem Krankenhaus lediglich durch das Händewaschen der Ärzte vor Berühren der nächsten entbindenden Mutter die Zahl der Fälle auf einen geringen Bruchteil heruntersetzte: vom Hohn und Spott der ärztlichen Mitwelt verfolgt sank er verbittert und mit gebrochenem Herzen ins Grab. Das ist aber nicht nur in der Medizin so und beschränkt sich durchaus nicht auf Leute mit Bildungsdünkel — „Heilkundige“, Nichtstudierte aller Gebiete können es unter sich ebenso treiben. Das steckt irgendwie in der menschlichen Art — ganze Bände könnte man mit solchen erstaunlichen Fällen füllen, aus denen bislang, wie es scheint, niemand gelernt hat, es besser zu machen.

*

Schirach, unser Literarhistoriker liest uns augenblicklich aus der „Göttlichen Komödie“ in der Übertragung von Pochhammer vor: unerhört schön, klanglich reine Musik; man muß es laut lesen, um es ganz zu genießen. Pochhammer, ein preußischer Pionier-Oberstleutnant, dem nach seiner Pensionierung nichts Schlechteres einfiel, als Dantes Meisterwerk in deutsche Stanzen umzudichten, nachdem er Wildenbruch um Rat gefragt und von diesem nach der ersten Probe eine begeisterte Zustimmung erhalten hatte...

Schirach hat auch eine Liste der besten deutschen Romane und Novellen zusammengestellt, an Hand derer wir jetzt unsere Wunschzettel ausfüllen...

„Leb wohl", sagt der Römer am Ende eines Briefes!

Der Deine.

Spandau, 9. Mai 1948

Morgen abend sind es sieben Jahre, daß ich mich in Gefangenschaft begeben habe. Damals glaubte ich, sie würde sieben Stunden dauern: sobald ich mich dem Herzog zu erkennen und meine Mission als Parlamentär bekannt geben würde — wenn auch Parlamentär aus eigener Vollmacht —, setzte ich voraus, wie ein Parlamentär behandelt zu werden. Als sich zeigte, daß ich mich diesbezüglich getäuscht hatte, rechnete ich mit sieben Tagen — bis zu einer offiziellen Verhandlung.

Nun, ich habe dann gelernt, meine Hoffnungstaue, die ich bis zur Befreiung spannte, laufend etwas zu dehnen! Nur unverrichteter Dinge zurückkehren wollte ich nicht. Gleich in den ersten Tagen sagte ich zu einem der Offiziere meiner Umgebung, das Schlimmste, was man mir antun könne, wäre, mich auf der Stelle heimwärts zu verfrachten. Worauf dieser „ganz Ohr" wurde, Mund und Augen aufsperrte und die große Enthüllung erwartete, mit der man drüben rechnete; nämlich, daß und warum ich aus dem „Nazi"-Deutschland „geflohen" sei. Ich enttäuschte ihn dann sichtlich, als ich versicherte, der Zweck meines Fluges sei nicht gewesen, mich im Weitstreckenflug und in der Navigation zu üben, meinen Ehrgeiz im Durchbrechen der englischen Abwehr zu stillen, über Schottland die Sensation eines Fallschirmabsprunges zu genießen, mutmaßlich eine Seereise nach Portugal zu machen und sicher da-

heim eingesperrt oder erschossen zu werden — ohne vorher einen der Maßgebenden in England gesprochen und ihm wenigstens meine Vorschläge unterbreitet zu haben. Nach der Verhandlung sei es etwas anderes, dann würde ich selbst Wert darauf legen, wie ein Parlamentär nach Hause zurückkehren zu dürfen. Ich ahnte damals nicht, was es bedeutet — positiv bedeutet —, daß ich in der Gefangenschaft blieb. Der Kompaß in mir hatte mich so sicher geleitet wie ein Präzisions-Kreisel-Kompaß nach dem Nordpol — und wie die Kompasse meiner lieben Me 110 auf dem ganzen Flug zum Ziel.

Ich hatte mir ja noch einen zusätzlichen Kompaß einbauen lassen, damit, wenn die beiden übrigen differieren sollten, der dritte angebe, welcher falsch zeigte. Aber sie wiesen alle gleichmäßig und unbeirrt — einschließlich des vierten, etwas primitiven am Handgelenk, der mir nach dem „Aussteigen“ die Orientierung vom Fallschirm aus und später den Marsch nach Dungavel ermöglichen sollte. Nun, auch diesbezüglich kam es ja etwas anders als vorgesehen, weil ich im Kampf mit meinem Drachen, bis ich endlich seiner ledig wurde, ein paar Wegstunden von Dungavel abkam — von der Knöchelverletzung ganz abgesehen.

Der Kompaß in mir zeigte übrigens auch beim Anflug richtig. Wie das so geht: ein halb Dutzend verschiedene Kurse hatte ich mir zurechtgelegt, die Zahlen auf der Karte verzeichnet und ins Hirn geprägt, nur nicht den, den ich nachher wirklich brauchte. Als sehr eindrucksvollen Richtungspunkt hatte ich mir für die Überfliegung der schottischen Ostküste den Mount Cheviot gemerkt — er war es auch. Nur sah ich leider aus der Entfernung — etwa so weit wie von der Donau bis zu den Alpen — mehrere sich aus dem Dunst erhebende Berge: ein Königreich dem, der mir sagte, welcher der richtige sei! Ich „schnüffelte“

und rieb fühlend Daumen und Zeigefinger gegeneinander, wie Vater Baur das zu tun pflegte, und nahm Kurs auf den nächstbesten der sich mir darbietenden Kegel. Es war der rechte — denn bald ließ sich ein der Küste vorgelagertes Bröcklein mit einer Kette kribbliger Pünktchen ausmachen: das hundertmal daheim auf der Karte betrachtete Holy-Island und die Farn-Islands (so heißen die Pünktchen, glaube ich!), der Navigationspunkt, auf dem alle meine festgelegten Kurse sich trafen. Doch ich flog den Cheviot, nicht die Inseln an, denn zwischen diesen und dem Festland schwamm ein Geleitzuggewimmel mit drei Begleit-Zerstörern in Dwarslinie. Ein reizend friedliches Bild, aus dem heraus aber bei Annäherung sicherlich eine Flakhölle gespieen hätte. So bekam ich während des ganzen Fluges nicht ein einziges Flak-Wölkchen zu sehen; alles ging, wie es gehen sollte und durchaus nicht wie Udet überzeugt war, daß es gehen mußte. Zur Beruhigung des Führers versicherte er „im Namen der Luftwaffe", es sei völlig ausgeschlossen, daß ich je mein Ziel erreichen würde: entweder fiele ich ins Wasser, weil ich die technisch so komplizierte Maschine bei der geringen Übung unmöglich beherrschen könnte, oder ich „verfranzte" mich in den Ozean hinaus, oder, wenn ich aller Erwartungen zum Trotz doch über die britischen Inseln käme, würde ich todsicher abgeschossen — äußerstenfalls aber bräche ich mir dann bei dem Versuch, aus dem Flugzeug auszusteigen, das Genick. Aber — ich schrieb es schon einmal — der Führer war absolut anderer Meinung, der „pessimistischen", daß, wenn ich mir eine Sache mal in den Kopf gesetzt und ausgetüftelt hätte, ich es sicherlich auch schaffen würde. Nun, er behielt recht, weil er eben seinen „Stellvertreter" länger und besser kannte als all die anderen — und hinsichtlich der politischen Folgen, die er allerdings ernstlich fürchtete, vertraute er auf das Walten des Schicksals. Frank erzählte

mir in Nürnberg, der Führer habe ihm später einmal gesagt, ich hätte wohl so einen kompromißlos anständigen Eindruck auf die Engländer gemacht, daß selbst sie es nicht fertiggebracht hätten, trotz Krieg auf Tod und Leben, diesen Flug zu mißbrauchen und gefälschte Berichte über meine Absichten zu veröffentlichen, wie er erwartet hatte. Ich dagegen hatte damit gerechnet, daß diese „kompromißlose Anständigkeit" auf gleiche Eigenschaften drüben stoßen würde, hatte aus ihr heraus nicht einkalkuliert, daß es schon gar nicht mehr in der Macht Churchills lag, frei zu handeln und die Lawine, die im Rollen war, aufzuhalten.

So — das sind noch einige Rückerinnerungen anläßlich des siebenjährigen Jubiläums dieser „Unbesonnenheit"...

Spandau, 4. Juli 1948

...Daß ich es nicht vergesse — die Antwort wegen des vorgeschlagenen Besuches vorweg: so lieb es gedacht ist, aber ich möchte keinen Besuch haben, weder „belanglosen" noch anderen. Die Gründe dafür kann ich Euch nicht auseinandersetzen, abgesehen davon, daß ich einige schon früher schrieb...

Nach unserem Gartenbau erkundigst Du Dich: täglich, sofern es nicht gerade stark regnet, gehen wir jäten, säen, pflanzen, ernten. Über 1000 qm Kartoffeln stehen in Blüte. Daneben mehr als hundert Gemüsebeete, an denen wir mit wechselndem Erfolg unter Anleitung des alten Neurath unsere Künste ausprobieren. In buntem Nebeneinander sprießen Bohnen und Erbsen, aller mögliche Kohl, Rübenarten die Fülle, Spinat, Sellerie, Salat, Gurken, Rettiche, Schwarzwurzeln und Zwiebeln — die Tomaten nicht zu vergessen. Ich habe mich in diesem Jahr nicht auf die Tomaten, sondern auf die gelben Rüben spezialisiert. Beim

„Luftschaffen“ versetzte ich gleichzeitig ein paar Tausend — und sie sind wirklich angegangen, zu meiner eigenen Überraschung; viele Tage lang machten sie einen wahrhaft trostlosen Eindruck.

Ich glaube, ich werde doch noch einmal Landwirt — im Nebenberuf (lach nicht!). Aber bestimmt nicht hier. Denn der Boden dieser verrufenen Sandbüchse ist einfach jammervoll. Was will man auch anderes erwarten, da hier vor gar nicht langer Zeit — erdgeschichtlich genommen — noch des Meeres Wellen aber sicherlich nicht die der Liebe des Schöpfers aller Dinge dahinrollten. Und dazu dies Klima — jetzt haben wir Juli, und am liebsten würde man noch morgens und abends einen Ofen anzünden; den Pflanzen wird es nicht anders zumute sein. Heuer können wir erleben, daß kaum ein Viertel des Jahres die Wärmezufuhr unserer lieben Sonne ausreicht. Ich kann es unseren Altvorderen einschließlich ihrer ottonischen und staufischen Kaiser wahrlich nicht verdenken, daß der Drang nach Italien sie immer wieder überwältigte, und das Gefühl sie nach dem Süden zog, so sehr die Vernunft gen Osten wies...

Spandau, 1. August 1948

Rudolf Hess

entbietet seiner Gattin Ilse Hess und seinem Sohne Buz seinen Gruß!

Auch teilt er ihnen mit, daß der Brief vom 17. Juli eingelaufen ist, aber leider nicht ausgehändigt wurde, weil er politischen Inhaltes sei. Buzens Anteil, der gottlob nicht politisch ist, aber auf dem gleichen Bogen steht, soll mir noch zugänglich gemacht werden. Also nehmet gebührend zur Kenntnis: 1. Nichts Politisches; 2. Buzens Brief immer auf ein getrenntes Blatt.

Mutti nimmt zweckmäßigerweise zu dem Vorwurf, sich in Politik ergangen zu haben, keine Stellung, da dies vermutlich auch nicht erlaubt ist und demgemäß wiederum Schwierigkeiten bei dem betreffenden Brief zur Folge haben könnte. Ich weiß ohnehin, was sie dazu zu bemerken hätte, wenn sie schreiben dürfte, was sie wollte. Also schluckt es herunter, auch wenn „der Mund übergeht" — wie ichs herunterschluck, fuderweis! Man wird zum Philosophen erzogen, zum Stoiker, ob man will oder nicht.

*

Unter den Büchern kam mir ein ausnehmend schönes in die Hand: des Altsozialisten August Winnig „Frührot". Es erinnert mich — den Wandel der Zeiten dazwischen freilich nicht vergessend — in vielfachen Parallelen an den „Grünen Heinrich". Auch in seiner herrlichen und klaren, sich zum Dichterischen steigernden Sprache kann es diesem zur Seite gestellt werden, wenn auch der Stil selbst Stifter am verwandtesten erscheint. Eines meiner wesentlichsten Anliegen war einst, Winnig an die Stelle von Ley zu setzen — einen Mann, der aus der alten Schule der Sozialdemokratie hervorgegangen als Regierungspräsident von Ostpreußen nach dem ersten Weltkrieg unbeirrbar den Weg von der Internationale zur Nation gegangen war

Spandau, 29. August 1948

Eure Briefe vom 12. August sind glücklich eingelaufen und ausgehändigt.

Gemäß bisheriger Entscheidung ist es nicht erlaubt, für nicht durchgelassene Briefe einen Ersatz zu senden, denn „Strafe muß sein!" (Oh, lache nicht!) Im übrigen ist man

auf den genialen Gedanken gekommen, künftighin in den Briefen Nichterlaubtes auszuvioletten, anstatt sie ganz vorzuenthalten oder zurückzuschicken. Mein angegriffenes Gedächtnis kann mich natürlich täuschen, aber mir ist beinah so, als hätten Zensoren früherer Zeiten auch schon ähnliche Methoden für anwendbar erkannt...

Mach Dir wegen Buz nicht allzu viele schulische Sorgen. Nach allem, was mir so im Laufe der vergangenen Jahre berichtet wurde, scheint mir die Veranlagung des Bürscherls absolut nicht besorgniserregend zu sein. Gegenüber dieser Veranlagung aber ist der augenblickliche größere oder kleinere Erfolg in der Schule, etwas mehr oder weniger Fleiß, natürlich höchst unwesentlich — ohne daß „Er" diese ketzerische väterliche Meinung zu erfahren braucht. Mag er ruhig einmal sitzen bleiben, besser als daß er ein Streber im üblen Sinne des Wortes wird. Und lieber dazwischen ein Rüpel als ein Musterknabe, der nur darauf aus ist, eine „Eins" im Betragen heimzubringen...

Mit Freuden ersah ich auch aus seinem mir vorgelesenen Bericht in dem nicht ausgehändigten Brief, daß er an einem Abfahrtslauf teilnahm — oder zumindest teilnehmen wollte, nur das Wetter einen Strich durch den ganzen Abfahrtslauf machte. Sobald er kann, soll er im Sommer mit Fußball beginnen — und zwar ernsthaft, d. h. etwa in einem Turnverein sich die „Ballbehandlung" beibringen lassen. Ich habe einmal im Münchener Jahn-Verein mit angesehen, wie viel jüngere Buben entsprechenden Unterricht erhielten und Übungen mit dem Ball auf der Stelle machten. Fußball ist für mich die schönste Erinnerung an männlichen Mannschaftssport; nur bedauere ich heute noch, daß ich keinen systematischen Unterricht bekam; damals gab es Derartiges wohl noch nicht...

Es ist wieder einmal Schluß mit dem Gedankenaustausch für vier Wochen — sofern man es „Gedanken" und „Aus-

tausch“ nennen will. Wirkliche Gedanken tausche ich zur Zeit mit niemandem — sie machen nur inwendig ihren Weg!

Salve! Der Eure.

An die Mutter Spandau, 3. Oktober 1948

Ich danke Dir für Deinen lieben Pfingstgruß, die Neuübertragung des Neuen Testamentes. Es ist dies ein gewagter Versuch nach der in so prachtvoller Sprache vorgenommenen Bibelübertragung Luthers, der so zutiefst im Volke wurzelte, ja immer wieder unter dieses ging, damit er (erkennbare Streichung der Zensur: „volksverbunden“) bleibe, herumhorchte nach den treffendsten und allgemeinverständlichsten Wortprägungen, nach Bildern, die der breiten Masse geläufig waren, nach „geflügelten“ Worten, Gleichnissen usw. usw. Er sagt es ja selbst, daß „man dem Volk aufs Maul schauen müsse“, wolle man wirklich seine Sprache sprechen!

Luther ist so weit gegangen, Blumen, die in Palästina jedermann bekannt, uns aber nicht geläufig waren, einfach durch Blumen, die in Deutschland zu Hause sind und zur täglichen Umgebung gehören, zu ersetzen.

Und wie unerhört kraftvoll ist seine Übersetzung. Man spürt, wie seine ganze Leidenschaft, sein ganzes Feuer dahinter stehen. So Vieles, das seiner Übertragung entstammt, ist ja längst zur stehenden Redensart für uns geworden, sodaß eine andere Fassung uns fremd anmuten müßte.

Und trotz allem ist der Versuch, eine Übertragung in unser heutiges Deutsch vorzunehmen, meinem Dafürhalten nach völlig gelungen — zu meiner Überraschung, denn ich muß gestehen, daß ich es nicht erwartet hatte. Auch

Großadmiral Raeder, der Forschung auf religiösem Gebiet zu seinem Spezialstudium gewählt hat, ist geradezu begeistert.

*

Wer wollte behaupten, daß Gottes Wille und Fügung verständlich, gerecht seien, wenn er etwa der Welt Lauf augenblicklich, das Schicksal Einzelner und ganzer Gemeinschaften betrachtet? Ja, ich kann mir nicht helfen, aber ich glaube doch, daß es neben Gott noch als Antipoden etwas gibt, wie das, was man gemeinhin Teufel nennt. Es ist um so wahrscheinlicher, als es doch auch sonst im gesamten Dasein immer eine Polarität gibt: hell — dunkel, heiß — kalt, positive — negative Elektrizität, gut — böse, männlich — weiblich sich gegenübersteht. Dazwischen bekommt der Teufel die Oberhand — oder Gott gibt ihm die Oberhand, wie im Faust dem Mephisto.

Vielleicht, um die Menschheit zu läutern, in sich gehen zu lassen? Ohne Rücksicht auf die Einzelnen dabei, nur wenige Auserwählte zu Werkzeugen und Dienern des Fortschrittes, zum Guten und zum Segen der Menschen auslosend, wenn die Herrschaft des Bösen wieder ihr Ende hat.

Die Auserwählten werden dann und wann belohnt für die Leiden, die auch ihnen auferlegt sind: der eine durch Erfolg, der andere durch das Bewußtsein der zu erfüllenden großen Aufgabe, durch Ruhm vor der Nachwelt, wenn nicht schon vor der Gegenwart, durch Unsterblichkeit, ohne daß das Wissen darum dem Einzelnen vergönnt ist.

Es ist eigenartig, wie dieser Gedanke immer wieder bei den Großen der Menschheit, seien es die großen Denkenden oder die großen Handelnden, auftaucht. So auch bei Gustav Adolf, dessen Biographie ich las: er

ermahnt z. B. die Magdeburger, sie mögen sich ihrer eigenen Geschichte entsinnen — „das, was Gott groß machen will, ein solches bringt seine Allmacht vorher in nicht geringe Difficultäten, um seine Glorie desto höher zu heben“.

Spandau, 25. Dezember 1948

...Daß Buz das, was ihm besonders wichtig ist, ungewollt (und meist orthographisch falsch) groß schreibt, ist mir interessant. Es gibt doch eine verbreitete Redensart, „dies oder jenes schreibt er groß“ — der eine Geld, der andere Essen, der dritte Nehmen, der vierte „Ich“ — also das Gleiche, was Buz mit seiner eigenwilligen Schreibweise tatsächlich tut. Wenn er weiterhin sein Leben lang „Ideal“ groß schreibt, wie bei dem von Dir angeführten Beispiel, dann ist er auf dem rechten Weg...

*

Mit Genuß las ich eine Sammlung von Briefen Wilhelm Buschs, dieses schmunzelnden Philosophen, der seinen lieben Mitmenschen einen so klaren Spiegel vorhält, wohl mit Humor, aber voll bitterlichen Ernstes. Daß er so lange in München lebte, wußte ich bisher nicht — die Berichte machten die Briefe voll „heimatlichen Klanges“ für mich.

Zu meiner Lektüre gehörte auch die Biographie einer höchst interessanten und sympathischen Erscheinung: Thomas Morus, Verfasser der „Utopia“. Ein wirklich überragender, seiner Zeit weit vorauseilender Geist — daher hat ihn sein König auch hingerichtet. Solche Geister machen sich immer unbeliebt bei den Interessenten an den bisherigen Zuständen — und sie haben Glück, wenn es nur bei der Unbeliebtheit bleibt...

Spandau, 23. Januar 1949

... Leider noch immer kein Brief von Euch seit dem vom September. Aber ich hab mich längst mit den großen Pausen und dem Verlorengehen von Dutzenden von Briefen abgefunden. Kommt einmal wirklich einer an, dann ist es eine unerwartete Überraschung. In England lagen ja auch Monate zwischen den Briefen, aber sie kamen dann alle auf einmal; wenn nicht im Original, so in den Duplikaten, sie gingen nicht verloren wie jetzt. Die Engländer waren der Ansicht, sie würden in Deutschland „strafweise" zurückgehalten — ich war überzeugt, sie blieben in England aus Schikane liegen. Ich bat daher den Schweizer Gesandten, sie von der Schweiz direkt an ihn leiten zu lassen, was auch geschah, obwohl er gleichfalls an eine „Querstellung" in Deutschland glaubte. Bis sich zu seinem Staunen durch Briefe aus Zürich, die gerade so lange wie die deutschen brauchten, herausstellte, daß die Hemmung in seinem — „Schwyzer Ländli" lag, beim Roten Kreuz in Genf; dort ruhte meine Post für Wochen und Monate. Auch die Vorstellungen des Schweizer Gesandten halfen nichts.

Dieser war, wie ich wohl schon einmal schrieb, wirklich rührend besorgt um mich; nicht nur, daß er mich in Mitchett Place, das immerhin bei Aldershot, also in der Nähe Londons lag, mehrmals aufsuchte — er nahm sogar die weite Reise nach Abergavenny in Wales in gar nicht so langen Abständen auf sich, was kaum weniger als 36 Stunden hin und zurück erforderte. Wir aßen dann zusammen zu Mittag und unterhielten uns meist sehr anregend, wobei gemeinsame Bekannte die Brücke verstärkten; darunter war auch einer meiner Alexandriner Jugendfreunde, der heute ebenfalls im schweizer diplomatischen Dienst steht und sich vermutlich irgendwo in der Welt durch endlose Diners, an denen teilzunehmen zu einer der Hauptpflichten

eines armen Diplomaten gehört, in Aufopferung für sein Land den Magen verdirbt.

Auch der Gesandte hatte sich natürlich in seinem Beruf weit auf dem Erdball herumgetrieben, was die Gespräche für mich sehr lehrreich gestaltete. So hatte er die Schweiz in Japan vertreten und interessante Erfahrungen hinsichtlich des Charakters und der Eigenschaften der Japaner gesammelt. Er brachte mir auch, neben vielen anderen Büchern aus seiner Bibliothek, solche über Japan; darunter den Reisebericht eines seiner Landsleute, der Ostasien durchzog, wenn auch schon vor dem ersten Weltkrieg. In diesem Buch war besonders bemerkenswert der Kontrast zwischen Japan und China: Japan, ein moderner, allem Neuen aufgeschlossener Staat, licht und sauber — kulturell aber unerschütterlich an seiner jahrtausendealten Tradition festhaltend, im Glauben, im männlichen Ideal des Samurai, im unverlierbaren Zauber eines blühenden Kirschzweiges — in einer Vase, als unnachahmliche Tuschzeichnung, als hohes Fest des Volkes. China dagegen in dumpfer Verharrung noch tief im Mittelalter, düsterer Aberglauben, Räuberbanden zu Land und zur See — auf einem Inlandswasser konnte nur eine bewaffnete Regierungsdschunke vor Ausplünderung schützen —, eine Justiz, die sich noch auf grauenhafte Folterungen stützte, göttergleiche Mandarins, eine ungeheure, wie Maden durcheinander wimmelnde Menschenmasse, aus der mitten im Frieden der Hunger Millionen dahinraffte, ekle Laster, Opiumhöhlen, alles unheimlich wie die „Heiligen Teiche“ der Tempel, Jahrhunderte oder Jahrtausende alte, regungslose Schlammpfützen, Bakterienherde, überdeckt von dikken grünen Algenschichten, durch die kaum ein Dämmerlicht dringt. Dabei stellte der durchaus unvoreingenommene Schweizer nicht etwa die beiden Länder tendenziös einander gegenüber, nein, dies ergibt sich ganz von selbst

und vom Verfasser vielleicht unbeabsichtigt, lediglich aus den berichteten Tatsachen und Erlebnissen. Aber dies war, wie schon gesagt, vor rund vierzig Jahren. Inzwischen hat China eine große Wandlung erfahren, und das Bild wird heute ein ganz anderes sein. Ziemlich zwangsweise wurde das Land einer sogenannten westlichen Kultur erschlossen — und tauschte mit dem Licht neue Schatten ein. Das Leben dort wird sicherlich viel weniger interessant sein und viel weniger ehrwürdig — wenn es nicht überhaupt, wie die Anzeichen vermuten lassen, sein Heil in ganz anderen Extremen suchen wird. Ob wirklich zu seinem „Heil"?

Der Schweizer Gesandte brachte mir auch einmal einen Malkasten mit. Aber Aquarellmalerei ist nicht so einfach, wie ich mir aus meinen sonstigen Zeichentalenten heraus gedacht hatte — man braucht wohl zu Beginn eine kleine Anleitung. Schon die ganz primitiven Kenntnisse fehlten mir. Im Kasten fand sich — ein schwerer Mangel in meinen Augen — kein Weiß: wie sollte ich Grau mischen? Als eine Tube Weiß erschien, wurde mein Grau eine scheußliche Deckfarbe! Bis sich aus einem mir beschafften Heft „Painting with Water Colours" ergab, daß Himmelblau und Zinnober (ausgerechnet!) Grau zuwege bringen, mit allen Nuancen, sehr schön warm, licht und durchsichtig. Nun verstand ich, warum Goethe so froh war ob des ihn nach Sizilien begleitenden Malerfreundes, der ihm auch solche Geheimnisse verriet und habe erst die wahre Hochachtung vor großen Aquarellisten: so einfach schien es mir damals, entzückende abendliche Stimmungen mit hauchfeinen grauen und rosa Wölkchen mit „leichter Hand" hinzuwerfen — ach du lieber Gott!!

Speer, dem ich hier von meinen Unternehmungen zu seinem großen Vergnügen erzählte, behauptet, Aquarellmalen verdürbe den Charakter, es erziehe zu Oberfläch-

lichkeit. Nun, ich bin davor bewahrt worden, mir systematisch den Charakter zu verderben...

*

...Der Pfarrer übermittelte mir zu Weihnachten einige Drucksachen, die ihm Mutter für mich geschickt hat, ebenso zu Neujahr — zusammen mit einem, wie er mir sagte, rührenden Brief. Auch die Ansicht des Ibrahimieh-Hauses in Alexandrien kam mit — ein Bild aus der Kinderzeit! Das Foto ist eine meiner ersten fotografischen Leistungen — es ist auch danach!

Der Führer war einmal von den Bildern des Hauses sehr angetan — der Architekt habe „etwas gekonnt". Ich zeigte ihm die Bilder, als wir zusammen in Landsberg saßen — wie oft denke ich an jene Zeit zurück! Ich weiß, der Direktor „Mufti" war Dir in seiner kühlen und unpersönlichen Art nicht sehr sympathisch, wenn Du ihn bei Deinen allwöchentlichen Besuchen wegen des „Passierscheines" zu mir aufsuchen mußtest. Aber es kann nun einmal keiner aus seiner Haut. Im Grunde war er doch ein guter und vor allem anständiger Kerl — was gäb ich heute um einen „Mufti"!...

Gerade zu Mutters Geburtstag kam mir zu Gesicht, was Kant über seine Mutter geschrieben hat: „Ich werde meine Mutter nie vergessen, denn sie pflanzte und nährte den ersten Keim des Guten in mir; sie öffnete mein Herz den Eindrücken der Natur, sie weckte und weitete meine Begriffe, und ihre Lehren haben einen immerwährenden, heilsamen Einfluß auf mein Leben gehabt." Dies trifft nicht nur für die Mutter Kants zu, Wort für Wort...

Spandau, 13. Februar 1949

Noch immer bin ich ohne Nachricht von Euch; der letzte Brief ist nun fünf Monate alt! Von gelegentlichen

Ausnahmen abgesehen, bekommen die Kameraden ihre Post. Auf meinen Antrag, nach dem Verbleib meiner Briefe zu forschen, bzw. forschen zu lassen, erhielt ich die Genehmigung, Dir außer der Reihe zu schreiben. Dies geschah mit dem Datum des 10. Februar.

Ergänzend zur Liste aller meiner an Euch geschriebenen Briefe:

1. Daß ich den Brief vom März 1948 nicht schrieb, liegt nicht etwa daran, daß ich es vergessen hätte oder daß ich „keine Lust" hatte; den wahren Grund kann ich Euch aber nicht mitteilen.
2. Meine Hoffnung, auf die hier eingegangenen, aber bisher nicht ausgehändigten Briefe in meinem März-Brief eingehen zu können, erfüllt sich nicht, da mir inzwischen gesagt wurde, sie würden mir nicht gegeben.

Weiter erteilte man mir die Auskunft, daß bisher insgesamt zwei Briefe an Dich zurückgesandt wurden; nun erhielt Dönitz vor einiger Zeit einen Brief doch noch, der an seine Frau zurückgesandt worden war; auf einem kleinen Umweg allerdings, nämlich über — Amerika! Er kam auf amtlichem Wege von einer Amtsstelle drüben. Da es ein legaler Weg ist, kann ich Dir dies schreiben und hinzufügen, daß Dir dieser Weg auch offenstehen dürfte. Setze Dich doch mit Frau Dönitz in Verbindung. Diese wird Dir vermutlich nebenbei schreiben, die betreffende Stelle drüben habe ihr mitgeteilt, daß ab jetzt auch Lebensmittelpakete an uns gesandt werden dürften. Aber — und deshalb erwähne ich dies — ich möchte trotzdem keine. Der materielle Genuß würde in keinem Verhältnis zur seelischen Belastung stehen, schon überhaupt und bei den unsicheren Übermittlungsverhältnissen zwischen uns besonders. Selbst wenn wirklich ein Paket ankäme, müßte ich damit rechnen, daß irgendwo andere verfaulen oder noch wahrschein-

licher: vor diesem Schicksal bewahrt werden, ohne daß der Inhalt mir zugute kommt, während er Euch vielleicht abgeht. Also nochmals und insgesamt der gleiche Wunsch wie früher: schickt keinesfalls Eßbares, tut mir die Liebe, auch wenn Euch ein verläßlicher Weg zur Verfügung stehen sollte — oder Ihr zumindest glaubt, einen solchen zu haben!

*

In von Gleichen-Russwurms „Gothischer Welt" fand ich eine Antwort auf ein früher oft behandeltes Problem, das dadurch nun hinsichtlich der daraus zu ziehenden Folgerungen für mich endgültig erledigt ist: die „deutsche" oder „gotische" Schrift wurde in Frankreich geschaffen für handschriftliche Prachtwerke bibliophiler Sammler und nach Erfindung der Buchdruckerkunst von dieser als „gothique flamboyant" übernommen. Der Niederländer Coster und der Mainzer Gutenberg stellten mit ihrer typenschneidenden Kunst erst einmal primitive Fälschungen her, die als angeblich kalligraphische Meisterwerke hohe Preise erzielen sollten. Venezianische Drucker, die erst diese „lettre francese" auch aufgenommen hatten, ersetzten dann die für vieles und rasches Lesen als unpraktisch empfundene Schrift durch eine für den täglichen Gebrauch geeignetere, die „lettera italica", die heutige Lateinschrift, drucktechnisch „Antiqua" genannt. Mit der Renaissance verdrängte sie die „gothische" auch in Frankreich, England und den Niederlanden, in Deutschland aber wurde sie beibehalten. Gleichen-Russwurm fügt dem hinzu: „Es ist eine seltsame Erscheinung, daß sich jene für französische Bibliophile in der gotischen Zeit von höfischen Kalligraphen wetteifernd erfundene und geübte Schrift in Deutschland erhielt und mit der Zeit gar als deutschnational verteidigt und geliebt wurde." Er ergänzt, dies käme wohl daher, daß die Bibel in dieser Schrift gedruckt ins Volk

ging: „Die gothische Schrift war dadurch so liebgewohnt, von Kindheit an, daß man sie für heilig und für Nationalgut erachtete und sie erhielt, trotz der Augenanstrengung, die sie bei vielem und schnellem Lesen verursacht und dem verhängnisvollen Abschluß nach außen, den die Verschiedenheit der Druckschrift bedingt."

Neulich kam mir eine Studie über Robespierre und die Psychopathologie des Machttriebes in die Hand, verfaßt von Dr. Hans von Hentig, den ich 1920 in München kennenlernte... Es war die Zeit, da ich in der „Wohnungskunst*", heiteren Angedenkens mit einem gewissen Dr. P. zusammenkam, auch einer nicht völlig normalen und von „psychopathologischen" Zügen freien Persönlichkeit, doch witzig, gescheit und interessant. Er stellte mir „Gold in Haufen" in Aussicht, wenn ich ihn im Flugzeug, vollgeladen mit Anilinfarben und Medikamenten, „schwarz" nach Persien flöge, das nach seinen Angaben nach diesen deutschen Produkten geradezu dürstete. Selbstverständlich war ich bereit — zu was für abenteuerlichen Dingen wäre ich damals nicht bereit gewesen! Es wurde aber, so weit ich vorgesehen war, doch nichts aus der Sache. Dr. P. zog allein und ohne Flugzeug und Flugzeugführer in das von ihm gelobte Land und war seitdem verschollen; vermutlich wurde er wegen des „Goldes in Haufen", sei es in Form der Anilinfarben oder wirklich metallisch gleißend, das er wohl bei sich hatte, erschlagen. Mich scheint das Schicksal für Anderes, nicht weniger „Abenteuerliches" aufgehoben zu haben! (Lachlinie)

Spandau, 13. März 1949

Soeben ertönt — zur Kirche — Funks Musik; vergangene und für uns doch gegenwärtige, in Ton umgesetzte Seelen-

* Erinnerung an eine berufliche Tätigkeit bei der damaligen „Münchner Wohnungskunst AG" kurz nach dem Ende des Ersten Weltkrieges.

schwingungen großer Meister. In den letzten Tagen las ich ein schönes Wort Beethovens: „Höheres gibt es nicht, als sich der Gottheit mehr als andere Menschen nähern und von hier aus die Strahlen der Gottheit unter dem Menschengeschlecht verbreiten."...

Was ich bisher nicht wußte, ist: daß Funk als junger Mensch Pianist war und Konzert-Tourneen machte. Daß ausgerechnet so etwas Wirtschaftsminister werden muß! Aber auch als Minister dieses nüchternsten Zweiges staatlichen Lebens spielte er noch viel, seinen Besuchern zur Freude, auf dem Flügel wie auf dem Harmonium, das ja eigentlich eine kleine Orgel ist. Bei seinem Präludieren für den Kirchgang variiert er oft auch Volkslieder und nimmt sogar „Anregungen" von uns dazu entgegen. Leider hat er kürzlich eine Melodie, die ich ihm vorsummte, schließlich doch nicht gebracht; es war leider kein Volkslied, sondern Musik „leichfertigeren" Geblütes, die sich für ein Präludieren vor dem Kirchgang denn doch nicht eignete. Ich mußte es zugeben!...

Spandau, 10. April 1949

Irgendwo ist irgendwer krank geworden, denn Eure Briefe vom 22. März kamen nicht nur an, sondern waren sogar schon am 31. bei mir. Das erste Mal, daß zwei Briefsendungen hintereinander bis in meine Zelle drangen — aber „derjenige, welcher" wird schon wieder gesund werden, da habe ich gar keine Sorge!

*

Hier ist ein Aprilwetter, das man geradezu „klassisch" nennen kann: Wärme und Licht wechseln mit wilden Schneestürmen und grauer Düsternis. Aber das Frühlingsgrün an ein paar Sträuchern im Garten knospt schon sachte — „von mir aus", sag ich dazu; ich hasse nämlich den

Flieder, wie alles, was schön ist, so lange ich mich noch zwischen Mauern und Gittern bewegen muß. Es ist doch ein eigenartiges Ding um die Freiheit — ich würde nie mehr einen Vogel in einen Käfig sperren und verstehe jetzt erst ganz, daß Japaner oder Chinesen, wenn das Schicksal besonders freundlich mit ihnen war, sich dadurch dankbar erweisen, daß sie auf den Markt gehen, gefangene Vögel kaufen und sie davonfliegen lassen. Auch ich werd' es einmal so machen...

Spandau, 8. Mai 1949

So unglaublich es klingt, wieder kam ein Brief von Euch an, vom 7. April! Der arme „Welcher" ist also noch immer unwohl, vielleicht steckt ihm der Frühling in Hirn und Gliedern. Sogar mit dem Datum der Aushändigung ging es beinahe programmäßig: am 27. hatte ich Brief und Bilder. Da aber beides schon vorangekündigt war, so konnte ich meinen Geburtstag am 26. wenigstens in Vorfreude begehen.

Von den Fotos ist mir das liebste das, auf dem Buz scharf in die Ferne schaut, vermutlich „brettlhupferisch" interessiert. Aber im Grunde weiß ich eigentlich nicht, wie er wirklich ausschaut; je mehr Bilder ich bekomme, desto weniger. Denn er sieht auf jedem anders aus, wohl je nach Stimmung, Beleuchtung, Blickrichtung. Wahrscheinlich hat er aber nicht nur auf Fotos, sondern auch in natura ein sehr wechselvolles Gesicht, wie der Charakter in den Flegeljahren, in die er eingetreten sein dürfte. Nur seine Orthographie ist kaum wechselnd, sondern konstant haarsträubend. Aber da kann ich wieder einen der Größten anführen — Goethe bei einer Unterhaltung über dieses Thema zu Eckermann: „Laßt mich mit Euren Schreibfehlern gehen! Ich mache in jedem Brief Schreibfehler und keine

Komma.“ So wie er sich mit „dem richtigen Gefühl“ in zwangloser Unterhaltung nach Bedarf seiner Frankfurter Mundart der Jugend bediente. Ich nehme an, daß es in dieser Beziehung bei Buz auch nicht fehlt, in einem Gemisch seiner oberbayerisch-allgäuerischen Jugend. Und ich freue mich dessen — so lange er außerdem noch hochdeutsch sprechen kann — vor allem in den nördlicheren Gefilden unseres lieben Vaterlandes. Denn dort würde Dialekt hinsichtlich der Bildung des Betreffenden doch gänzlich mißverstanden; verstanden würde er überhaupt nicht und bedürfte eines Dolmetschers. Daher habe ich mich auch über Thomas Mann geärgert, der in seinen „Buddenbrooks“ einen Urmünchener des klassischsten Hofbräuhaustypus auftauchen läßt, sogar in Lübeck unter Lübekkern. Dieser Herr Permaneder wirkt als vollendeter Hanswurst, und wer nicht länger in Bayern lebte, wer nicht weiß, daß es dort auch sehr andere Menschen gibt, trotz der gleichen Sprache, daß hinter dieser „unmöglichen“ — für einen „Ausländer“ unmöglichen — Sprache und Ausdrucksweise im Grunde so viel Urwüchsiges und Bodenverwurzeltes verborgen ist, daß bei näherer Bekanntschaft die prachtvollsten Charaktere und eine in ihren Spitzen ungewöhnlich hohe Bildung zum Vorschein kommt — wer alles das nicht weiß, der glaubt nach Herrn Thomas Manns Buddenbrooks, daß es in Bayern nur Halbdeppen und Halbwilde gibt. Dabei hat Mann immerhin den Hauptteil seines Lebens in München zugebracht. Eigentlich sollte Oberbayern aus Gründen des Mißverstehens auch eine Ausfuhrsperre über manche Schriften von Ludwig Thoma verhängen; sie geben Außenstehenden ein ganz falsches Bild...

*

Soeben erklang wieder aus der „Church“ das Harmoniumspiel des ostpreußischen Unikums Funk, variierend „Alle Tage ist kein Sonntag...“ Ach, ich kann Dir so gut nachfühlen, wenn Dir bei Manifestationen absoluter und vollkommener Schönheit die Tränen kommen, ob Du willst oder nicht, daß aber auch dumme kleine Schlager, die irgendeine Erinnerung wachrufen, ein kleiner Satz, eine Blume zu dem gleichen erstaunlichen Erfolg führen. Wenn es nach mir ginge, würden das Harmonium verheizt und die gerade in voller Blüte stehenden, die Luft mit süßem Duft erfüllenden Fliederbüsche umgehackt!

*

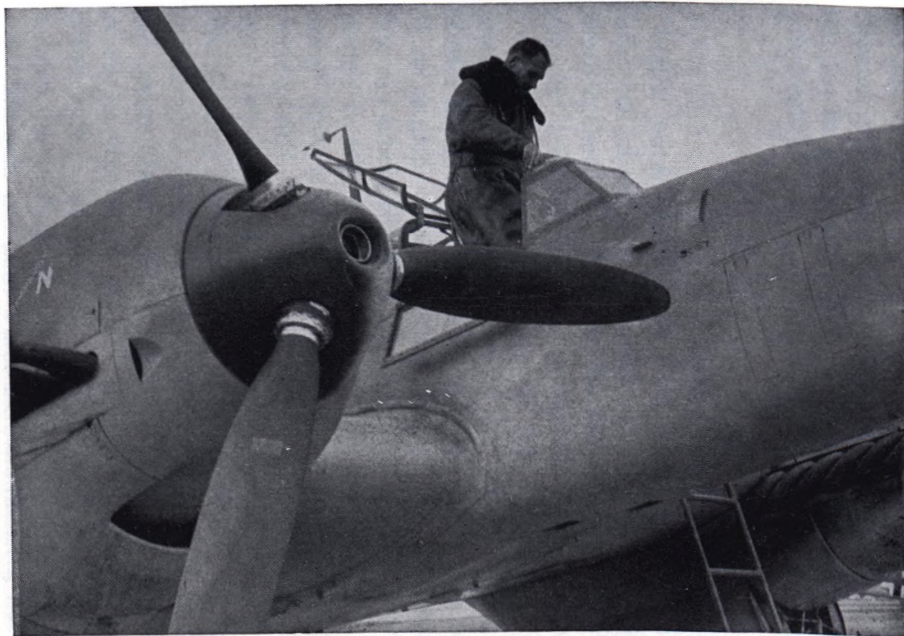
In diesem Jahr pflanze ich vor allem Sonnenblumen und mache die ganze mir erreichbare Gegend damit unsicher, von meinen Genossen landwirtschaftlicher Produktivität gefürchtet und wie die Pest betrachtet. In jede von der Sonne beschienene Kante, sofern sie dadurch nicht später direkt zum Schattenspender wird, versenke ich meine Kerne, jedes noch so steinige Eck versuche ich so in „Kulturboden“ zu wandeln. Es ist unvorstellbar, wie einmal der Garten aussehen wird, wenn diese Kerne sich alle in hohe Stauden mit Blättern und dem leuchtenden Sonnenrad verwandelt haben. Morgen werde ich aber den letzten Kernvorrat vertan haben, und dann wird ja wohl der Sonnenblumen-Pflanz-Dämon von mir weichen — alles wird aufatmen und ich selbst auch!! Im übrigen rechne ich damit, daß wir uns bald damit beschäftigen können, die Produkte meines schöpferischen Treibens wieder auszureißen, weil hinter den hohen grünen Mauern die Gefangenen, diese, ach so gefährlichen Gefangenen, dem wachenden Auge entschwinden. Sonst hab ich, neben dem üblichen Kleinkram an Gemüsen, Kartoffeln in Mengen gesteckt — mitten hinein in den märkischen Sand, wie die

Sonnenblumen. Es hat schon etwas Rührendes an sich, wie das aus der Kargheit, geradezu aus dem Nichts heraus keimt und sprießt und schließlich zur großen Pflanze wird, voller Nährstoffe für den Menschen.

Ilse Hess an R. H. 15. Mai 1949

Ärgere Dich nur ab und an über blühenden Flieder, Lieber! Ich hab es trotz anfänglicher Bekümmernis ordentlich genossen, daß Du Dich ärgerst! Ärger ist ein Zeichen ungebrochenen Lebenswillens und zwischen der fortschreitenden Entwicklung zum buddhistischen Fakir, von der Du auch manchmal, wenn auch etwas ironisch, berichtest, eine nicht zu verachtende Seelengymnastik — also ärgere Dich! (Lachlinie!) Und freu Dich dann doch ein bisserl. Wenn wir in unserer Gögginger Sandgrube Flieder gehabt hätten, ich glaube, wir hätten uns mächtig gefreut. So hatten wir im Sommer nur Sonnenblumen, uns zu erfreuen; sie wurden, trotz wütender Anordnungen der Lagerleitung, nachts geklaut und zierten die armen Barackenstuben... —

Ich habe 1941 und später noch oft daran denken müssen, daß wir uns einmal gegenseitig das Wort gegeben haben, nie „Bonzen" zu werden, also nie um äußerer Dinge willen unsere „Erstgeburt an der Idee" zu verkaufen; ich glaube, dieses Wort haben wir uns gehalten und, wie ich ehrlich zugeben muß, ohne jegliche Beschwer. Daß mich heute noch manchmal der Verlust von Harlaching schmerzt, das gebe ich ebenso ehrlich zu. Aber es ist ein Schmerz, der um verlorene Schönheit trauert, um etwas sehr Vollkommenes und Harmonisches — und um die Bäume, Büsche und Blumen, die ich pflanzte, an denen sich in meinen Träumen noch unsere Kindeskinder freuen sollten.



Vor dem Abflug nach England auf dem Flugplatz der Messerschmitt-Werke Augsburg-Haunstetten

Aber wieviel Tausenden und Abertausenden von Enkeln werden die Bäume der Heimat nicht mehr rauschen, ihre Blumen nicht mehr duften — es ist ein „gemeines" Los, um den altdeutschen Ausdruck zu gebrauchen —, „it's not worth-while"...

Spandau, 5. Juni 1949 (Pfingstsonntag)

Heute morgen habe ich still für mich meine Freude gehabt, weil ich daran dachte, daß der Vater diesen Tag nie vorübergehen ließ, ohne seine Familie morgens mit „Pfingsten, das liebliche Fest war gekommen — wo kommt das vor?" zu begrüßen; und er war glücklich, wenn es wieder niemand wußte — angeblich! Denn selbst unsere gute Mutter habe ich im Verdacht, daß sie stets nur so tat, als ob sie es nicht wisse, um dann ihrerseits hocherfreut das Fest mit einem fröhlichen Lachen des Hausdiktators beginnen zu sehen. So wie sie zweifellos, wenn der „Skatteufel" ihm wieder mal dauernd schlechte Karten zusteckte, sich bemühte, ihn dazwischen trotz allem ein Spiel gewinnen zu lassen. Ob die Mitspieler oben beim himmlischen Dauerskat wohl auch ab und an solche Anwandlungen christlicher Nächstenliebe haben? Daß sich der „dritte Mann" gefunden hat, halte ich für sicher. Der zweite ist vermutlich St. Petrus selber — jedenfalls sieht er mir ganz so aus, wenn die Bilder, die von ihm verbreitet werden, ihn richtig wiedergeben.

Im übrigen, um zum Vater zurückzukehren, hat es ja in jenen Gefilden weit über den Wolken, zuverlässigem Vernehmen nach, nicht nur ewige Skattische, sondern auch ewige Jagdgründe. Ich hoffe nur, daß es dort keine Schwierigkeiten mehr mit den Pulversorgen und keinen Grenzärger mit Reviernachbarn gibt. Grüß mir die arme, noch auf Erden wandelnde, in der Ausübung ihres Naturtriebes

roh behinderte, verwandte und befreundete „Jagawelt*“ — und all die anderen, meist auch irgendwie Behinderten dazu.

Dir das „althergebrachte“ römische

„Salve“!

An die Mutter Spandau, 3. Juli 1949

Meine liebe Mutter,

Du sollst auch einmal wieder einen Brief bekommen; es mag ein halbes Jahr her sein, seit ich Dir direkt schrieb. Freilich bemerke ich dies erst, da ich es mir ausrechne — die Zeit verfliegt so rasend. Das geht mir aber nicht nur hier so, wo immerhin mehrere zusammen sind. Selbst in England, wo ich doch — von der Bewachung abgesehen — ganz allein war, verflogen Wochen, Monate und Jahre im Nu! Dabei hatte ich vielfach sogar zu wenig zu lesen; das zwang mich aber, mich in mich selber zu versenken. Ich lernte, Probleme mehr als ehedem zu durchdenken, und eine große Ruhe kam über mich. Ich kann jetzt einen Menschen verstehen, den es in die absolute Einsamkeit zieht, der zum Einsiedler wird.

Was aber bislang noch nicht heißen soll, ich würde zum Eremiten, wenn ich mir mein Leben einrichten könnte, wie ich wollte. So wenig, wie ich zum Gemüsebauer würde — Gemüse habe ich für den Rest meines Lebens genug gebaut, glaube ich!

Als eigenstes Arbeitsgebiet habe ich die Betreuung von ungefähr 150 Tomatenpflanzen übernommen. Die Bewässerung habe ich nach dem System Musas im Ibrahimieh Garten in Alexandrien, unten beim Tennisplatz, eingerich-

* Bayerischer Dialektausdruck: Jägerwelt.

tet: versonnen stehe ich dabei, öffne und schließe meine Kanäle, als wäre es die wichtigste Sache der Welt — dazwischen allerdings verwandeln sie sich in den Rhein-Main-Donau-Kanal der Zukunft!

Und meine, in „verschwendender Schöpferlaune" gelegten Sonnenblumenkerne sprießen hoch und höher, auf so schlechtem Boden sie auch stehen. Es heißt von ihnen ja, daß sie auf jedem Boden gedeihen, rücksichtslos das Notwendige aus jedem Fleckchen saugen...

Ob Deine Dich umgebenden Enkel und jener im fernen Allgäu überhaupt die Möglichkeit haben, in Ruhe und Konzentration ihre Schularbeiten zu machen? An die heutigen Wohnverhältnisse dachte ich als ich bei Kant in einem Kapitel über Erziehung las: „Arbeit verlangt Sammlung. Ohne diese wird der Geist zerstreut. Zerstreuung macht unfähig, flüchtig, weichlich..." Das Ideal, das für unsere Schulen einmal anzustreben wäre, ist sicherlich, alle Arbeit in die Klasse zu verlegen und auf alle Hausaufgaben zu verzichten — ein Idealzustand, der bei dem Zusammengepferchtsein heute wie bei den Arbeiterwohnungen alten Stiles das einzig Richtige gewesen wäre und ist. Schirach war in einem Internat, in dem dieses Ideal — von der Prima abgesehen — verwirklicht war; mit dem Ergebnis, daß die Leistung der Schule etwa ein Drittel über dem Durchschnitt lag! Es wurde den Schülern z. B. während der Schulstunde eine Viertelstunde Zeit gegeben, um Vokabeln zu lernen. Das bessere Ergebnis mag damit zusammenhängen, daß die Kinder dabei angehalten wurden, sich zu konzentrieren, während sie daheim, ohnehin meist ohne Aufsicht und in Verbindung mit allen möglichen Ablenkungen und Verlockungen, den Folgen der Zerstreuung in geistiger Hinsicht unterworfen sind — genau das, was Kant in seinem Zitat meint. Eindruck hat mir bei Kant auch gemacht, daß er davor warnt, kleine Vergehen bei

Kindern zu ernst zu nehmen. Nur in einem einzigen Fall dürfe man zu einem Kind sagen „schäme Dich" — nämlich, wenn es gelogen habe...

In irgendeinem Buch — war es in Keyserlings „Reisetagebuch eines Philosophen"? — las ich kürzlich von der Pracht eines Gartens südlicher Breiten, und da tauchte denn Ibrahimieh wieder vor mir auf — mit seinen Blüten und Düften und allem, was an Unbeschreiblichem und Unwägbarem damit verbunden war: glutheißer Hamsin, kühle, salzig durchschwängerte Meeresluft, Winterstürme, das Meer voll Schaumkronen bis zum weit sich spannenden Horizont, Möwenschrei, dumpfer Wellenrhythmus, der uns bis in den Schlaf hinein mit seiner Melodie begleitete — aber auch milde und laue Mondscheinnächte, ewiges Hundegebell aus der Wüste ringsum, das in der Gegenwirkung die Stille nur um so tiefer erscheinen ließ. Wie oft saßest Du mit uns Kindern auf einer Bank, der strahlende Sternenhimmel Ägyptens über uns und Du erklärtest, nanntest diese großen, leuchtenden Sterne mit Namen. Viele von ihnen — Wega, Cassiopeia, Aldebaran kann ich nicht nennen hören, ohne daß sofort Du vor mir auftauchst und eine friedvolle Nacht von dermaleinst. Ebenso ergeht es mir mit sehr schönen Sonnenuntergängen, die freilich alle keinen solchen Farbenglanz verbreiten wie die, die Du uns vom flachen Dach des Hauses aus zeigtest, kurz vor der dort so schnell hereinbrechenden Dunkelheit.

Einen ganz eigenen Zauber haben in der Erinnerung die Fahrten in aller Frühe nach Gabari hinterlassen: in dunkler, kühler Nacht das Erwachen der Natur im Palmenhain, bis dann die Sonne aufging und mit ihr — „Büchsenlicht", das eine andere, weniger gefühlvolle Seite weckte! Pulvergeruch — „barut Schulze"! — Manzur mit seinem Vorderlader — Hektor, der Hühnerhund, mit längst angenommenem arabischen Phlegma nicht zu vergessen.

Dann wieder die Ausflüge in die Lybische Wüste, Mariut zu, mitten in das Blumenmeer hinein während der paar wenigen Frühlingswochen, ehe die Glut den letzten Regentropfen wieder aufsog und alle Anemonen, Narzissen, Gerbera und was sonst noch leuchtete und duftete unter dem glühendheißen Sand einsargte, der immer wieder schier unbegreiflichen Auferstehung im Regenfall des nächsten Jahres gewärtig. Wie lang ist das alles her!

Als wir 1908 abfuhren, der ägyptische Küstenstreif langsam hinter uns versank, die Pompejus-Säule, der Leuchtturm, ein paar Palmen als Letztes sichtbar, sagte der Vater zu mir: „Sieh Dir das Land noch einmal genau an, Du nimmst für einige Jahre Abschied“ — ich kam doch ins Internat nach Godesberg! Damals ahnte niemand von uns, für wie viele Jahre es sein würde — vielleicht für immer!...

Spandau, 31. Juli 1949

... Die Grüße von Frau Winifried Wagner sind mir eine ganz außerordentliche Freude gewesen — ich wußte innerlich freilich stets genau, daß sie mir gegenüber die Gleiche geblieben sein würde. Grüße auch sie — wenn es nötig und möglich gewesen wäre, mich seinerzeit in meiner Englandflug-Absicht zu bestärken, so hätte sie es getan, ohne es allerdings zu ahnen. Vielleicht entsinnt sie sich noch, daß sie mich einmal in Berlin — wohl im Herbst 1940 — besorgt frug, es bestände doch nach wie vor nicht die Absicht, England gegenüber bis zum Äußersten zu gehen, das Empire zu zerrütten — das Verständigungsbestreben würde doch aufrecht erhalten? Ich beruhigte sie und dachte mir: wenn Du wüßtest, daß ich daran bin, einen kleinen diesbezüglichen „Beitrag“ vorzubereiten!

*

Es hat sich herausgestellt, daß Funk, unser Musiker, der zugleich in der Philosophie aller Zeiten zu Hause ist wie in der Musik, zu den leidenschaftlichsten Skatspielern gehörte! Er hat sogar einmal — und zehrt heute noch davon! — ein „Karo ohne Elf“ gewonnen. Du kannst nicht ermessen, was dies bedeutet! Einer seiner Genossen ließ ihm daraufhin unaufhörlich Skat spielende Gartenzwerge aus Ton modellieren mit einer Tafel „Hier wird Karo ohne Elf gespielt“ — ein „Schmuckstück“ in einem lauschigen Winkel seines Gartens!! Zu diesem Spiel hat er sich mit Richard Strauß und dessen Duzbruder Paul Linke getroffen — die musikalische Ader scheint also nahe der skatischen zu fließen, wieder im Zusammenhang mit der mathematischen, die sich oft bei großen Musikern feststellen läßt. Mozart zum Beispiel war in ganz jungen Jahren nicht nur ein tonkünstlerisches Wunderkind, er befaßte sich fortgesetzt auch mit selbstgestellten mathematischen Aufgaben.

Richard Strauß übrigens — um keine für Skat nutzbare Zeit des ohnehin so kurzen menschlichen Lebens zu verlieren — pflegte vor seinen Konzerten, im Künstlerzimmer, angetan mit Frack und weißer Weste, Skat zu spielen: bis zum letzten Augenblick oder besser länger, bis das Publikum wegen Verzögerung des Konzertbeginns unruhig wurde. Dann legte er die Karten hin und ergriff dafür den Taktstock, d. h. er füllte eine Pause im Skat durch Musikmachen aus, bis er in der Konzertpause im Skat fortfahren konnte. Funk dagegen füllt hier seine Pausen im Lesen von Kant und Sophokles durch „Ben Hur“ und „Quo vadis“ aus — mangels des Skates! Übrigens hat er 1934 die Eltern im Kaiserhof kennengelernt, wohl bei einem Abend der Auslandsdeutschen, ist mit ihnen dann noch in ein Weinlokal gezogen und hat sich mit Vater eingehend unterhalten — vom Skat! Ich kann es mir heute noch nicht

verzeihen, daß ich nicht ihn und noch manch Anderen seiner Art öfters eingeladen hab — den Eltern und nicht zuletzt auch mir zur Freude, zu Skat und Musik! — „Hätt ich doch!“, würde Vater sagen!

Spandau, 28. August 1949

Aus Buzens Brief ersehe ich, daß er sich zumindest auf dem Weg zum Fußballmeister befindet: der „so gute Schuß links“ eröffnet von vornherein Aussicht auf ganz Großes (Lachlinie). Also, mein Wolf, ein schmetterndes „Hinein“ begleitet Dich auf der zukünftigen Siegesbahn. Ich hoffe und nehme an, daß Du mit der Zeit dahinter kommst, daß die Bein- und Fußarbeit durch Kopfarbeit ergänzt werden muß, wenn man sich zum Klassespieler entwickeln will — ich meine natürlich inwendige Kopfarbeit, nicht nur die „äußerliche“ des „Köpfelns“. Ich hab eigentlich keine Sorge in dieser Hinsicht. Und da Du bezüglich sonstiger Kopfarbeit im Zeugnis bestätigt erhalten hast, daß immerhin Begabung vorhanden ist, Du mehr leisten könntest, wenn Du Dich mehr anstrengtest, Du darüber hinaus, wie Mutti mir schrieb, den anerkennenswerten Entschluß gefaßt hast, künftig „wieder Schularbeiten machen zu wollen“, Dich somit tatsächlich mehr anzustrengen, brauch ich wohl auch dieserhalb keine Sorge zu haben. Du wirst mich schon nicht blamieren, denke ich! Dazu gehört freilich, daß Du nun Deinen Entschluß eisern durchhältst, den Beweis erbringst, Dich selbst in der Gewalt zu haben. Hierbei zeigt es sich, ob einer Charakter hat — der starke Charakter aber ist so wichtig wie Wissen und Können im Leben. An Dir selbst liegt es, Dich zu einem unbeugbaren Charakter zu entwickeln, an dem einmal für richtig und notwendig Erkannten festzuhalten, sei es wie es wolle!

Und wenn dazwischen mal Schwäche über Dich zu kommen droht, die liebe Faulheit Dich abzuhalten sucht, Schularbeiten zu machen, denke daran, was ich Dir heut schrieb, was ich von Dir erwarte. Wenn Du den schwersten Sieg erringst, den man erringen kann, den über Dich selbst, dann darfst Du stolz darauf sein — und Dir ist hinterher um so wohler beim Fußball, Schwimmen, Karl-May-Lesen und Kühhüten. Kurz: zeig, daß Du ein kleiner Mann zu werden beginnst.

Ilse Hess an R. H. 16. September 1949

Vor allem danke ich Dir für die „goldenen Worte" an die Adresse des Lausers! Bis jetzt haben sie Früchte getragen, aber die Schule hat auch erst seit vierzehn Tagen wieder begonnen. Ich habe die Absicht, ihm diese Worte abzuschreiben und auf seinem Schreibtisch mit Reißnägeln festzunageln, damit er sie möglichst ständig vor Augen hat, zur Unterstützung des „Sieges über sich selbst".

Spandau, 25. September 1949

Was das Sitzenbleiben von Buz* anlangt, so hast Du von Deinem Standpunkt aus natürlich recht. Ich betrachte alles ja nur aus dem Gesichtswinkel meines unverwüstlichen Optimismus, und da habe dann wieder ich recht! Insgesamt muß ich in diesem Fall Speer zustimmen, der meinte, wir seien schrecklich leichtfertige Väter. Als eines seiner Brut ein sehr gutes Zeugnis heimbrachte, schrieb er dieser Tochter, sie solle nur um des Himmels willen keine Musterschülerin werden — der Erfolg beim nächsten Zeugnis war durchschlagend! Die dazu gehörige Mutter

* Die zunächst probeweise Versetzung des Jungen wurde dann doch in eine endgültige umgewandelt.

fand passende Worte gegenüber den väterlichen Erziehungskünsten. Wie stehe nun ich da, mit den mahnenden Worten an die Adresse des Jungen noch ehe eine Andeutung über Deine von der meinigen abweichende Anschauung über Sitzenbleiben in meinen Händen war!? Ich fürchte freilich, daß mein erzieherischer Einfluß nicht ganz so wirkungsvoll sein wird wie der Speers. Diese Erziehungsmethode brieflicher Fernkurse ist eben doch nicht ganz das Richtige und der Wunsch der Mütter nach gelegentlicher, direkter und persönlicher Einwirkung der Väter nur zu begreiflich; vor allem aber würde diese Einwirkung, wenn die Herren Väter ihren Sprößlingen Aug in Aug gegenüberständen, höchstwahrscheinlich etwas weniger leichtfertig sein.

An die Mutter — Spandau, 18. Dezember 1949

Meine liebe Mutter!

Wie oft denke ich an die Jugendzeiten zurück — etwa, wenn Funk an Feiertagen Volkslieder intoniert, die Du uns einst am Flügel spieltest, neben manch anderer und schwererer Musik, von der auch das eine oder andere aus der „Church" herüberklingt in meine Zelle. Du warst eine gute Ergänzung zur starken Männlichkeit des Vaters in der Vollkraft seiner Jahre, einer „Vollkraft", mit der er seine, zutiefst rührende Liebe zu uns — meist erfolgreich! — verdeckte. Auch im Grunde seiner Seele schlummerten die Kontraste. In Vielem aber habt Ihr gemeinsam gewirkt, so als Vorbilder unerschütterlicher Redlichkeit, der Treue zum selbstgezogenen Pflichtenkreis, im Großen und im Kleinen. Was hast Du Dich manchmal abgerackert daheim — doch schließlich nur um des Abrackerns willen, weil Du Nichtstun nicht vertrugst...

Halten wir uns an die vielen schönen gemeinsamen Erinnerungen, die wir haben, nicht zuletzt gerade die gemeinsamen in den Tagen der Weihnacht, des Jahresbeginns, Deines Geburtstages. Eben setzt Funks Harmoniumspiel ein — das Ave Maria von Schubert. Die Mutter Gottes ist doch das Symbol für alle wirklichen Mütter, alle leidenden Mütter — und ich gedenke Deiner ganz besonders herzlich und all meiner Lieben.

Wenn ich so etwas schreibe, glaubt aber ja nicht, daß ich „woach" (für den Zensor und Übersetzer: „woach" ist bayerische Mundart und heißt „weich") werde. Auch hier heißt es: „Nun gerade nicht, Herr Teufel!"

Spandau, 12. Februar 1950

In meiner Bildergalerie fehlt mir noch ein Kopf, der doch unbedingt hineingehört in die „größere Familie" so wie Rudi* und die Seinen: der „Charakter"- und Wettermeldekopf Freiburg*!

Als Wettermeldekopf hat sie sich schließlich auch bemüht, zum Gelingen der größten Leistung meines Lebens beizutragen, wenn auch unbewußt. Oder ahnte sie doch was? Über die eigenartige unbestimmte „Ahnung" der Meinen — von Buz bis Mutter — hinaus?!

Die größte Leistung meines Lebens sehe ich aber nicht in dem Hinüberkommen, ohne „in den Bach zu fallen", also im Fliegerischen und Navigatorischen, auch nicht in der Courage, die zum Fliegen über „nur Wasser bis zum Horizont", zum Durchstoßen feindlicher Abwehr, schließlich zum „Aussteigen" gehört — nein, in der Zivil-Courage, dieser bei uns Deutschen leider nur wenig ver-

* „Freiburg", „Rudi" — Erinnerung an frühere Mitarbeiter.

breiteten Eigenschaft, die nötig war zum Entschluß und zur Ausführung.

Freiburg wird wohl nichts Konkretes geahnt haben, für so „verrückt" hat sie ihren Brotherrn denn doch nicht gehalten! Sonst hätte sie vielleicht, trotz des „autoritären Systems", doch versucht, ihm gut zuzureden, versucht, ihn abzubringen vom „Wahnsinn"

Ich war nach dem dreiviertel-jahrelangen dauernd Auf-dem-Sprung-Sein, nach den vergeblichen Versuchen, dem mehrmaligen Mich-Los-Reißen von den Meinigen, um dann wieder zurückzukehren und das seelische Gezerre von vorn durchzumachen, vielleicht wirklich nicht mehr ganz normal!

Der Flug und sein angestrebtes Ziel hatte mich wie eine fixe Idee gepackt. Anderes sah und hörte ich nur noch halb, wie durch einen Nebel — den Blick wirklich oder im Geiste auf die Karten des Nordwestens, der Nordsee, Schottlands gerichtet. Nachher kam es natürlich ganz anders als alles Vorhergesehene; die Kompaßpeilung, die ich im entscheidenden Augenblick brauchte, war die einzige, die ich nicht hatte. Aber auch das ging gut — ich schrieb es Euch schon einmal: nach Vater Baurs System, die Luft witternd, durch die Nase schnüffelnd, Daumen und Zeigefinger gegeneinander reibend — es war ein Wunder!

Ich lebte vorher nur noch in Instrumenten, Zylinder-Ladedrucken, abwerfbaren Brennstoffbehältern, zusätzlichen Ölpumpen, Kühlwassertemperaturen, Radio-Peilschneisen — die nachher aber auch schon gar nicht funktionierten — schottischen Gebirgshöhen und weiß ich heute was noch alles! Für die alltägliche kleine Wirklichkeit um mich, ausgenommen die große Wirklichkeit des

Krieges und des politischen Tagesgeschehens, hatte ich Scheuklappen angelegt.

Heute aber bin ich froh, daß es so war, daß es mich trieb, bis ich doch schließlich drüben heruntersprang nach verzweifeltem Kampf mit dem obstinaten Drachen, der mich nicht von sich lassen wollte. Freilich — erreicht habe ich damit nichts, konnte den Wahnsinn dieses Völkerringens nicht enden, konnte nicht verhindern, was kam, was ich kommen sah. Ich konnte die Rettung nicht bringen, aber ich bin glücklich, es wenigstens versucht zu haben.

*

Aus der Kirche tönen gerade Parzival-Klänge herein, die Funkius aus dem Harmonium zaubert. Da kommt mir der Gedanke, es muß doch was Wunderschönes sein um Wagner-Opern auf einer hypermodernen „Stil"-Bühne!

Damit der naive Betrachter weiß, daß der graue Sackleinwand-Hintergrund Hans Sachsens Stube und nicht etwa die Festwiese bedeutet, denke ich mir im Vordergrund einen alten Stiefel; die Illusion, sich unter den Wassern des Rheines zu befinden, darin schwebend singende Rheintöchter, mag durch ein Goldfischglas täuschend hervorgerufen werden; den Feuerzauber mag ein Öllamperl dokumentieren, wenn man nicht — moderner — eine elektrische Taschenlampe hinlegt! Auch Kostüme lenken nur ab, ein Feigenblatt pro Person — oder, wenn dies antiquiert, eine Badehose — sollte genügen und käme dem Ideal des völlig Primitiven zumindest nahe. Wozu der Firlefanz des pelzverbrämten, mittelalterlichen Festgewandes der Meister! Und die Musik ließe sich doch auch noch erheblich vereinfachen, da ich der Ansicht bin, daß man keineswegs vor ihr Halt machen dürfte, wenn man konsequent ist. Leicht könnte man Posaunenchöre durch Kindertrompeten nur „andeuten", und dem Gehörzentrum des Gehirnes Spielraum

lassen für eigene Phantasien, statt, bums, die Töne, wie sie sind, in den Zuschauerraum zu schmettern. Wenn schon, denn schon — ich zumindest bin immer für radikale Lösungen!

Ilse Hess an R. H. 20. Februar 1950

Inzwischen sind die postalischen Laufzettel aus Berlin zurückgekommen und enthielten die Nachricht, daß sowohl die Weihnachtssendung als auch der Oktoberbrief „an den Bevollmächtigten Leonoff" ausgehändigt seien. In Spandau angekommen ist also alles, es besteht jetzt nur noch die Möglichkeit, daß die Sendungen ausgestohlen wurden, d. h. also Bücher, Aquarell, Fotos usw. unterwegs entnommen, nur der Brief, zumindest der Weihnachtsbrief, den Du ja bekamst, drin gelassen und auf diese Weise vom „Bevollmächtigten Leonoff" eine leere Hülle bestätigt wurde.

*

Soeben kam noch ein Brief der Mutter: „Willst Du bitte meinem lieben Sohn viele warme Grüße schicken. Meine Gedanken sind mit steter Fürbitte immer bei ihm."

Spandau, 9. April 1950

Ostern wurde hier durch Schallplatten-Musik gefeiert, die der Pfarrer uns „mitbrachte": außer Bach ein wunderschönes Mozartklavierkonzert und Schuberts Forellenquintett — herrlich! Schöne Musik ist doch als ob Gott selbst zu den Menschen spräche. Ich war bevorzugt, weil ich in meinem eigensten „Appartement" blieb, zu dem der Ton gedämpfter klingt. Die Anderen, in der „Kapelle", sitzen zu nah dran, es dröhnt und schrillt ihnen in die Ohren, ebenso auch Funks Harmoniumspiel, das ich,

ebenfalls dabei zurückgezogen, mehr genießen kann. Freilich ist auch der Raum, der heute als „Kapelle" dient, nicht unter akustisch-musikalischen Gesetzen, sondern unter wesentlich anderen erbaut worden!...

Spandau, 4. Juni 1950

Soeben lauschte ich ein Weilchen Funks Harmoniumspiel. Auch zu Neuraths goldener Hochzeit spielte er sehr schön — gestern aber ließ er die „andere" Seite seines Wesens vor uns auftreten, als er Erinnerungen aus Tagen, da er noch kein „Prominenter" war, zum Besten gab: er besuchte mit Freunden ein Bierlokal, in welchem eine Militärkapelle spielte — dazwischen nämlich liebt er ausgesprochene „Bumsmusik". In fortgeschrittener Stimmung schloß er eine Wette ab mit seinen Kumpanen, er würde die Kapelle in wenigen Minuten mitten im Spiel zum Schweigen bringen. Gesagt, getan: er baute sich vor der Kapelle auf, zog eine Zitrone aus der Tasche und — biß hinein. Der Erfolg war durchschlagend: im gleichen Augenblick setzten sämtliche Blasinstrumente aus — und eine Militärkapelle besteht in der Hauptsache aus solchen! Er hatte seine Wette gewonnen, nur warf man ihn leider hinaus.

Solche Geschichterln aus eigenem Erleben oder dem sonstigen Lauf der großen und kleinen Welt, eine mehr oder weniger gute Anekdote, einen gewisse Grenzen einhaltenden Witz, tischte er, als er als Pressechef der Regierung dienstlich bei Hindenburg zu tun hatte, dem alten Herrn auf und setzte ihn damit für Stunden in gute... (Zensurlücke).

*

Schopenhauer — wir hatten aus der Bibliothek „Parerga und Paralipomena" da — hätte am Fall der Frau H. v. Sch.

seine Freude, als glänzende Bestätigung seiner sehr negativen Meinung vom weiblichen Geschlecht. Wenn ich ihm natürlich auch zustimme, daß „Mädchen zur Unterwürfigkeit als Vorbereitung für die Ehe“ erzogen werden sollten, so ist sein Urteil über Euch — nun im Ernst gesprochen, Scherz beiseite! — doch geradezu grotesk, krankhaft, wie seine ganze extrem pessimistische Auffassung von der Welt. Selbst Männerfreundschaften beruhen für ihn fast immer auf Egoismus, zumindest auf einer Seite. Das heißt vermutlich, er ist die Ausnahme, seine Freunde sind die Regel. Wie leid kann einem Einer tun, der sich die letzten wirklichen Ideale auf dieser sonst zugegebenermaßen nicht durchweg schönen Welt selbst nimmt!

Gefreut hat mich, bei Schopenhauer meine Ansicht bestätigt zu finden, die Ehre eines Menschen könne allein durch ihren Träger verletzt werden. Und wie wundervoll kann Schopenhauer schimpfen! Wenn ihn die Wut packt — obwohl nach ihm einen Philosophen nie die stoische Ruhe verlassen darf! — wirft er mit Injurien um sich, kommt seitenlang vom eigentlichen Thema ab, sich wiederholend, auseinanderfließend — mitten in einem Aufsatz, mit dem er die Knappheit des Stiles preist! „Feile Tintenkleckser im Hottentotten-Jargon“, „Handwerksburschen der Skriblergilde mit ungewaschenem Maul“ — so geht es dahin! Und warum? Weil diese „Burschen“ sich des Imperfekts statt des Perfekts und Plusquamperfekts, des Ablativs statt des Genitivs bedienen. Wenn der leidenschaftliche Kantianer aber erst über die „Hegelei“ loszieht, über die „Unsinnschmiererei von Philosophie-Professoren“, mit ihren „Drei Pfund Gehirnen“, in deren „dumpfem Bewußtsein sogar die bloßen Probleme der Philosophie so wenig anklingen wie die Glocke im luftleeren Rezipienten“!!

Ach, diese Schimpfkanonaden kommen mir so bekannt vor!

Prachtvoll ist und bleibt bei Schopenhauer die Klarheit seiner Ausführungen, die Schärfe der Fassung, die Schönheit des Stiles. Wenn es den Philosophen ausmacht, daß jeder seiner Sätze zehnmal gelesen werden muß, um ihn zu entwirren, zu versuchen, einen Sinn herauszufinden — dann freilich war er kein Philosoph. Und deshalb wohl lese ich ihn so gern...

Spandau, 2. Juli 1950

Ich habe zwei Bände Sybel „Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I." hier — ja, „durch Wilhelm I.", ich war bisher immer der Meinung, Bismarck sei es gewesen! Oh Männerstolz vor Fürstenthronen, selbst bei einem überzeugten Nationalliberalen, als den sich der Verfasser nicht minder stolz bezeichnet. Aber davon abgesehen ist das Werk gut...

Weißt Du noch, daß Du mir einst, als eines der ersten Bücher, die ich von Dir bekam, Ernst Moritz Arndts „Meine Wanderungen und Wandlungen mit dem Reichsfreiherrn vom Stein" schenktest, in einer wunderschönen Ausgabe aus der Zeit? Ich habe es sogar einmal auf einer Bergtour dabei gehabt — neben der „Kleinen Volkswirtschaftslehre für Jedermann", die ein Dir so verhaßtes Begleitrequisit unserer Wanderungen war — aber ich muß errötend gestehen, ich habe das Arndt-Buch trotzdem nie richtig gelesen. Nun habe ich es nachgeholt und bin begeistert. So etwas von Lebendigkeit! Es ist alles wie herausgesprudelt und mitstenografiert — und was für ein Bild bekommt man von Stein, dieser prachtvollen Persönlichkeit!...

*

Noch etwas Brief- und Zensurtechnisches: von jetzt an darf anstelle der kleinen „vvvvv" auch nicht mehr das Wort „Lachlinie" stehen, auch Abkürzungen für Namen

sind absolut verboten; beides führt zu Schwierigkeiten bei meinen Briefen, bzw. Streichungen. Tatsächlich sind in den beiden letzten Briefen mehrere Stellen beseitigt.

An den Sohn Spandau, September 1950

Du, Wolf-Rüdiger, kommst allmählich in ein Alter, in dem Du bereits Deine Erziehung selbst etwas in die Hand nehmen kannst: Du mußt erkennen, worauf es ankommt, auch Deine Schwächen klar ins Auge fassen — keiner hat keine! —; und dann Dir und anderen beweisen, daß Du einen Willen hast — einen Willen so stark, daß er auch der eigenen Schwächen Herr wird. Nötigenfalls sag Dir selbst die Meinung: „Kerl, elender, Du wirst wohl... !"

Was insgesamt zum kleinen Kavalier gehört, brauche ich Dir im Einzelnen nicht zu sagen, das wirst Du allein wissen und noch mehr fühlen. Vor allem und am meisten muß es sich Mutti gegenüber zeigen, nicht nur am Muttertag, nein, immer und in allen Lagen mitten im Alltag. Sicher wird Dir ab und an ein „Bock" aufsteigen, wenn sie Dich in irgendetwas zurechtweisen muß, vielleicht drängt sich Dir sogar eine patzige Antwort auf die Zunge — dann denk daran, was Dir Dein so ferner Vati schrieb, der Deiner Mutter so gern einmal als Dank für zehn schwere Jahre etwas Ritterlichkeit zeigen würde!

Und solltest Du tatsächlich meinen, daß sie Dich einmal zu Unrecht mahnte oder gar strafte, so darf selbst das kein Anlaß sein, in Deinem Verhalten die Ritterlichkeit zu verletzen. Schweig in diesem Fall — und später, wenn Mutter und Sohn wieder ganz ruhig sind, sag ihr, warum Du meinst, daß Dir Unrecht geschah. Im übrigen, glaube mir: schweigend und im Bewußtsein des eigenen unerschütter-

lichen Rechtes ein Unrecht ohne Schwanken herunterzuschlucken lehrt den Menschen und vor allem den Mann eine innere Freiheit, die durch nichts im Leben zu erschüttern ist — dies aber, mein großer Lackl, wirst Du erst ein paar Jahre später, wenn Du vielleicht diesen Brief nochmals liest, ganz begreifen.

Spandau, 22. Oktober 1950

Zuerst wieder etwas Sachliches: Ihr dürft nicht mehr als 1300 Worte zusammen schreiben; die angebliche Mißachtung dieser Vorschrift hat zu den häufigen Rücksendungen Eurer Briefe geführt; vor allem auch nichts „Politisches“, wie anscheinend wieder im letzten... (Zensurlücke). Wir dürfen keine Bücher geschickt bekommen — neuerdings nicht mehr! Auch Zeitungsausschnitte nicht...

*

Unter unseren Büchern befindet sich z. Z. ein astronomisches von Diesterweg, neu herausgegeben vom „Urania-Meyer“. Ich besaß schon als Schüler dessen schönes Werk „Das Weltgebäude“. Wie doch einem Jungen ein kleiner Anlaß richtunggebenden Anstoß zu einem Interesse für das ganze Leben geben kann. In Alexandrien wurde 1906 oder 1907 in einer Zeitung von einem sichtbaren Kometen berichtet. Ich entdeckte ihn in den letzten dunklen Stunden vor Sonnenaufgang. Prachtvoll glänzte sein Schweif wohl über ein Drittel des Himmels. Nacht für Nacht stand ich auf, um seine Formveränderungen und sein schnelles Fortbewegen zu beobachten. Von da an hat es mich nicht mehr losgelassen: im Internat in Godesberg kaufte ich mir laufend astronomische Kosmos-Hefte und als Handelsschüler in Neuchâtel lieh ich mir Werke des französischen Astronomen Flammarion. Meinen himmelskundlichen wie französischen Kenntnissen kam das zustatten, weniger dem eigentlichen Zweck meines Dortseins. In kaufmännischer

Buchführung erreichte ich die vorgeschriebene Mindestnote nicht, astronomisches Wissen wurde nicht gewertet, so mußte ich einen Ferienkurs mitmachen, zum großen Ärger des Vaters, der gottlob nicht ahnte, auf welche Abwege der künftige Kaufmann geraten war, der dermaleinst Chef der Fa. Hess und Cie. in Alexandrien werden sollte. Die Mutter hätten diese Abwege ja gefreut — von den vorwurfsvollen Hinweisen auf den ganz und gar mißratenen Sohn abgesehen! —, sie selbst hatte ja immer eine große Liebe zum gestirnten Himmel und seinen Geheimnissen. So hat wohl nicht allein der Komet bei mir gewirkt, es steckte auch einige diesbezügliche Erbmasse in mir — abgesehen davon, daß die Mutter uns Kindern so oft Sternbilder und Planeten am klaren Himmel des Nillandes zeigte; ich grüße sie herzlich in Erinnerung an manchen Abend auf einer Bank im Ibrahimieh-Garten unter der blitzenden südlichen Pracht.

Angeregt durch das Astronomie-Buch hab ich mich auch einmal wieder mit jenem „verdruckten Gesellen" beschäftigt, der treu und beständig zwar unseren Erdenkloß begleitet, von dem aber einige Theoretiker behaupten, daß er wie mancher Vorgänger und wohl kommende Nachfolger eines schönen Tages auf uns herniederprasseln wird, voraussichtlich ähnliche Dinge anrichtend wie weiland zu Sintflutzeiten und wie sie die liebe Menschheit versucht, heute mit „Gewalt" auch ohne ihn anzustellen. Er zeigt uns bekanntlich immer das gleiche vergnügte Antlitz — natürlich weil er sich während eines Umlaufes um die Erde genau einmal um sich selber dreht. Das ist klar — aber warum es so ist, das ist ein altes viel umstrittenes Problem, bei dem seine „Krater" eine große Rolle spielen. Ob diese vulkanischen Ursprungs, ob durch einen unvorstellbaren Planetoiden-Einfall hervorgerufen, darüber sind die Meinungen geteilt. Ich neige zur letzteren Ansicht; vielleicht

werden künftige Mondraketenfahrer feststellen, daß der Bursch auf der Rückseite ein glattes Milchgesicht wie ein kleines Mädchen hat — dann wäre meine Theorie, warum uns das feiste Bleichgesicht unverwandt anstarrt, richtig. Ich habe nur ein Bedenken, daß die Sache, die ich mir überlegt habe, gar zu nahe liegt. Da ich sie aber trotzdem nirgends las, wird doch wohl ein ernstlicher Einwand vorhanden sein. Sei es wie es sei! Erfreut Euch des großen Lampions ganz ohne Theorien, dafür gedenket mein dabei!

An die Mutter — Spandau, 22. Januar 1951

Ilse schrieb, daß Dich, liebe Mutter, an Dich persönlich gerichtete Erinnerungen in meinen Briefen besonders freuen. So will ich wieder Einiges auffrischen aus Tagen, da wir Jungen Dir noch am Rockzipfel hingen. Wenn uns damals jemand unser Schicksal vorausgesagt hätte — als armen Irren würden wir ihn ausgelacht haben. Der „kleine Rudi" über ein Jahrzehnt Gefangener, ohne eigentlich so recht zu wissen, warum!

Aber weg davon und hin zur Kindheit: was war der Garten dort, am Rande der Wüste, für ein Paradies! Weißt Du noch, wie wir zusammen Veilchen sammelten, jeden Tag einen großen Buschen mit Riesenblüten, und wie herrlich sie dufteten? Im hintersten Gartenwinkel, beim Tennisplatz, wo ehedem die Gemüsebeete waren, da wuchsen sie. An der Wand daneben, hinter der Hecke, rankten die Passionsblumen; sie waren mir als Kind immer etwas unheimlich, dufteten so giftig und hatten gar so steife, mathematische Blütengebilde. Auf der Laube die nie reifenden Weintrauben — immer wieder versuchten wir Kinder sie, vielleicht hatten wir Glück, war doch einmal eine reife darunter; aber stets verzogen sie einem das Gesicht — ein mir heute noch unerklärliches botanisches Rätsel unter jenem heißen Himmel des Nillandes!? Neben dem Wein-

laub ein wahrer Dschungel sonstigen Gerankes, Geisblatt, Ilang-Ilang, die Wohlgerüche Arabiens, wie man sie sich eigentlich vorstellt, verbreitend — in Wirklichkeit waren diese Gerüche meistens anders!

Und wie schön war es doch an unserem Strand — damals, als noch kein Quai entlang führte, sondern die herrliche Natur, der Zusammenstoß von Meer und Wüste, uns umgab. Idyllische Glätte lag meist auf dem Wasser, wir konnten zum „Krebsstein" waten. Manchmal kräuselten sich die Wellen ein wenig in der Brise und wir hatten etwas Respekt vor der heimtückischen Strömung. Im Spätherbst begannen dann die Stürme, das Idyll verwandelte sich in packende Großartigkeit. Wie stiegen die Wasserstaubwolken hoch, wenn die Wellen auf die Felsen im alten Hafen brandeten, weiß aufleuchtend, wenn die Sonne durchbrach. Das meist so heitere blaue Mittelmeer wurde grau, auch fahlgelb vom aufgewühlten Sand. Heiser kreischten die Möwen. Unter dem Rhythmus des tobenden Wogenschlages dämmerten wir Kinder abends in den Schlaf hinüber: „Ihr glücklichen Augen, was je Ihr gesehn, seis wie es wolle, es war doch so schön" — es freut mich so, Mutter, daß Deine alten Augen noch immer die Schönheit der Welt sehen können; und ich weiß, wie sie sie sehen!...

Spandau, 6. Mai 1951

Während der letzten Jahre wird sich Mutter manchmal nach Ägyptens Wärme zurückgesehnt haben, obschon ihr früher die sommerliche Glut viel zu viel des Guten war. „Hamsin" ist mir noch heute, nach 45 Jahren, eine schreckliche Erinnerung — der aus dem Wüstenbackofen blasende, Sand gleich Nebel tragende, oft tagelang anhaltende Wind. Man verließ möglichst das Haus nicht, drehte die Rolläden herunter, damit sie halfen, die Hitze abzuhalten suchte die Ritzen gegen den Sand zu verstopfen — es half

alles nichts! Auch im Haus war es wie in einer Brutanstalt, und der Flugsand legte sich als gelbes Pulver auf alles, drang in alles. Selbst das Essen blieb nicht verschont, der Risotto knirschte zwischen den Zähnen. Nur der wie immer unverwüstliche Vater fühlte sich „gerade wohl" und lachte über seine Sippschaft...

Das kann sich Buz auch nicht vorstellen, daß ich ein Jahr älter war als er jetzt ist, als ich zum ersten Mal in meinem Leben Schnee sah! In Godesberg war es — als ich eines Morgens erwachte, erstrahlte die Welt ringsum in Weiß; den tiefsten Eindruck machte die friedliche Stille; kein Wagengerassel, kein Hufgeklapper, keine Menschentritte.

So oft wir nach den sommerlichen Deutschland-Fahrten noch bis Ende Oktober, ja bis in den November hinein im Land geblieben waren, schönste Eisblumen an den Fenstern gesehen hatten — geschneit hatte es nie. Nur einmal, bei der Fahrt über den Semmering, drückten wir Buben die Nasen an das Schlafwagenfenster, denn draußen war es weiß, leider aber auch finster; als es hell wurde, war der Märchenspuk vorbei, südlich laue Luft umfing uns. Und ein anderes Mal, bei der Herfahrt im Frühling, lag ein kleiner Trempel Firnschnee im Schatten eines Haltestellen-Häuschens auf der Wasserscheide zwischen Süd- und Nordtirol — da rannten wir zwei braungebrannten Söhne der Wüste aus dem Zug und warfen die ersten Schneebälle unseres Lebens, körnig und hart, aber immerhin doch weiß und kalt — es war ein ganz großes Erlebnis!

An die Mutter* Spandau, 23. September 1951

Entsinnst Du Dich, Mutter, daß wir einmal, als ich von Godesberg aus die Ferien daheim am Lestenbach ver-

---

* Frau Klara Hess, die Mutter meines Mannes, hat diesen Brief nicht mehr erhalten. Sie starb am 1. Oktober 1951. Ihr Tod wurde nach Spandau in einem Brief des Bruders meines Mannes Alfred Hess, mitgeteilt, in dem

brachte, ein ganz großes astronomisches Erlebnis miteinander genossen: einen Meteorfall, wie er nur ganz, ganz selten den Menschen zu schauen beschieden ist. Stundenlang zog Sternschnuppe um Sternschnuppe leuchtend am Himmel entlang, meist sogar mehrere zugleich. Die Erde muß damals durch eine Meteoriten-Zusammenballung des Laurentiusstromes — es war im August — gegangen sein; ein Schauspiel, wie es Alexander von Humboldt während seines Südamerika-Aufenthaltes als eines der größten Erlebnisse seines Lebens beschrieb.

Spandau, 21. Oktober 1951

Meine lieben Lieben,

habt alle Dank von Herzen für die behutsame Weise, mit der Ihr mir die so schwere Nachricht beigebracht habt.

So ist es denn also doch eingetreten, das Unvorstellbare! Freilich mußte ich damit rechnen, aber meine Hoffnung war doch, sie mache noch ein paar Jahre mit, und wir würden uns noch einmal sehen — so wie sie es auch glaubte! Unsagbar froh bin ich, zu wissen, daß ihr die getäuschte Hoffnung wenigstens nicht zum Bewußtsein kam, daß sie so ruhig hinüberschlummerte, ohne Kampf und ohne den Schmerz des Abschiedes von Euch, den Kindern, den geliebten kleinen Enkeln, von ihrem fernen Ältesten...

Sie wird jetzt in den himmlischen Gefilden den Platz zugeteilt bekommen haben, den sie sich verdient hat mit

---

es heißt: „Es war wirklich ein sanftes Verlöschen, wie man es sich gnädiger nicht wünschen kann. So ist ihr der bewußte Abschied erspart geblieben. Gerade dafür müssen wir dankbar sein... Welcher Mutter wäre es in solchem Augenblick nicht das Unmenschlichste gewesen, von dem liebsten Sohn getrennt zu sein, ihre ständige gläubige Hoffnung nicht erfüllt zu sehen. Zufall oder nicht: bis auf einen Tag genau zur selben Stunde vor zehn Jahren ist Vater gestorben: am 2. Oktober 1941 um 16 Uhr...“.

ihrer rührenden Liebe zu den Ihren, ihrer Hingabe an alles Gute, ihrem tapferen Tragen all des Schweren, das ihr von früher Jugend an aufgebürdet wurde, ihrer unbeugsamen Rechtlichkeit, ihrer tätigen Hilfsbereitschaft, ihrem tiefen Mitgefühl mit allem Leiden und nicht zuletzt der treuen Verbundenheit mit ihrem Volk.

Es ist etwas Eigenes: die Mutter war in ihren alten Tagen, räumlich so weit getrennt, für mich kaum mehr als ein Begriff, sie hatte auf mein Dasein so gut wie keinen Einfluß, trat aktiv gar nicht mehr in Erscheinung. Und doch: das Wissen, daß sie nicht mehr lebt, erzeugt eine trostlose Leere, die Welt ist verändert. Ich glaube, es wird lange dauern, bis ich mich damit abfinde. Das Vorhandensein eines geliebten Menschen hat eine Selbstverständlichkeit, über die man nicht weiter nachdenkt und die dazu führt, daß man sich ihm nicht so widmet, ihn nicht so umhegt, ihm nicht so viel Liebe erweist, wie man später, wenn das unmöglich Scheinende eingetreten ist, wünschte, getan zu haben — und nun tun würde, könnte man es nur.

Insgesamt ist es doch eine traurige Welt, voll im Hintergrund lauernden Leides, das stets bereit ist, sich plötzlich auf uns zu stürzen, kulminierend in der „ungeheuren Feierlichkeit der Sterbestunde" — oh Schopenhauer!...

An den Sohn — Spandau, November 1951

...Hast Du Dich, Buz, schon einmal eingehender mit den Gesetzen der Natur befaßt? Wie sinnvoll sie vorgeht? Immer von Neuem steht man vor unerklärlichen Wundern...

Als Kant gefragt wurde, was er als das größte Wunder ansehe, erwiderte er: „Der gestirnte Himmel über uns, das schlagende Gewissen in uns."

Über dies Gewissen denk auch einmal nach, mein Buz! Keine Physik und keine Chemie vermag zu erklären, was in Dir vorgeht, wenn Dein Gewissen keine Ruh läßt, weil

Du vielleicht einem Kameraden Unrecht getan, Deine Mutter verletzt hast — dieses seltsame Gewissen gibt nicht nach, bis Du wieder gutgemacht hast!

Und keine Chemie und keine Physik sagt uns, was uns das Gefühl für Schönheit verleiht, was Dich mit Entzücken erfüllt über Mozarts „Kleine Nachtmusik", was Dich irgendwie ganz im Tiefsten packt, wenn die beschneiten Gipfel des Watzmanns vor Deinem Heim im ersten rosigen Hauch des Morgens zu leuchten beginnen, wenn Du auf Eurer Großfahrt erleben wirst, was Generationen und Generationen von „Nordländern" vor Dir erlebten: von den Alpen herniederzusteigen in das Sonnenland Italien — ewiger sehnsüchtiger Trieb, der — zum Heil und Unheil — unsere ganze deutsche Geschichte durchzieht!

Wie entstehen Ehrgefühl, Ehrgeiz, alle Leidenschaften: Liebe, Eifersucht, Verachtung, Haß? Welch ein Rätsel um die Intuition, um die Eingebung: einem Wissenschaftler steigt eine Idee morgens im letzten Halbschlaf auf, bei einem Ingenieur stellt sich plötzlich die Idee einer großen Erfindung ein. Johann Sebastian Bach suchte einmal tagelang nach dem Schluß für eine Komposition — vergeblich! Aber eines Morgens erwacht er, hat sie im Kopf, vollendet bis zum Letzten. Vielleicht hast Du schon das eine oder andere der so schönen Lieder von Hugo Wolf gehört (Mutti liebt doch das vom „Wandrer, der vom höchsten Berg in der Weite sein Deutschland grüßt" so besonders!): er las immer beim Schlafengehen den Text seiner Lieder durch, sicher, daß er beim Aufwachen die Melodie im Ohr habe — und jedes Mal war es so: er stand auf und schrieb sie nieder, der göttliche Funke hatte gezündet. Es ist dafür nur eine Erklärung möglich,daß eine „unbekannte Macht", gleich wie man sie nennt, Gott oder sonstwie, uns das Schönheitsempfinden schenkte, mit dem Gewissen begabte, damit wir das Rechte und das Gute tun, Urnebel

zu Sternensystemen werden ließ und noch läßt, Ionen nach ähnlichen Gesetzen wie die Planeten um Kerne der Atome zu kreisen zwang, biologisches Geschehen sinnvoll regelte. Eine Macht muß es sein, die alle uns bekannten Wissenschaften beherrscht und offenbar noch darüber hinaus uns unbekannte dazu, und die dieses Wissen „allmächtig“ zu verwenden, in Taten umzusetzen vermag.

Die bedeutendsten Naturforscher der Jetztzeit sind denn auch zu dieser Überzeugung gelangt. Was man zunächst nicht glauben sollte: gerade heutige große Astronomen sind bei ihren neuesten Forschungen zu Erkenntnissen gekommen, die sie als Beweis ansehen müssen — so schwer es auch manchem fallen mag! — für das Vorhandensein einer göttlichen Macht. Es ist ja auch höchst unwahrscheinlich, daß ausgerechnet der Mensch mit all seiner Begrenzung im Erkennen, seinen Schwächen, seinen Fehlern, seinen Menschlichkeiten, die Krone alles Seienden wäre! Nein, darüber muß es etwas geben, das unendlich vollkommener als der Mensch ist, sicherlich auch nicht menschenähnlich — nein, für uns unvorstellbar; nennen wir es einen Geist, womit wir freilich nicht weiter sind — was ist ein Geist? Wir können nur in „Ehrfurcht vor dem Unerforschlichen“ stehen.

Spandau, 25. Dezember 1951

Zum neuen Jahr versucht der Blick in die Zukunft zu wandern — was wird sie bringen? Abends, wenn der Himmel klar ist, leuchtet der Jupiter in meine Zelle, strahlender als ich ihn je gesehen.

Aus der Kapelle klingt das schöne Spiel von Funk zu mir herüber, dann Platten: Beethovens 3. Symphonie, die Appassionata, endlich Schubert — „Der Tod und das Mädchen“.

Ich gedenke aller, die ich liebe, der Lebenden und der Toten...

SPANDAU

Spandau, 26. 10. 1952

Meine Lieben,

Da staunt Ihr — kaum schrieb ich den letzten Brief, und heute folgt schon wieder einer.

Kurz, Sensation in Spandau: ab jetzt darf jede Woche je ein Brief geschrieben und erhalten werden, im Austausch mit der engeren Familie, d. h. außer mit Weib und Kind, mit Bruder und Schwester, Schwiegermutter, Schwager, Schwägerinnen. Jeweils bis zu dreizehnhundert Wörtern, wenn möglich in Schreibmaschinenschrift, zur Erleichterung für die Zensur . . .

Ich werde die Briefe nach Eingang beantworten, sie aber immer an die Gattin nach Hindelang senden, die sie dann weiter leitet. Die Adressaten werden nichts dagegen haben, daß Ilse alle Briefe liest, ohne Genehmigung von Fall zu Fall, tun doch, weiß ich wieviel, Zensoren das Gleiche, ganz fremde Menschen, unweigerlich.

Ilse bitte ich, allen in Frage Kommenden einzuprägen, was an Vorschriften zu beachten ist: nichts Politisches, keine wörtlichen Abschriften aus Briefen Dritter usw. usf.

Daß ich mich zu einem „großen Briefschreiber" entwickelt haben soll, stilistisch, „literarisch", tat mir selber wohl zu lesen — auch als bescheiden verschrieene Menschen haben irgendwo ihren Packen Eitelkeit. Aber wieso und warum ist mir jedoch rätselhaft *, und dieses Lob höchst unerwartet . . .

* In jenen Tagen war das Briefbuch „England-Nürnberg-Spandau" erschienen; ich konnte darüber nur Andeutungen nach Spandau mitteilen.

7. 12. 1952

Wenn es gelegentlich etwas elegisch in meinen Briefen schimmert, nehmt's nicht zu tragisch. So was kommt und geht in langer Gefangenschaft, das gehört dazu.

28. 12. 1952

Am Weihnachtstag las ich zuerst im „Grünen Heinrich" (Urfassung), beginnend mit der Fahrt auf der Limmat durch das alte Zürich, bald darauf die berühmte Charakterisierung Münchens, im modernen Auf- und Zublendespiel des Films.

Dann kam unser Schallplattenkonzert: ein Tedeum von Bruckner, das mir weniger lag; anschließend die Siebente von Schubert, dirigiert von Furtwängler; z. T. in einem ausgeprägtem Rhythmus, den ich so sehr liebe, geradezu zum Tanze reizend — aber keine Angst: ich habe nicht getanzt (Lacher).

Nur zu schön, durch die Kontrastwirkung besonders ergreifend, obwohl heiter. Zum Schluß Festouvertüre von Brahms. Das Volkslied „Ich hab mich ergeben mit Herz und mit Hand ..." klingt darin an!

4. 3. 1953

Heute nachmittag hatten wir österliches Plattenkonzert. Eine Haydn-Symphonie, ein Schubert-Quartett, Mozarts Jagdquartett. Die Symphonie — ich weiß nicht, wie sie heißt, doch ist sie mir sehr vertraut — durchdrang den um Seele und Herz gelegten Panzer, wie Weltraumstrahlen selbst dicke Bleiwände; hätte ich gekonnt, ich wäre davongerannt. Doch es war gesorgt, daß es mich nicht überwältigte: Verkehrsflugzeuge grölten immer wieder dazwischen, lösten befreiende Empörung — bei mir altem Flieger! — über diese Rücksichtslosigkeit aus.

13. 12. 1953

Was Du mir Heiteres von dem „flugsüchtigen“ Flieger schreibst, ist leider zensurlich abhanden gekommen *. Na, ein berühmtes Goethe-Zitat brachte mich schnell darüber hinweg, aber ich hüte mich, es hier anzuführen ...

12. 5. 1954

Leider müßt Ihr Euch heute mit einem kürzeren Brief begnügen. Angeregt durch Dein Lesen des Lindbergh-Buches ** und durch Fragen, die Du hinsichtlich meiner eigenen damaligen Ozeanflugabsichten in der Ost-West-Richtung stelltest, schrieb ich ergänzend einiges, das Euch unbekannt sein dürfte. Aber leider war die Zensur aus irgend einem Grunde nicht einverstanden, daß ich diese alten Erinnerungen auskramte.

25. 4. 1954

Meine Liebe,

ein Wunder geschah gestern: gleich zwei Briefsendungen auf einmal kamen — und welch nette Briefe! Grad das Rechte für morgen ***.

---

* Ich teilte eine Zeitungsnachricht mit, nach der ein englischer Kriegsflieger wegen vierfacher Bigamie angeklagt war und sich mit folgenden Argumenten verteidigte: erstens — nicht er habe die Frauen, sondern sie hätten ihn heiraten wollen; zweitens — er sei mit der Verteidigung seines Vaterlandes viel zu beschäftigt gewesen, um in seinem Privatleben Ordnung halten zu können. Der britische Richter, der den Fall zu entscheiden hatte, verschloß sich diesem Vorbringen nicht und sprach den tapferen Flieger frei.

** Mein Mann beabsichtigte nach dem Gelingen der Lindberghschen Ozeanüberquerung einen Gegenflug Ost-West von Europa nach Amerika durchzuführen. Vgl. dazu auch die kurzen Hinweise im Brief vom 25. März 1943 mit Fußnote Seite 97.

*** Am 26. April 1954 beging mein Mann seinen 60. Geburtstag.

Dieser Tag kann schon einige Heiterkeit brauchen als Ausgleich: erstens das Wie und Wo und zweitens die Tatsache des halben Dutzends Dezennien, mit der man sich abfinden muß — es gibt Erfreulicheres!

Ilse Hess an R. H. Gailenberg, 2. 11. 1954

Ein sehr nettes Erlebnis hatte ich: zu einer Geburtstagsfeier Sechzigjähriger war ich eingeladen; auch ein im April geborener „Sechziger" wurde nachgeholt (Lacher!). Da war vielleicht eine Gesellschaft beieinander, lauter eingeborene Urallgäuer! Das Fest fand in einem großen Bauernzimmer statt, fern von Hindelang im hintersten und entlegensten Allgäu. Es war wunderbar, dem Humor, dem Gefühl und dem Geist gleichermaßen zuträglich — unglaubliche Gschichtln wurden erzählt aus Kriegs- und Lagerzeiten...

Spandau, 14. 11. 1954

Eine seltene Freude war mir, was Du von der Geburtstagsfeier der Sechziger berichtet hast — Freude, bei der man durch verschleierte Augen lacht.

Macht gut weiter, ob's herbstlich schleiert, sonnt oder düstert...

der Deine

Ilse Hess an R. H. Gailenberg, 2. 11. 1954

... Du hast mir mit Deinen zwei Bitten, der harten Zahnbürste und dem Gummibändel, eine wirklich ganz große Freude gemacht! Seitdem wir Dir keine Bücher mehr schicken dürfen, konnte ich Dir doch nie etwas senden, und so ist es, so lächerlich es klingen mag, eine Freude!

Spandau, 14. 11. 1954

Dank für Zahnbürste und Gummiband. Wenn ich Dir mit dieser Bitte eine „ganz große Freude" bereitete, so

läßt sich die diesbezügliche Bescheidenheit wirklich nicht mehr überbieten. Aber ich versteh schon, was Du meinst...

25. 12. 1954

Meine Liebe,

noch vor Deinem Brief kam so eine Art Weihnachtsmann — früher habe ich ihn mir anders vorgestellt! (Lacher) — und brachte mir die schöne Seife * als Überraschung mitsamt der Tannenzweigumhüllung. Gleich zwei Stück an der Zahl, so daß ich sie als „Christkindl" von Frau und Sohn nahm. Nun duftet meine ganze „Stube" herrlich nach Lavendel. Diesen „spezifischen Geruch", den vorerst die Behausung annimmt, wird mit letzterer sicher längst nicht mehr in Ideenverbindung stehen, wenn ich einmal fern dieses und ähnlicher Örter sein sollte — so hoffe ich wenigstens, weil ich sonst Lavendel nicht mehr „riechen" könnte (Lacher).

Ähnlich erging es unserer guten Mutter: ihre Neigung zur Seekrankheit wurde noch erhöht durch den „spezifischen Geruch" an Bord des Dampfers, der sich mit Magenumstülpen assoziierte. Sie verfiel daher auf den Gedanken, wenigstens in ihrer Kabine die Luft von Grund auf zu verändern und zwar gleich in eine ihrer Nase besonders sympathische, in die des deutschen Waldes. Sie ließ sich daher durch Vater Rülberg, den deutschen Apotheker und stets hilfsbereiten „Mädchen für alles" in Alexandrien, eine große Flasche Maiblumen- und eine noch viel größere Flasche Fichtennadel-„Odeur" besorgen, mit dem sie ihr Heim auf dem Schiff besprengte wie ein Priester einen vom Teufel bedrohten Ort mit Weihwasser. Und tatsächlich, wenn man die Augen schloß, die Ohren aus- und die Phantasie einschaltete, konnte man meinen, mitten

* Seife gehört zu den wenigen Gegenständen, die den Spandauer Gefangenen von den Angehörigen gesandt werden dürfen.

im Fichtelgebirge Ozon zu schlürfen. Nur blieb es leider nicht dabei: das Schiff ließ sich durch diese Illusion nicht abhalten, wild zu rollen und zu stampfen, und so wurde der Armen trotz allem jämmerlich schlecht, tagelang lag sie inmitten ihrer „Waldluft", sehnte das Ende ihrer Qualen herbei — wenn nicht anders durch Untergang der braven „Schleswig". Als dann aber glücklich alles vorüber war, und sie in Reicholdsgrün sich nun des wirklichen Waldes erfreuen wollte, kam das schreckliche Nachspiel: der Fichtenduft assoziierte sich mit der Seekrankheit, ihr grauste davor, und es fehlte nicht viel, daß sie mitten im Waldweben, im Traum ihrer Träume, Neptun opferte (Lacher).

Was ich vermutlich tun werde, wenn die Spandau-Lavendel-Erinnerung dereinst nicht völlig ausgelöscht ist, kann ich Euch leider nicht vorher verraten (Lacher). Das schließt aber nicht aus, daß im Augenblick das süßherbe Gelavendel um mich ganz herrlich ist und ich die Spender preise.

16. 1. 1955

Meine Liebe,

Deinen Brief vom 8. erhielt ich, der diesmalige blieb aus.

Das ahnte ich freilich nicht, daß die duftende Seife noch von anderen weihnachtlichen Herrlichkeiten umrahmt war. Das liebe Gedenken, das Bemühen wenigstens etwas dem Fest gemäßes zu tun, hat mich ebenso erfreut, als ob ich die Sachen erhalten hätte; im übrigen aber habt Ihr viel bessere Verwendung dafür als ich: mir täte es nur leid, Kölnisch Wasser hier zu verschwenden und die Stimmung die rote Kerzen auslösen können, fliehe ich!

22. 5. 1955

Liebe,

Für heute nur die Antwort auf Deine Frage: Ihr scheint mir auf irgend ein Zeitungsentlein hereingefallen zu sein. Solltet Ihr es noch nicht wissen (Lacher): nicht alles, was

in der Zeitung steht, ist unbedingt wahr*. Es kann gar keine Rede davon sein, daß ich „das Rennen aufgeben" wollte! Richtig ist, daß es mir eine Zeit lang gesundheitlich

* Am 26. April 1955 berichtete die amerikanische Nachrichtenagentur „Associated Press" aus Spandau, mein Mann habe einen Selbstmordversuch durch Einnehmen von Gift unternommen. Als diese Behauptung von der Spandauer Gefängnisleitung dementiert wurde, meldete das gleiche Nachrichtenbüro wenige Tage später, mein Mann befinde sich „nach unbestätigten Berichten" im Hungerstreik. Eine Anfrage, die ich durch Rechtsanwalt Dr. Alfred Seidl an die Spandauer Gefängnisleitung richten ließ, blieb unbeantwortet, aber als ich in meinem Brief vom 2. Mai — die beunruhigenden Nachrichten andeutend — davon sprach: „ich glaube einfach nicht, daß Du derjenige bist, der vor dem Ende des Rennens aufgibt" erhielt ich den oben wiedergegebenen klarstellenden Brief.

Die unzutreffenden Nachrichten über den angeblichen „Selbstmordversuch" haben in der Welt beträchtliches Aufsehen erregt und die Aufmerksamkeit auf Spandau gelenkt. So sandten mir Freunde aus den USA die in Millionenauflage erscheinende „Chicago Daily News", Ausgabe vom 27. 4. 1955, in der das „Ereignis" als die wichtigste Nachricht des Tages mit achtspaltiger Riesenüberschrift auf der ersten Seite gemeldet wird. Am 4. Mai veröffentlichte diese Zeitung dazu den folgenden lesenswerten Kommentar:

SPANDAU UND HOLLYWOOD

Vor einigen Tagen wurden zwei Selbstmordversuche in den Zeitungen gemeldet. Der eine betraf eine Hollywood-Schauspielerin, die, nach dem Bericht, 3500 Dollar pro Woche verdiente; gleichwohl fand sie das Leben unerträglich. Den andern unternahm Rudolf Hess, der einst zum Nachfolger Hitlers bestimmt war, und das achte Jahr seiner lebenslänglichen Verurteilung als verurteilter Kriegsverbrecher im Spandauer Gefängnis, Berlin, vollendet.

Überflüssig zu sagen, daß alle Sympathieen der Schauspielerin vorbehalten blieben, obwohl die Härten eines Lebens als freies Individuum in Hollywood vermutlich nicht so belastend sind, wie die, die von einem politischen Gefangenen, der auf Lebenszeit in einem Verließ eingekerkert ist, erduldet werden. Die Schauspielerin hatte zu Schlaftabletten gegriffen, die nicht allzu widerlich sind, Hess war gezwungen, Insektenvertilgungsmittel zu schlucken.

Der Tagesablauf in Spandau ist schon oft in allen Einzelheiten beschrieben worden. Ein Bericht stammt von F. J. P. Veale, dem englischen Autor von „Der Barbarei entgegen". Hess ist einer der sieben nicht mehr allzu jungen Deutschen, die zu dieser Gefängnishaft durch den Nürnberger Kriegsverbrecherprozeß verurteilt wurden, in dem von den Siegern ein Gesetz

weniger gut ging; ich hatte keinen Appetit, aß nur sehr wenig (gelegentlich fasten tut dem Körper bekanntlich nur gut, er wird schon wissen, warum ihm Nahrung zuwider ist!), ich nahm entsprechend ab. Inzwischen esse ich wieder mit Appetit und nehme auch wieder zu. Ihr könnt also ganz beruhigt sein. ...

der Deine

29. 5. 1955

Soeben hörte ich wieder ein Schallplattenkonzert. Dazwischen war ein Teil der unsagbar herrlichen „Missa solemnis". Das schönste Instrument ist und bleibt doch die menschliche Stimme — das wandelbarste und anpassungsfähigste zugleich.

Mit herzlichem Gruß wie immer

der Eure

---

aus dem Ärmel geschüttelt wurde, um auf lange zurückliegende Taten und Geschehnisse angewandt zu werden. Die siegreichen Nationen sprachen sich selbst die nötige Autorität zu, um den Angeklagten den Prozeß zu machen.

Ein ungeheuerer Stacheldrahtzaun umgibt Spandau. Er steht unter elektrischer Hochspannung und wird nachts durch Scheinwerfer beleuchtet. Maschinengewehre beherrschen jeden Zollbreit. Alle 15 Minuten wird ein Lichtstrahl auf die Gesichter der in ihren Zellen Schlaf suchenden Gefangenen gerichtet, damit sie ja nicht etwa versuchen, durch das Schlüsselloch der schwer verbarrikadierten Zelle zu entkommen.

Die Bewachung der Gefangenen wechselt in monatlichem Turnus zwischen Engländern, Franzosen, Amerikanern und Russen ab. Die sowjetische Handhabung ist so geartet, daß sich der normale Alpdruck dem Wahnsinn nähert. Unter anderem werden die Nahrungsmittelrationen so herabgesetzt, daß sie zur Erhaltung des Lebens nicht ausreichen. Der nächsten Bewachungsmacht fällt die Aufgabe zu, die völlig gebrochenen Männer wieder zu soviel Gesundheit zurückzupflegen, daß sie wenigstens wieder etwas Wahrnehmungsvermögen für ihre höllische Situation bekommen.

Ein amerikanischer Augenspezialist, Dr. Gordon Q. Vancil, der im November 1949 die Gefangenen betreuen durfte, ließ sich die Bemerkung entschlüpfen: „Was ich denke, kann ich in fünf Worten ausdrücken: Ich würde lieber tot sein".

ERINNERUNGEN

An den Bruder   Spandau, 14. 3. 1954

Lieber Alfred!

Des bemerkenswerten Tages Deiner Geburt entsinne ich mich noch genau, da ich nicht ausquartiert war wie elf Jahre später bei Schwesterleins Erscheinen.

Ich war dazu ausersehen, dem Vater die Freudenbotschaft durch die Schlafzimmertür zuzurufen: „Papa, ich hab ein Brüderchen bekommen!" Was er mit tiefer, schlaftrunkener Stimme mit „ach, ist ja nicht wahr!" beantwortete. Denn erstaunlicherweise verschlief er bei seinem gesegneten Schlaf das ganze Ereignis!

Mutter, in einem anderen Zimmer liegend, hatte sehr vernünftig auf die hierbei völlig unnütze Gegenwart des Papas verzichtet und sich wahrscheinlich bemüht, ihn ja nicht zu wecken. Er würde sich ja doch nur aufgeregt haben.

Natürlich wurde ich an Deine Wiege geführt — eigentlich war es ein Korbwägelchen mit einem über dem Kopf aufklappbaren rosaseiden bespannten Bogendach. Doch dieses Gedicht von Behausung samt Inhalt interessierte mich wenig, weil all meine Aufmerksamkeit abgezogen wurde durch das, was der liebe Klapperstorch weit vorausschauend für den großen Bruder mit herangeschleppt hatte: eine Kanone mit mehreren Pferdepaaren davorgespannt, aus gepreßtem Blech, doch plastisch, die Gäule dickbäuchig, in braunem Lack erglänzend — es war herrlich — viel herrlicher als Du, der Du mir nicht einmal

einen Anstandsapplaus bei Deinem ersten Auftreten abgerungen hast!

Wenige Wochen darauf wurde Dir bereits eine Seereise zugemutet, auf der „Semiramis". Aber es war gar keine Zumutung, das dauernde Geschaukeltwerden behagte Dir sehr, und Du vermerktest es ziemlich böse, daß es mit dem Verlassen des Schiffes aufhörte — einer der ersten Hinweise auf die Unvollkommenheit und Bosheit dieser neuen Welt.

Wir landeten in Triest, und hier war die Welt — für mich jedenfalls — gar nicht unvollkommen, im Gegenteil! Was gab es da für wundervolles Gefrorenes aller Farben und Geschmäcker, kleine Türmchen in Gläsern! Diese „Gelata" und Triest sind mir ein unzertrennlicher Begriff geblieben.

Die Reise endete vorerst in Gnadenwald in Tirol, ein Ort dadurch bemerkenswert, daß Du dort getauft wurdest — denn wir sind ja keine Heidenkinder! Von der Taufe ist mir wieder nur erinnerlich — ich muß zugeben, damals war ich etwas egozentrisch und materialistisch eingestellt — daß ich Störche aus Schokolade zur Feier des Tages bekam, und der Lausbub von Vetter Reinhold sie mir kleinem Kerl „spaßeshalber" wegnahm, um sie selbst zu vertilgen; ebenso wie er das schöne, vom Vater mir geschnitzte Schwert an sich riß, um sich an meinem Jammer zu weiden. All sein schönes Klavierspiel später vermochte diese Schandtaten nicht aus meinem Gedächtnis zu merzen. So fällt ein tiefer Schatten auf das schöne Fest Deiner Taufe, wenn ich es vor dem inneren Auge auftauchen lasse.

30. 5. 1954

Was sahen wir doch alles von der Welt, ich muß fast sagen: beginnend als Wickelkind! Denn da bereits fing

für uns das Globetrotten an und wiederholte sich alle anderthalb Jahre, übers Meer und durch halb Europa. Dazwischen aber, wenn wir seßhaft waren, lebten wir bereits in einer Umgebung, die für die meisten Menschen der deutschen Heimat wie ein Märchen schien und für viele den sehnsuchtsvollen Wunsch umschloß, sie nur einmal in ihrem Leben zu sehen.

Dort waren wir zu Hause, wie man eben irgendwo zu Hause ist, Tag für Tag und Jahr für Jahr. Schon das Allernächste um uns war ein kleines Paradies: ein Paradies von Garten, aufgeschossen innerhalb eines halben Jahrzehnts aus fast vegetationslosem Sandboden zu geradezu tropischer Üppigkeit, Sommers und Winters voller Blumen in unvorstellbarer Pracht. Und voller Düfte! Wenn die zahllosen großen Baumgruppen des Pittosporums blühten — wie beschneit sahen sie dann aus — wer es nicht gewohnt war, bekam Kopfschmerz, so betäubend duftete es. Allenthalben dem Nordländer unbekannte oder nur namentlich bekannte Pflanzen: Lotos, Papyrus, Königin der Nacht, Passionsblume — nebenher die herrlichsten Rosen und Veilchen und was es sonst alles im Norden gibt, doch viel schöner noch — die wundervolle Bouguainvillea, die „Tochter des Konsuls" (wie sie die Araber eigenartiger Weise nennen) mit ihren tellergroßen knallroten Blüten, Gummibäume, Pfefferbäume.

Der Naturforscher und Afrikareisende Professor Schweinfurt — ich glaube ein Balte — besuchte uns, so oft er in Ägypten war, so anziehend war ihm manches Gewächs im Garten. Aus dem Bambus schnitten wir uns Lanzen, Zuckerrohr kauten wir, Feigen und Bananen pflückten wir, wie in Deutschland die Kinder Äpfel und Birnen. Dazu die eigenartigen, gerade für Kinder so eindrucksvollen Tiere: Chamäleons, fast alle Farben annehmend, wenn man sie ärgerte — und selbstredend taten wir das liebend

gern! — bekamen sie noch obendrein schwarze Flecken, ihre Zunge konnten sie so lang wie sich selbst machen, um ihre Fliegenopfer zu angeln. Die grotesken Gottesanbeterinnen, die einem im Traum erscheinen können; Skorpione gehörten zu den fast täglichen Erscheinungen; selbst eine Kobra — der Biß ist bekanntlich innerhalb Minuten tödlich! — schlängelte sich einmal zum begreiflichen Entsetzen der Eltern aus einem von uns alles durchstöbernden Knaben oft bekrochenen Gebüsch. Der am Gartentor die Nachtwache haltende Araber erschlug sie mit seinem großen Stock, dem traditionellen Zeichen seiner Würde; dann war sie uns in Spiritus eine dauernde Mahnung zur Vorsicht beim Aufsuchen von Räuberhöhlen oder Indianerwigwams.

Jenseits der Gartenmauer aber umschloß uns die Wüste, echte Wüste, mit allem ihrem Zauber schon gar bei Nacht unter dem südlichblitzenden Sternenhimmel oder im Mondschein. Als Haus und Garten entstanden und noch Jahre danach war es ganz einsam hier. Kaum ein menschliches Wesen weit und breit, nur da und dort ein schwarzbraunes niedriges Zelt mit Beduinen, die Männer mit dicken weißen Wolldecken malerisch umwickelt, die Frauen schwarz verschleiert, über der Nase ein goldenes Rohr, die Kinder nackt. Die Stille wurde dann und wann durch bellende Hunde unterbrochen, ein Schakal heulte, ein Esel schrie sein I-A aus einer unendlich scheinenden Ferne. Schweigend in schwankendem Paßgang zogen Kamele ihres Wegs, schwerfällig trotteten schwarze Büffel mit riesigen Hörnern. Weithin hoben sich Palmen ab, da und dort, weit weg, Araberdörfer, von deren Minarett der Muezzin seinen Gebetsruf eintönig in den Abend sang ...

Im Westen die Stadt: in ihren arabischen Bazargassen hockten die Handwerker auf kleinen Podien vor ihren offenen Läden, mit Händen und Füßen arbeiteten sie

nach jahrtausendealter Technik, rauchten Nargilehs, priesen ihre Ware an: Lebensmittelhändler loben ihre fliegenübersäten Herrlichkeiten und eine schwatzende, gestikulierende Menge schiebt und drängt sich dazwischen; buntbestickte „Seisse“ bahnen ihren Herren den Weg unter dem lauten Geschrei „Hab acht auf Deine Füße!“; ein nicht abbrechendes Stimmengewirr und alle Wohlgerüche Arabiens schweben über dem Grundduft heißen Hammelfettes. Alles wie einst zur Zeit der Kalifen von Bagdad, unverändert: die Kultur der Wirklichkeit gewordenen Erzählungen aus „Tausend und einer Nacht“.

Aber auch auf die Altertumskultur der Ptolomäer wurden wir alle Augenblicke gestoßen, selbst im eigenen Garten, wenn beim Graben der Gärtner oder wir kleinen Lauser mit unseren Kinderschaufeln ein tönernes Öllämpchen oder eine Phiole aus buntschillerndem Glase fanden.

Im Norden des Hauses weitete sich ein gegen das Übrige sich völlig abhebendes Bild: hier dehnte sich vor allen Fenstern das Mittelmeer im ewigen Wechsel der Stimmung, von der bewegungslosen, in der Sonnenglut glitzernden, bläulich-grauen Wasserfläche über das dunkelblaue oder dunkelgrüne gleichförmige Wellenspiel im sanften Winde bis zu den schaumgekrönten, an den Felsen hochzischenden gelben Brechern der winterlichen Stürme. Stadtwärts streifte der Blick über die ins Wasser versinkenden Reste des altertümlichen Hafens, über die Insel Pharos, auf der einst das Weltwunder des Leuchtturmes stand. Von der Insel Pharos sprang Cäsar unrühmlich in die Fluten des Mittelmeeres, um sich vor dem Massenansturm ägyptischer Gegner schwimmend zu retten, nachdem er über den schönen Augen der Kleopatra alle Vorsicht vergessen hatte.

Und der Strand! Was bedeutet doch ein unberührter Meeresstrand vor dem Haus für Kinder!

So sah es aus, wo wir Buben aufwuchsen, so war unser Alltag. Dazwischen aber kam die „Abwechslung“, die Reise nach der anderen, der deutschen Heimat. Wohl war die Fahrt über das Mittelmeer immer von Neuem herrlich, aber doch, da sie alle anderthalb Jahre zweimal regelmäßig stattfand, etwas Gewohntes. Kreta tauchte auf und verschwand, Brindisi wurde angelaufen, in Triest verließen wir den Dampfer. Mit Triest steigt mir stets „Miramare“ mit seinem Park direkt an der Adria wie ein Traum, schön und zauberhaft, auf.

Dann nach Tirol an den schäumenden Wassern der Etsch entlang — welch ein Gegensatz zu Ägypten, diese Dolomitberge, kühlen Wälder, grünen Matten! Bis wir endlich in den Hauptbahnhof des lieben München einliefen und bald danach in der fränkischen Heimat endgültig landeten. Oder der Weg ging durch die Straße von Messina — der Ätna zeigte sein Schneehaupt — nach Neapel. Dort blieb das Schiff einen Tag liegen: unvergeßlich das Aquarium mit seinen Meereswundern im grünlichen Dämmerlicht; abends erklangen aus lampionerleuchteten Barken rings um das Schiff mandolinenbegleitet die leicht hinschwebenden italienischen Naturstimmen des „bel canto“: „Santa Lucia“ — „oh bella Napoli“ — „Margeritta“, (dieses ins Deutsche übersetzte „Mädchen ohne gleichen“ verstand ich als dreijähriger Knirps falsch und sang daheim in meiner Begeisterung über den bel canto fröhlich „Mädchen ohne Kleidchen“!). Meeresleuchten — hinter den Booten schäumte es golden von jedem Steuer, von jedem Ruder troff Gold; dahinter die Lichter der Stadt, darüber der Vesuv, sein Rauchpilz in kurzen Abständen erglühend.

Das geschichtsreiche Genua, Geburtsstätte des Columbus — ich ahnte nicht, daß es mir viele, viele Jahre später beinah gelungen wäre, seinen Weg als erster in der Luft

nachzuziehen —, bei Sonnenuntergang ein unvergeßlicher Blick über die Stadt und den Hafen von einer Höhe weit darüber.

Damit waren wir wieder einmal als Europäer in Europa! In Mailand wurde der Dom bestiegen, drinnen die mir noch lange hinterher Grauen einflößende, realistisch rot gefärbte Marmorskulptur eines Heiligen, der die ihm abgezogene Haut über dem Arm gehängt trägt wie einer seinen Mantel.

Wie genau entsinne ich mich noch des Frühstückstisches im Freien im Garten eines Bozner Hotels mit dem Blick auf den Rosengarten, aber auch der frischen Milch, der Butter und Brötchen — ein erfüllter ägyptischer Traum! — auf dem Tisch. Oft blieben wir fürs erste in Tirol, einmal auch in Berchtesgaden — das heimatliche Haus im fernen Fichtelgebirge war damals noch nicht gebaut.

An den Sohn 15. 2. 1953

Triest ist der Geburtsort Deines Großvaters Hess. Sein Vater, also Dein Urgroßvater, Sohn eines Schuhmachermeisters in Wunsiedel, war, da es ihm zu eng daheim wurde, die Werkstatt ohnehin ein Bruder übernahm, losgezogen und über die Alpen gewandert. In Triest nahm er Anstellung in der Firma Bühler, verliebte sich prompt in das Töchterlein des Chefs, eines Schweizers, heiratete es und fuhr 1866 mit seiner Frau, den inzwischen zur Welt gekommenen zwei Töchtern und dem zweijährigen Fritz nach Alexandrien, wo er das Einfuhrhaus Hess & Co. gründete, das später eben dieser Fritz, Dein Großvater, übernahm, und das ich fortgeführt hätte, wenn nicht alles anders gekommen wäre . . .

In Triest war ich — sieben Jahre alt — zum ersten Mal im Zirkus. Zirkus Barnum — der später mit Mann und

Leu im Atlantik versank, — gastierte dort, als wir 1901 durchreisten. Die große Nummer war eine Wasserpantomime — mir unvergeßlich der zur Kugel aufgeblasene Mann, der in die Fluten gerollt wurde und von selbst schwamm! Während die Manege voll lief, wurde die unerhörte neueste Sensation gezeigt: bewegliche Photographie, genannt Kinematograph! Das kannst Du Dir nicht vorstellen, was das damals war, der Du in die Zeit höchster Vollendung dieser Erfindung hineingeboren bist! Unter fürchterlichem Gerassel und Geratter wurde an eine weiße Leinwand ein gräuliches, entsetzlich flimmerndes und zitterndes „Bild" geworfen (gräulich, weil die Lichtquelle noch zu schwach war). Man konnte es kaum Bild nennen, nur mit viel Anstrengung und Phantasie vermochte man zu erraten, was da zu sehen war; vorsichtshalber erschienen immer wieder Schriftprojektionen, die einem sagten, was gezeigt wurde: in diesem Falle angeblich „Aufnahmen aus dem Burenkrieg". Das Gewackele und Gezittere war so stark, weil eine wichtige Teilerfindung noch nicht gemacht war: die vor dem Lichtstrahl rotierenden Kreissektoren, die fortgesetzt in dem Bruchteil einer Sekunde, in dem das Filmbildchen weitergerückt wird, verdunkeln, und den Strahl freigeben, solange er still steht, normalerweise pro Sekunde zwanzig bis dreißig Mal, bei Zeitlupenaufnahmen an die hundert Mal und noch viel mehr. Damals war das Bild dauernd von blitzenden Sternen übersät, der ganze Streifen blendete dazwischen: Beschädigungen im Film, der bei dem Mechanismus schon beim ersten Ablaufen und mit jeder Vorführung mehr ramponiert wurde. Aber solche Babystadien müssen die meisten Erfindungen durchmachen.

2. 5. 1954

Wenn ich an Ägypten, meine zweite Heimat, zurückdenke, dann nicht zuletzt an die Menschen dort, womit

ich die Araber meine. Die Gebildeteren unter ihnen sind Träger einer alten Kultur, verbunden mit vornehmer Lebensart, von imponierender Ruhe, bezwingender Höflichkeit. Man darf sich nur nicht irreführen lassen durch die Masse der Unerzogenen, ewig Fluchenden, beim kleinsten Anlaß gräßlich Schimpfenden.

Nie werde ich den Lehrer vergessen, der uns Brüdern arabischen Sprachunterricht gab: Abd-el-aziz Effendi. Gepflegt, unauffällig, gediegen europäisch gekleidet, selbstverständlich aber der Sitte gemäß auch im Zimmer den Fez auf dem Kopf, von Beruf ein mittlerer Beamter, der nebenbei gelegentlich Privatunterricht erteilte, ein feiner, lieber, älterer Herr, immer ausgeglichen heiteren Wesens. Auch arabisch Schreiben lehrte er uns, was eine Kunst für sich ist — mit ihren ornamentalen Buchstaben so schön, daß die Schrift ja direkt als Zierelement verwandt wird, in Teppiche gewoben, auf metallgetriebene kunstgewerbliche Gegenstände gestichelt, als Einlegearbeit auf Möbeln.

Der Höhepunkt des Unterrichts war immer, wenn er zum Schluß, als Lohn für seine fleißigen kleinen Schüler mit „Es war einmal“ anhebend, ein arabisches Geschichtchen oder ein Märchen erzählte. Und tat er es einmal wirklich nicht von selbst, so ließen wir ihm keine Ruhe, bis er schmunzelnd begann. Freilich, arabische Sprache wie Orthographie sind ziemlich schwierig. Ich hab' es daher auch leider in dem einen Jahr — dann kam ich nach Godesberg — nicht sehr weit gebracht und inzwischen das Meiste wieder vergessen. Aber was mir blieb, ist eine liebe Erinnerung; daß ich vertraut wurde mit der Art des vornehmen Arabers ist mir wertvoll für das ganze Leben.

11. 6. 1954

Bei unseren Heimreisen von Ägypten nach Deutschland fuhren wir manchmal über Marseille. Auf dieser Route

passierten wir hinter Messina den Stromboli, eigentlich nur ein aus dem Meer ragender, immer tätiger Vulkankegel, von der armen Mutter sehr gefürchtet, weil die Seebeben seiner Umgebung das Schiff in ganz besonders heftige Bewegung versetzten. Im Gegensatz dazu unser Vater, der Glückliche, der überhaupt nie seekrank wurde!

Durch die Straße von Bonifacio fuhr die brave „Schleswig" zwischen Korsika und Sardinien dahin. So ist die Geburtsinsel Napoleons mir zu einem Stück lebendiger Geschichtserinnerung geworden — neben der Pompejus-Säule in Alexandrien, die auch einen napoleonischen Hauch für mich erhielt, da der Korse behauptungsweise auf ihrer Plattform in schwindelnder Höhe zu frühstücken beliebt haben sollte — ausgerechnet! Wie er hinaufgekommen sei, wurde vorsichtiger Weise nicht untersucht.

In Marseille, diesem halbafrikanischen großen Hafen, dem Tor für Tunis und Algier, nahm uns Frankreich auf; auch hier tauchte für uns Jungens ein Stück Altertumsgeschichte auf: Marseille war bereits lange vor Hannibals Zeit römischer Stützpunkt. Der mächtigen Rhône entlang strebten wir über Lyon der Schweiz zu. Deren Gletscherriesen wirkten nach dem brett-ebenen Ägypten noch imposanter als sonst schon. Bei Basel, oder nach Überquerung des Bodensees bei Lindau, fühlten wir uns wieder daheim, diesmal in Deutschland. Bis es in umgekehrter Richtung wieder nach Ägypten ging mit mancher kleinen Variante. Einmal unterbrachen wir für eine Woche in Nervi. Die italienische Riviera dort gehört zu meinen ganz starken Eindrücken: die Farben, das gegen die schroffe Felsenküste brandende Meer, die typische Landschaft mit ihren Pinien und Zypressen, die Sonnenuntergänge, die ganze eigenartige Stimmung. Im Park unseres Quartiers strotzten die Bäume von Orangen, richtigen reifen Goldoran-

gen, von denen Mignon sang, und die wir pflückten und aßen, bis wir krank wurden.

Eine Reise war herrlicher als die andere — was haben wir alles gesehen! —, und soooo selbstverständlich! Was gäbe ich heute darum, um eine solche Fahrt!

4. 7. 1954

Eine Jugenderinnerung ist wieder aufgetaucht: ich glaube im Mai 1905 war es, daß in Ägypten die Sonne sich gräßlich verfinsterte, total, wenn sie auch in Alexandrien ein klein wenig hinter dem Mond hervorlugte. G r ä ß l i c h verfinsterte, sage ich, denn es ist doch eine ganz unheimliche Stimmung, die über die Natur kommt, mit dem bleiernen „blauen“ Himmel, dem fröstelnden Hauch, der wie aus einer Grabesgruft weht, dem verschüchterten Schweigen der Vögel, die irgendwo hocken, auch größeres Getier, wie die Hunde, traut dem Frieden nicht — kein Wunder, wenn selbst der Mensch sich irgendwie bedrückt fühlt; alles atmet auf, wenn es vorbei ist. Begreiflich, daß sagenhaften Berichten über großes düsteres Geschehen — wie den Kreuzestod Christi — so oft beigefügt wird, die Sonne habe sich verfinstert, damit das Ungeheuerliche kennzeichnend und die Stimmung andeutend, die dazu gehört.

In Ägypten wurde die Stille der Natur freilich gebrochen, aber in einer Weise, die das Atembeklemmende, das auf einem lastete, noch steigerte: Beduinen und Araber vollführten einen entsetzlichen Lärm, dumpf trommelnd, auf Blechgefäße schlagend, sangen sie monoton Beschwörungsformeln, um die Bestie zu verscheuchen, die die liebe Sonne fressen wollte. Ihre Priester hatten es ihnen vorausgesagt, womit diese ihre prophetische Gabe wieder einmal unter Beweis gestellt hatten — für Ansehen und Einfluß ist so etwas immer gut! Ob es heute noch verfangen würde? Zu-

mindest in der Nähe der großen Städte bezweifle ich es; aber der Lärm mag noch immer gemacht werden aus Freude daran und aus alter Tradition.

25. 7. 1954

... Besucht nur ja den „Rigoletto“ auf der Kemptener Freilichtbühne. In kleinerem Rahmen mit angemessenem Stimmvolumen und ausreichendem Orchester kann eine Oper im Freien sehr reizvoll sein — in kleinerem Rahmen als der Lohengrin-Akt, den wir einst gemeinsam im Stadion in Rom* hörten; selbst über Lautsprecher verloren sich die Stimmen im großen Raum und die Figürchen blieben selbst im Fernstecher nur Figürchen — das war nichts!

Um so schöner war dann die Szenerie in der Villa Madama, in der wir selbst mitspielten. Wir hätten nur Renaissance-Kostüme tragen müssen, auch das Malergenie, das dieses herrliche Kleinod schuf, hätte dann seine Freude daran haben können. ...

Ob die Luisenburg-Festspiele wohl auch wieder stattfinden? Denk an sie, solltet Ihr in die Gegend kommen. Leider bin ich in späteren Jahren nie wieder dort gewesen, obwohl sie sehr Schönes und sehr in die Waldszenerie Passendes boten, wie den „Sommernachtstraum“. Nur in meiner Jugend sah ich die Urspiele, das „Losburg-Festspiel”. Es zeigte das Geschehen um die engere Heimat, wie es sich ein braver Wunsiedler Schulprofessor vorstellte, sehr wild — so im dreißigjährigen Krieg — und sehr romantisch — so als die Venediger im Fichtelgebirge Silber schürften; sogar Zauberer traten auf — ich weiß nicht mehr in welchem Zusammenhang sie hinter Flammen und Rauch verschwanden!

---

* Anläßlich von Hitlers Staatsbesuch in Rom, Mai 1938.

Und eine leibhaftige Base spielte mit, ich glaube sogar, als Königin Luise, die wir kleinen Kerlchen ob dieser schauspielerischen Fähigkeiten sehr bewunderten. Ich ahnte nicht, daß ich ein dutzend Jahre später, wenn auch nicht auf der Luisenburg, so doch im „Grünen Baum“ zu Wunsiedel meine schauspielerische Erstleistung von mir geben sollte: vom rumänischen Lungendurchschuß genesend opferte ich mich der „Wohltätigkeit“, in einen sehr leichtlebigen Studiosus namens Paul Gutbier verwandelt und auf den Brettern — „Als ich noch im Flügelkleide“ hieß das Stück — pflichtgemäß die Herzen eines Mädchenpensionates brechend. Der Eindruck wird wohl dem des viel späteren tollen Bildes, bezeichnet „Ich hab mein Herz in Heidelberg verloren“, entsprochen haben — diesem Konterfei aus meinem „Mittelalter“. Auf dieses und die „Frühzeit“ blickt nun das „Altertum“ lächelnd zurück!

Euer elegisches „Altertum“ — es lacht selbst dazu.

23. 11. 1952

Als Fünfzehnjähriger war ich in Bonn zum ersten Mal in einem Lustspiel, in Gustav Freytags „Journalisten“, worin der inzwischen zum Typus gewordene „Schmock“ vorkommt. Der alte Eichenberg zog mit dem ganzen „Deutschen Haus“ des Godesberger Pädagogiums hin, im Winter nachdem ich eingetreten war. Ich habe so gelacht, daß der gute Hausvater behauptete, er habe noch nie einen Menschen derart lachen sehen; im übrigen spräche das für mich — warum, weiß ich heute noch nicht. Aber ich kann jetzt noch so lachen, etwa über einen guten Lustspielfilm — Rühmann in einer seiner Glanzrollen — oder Gustl Waldau als österreichischen Ministerialrat im „Leinen aus Irland“. Besser gesagt: ich konnte noch vor dem Krieg so lachen, ob heute noch — ich weiß es nicht!

... Des Geraer Autobesuchs kann ich mich entsinnen (1910). Die große Sensation aber war bereits viele Jahre vorher das Vehikel mit dem der dicke Willi Weber eines Tages vor der Hofer Wohnung anratterte, eine Erscheinung noch ganz im Anfangsstil, eigentlich ein Pferdewagen ohne Deichsel, dem ein Motor — oder was man damals so nannte — und eine Steuerung, das Lenkrad senkrecht ragend, eingebaut war.

Unser Vater wollte mit der Elektrischen zum Bahnhof; vorsichtig, wie er war, setzte er sich dreiviertel Stunde vorher in Marsch, damit er den Zug ja nicht versäume. Der glückliche Besitzer des Benzinungeheuers erklärte stolz, er bringe ihn hin, in drei Minuten seien sie dort, dementsprechend bemaß er den Start. Der arme Vater wurde immer nervöser, das kraftfahrende menschliche Faß lächelte um so überlegener. Endlich gings los, mit ungeheurem Geknatter und Geknalle, in blaue Rauchwolken gehüllt, mit wenigstens fünfzehn Stundenkilometern raste diese stahlgewordene Versinnbildlichung moderner Technik in die Kurve, um die nach der Post aufsteigende Allee zu nehmen. Aber sie nahm sie nicht, dieser Berg war zu viel; auf halber Höhe blieb der Kasten hängen, rollte zurück. Neuer Anlauf — vergeblich! Noch einmal — umsonst! Nun wurde der Weg unten herum durch die Stadt genommen, und da gelang es. Als sie am Bahnhof ankamen, fuhr der Zug gerade fort. Der Vater hatte für längere Zeit genug vom Autosport.

Und entsinnst Du Dich noch, etwa in den gleichen Jahren in Ibrahimieh, des Beldran'schen Autos ähnlichen Aussehens, das auch seinen Ehrgeiz dreinsetzte, die „Höhe", auf der unser Haus stand, zu bewältigen? Jedes Mal versagte es, bis schließlich die Insassen ausstiegen und statt

gefahren zu werden, mit anschoben, fast zerfließend in der ägyptischen Mittagsglut — ja, so wurde der technische Fortschritt erkämpft!

An den Bruder 24. 11. 1954

Als eines Tages der liebe Vater feierlich die ernste Frage an mich stellte, was ich werden wolle — in dem Ton, bei dem allein uns schon das Blut zu gerinnen drohte (Lacher), da kam es mir garnicht in den Sinn, etwas anderes zu stottern als „Kaufmann". Na, davor hat das Schicksal mich bewahrt, wenn auch nicht gerade zu Gunsten des Ingenieurs oder Naturwissenschaftlers. Schon während meiner Ausbildung, so bereits auf der Neuchâteler „École Supérieure" war es, als wollte mir die lenkende Macht beibringen, daß ich für diesen Beruf nicht bestimmt sei — die Bilanz der Doppelten Buchführung blieb mir immer, wenn nicht mit sieben Siegeln, so doch mit einigen behaftet. Es interessierte mich aber auch garnicht, war mir soo gleichgültig. Anstatt zu versuchen, doch in die kaufmännische Materie einzudringen, las ich die astronomischen Werke Flammarions, was wenigstens eine gute Übung im Französischen war.

In den Hamburger Lehrjahren tat ich, was ich tun mußte, schlecht und recht, Ersteres mehr als Letzteres. Dabei habe ich doch von Natur die Neigung, etwas, mit dem ich mich befasse, ganz zu tun, ja beinahe oft zu gewissenhaft zu tun. Bei dem neuen kaufmännischen Anlauf nach dem Kriege 1919, bei meiner „umfassenden" Tätigkeit unter hohen Titeln in der „Münchener Wohnungskunst" * war es nicht anders; ich kann mir nicht denken, daß mein Chef den Eindruck hatte, in mir einen leidenschaftlichen und besonders befähigten Arbeiter für die

* Vergl. Kapitel „Rückschau" Seite 45.

Firma geworben zu haben. Na, Pleite gegangen wäre sie auch ohne mich (Lacher).

Ich war ja auch nur dort, um mir den gerade unumgänglichsten Unterhalt zu ermöglichen, im übrigen saß ich auf der Universität, und während der Stunden im „Betrieb" war ich meist mit den Gedanken auch bei den Vorlesungen. Die Konzession an den Beruf war, daß ich Volkswirtschaft als Hauptfach wählte. Das muß ich dem Kaufmännischen danken: ohne meine Verquickung mit diesem Beruf, ohne die immer noch im Hintergrund drohende „Hess & Co." wäre ich nie auf Volkswirtschaft verfallen und heute bin ich sehr froh darüber. Für den Vater aber war es tragisch, und es hat mir später für ihn oft leid getan, daß keiner seiner Söhne die geringste Begeisterung zeigte, die Firma mit ihrer so alten Tradition und ihrem Ansehen zu übernehmen — eine Firma, die er noch als Sechzigjähriger nach dem Ersten Weltkrieg in mühe- und hingebungsvoller Arbeit neu aufbaute.

Ich aber sitze nun hier und bin weder Kaufmann noch Ingenieur, noch sonst was (Lacher).

20. 9. 1953

Im letzten Kriegsfrühling 1918 mußte ich als junger Flugschüler meinen ersten Überlandflug vom Lechfeld aus machen und beschloß, meinen in Ried am Ammersee wohnenden Kusinen einen Luft-Besuch abzustatten. Da ich mich in der frisch eroberten Luft gar so wohl und sicher fühlte, stach mich der Benzin-Haber: als ich eine größere Wiese in der Nähe von Ried sah, setzte ich, ehe ich selbst mir dessen recht bewußt wurde, zur Landung an. Weil der Platz doch etwas knapp zu sein schien, schwebte ich ganz nieder an — zu nieder, ich schaffte die letzten Bäumchen einer Fichtenschonung am Wiesenrand nicht mehr; ein Krach, vor mir fliegt das abgebrochene Vor-

derteil des Luftvehikels samt dem Motor selbständig gemacht durch die Gegend und der Rest, in dem ich mich angeschnallt befinde, steht plötzlich, Schwanz nach oben, senkrecht im Gelände. Unheimliche Stille um mich her; sachte ließ ich mich zu Boden gleiten und setzte mich vorerst einmal traurig neben die Trümmer des stolzen Vogels. Die erste Bruchlandung in meinem fliegerischen Dasein hatte ich hinter, die Ergebnisse neben mir. Mein Glück war gewesen, daß solche Schulmaschinen damals den Führersitz hinten hatten, wie später die Sportmaschinen, woran Du Dich wohl von dem beachtlichen „Ausflug nach Allewind" her erinnern wirst! Hätte ich im Vordersitz gesessen, wie bei den Kriegsmaschinen sonst üblich, wäre es vorbei gewesen mit meinem weiteren abwechslungsreichen Lebenslauf, denn der Vordersitz wurde in die Erde hineingerammt. Ein „Beobachter" oder, wie er in der Fliegersprache betitelt ist: „Franz", war glücklicherweise dem beschwingten Anfänger nicht beigegeben worden. Die erste Meldung bei den Verwandten, überbracht durch ein altes Weiblein, das in der Nähe des Schauplatzes meiner Taten gewesen war und sie von Weitem mit ansah, lautete: „Hi is er, der Flieger!" Aber dann kam er doch bald ziemlich heiter einhergewandelt; vor den Bäschen hatte ich ja einen kleinen fliegerheldischen Anhauch bekommen. Weniger begeistert war der Onkel Hofrat, der sofort bedachte, was dieses restlos erledigte Flugzeug koste, und wie die jungen Herren von der Luftwaffe mit dem Geld der Steuerzahler und Kriegsanleihezeichner umgingen. Leider konnte ich etwas zerknirscht, wie ich ohnehin schon war, darauf nicht viel erwidern. Denn weder ahnte ich, noch wäre es zweckmäßig gewesen, solchem Ahnen Ausdruck zu geben, daß bald eine in die Billionen gehende Inflation mit und ohne die bedauerlicherweise recht verbreiteten, leichtfertigen „Kusinenbesuchs-Bruch-

Landungen" allen daran zu knüpfenden, an sich höchst berechtigten Erörterungen zahlender Staatsbürger die Grundlage nur zu vollständig entziehen würde...

4. 1. 1953

Nach dem, was Du von Wolf-Rüdigers neuem Heimleiter schreibst, dürfte dieser wohl einen nicht lange vor dem Kriege verstorbenen Vetter meines Vaters gekannt haben: Hans Hess, Mathematikprofessor an einer höheren Schule in Nürnberg, mit einer Leidenschaft nebenher: der Gletscherforschung. Er hat darüber viel in der Zeitschrift des Alpenvereins geschrieben, Messungen veröffentlicht und dergleichen. Er hatte aber noch eine Leidenschaft: den Marxismus und war bis 1933 sozialdemokratischer Stadtverordneter in Nürnberg. Es hieß, ihm hätten sich jedesmal die Haare gesträubt, wenn mein Name nur genannt wurde (Lacher). Wir betrachteten uns gegenseitig als schwarze Schafe der Familie — ich ihn aber lächelnd!

An den Sohn 15. 8. 1954

Mir fiel ein Wort ein, das der frühere Vertreter von Mercedes-Benz in München — der sich selbst einmal an Rennen beteiligte — zu mir sagte, als beim Kesselbergrennen ein uns bekannter Fahrer die Kurven übervorsichtig nahm und insgesamt dementsprechend abschnitt: „Zum Rennen gehört ein Herz". Was er in dem Sinne meinte, in dem man von etwas „herzhaft anpacken" spricht.

Wie sehr das Herz beteiligt ist, wenn der volle Einsatz gefordert wird, wie es einen fortreißen kann, wirst Du von der Skirennerei wissen! Bei mir ging es auch einmal „dahin" mit der ruhigen Überlegung. Das war bei meiner dritten Teilnahme am Zugspitzflug (am dritten unter Einrechnung des im Jahre 1932 unter etwas anderen Bedingungen geflogenen, bei dem ich Zweiter wurde). Der

Höhenunterschied zwischen Zugspitzgipfel und Wankhaus, das umflogen werden mußte, ist groß, auf kurze Entfernung der Abfall demgemäß gewaltig. Normalerweise drosselt man den Motor bei so steilem Runtergehen zu fast reinem Gleitflug ab. Aber mich packte das Rennfieber, ich ließ das Vollgas drin — gleich darauf stand der Tourenzähler an der Grenze der Skala an, der Staudruckanzeiger (Geschwindigkeitsmesser) ebenfalls, es pfiff unbändig und rasend schnell war der Wendepunkt da. Von ihm aus bis zum Bodenziel bei Ettal hielt ich's ebenso. Ganz so unvernünftig, wie es scheint, war das aber nicht: notfalls waren immer noch die Fallschirme da, die die Rennfahrer leider nicht haben. Das Ergebnis war, daß ich, obwohl ich über den Geländestücken, über denen der Mitflieger Markierungen ausmachen und der Karte einzeichnen sollte, jeweils eine Kurve einlegte und dadurch viel Zeit verlor, doch noch mit Abstand die Bestzeit erflog. Freilich, in der Gesamtwertung fielen wir trotzdem weit zurück, denn mein „Franz" hatte Pech, er sah nicht, was er sehen sollte oder nicht, wie er es hätte sehen sollen. Damit verlor ich den schönen großen Wanderpokal, der ein Jahr lang auf dem Kaminsims in Harlaching prangte. Ich hatte ihn errungen ohne mit Aug und Glück eines „Beisitzers" verkoppelt gewesen zu sein; sei froh, daß es keine Skikonkurrenzen gibt, bei denen ein „Beobachter" hinten auf den Brettln steht. Oder Wettschwimmen mit einem Kumpan auf dem Rücken, der Ringelstechen macht! Wohl dem, der nur auf sich gestellt ist!

19. 9. 1954

. . . Daß Du gelegentlich nicht umhin konntest, Deinem „Chauffeur" * aus Deiner alten Mitfahrererfahrung heraus

---

* Wolf-Rüdiger hatte seine Fahrprüfung abgelegt, und ich hatte über eine gemeinsame Fahrt berichtet.

etwas dreinzureden, läßt sich denken. Doch gut wird es sein, wenn Du Dir, nachdem er völlig eingefahren ist, immer sagst, man solle es eigentlich nicht — wie Du es Dir selbst schon vorgenommen hast. Sonst macht man auch da seine Erfahrung.

Wolf der „Ältere“ * machte sie ebenfalls — ich glaube, es war im Jahre 1927. Ich entsinne mich, wie er auch mal, als wir auf freier Landstraße dahinpreschten, mit dem Finger nach vorn wies, um den neben ihm steuernden Maurice** auf zwei im Wege liegende Pflastersteine aufmerksam zu machen. Dieser hätte sie bestimmt von selbst gesehen, aber da er nicht verstand, was die Geste bedeuten sollte, warf er schnell einen fragenden Blick auf seinen Nebenmann — und schon schlugen die Räder hart über die Granitwürfel weg. Großer Krach natürlich, verdorbene Stimmung, in brütendem Schweigen saßen Beifahrer und Fahrer nebeneinander.

Die Sache hätte aber — was im Augenblick keiner ahnte — hinterher beinahe allen Insassen das Leben gekostet. Am nächsten Tag hatten wir es sehr eilig, wir rasten dauernd mit höchstmöglichem Tempo dahin: „Maurice, Kompressor!“ — so jagten wir durch die Gegend. Mit der Zeit hörte man an einem Rad in rhythmischer Folge etwas streifen: ratsch-ratsch-ratsch! Ich war dafür, nachzusehen, doch der „Chef“ meinte, es säße wohl nur wieder einmal ein Stein zwischen dem Bremsband, der würde schon wieder hinausfliegen. Es hörte nicht auf, wurde stärker und ich hörte nicht auf, einen Halt zu empfehlen, auf eine Minute käme es nicht an, sicher sei sicher. Widerwillig gab Wolf schließlich nach!

Und siehe da: durch den Schlag vom Vortag war der Nabenmantel eines Aufsteck-Drahtspeichenrades geplatzt.

---

* Gemeint ist Adolf Hitler.

** Emil Maurice, damals Fahrer Hitlers.

Anfangs wohl kaum bemerkbar, war der Sprung immer größer geworden; und nun hing alles an ein paar Zentimetern noch nicht durchgerissenen Stahlbleches. Das verzerrte Rad torkelte und wetzte bei jeder Umdrehung an der Karosserie, daher der regelmäßige Schleifton. In der nächsten oder übernächsten scharfen Kurve wäre das Rad unfehlbar abgedrückt worden, bei achtzig bis neunzig Kilometer Geschwindigkeit!! „Man sieht nur noch die Trümmer rauchen, der Rest ist nicht mehr zu gebrauchen" — mit Wolzogen, glaub ich — „Hirne kleben an den Pappeln, abgequetschte Füße zappeln noch im gelb lackierten Schuh, Raben krächzen im Geäste um das scheußliche Ragout!"

Nur mein Mißtrauen bei anormalen Herztönen der Technik und mein „ekelhafter" Dickschädel haben uns davor bewahrt, früh und unrühmlich als gemeinsames Beafsteak à la tartare in Benzin- und Schmierölsauce zu enden...

Ilse Hess an R. H. — Gailenberg, 11. 10. 1954

Vor zwei Tagen rannte die Purzeline wie verrückt bellend an die Tür, im Dämmern stand eine Gestalt vor mir; mißgelaunt wie meist in solchen störenden Augenblicken sagte ich ziemlich grantig: „Was wünschen Sie?!" — die Gestalt trat näher, und es war das Pendant Rudis von Wolf dem Älteren, das l e t z t e Pendant! * Lange schon wollte ich ihn einmal sprechen, nie gelang es in den letzten Jahren. Leider hatte er nur wenig Zeit.

Noch zwischen Tür und Angel kamen wir auf allerlei Leute, und ich sagte so etwas traurig, daß leider viele

* Gemeint ist Erich Kempka, Hitlers Fahrer 1934—1945 („Rudi"— Rudolf Lippert, langjähriger Fahrer meines Mannes).

höher „in Gunst" gestanden seien, als jemand, den wir beide gern hätten.

Da schüttelte er den Kopf und erzählte mir, daß er kurz vor dem Ende 1945 bei einer der allerletzten Fahrten eine sehr merkwürdige Unterhaltung gehabt habe; dabei sei eine Äußerung gefallen — ein wenig wehmütig, ein wenig resigniert, ein wenig ironisch, aber mit unendlicher Zuneigung —, daß es wenigstens in all den Jahren gelungen sei, einen Idealisten reinsten Wassers unauslöschbar in die Geschichte zu stellen — nun, Du kannst Dir denken, wer gemeint war, kannst Dir auch denken, daß ich geweint habe.

Eben, eh ich anfing, an Dich zu schreiben, kam im Radio über den Schulfunk eine Teillesung des Don Carlos, drei Szenen: die große zwischen dem König und Posa, dann die letzte zwischen der Königin und Posa und das Ende im Gefängnis, Carlos und Posa. Grade die erste, die Szene zwischen König und Posa, paßt so gut zu dem oben geschilderten Besuch und seinen Erzählungen. Wenn Du den Carlos einmal bekommen kannst, lies die Stelle einmal wieder...

Spandau, 17. 10. 1954

Also der andere „Rudi" war bei Dir — Rudi als Gattungsbegriff gebraucht!

Ich habe meine ganze Männlichkeit zusammenraffen müssen, damit es mir nicht ging wie Dir. Freilich, ganz stimme ich seinem Chef nicht zu: es gab nicht nur einen dieser Art, sondern zumindest zwei, wenn er es auch vielleicht nicht wahrhaben wollte, oder er sich dessen nicht bewußt war — sein Ausspruch spricht ja dafür. Dann kannte ich ihn eben besser, als er sich selbst. Das ist kein Bescheidenheitsgerede von mir, sondern meine ehrliche Überzeugung. Ich habe ihn mehr als einmal bewundert,

wenn er gegen sein persönliches Interesse handelte, weil er es aus höherer Erwägung für notwendig hielt.

Andererseits war bei meinem Handeln, das er wahrscheinlich im Auge hatte, schon auch Ehrgeiz beteiligt, da mache ich mir garnichts vor...

VATER UND SOHN

An den Sohn 19. 10. 1952

Als ich Euch verließ, warst Du ein kleiner Purzel, heute bist Du ein großer Lackl, der sich schon ernsthaft überlegt, was er für einen Beruf wählen soll. Hast ganz recht, wenn Du Hobel, Säge, Leimpott andern überlassen willst, sofern es Dich zur Autowerkstatt hinzieht. Macht es Dir mehr Freude, wirst Du auch mehr Veranlagung dazu haben, wohl einige diesbezügliche Erbmasse in Dir tragen.

Vielleicht wirst Du wirklich einmal ein tüchtiger Ingenieur, das was ich einst gern werden wollte. Und es doch nicht wurde, zuerst weil eine großväterliche Firma meiner harrte, deren Tradition ich glaubte, nicht abreißen lassen zu dürfen. Dann, als diese Tradition trotz meiner Opferbereitschaft doch abgerissen wurde, kehrte ich zu meiner alten Liebe zurück, nur in größerem Maßstab, wollte an der Welt herumingenieuren und tat es auch ein bisserl, bis das Schicksal fand, nun sei es genug und mich nach Spandau setzte, wo ich noch sitze und Unkraut rupfe, ein der vorherigen Tätigkeit verwandtes Beginnen, aber dieses Mal wieder in etwas kleinerem Maßstab.

Ich wünsche Dir zum Geburtstag, daß diese rätselhafte Macht, die wir Schicksal, Vorsehung oder dergleichen benennen, sich an mir ausreichend ausgetobt habe und Dein Lebenslauf ruhiger, stetiger, gradliniger, sich abwickle, weniger Berg- und Talbahn fährt. Du kannst es auch mit einem Paternosteraufzug vergleichen, den Du wohl schon einmal sahst, natürlich dann auch bestiegst: hoch oben im „Juchhe“ ist es ja sehr vergnüglich, aber umso peinlicher

empfindet man es, wenn der Kasten in den Keller rasselt und dort hängen bleibt, weiß der Teufel wie lang, allmählich scheint es eine Ewigkeit — der Teufel, und nur der Teufel kennt sich aus!

*

Es hat etwas Befriedigendes an sich, sich in ernsthafte Studien zu versenken, alle Bücher, die man braucht, um sich, Du fühlst wie Du vorankommst, das Denken klarer wird, die Probleme sich entwirren.

Es war eine schöne Zeit, als ich einst an der Universität Vorlesungen hörte, im Seminar arbeitete, die übrige Welt für Stunden ganz vergaß. Aber lange hat es auch nicht gedauert, dann kam das Schicksal — es griff zu in der bei mir üblichen robusten Weise und, hast Du nicht gesehen, sah ich mich in der Festung Landsberg am Lech wohl verwahrt. Aber um nicht ungerecht zu sein, will ich zugeben, daß es mich nicht als „kleines unschuldvolles Lämmlein, das auf der grünen Wiese äste“ einfing, ein bißchen hab ich das Schicksal schon auch herausgefordert; damals und später.

Also stelle Dich, obwohl mein Sohn, auf ruhiges Studieren ein, was es auch sei, konzentriere Deinen Ehrgeiz dorthin, nebenbei auf die Künste des Wassers und des Schnees, das Schicksal wird schon Pfeffer und Salz dazu geben...

An den Sohn 16. 11. 1952

Mein liebes Wölferl,

mit Deinem Brief hast Du mir eine wirklich große Freude gemacht. Erhalte Dir Deine anständige Gesinnung, nicht zuletzt die Kraft zur Selbsterkenntnis.

Der Wille ist zweifellos die treibende Kraft im Leben, soweit nicht darüber hinaus uns unbekannte höhere Mächte am Werke sind. Ein starker Wille ist die Voraussetzung für bedeutende Leistungen auf allen Gebieten. Bei solchen, die ins Künstlerische gehen — und das sind mehr als man denkt (auch die Kunst des Staatsmannes gehört dazu) — muß das Gefühl, die Intuition ergänzend vorhanden sein; bei reinen schaffenden Künstlern oft so stark, daß es überwiegt. Und noch eines muß hinzutreten — Du wirst staunen: Fleiß! Nicht den „büffelnden Fleiß" eines schwer lernenden Schülers meine ich damit, sondern einen Fleiß, der sich beim Vollendeten, oder besser: dem der Vollendung Entgegengehenden, von selbst einstellt, weil diese ihn treibt — die unbekannte Macht ihn treibt —, auf seinem Gebiet Großes und immer mehr zu schaffen. Selbst Genies sind meist unerhört fleißig, so Goethe, so Beethoven!

Ich betone, daß ich nicht den büffelnden Fleiß einer streberischen kleinen Seele meine — den will ich Dir durchaus nicht nahe legen. Wohl aber Fleiß an sich in dem Maße, wie er notwendig ist, eine Pflicht zu erfüllen, eine Aufgabe gewissenhaft zu erledigen — auch wenn der blitzende, g'führige Pulverschnee, die strahlenden Hänge, die Berge noch so locken! (Lacher).

Nicht Fleiß um des Fleißes willen ist, was ich meine, auch nicht um des Eindruckes willen — sondern der Sache wegen, der Du Dich verschrieben hast.

Die schönste und ästhetisch höchststehende Anwendung des Willens ist die Absicht, gut zu sein und Gutes zu tun. Alle wirklich Großen haben — der eine mehr, der andere weniger, aber doch auf alle Fälle etwas — von diesem Willen zum Guten gehabt, sonst wären sie nicht groß gewesen. Darum hat die Geschichte auch Napoleon I. nicht den Beinahmen des Großen verliehen. Sein Wille war da-

RUDOLF HESS

MÜNCHEN-HARLACHING
HARTHAUSERSTRASSE 48
F. 492[illegible]

Berlin, 4.11.40

Meine Lieben,

ich glaube fest daran, daß ich von dem Flug, den ich nächster Tage antrete zurückkehre u. daß der Flug von Erfolg gekrönt sein wird. Wenn aber nicht, so war das Ziel, das ich mir stellte, des vollen Einsatzes wert. Ich weiß, daß Ihr mich kennt: Ihr wißt, ich konnte nicht anders handeln.

Euer Rudolf.

Faksimile-Wiedergabe des einzig erhaltenen Abschiedsbriefes

rauf konzentriert, sich Ruhm zu erwerben, um jeden Preis, auch um des Preises von Millionen Toten, um seinen Ehrgeiz und den Ehrgeiz seines Volkes zu befriedigen. Daneben war der Wille, für das französische Volk und darüber hinaus die Welt Gutes zu schaffen, bedeutungslos. Auch als Mensch fehlte ihm das „Gran Güte", das die Geschichte von der historischen Größe verlangt.

Du siehst, entscheidend ist, wofür der Wille eingesetzt wird. Den Willen an sich hat Napoleon gehabt, in ungeheurem Maße, wie kaum ein Zweiter vor und nach ihm. Die Beherrschung des eigenen Körpers und Geistes mit Hilfe dieses Willens war so groß, daß er jederzeit überall, wo er lag oder saß, ja auf dem schrittgehenden Pferd, schlafen konnte, sogar kurz vor dem Beginn einer entscheidenden Schlacht. Er hat einmal sein „Rezept" .verraten: wenn er über ein Problem nachdenken wolle, öffne er gewissermaßen die entsprechende Geistesschublade; wolle er aber einschlafen, schließe er alle Schubladen — „und siehe da, ich schlafe!"

Mach es nach, wenn Du einmal nicht einschlafen kannst: es kommt dabei nur darauf an, die Kunst der Selbstbeherrschung so weit zu treiben und zu üben, daß man alle Gedanken ausschalten kann; die Vorstellung des Zuschiebens der „Gehirnschubladen" mag das erleichtern, in konzentrierter Sorge, daß keine sich wieder öffnet, kein Gedanke mehr sich einstellt. Wichtig ist dabei völlige Entspannung des Körpers — am Besten erst die Muskeln anspannen, dann sie entspannen, ein paarmal abwechselnd — und schon gähnst Du. Mutti wird Dir erzählt haben, welcher Virtuose auf diesen Gebiet ich geworden bin — während der letzten Jahre haben manche Zuschauer bei diesem nützlichen Spiel mich allerdings für verrückt gehalten, ohne zu ahnen, welche Erleichterung ich mir „unbeaufsichtigt" verschaffte! (Lacher.)

Eine gute Übung des Willens und der Selbstbeherrschung ist es auch, sich gelegentlich Enthaltsamkeit beim Essen aufzuerlegen, etwa an einem Tag kein Fleisch zu essen, obwohl man gerade Appetit darauf hat. Oder auf einer Tour mit einem Apfel und ein paar Stück trockenen Brotes auszukommen. Der alte Generalfeldmarschall Graf Hülsen-Häseler hatte diese Gewohnheit im Manöver, zum Entsetzen seines Stabes, der die Eßkörbe nicht aufzumachen wagte (Lacher).

11. 1. 1953

Daß der junge Mann „erst am dreiundzwanzigsten" Ferien bekommen hat, kommt mir gar nicht „komisch vor". Ich erwartete es nicht anders, wir wurden zu Weihnachten in Godesberg auch nicht früher losgelassen. Und ich kam am gleichen Tag beim Ziel meiner Wünsche an, in Mainkur, nahe Frankfurt, bei den lieben Walters *. So schönen Heringsalat gab es dort, und noch viel anderes Gutes! Sie haben zugleich geistige und musikalische Kost gespendet, mich in Beethovens Missa solemnis geschickt, in den „Fidelio", in „Tiefland". Immer ist es mir in lebendigschöner Erinnerung geblieben — alles, obwohl ich „erst" am dreiundzwanzigsten frei kam!

Später, auf der Handelsschule Neuchâtel, hatte ich eingegeben, zwei Tage vor Schluß fahren zu dürfen, um mich mit Mutter und dem vierjährigen Schwesterlein an ihrem Rockschoß auf deren Durchreise treffen zu können. Der Rektor genehmigte nur einen Tag, und ich sehe heute noch seinen lauernden Blick, mit dem er auf meine Widerrede, ich hätte doch zwei Tage erbeten, wartete. Zum Glück wußte ich, daß dies die Streichung auch des gewährten e i n e n Tages bedeutet hätte; so beherrschte ich mich. Im Grunde wirkt solche Strenge sehr erzieherisch, so schmerz-

* Gemeint ist die Familie Dr. Walter Hess (ein Onkel meines Mannes).

lich sie im Augenblick empfunden wird. Erworbene Selbstbeherrschung und Selbstdisziplin als Folge solchen Erziehens helfen später eine Stufe zu ersteigen, auf der man Derartiges sich nicht mehr gefallen lassen muß. Dann wirst Du Deinen Kindern, oh Wolf, ebenso weise Reden halten, wie heute Dein Vati Dir, und sie werden glauben, Du seiest Dein ganzes Leben lang so abgeklärt gewesen!

29. 6. 1952

Ich glaube, das Gewöhnen an ausgiebiges körperliches Arbeiten, allmähliches Steigern, wie es im Internat Wolfs betrieben wird, ist eine gute Schulung für das ganze Leben. Jedenfalls ein großer Fortschritt gegenüber unserer Schule in Godesberg: unsere körperliche Arbeit war kaum mehr als theoretisch, zwei Stunden „Handfertigkeit“ pro Woche, wovon wieder nur die Schmiede etwas Kraft erforderte, das Schnitzen im Jahr vorher und das später folgende Bauen physikalischer Instrumente dagegen gar nicht. Im Garten des „Deutschen Hauses“ gehörten jedem Schüler etwa zwei Quadratmeter Boden, den er nach Belieben nutzte. Bei mir erschöpfte sich die Tätigkeit eigentlich im Ab-Essen der darin vom Vorgänger gepflanzten Stachelbeersträucher. Man gab es bald auf, mich für Gartenarbeit zu begeistern; mir fehlen wohl die zuständigen Erbteilchen der landwirtschaftlichen Ahnen. Was aber nicht heißen soll, ich würde, wäre ich auf dem Gailenberg, Deine dreihundert Quadratmeter nicht umgraben. Das betone ich ausdrücklich, damit der Filius nicht entdeckt, er sei dieserhalb erblich belastet und demgemäß nicht prädestiniert zum Schollenwenden. Lach nicht, mein Sohn! . . .

An den Sohn 3. 5. 1953

Sollte die beabsichtigte Pfingstfahrt Wirklichkeit werden, Venedig das Ziel bleiben, dann versäume nicht, Dich

vorher etwas mit der Geschichte der Bauten, auch etwas mit den hauptsächlichsten Gemälden und Skulpturen — eines der schönsten Reitermonumente der Welt steht in Venedig — zu befassen, und sei es zunächst nur ganz oberflächlich.

Bist Du ein wenig vorbereitet, bekommst Du auch ein viel eindrucksvolleres Bild von der alten Venezia. Alles erfüllt sich mit Leben, Du siehst im Geist die Dogen, die Signori einherstolzieren, hast eine Ahnung von den Problemen, die sie bewegten, von dem die damalige Welt umspannenden Handel, der ihnen die Reichtümer zuführte, die sie lobenswerterweise in hohe Kultur, in Schönheit umsetzten, die heute noch für sie zeugen; kannst in der Phantasie ihre Kriegsschiffe unter geblähten Segeln den Lido anlaufen sehen, darfst Dich nebenbei auf dem Markusplatz bei aller Pracht der Tatsache schämen, daß ein deutscher Kaiser dem Papst zur Aussöhnung den Fuß küßte. Vielleicht kommst Du auch an das Grab eines der größten Meister der Renaissance, Tizians, der dort neunundneunzigjährig an der Pest starb. Wie reich an Geschehen ist diese Stadt!

An den Sohn 27. 6. 1953

Du hast wirklich Glück, in so jungen Jahren schon die „Ewige Stadt“ gesehen* zu haben! Besonders schön für einen, der wie Du Latein lernt, die Geschichte des alten Weltreichs wie auch die Zeit der Renaissance — zumindest als Kunstepoche — kennt. Dem sich dies alles verbindet mit dem, was er mit eigenen Augen sah. Wer das Gesamtbild vor sich hatte, wie Du den Blick vom Monte

---

* Die ursprünglich nach Venedig geplante Pfingstfahrt der Schule führte in ein Zeltlager bei Ostia, von wo aus die Jungen mehrere Besichtigungsausflüge nach Rom unternehmen konnten.

Pincio, dem kommt das „Ewige“ eindringlich zum Bewußtsein — „ewig“ nach menschlichem Maß. Alle diese Bauten sind Symbole für sehr Wesentliches ihrer Zeit: das Kolosseum, wirklich ein Koloß des Altertums, alles überragend St. Peter des ausgehenden Mittelalters, der Riesenbahnhof ein Zeuge der Gegenwart.

Daß Dir der Petersdom ungeheuren Eindruck gemacht hat, glaube ich Dir — schließlich ist es ja der gleiche eine Mensch Michelangelo, von dem Du staunend schreibst, daß er aus einem Marmorblock den Moses herausgehauen habe, der so nebenbei auch diese größte und schönste Kirche der Christenheit entwarf und im ersten Teil noch überwachend entstehen sah. Leider konnten nach seinem Tode einige es nicht lassen, daran herumzuändern; ja einer fühlte sich veranlaßt, das gleichschenklige griechische Kreuz, das den Grundriß bei Michelangelo darstellte, in ein lateinisches zu verwandeln, wodurch die Frontseite des Baues dem Beschauer ein ganzes Stück entgegengeschoben wurde. Da er die Fassade zugleich in eine Riesenwand verwandelte, sieht man vom Petersplatz aus die Kuppel nur teilweise darüber hinaus ragen, was den Eindruck erweckt, als gehöre sie zu einem ganz anderen Bauwerk dahinter. Nach Michelangelos Plan wäre die Kuppel organisch aus der Mitte des Unterbaues herausgewachsen, ihn krönend, selbst für den Nahedaranstehenden. Bei dem, was daraus gemacht wurde, kann die unerhörte Schönheit der äußeren Linie nur auf größere Entfernung genossen werden; das Innere hat glücklicherweise nicht gelitten. Gelegentlich magst Du in einer Kunstgeschichte eine Zeichnung sehen, die den Dom zeigt, wie er geworden wäre, hätte nicht Unverstand und mangelnde Pietät vor dem Genie dessen Entwurf abgeändert.

Auch der Kerzenhandel am Grabe Petri, der Dir so mißfiel, ist Mangel an Pietät. Zugleich aber auch Mangel an

Verstand, denn viele werden, wie Du, dadurch abgestoßen, das Ansehen einer Institution dabei herabgesetzt, die sonst auf dieses Ansehen großen Wert legt. Die Einnahme aus den sündentilgenden Wachsstangen steht sicher in keinem Verhältnis zum angerichteten Schaden. Du ersiehst daraus, daß oft selbst kluge Leute — die dort zur Führung Berufenen sind auserlesen klug — an Klugheit verlieren, wenn es um das liebe Geld geht.

Ebenfalls um des lieben Geldes willen pfiffen einige Renaissancefamilien auf alle Pietät, als sie das Kolosseum als Steinbruch hernahmen, um ihre Palazzi daraus zu errichten — es war billiger als einen wirklichen Steinbruch dazu zu verwenden. Bis dahin stand diese gewaltige Arena noch unversehrt. Es waren durchaus nicht die Vandalen, die dort „wie die Vandalen" hausten, die die baulichen Zeugen des antiken Roms zerstörten, die Vandalen haben im Gegenteil zu ihrer Zeit Gesetze zum Schutze der Kunstdenkmäler erlassen!

Bis hierher hatte ich geschrieben, da kam Muttis weiterer Brief.

Danach hast Du berichtet, daß man es neuerdings für nötig befunden hätte, Michelangelo auch am vollendeten Werk seiner eigenen Hand zu verbessern. Einmal schon pinselte man den Gestalten seiner Fresken in der Sixtinischen Kapelle Lendenschurze über. Ich glaube, es war im sechszehnten Jahrhundert, vielleicht, damit dieser aufsehenerregende Akt angeblicher Sittenstrenge die Erinnerung an das Treiben eines Alexanders VI. und vieler anderer Würdenträger überstrahlte, damit die Gläubigen es als den Beweis der beginnenden Kirchenreform nehmen sollten. Spätere Päpste haben aber doch wohl empfunden, was es bedeutet, Michelangelo eine Lehre erteilen zu wollen und den ursprünglichen Zustand wieder hergestellt. Umso erstaunlicher der neuerliche Rückfall! Wollte Gott nicht, daß die

Menschen aussähen, wie sie aussehen, hätte er ihnen doch etwas wie einen Lendenschurz wachsen lassen. Geht den Verantwortlichen wirklich nicht auf, daß sie mit ihrem Tun nicht nur Michelangelo, sondern den allmächtigen Gott selbst „verbessern"?! Welch Blasphemie! Ja, Gott war es doch, der die ersten Menschen im Paradies herumwandeln ließ, „wie sie Gott geschaffen". Freilich, als sie dem auch von Ihm verliehenen Drange zur Fortpflanzung folgten — die Menschen sollten natürlich nicht mit dem ersten Paar aussterben, sonst hätten sie nicht die Fähigkeit der Vermehrung mitbekommen —, da war das plötzlich strafbar, und die Sündigen wurden vor die Tür gesetzt. Oh Logik!

4. 7. 1953

Daß der kleine Wolf auch von seiner schönen großen Reise Enttäuschungen mit heimgebracht hat, ist nur recht. Er hat ein Alter erreicht, in dem es gut ist, die Menschheit kennen zu lernen, wie sie ist, zu erfahren, daß neben dem Erfreulichen mehr Jämmerliches einhergeht, als er bisher ahnte. . .

An den Sohn 4. 7. 1953

Lieber Wolf,

Du fragst, ob man etwas, das Dir liegt, in Rom studieren könne. Das würde Dir so passen, gleich ein paar Jahre lang kreuz und quer, innen und außen dort herumzusteigen und zu schwärmen. Aber der Gedanke ist gar nicht so dumm. Man kann in Rom natürlich so ziemlich alles studieren, denn es gibt dort sowohl eine Universität wie ein Polytechnikum. Voraussetzung aber ist: man muß die Sprache beherrschen, in der gelehrt wird. Was nützt der Besuch von Vorlesungen, die man nicht versteht, eine

schriftliche Arbeit, die der Dozent kaum lesen kann, weil sie geradebrechtes Kauder„welsch“, statt wirkliches Welsch ist. Wie viel kostbare Zeit würde nur um der Sprache willen vertan! Jedenfalls trifft das für die Fächer zu, die ich studierte — Staatswissenschaften, Geschichte, Geopolitik, Juristerei. Und doch: gerade das alles könntest Du auch in Rom studieren, ohne ein Wort Italienisch zu verstehen, wenigstens während der ersten Semester — auf Deiner eigenen Hochschule.

Weißt Du, wo ich mir das erste Hochschulwissen angeeignet habe? Auf der Universität Reicholdsgrün! Vorlesungsraum: Wald zum Mühlbühl; Vorlesender: Rudolf Hess; einziger Hörer: Rudolf Hess; Zeit: große Ferien nach meinem ersten Semester. Täglich prägte ich mir ein paar Stunden lang auf dem Bauch liegend das Wichtigste ein; meist aus Wilhelm Roscher, der wohl etwas antiquiert ist, aber alles historisch so gut unterbaut und dadurch Verbindung mit dem Leben hält. Spazierengehend wiederholte ich es mir, machte Einwände, überlegte sie (oder auch nicht) kurz: verarbeitend „erwarb ich es, um es zu besitzen“ — mit dem Ergebnis, daß ich nach München zurückgekehrt ein ziemlich schwieriges Thema, für ältere Semester gedacht, als Übungsarbeit wählte und eine Eins schrieb, zu meinem und des Professors Staunen, da ich doch erst das zweite Semester begann. Ich bilde mir aber nicht viel darauf ein, ich hatte mir eben nur durch Konzentration in den Ferien so viel „einverhirnt“, wie normalerweise andere in ein paar Semestern.

In München waren freilich nicht die Vorlesungen das Fruchtbarste für mich, sondern die Stunden über den Büchern im Lesesaal der Staatsbibliothek oder der Universität. Ein Standardwerk durcharbeiten, indem man systematisch unterteilt, aufnimmt, wiederholt, sich damit auseinandersetzt, anstreicht, Randbemerkungen anbringt (na-

türlich nur in eigenen Büchern!!), das Buch eines Widersachers dazu liest, das kann viel wirkungsvoller und nachhaltiger sein als die beste Vorlesung, die man hört und vielleicht großenteils wieder vergißt.

Anders ist es wohl bei den technischen Fächern. Da muß man, denke ich, schon von Anbeginn Zeichnungen abliefern, bzw. als Chemiker im Laboratorium arbeiten unter laufender Einwirkung und Korrektur des Lehrers.

Je mehr Du es fertig bringst, Dein Studium zu konzentrieren — ohne daß es darunter leidet — desto mehr könntest Du reinen Gewissens und leichten Herzens die übrige Zeit für Rom verwenden. Hand in Hand mit dem Anschauen verlegst Du Dich auf Bücher, die Du auch mitnimmst: Mommsens und Niebuhrs „Römische Geschichte", Burckhardt und Gregorovius für die Renaissance, Goethes „Italienische Reise" und vieles mehr.

Es gibt aber noch eine andere Möglichkeit: in Deutschland studieren und einmal oder mehrmals die Ferien in Rom, teilweise auch in Florenz, verbringen. Dort kann man ja ebenso wie daheim etwas im eigenen Studienfach arbeiten — denn dazu sind die langen Hochschulferien eigentlich gedacht.

Bis es so weit ist, fließt freilich noch ein Meer den Tiber und Arno hinunter. Aber da Du jetzt schon eine Frage über Dein künftiges Studium stellst, beantworte ich sie auch gleich. Was Du besitzt, das hast Du — auch an väterlichen Meinungen und Ratschlägen. . .

An den Sohn 1. 3. 1953

Ich empfehle Dir — natürlich nur, wenn Du neben der anderen Arbeit Zeit hast! — Grundlagen der Astronomie Dir anzueignen! Vielleicht habt ihr eine Schulbibliothek,

die ein größeres Werk über diese Dinge enthält, vielleicht hat einer Eurer Lehrer ein solches.

Wenn Du die Bewegung der Erde und ihrer Trabanten erfaßt hast, das Planetensystem in Dich aufgenommen, das wesentlichste des Fixsternhimmels, seine Einteilung kennst, weißt, was Deklination ist, Rektaszension, Sternzeit und manches mehr, dann kannst Du Dir Einzelfragen vorlegen. Z. B.: Warum wird die Geschwindigkeit der Planeten in bestimmten Teilen ihrer Bahn beschleunigt, in anderen verlangsamt (regelmäßig, abgesehen von den unregelmäßigen „Störungen" durch andere Planeten)? Wie war es möglich, das Vorhandensein der Planeten Neptun und Pluto rein rechnerisch nachzuweisen, bevor sie je ein menschliches, fernrohrbewaffnetes Auge gesehen hat — ja, sogar zu errechnen, an welchem Ort sie zu einem bestimmten Zeitpunkt stehen mußten und tatsächlich standen!? Ein Triumph des Menschengeistes! . . .

Die eine oder andere dieser physikalisch-astronomischen Fragen wird vielleicht während der Lektüre beantwortet werden, wegen der offen bleibenden kannst Du ja immer mich fragen; Astronomie ist von klein auf eines meiner Lieblingsgebiete gewesen. Die Beschäftigung mit solchen Fragen schärft den Geist, führt zu klarem Denken, wohingegen allzu Abstraktes wie Lehrsätze der Relativitätstheorie, „vierte Dimension" und Ähnliches ohne langes und sehr hingebungsvolles Studium nicht zu verstehen sind; man stochert im Unbestimmten, Nebulosen herum, wird zu verschwommenem Denken verleitet, zum genauen Gegenteil dessen, was die exakte Wissenschaft erfordert. Du sollst aber mit der Zeit dahin kommen, zu denken wie „gehauen und gestochen"! Dann, wenn Du so weit bist und erfolgreiches Studium hinter Dir hast, ist Aussicht vorhanden, daß Du auch die schwierigen, abstrakten Probleme scharf erfaßt.

Gewiß spielt auch das Gefühl dabei eine Rolle — in allen Stufen des Lernens, und nicht zuletzt in der Vollendung; der große begnadete Forscher fühlt oft etwas voraus, bevor er es beweist. Die wichtigsten Erkenntnisse sind häufig der Intuition zu verdanken. Aber die Grundlage, aus der sie sich entwickelt, besteht aus sehr realen Bausteinen des Wissens und einer selbstanerzogenen Fähigkeit glasklaren Denkens. . .

Stelle Dir vor, auf der obersten Plattform des Eiffelturmes seien die letzten abstrakten Erkenntnisse moderner Physik niedergelegt. Wenn Du sie erreichen willst, dann mußt Du die dreihundert Meter hinaufsteigen, Stufe für Stufe — ich glaube weit über tausend an der Zahl. Jede Stufe bedeutet einen Fortschritt in Deiner Ausbildung, erst der allgemeinen an Hand astronomischer Werke, dann des Hochschulstudiums (Mathematik, Physik, Astronomie), immer schwieriger werden die Schritte! Jede Stufe setzt die Überwindung der vorhergehenden voraus. Schließlich wirst Du es schaffen. Aber heute schon das, was ganz oben liegt, erfassen wollen, hieße mit einem Satz vom Boden auf den Eiffelturm zu springen — mit viel Phantasie kannst Du Dir und anderen vormachen, droben zu sein. Bei nüchterner Selbsterkenntnis aber merkst Du, Du sprangst nicht dreihundert Meter hoch sondern stehst noch immer unten!!

„Wenn einer, der mit Mühe kaum
Gestiegen ist auf einen Baum,
Schon meint, daß er ein Vogel wär —
So irrt sich der.“

Wilhelm Busch zeichnete dazu einen Frosch, der glaubt, von einem Baum nur so herunterschweben zu können — und auf den Bauch klatscht! Du wirst einmal fliegen, aber erst wenn Du geflissentlich die Schwingen geübt hast wie die jungen Störche im Nest — das rät Dir Dein Vati, der ein alter weiser Storch geworden ist!

Da Du neulich — wahrscheinlich ohne Dir dessen bewußt zu sein — eine geopolitische Frage anschnittest, ein paar Worte zur Geopolitik: vorweg die Definition (Definitionen gehören zu meinen Liebhabereien. Ich nehme an, Ihr habt gelernt, solche an die Spitze einer entsprechenden Arbeit zu setzen, sonst empfehle ich es. Man verschafft sich dadurch die nötige Klarheit und beugt Mißverständnissen und Verwechslungen beim Leser vor):

Was ist Geopolitik? Die kürzeste Formulierung dürfte sein: die Lehre vom Einfluß der Geographie auf die Politik. Aber da tut man sich doch etwas gar zu leicht, indem man Politik als bekannte Größe voraussetzt. Was ist Politik in diesem Falle? Denn man verbindet verschiedene Begriffe damit, je nach dem, in welchen Zusammenhang man sie bringt (man kann beispielsweise von der Politik eine Ehefrau ihrem Manne gegenüber sprechen — meist Geheimpolitik!); ich möchte es so fassen: die Lehre vom Einfluß der geographischen Gegebenheiten auf das zielstrebige staatliche Handeln und seine Grundlagen, Mittel und Wege.

Ich glaube mit dem „zielstrebigen staatlichen Handeln" eine gute Definition für Politik an sich gefunden zu haben; eine weitgreifende, denn sie umfaßt alles das, was Clausewitz unter „Politik mit anderen Mitteln" versteht. Auf die Geschichte bezogen: Geopolitik trägt bei, Geschichte zu machen. Denn alle Politik ist werdende Geschichte. Umgekehrt ist Geschichte abgeschlossenes politisches Handeln der Vergangenheit, erstarrte Politik.

Die geographischen Gegebenheiten zeigt die „Physikalische Geographie". Sie stellt den von Natur gegebenen Zustand der Erde fest mitsamt den Änderungen zufolge menschlicher Eingriffe (Ökumene, Anökumene, Verteilung von Wasser und Land, Erdformationen, Küstengestaltung, Wasserläufe, Klima, konstant wehende oder wie-

derkehrende Winde, Meeresströmungen, Erdbebenzonen usw. usf.; aber auch Flußregulierungen, Kanäle, Sumpfaustrocknung, Landgewinnung [Zuidersee; an Schleswig-Holsteins Küste]); alles dies übt Einfluß auf das „zielstrebige staatliche Handeln“ aus. Die wesentlichste seiner Grundlagen ist — neben dem Volk (Zahl, Bevölkerungsdichte, Charaktereigenschaften), um das es ja insgesamt geht — das was man unter dem Reichtum des Landes versteht. Er fußt auf den in der „Wirtschaftsgeographie“ des Landes aufgezeigten Bodenschätzen und der Bodenfruchtbarkeit (die Art und Menge der Nutztiere und Pflanzen), wird ausschlaggebend beeinflußt durch die Kraftquellen: Öl, Kohle, Erdgas, Wasserkräfte. Die Größe dieses Reichtums ist eine der wesentlichsten Machtgrundlagen der Außenpolitik. Am Rande z. B. die interessante Tatsache, daß sich das Vorkommen der Edelkastanie im Norden mit den Grenzen des einstigen Römerreiches deckt: die Legionäre mögen sie in Siedlungen angepflanzt haben. Darüber hinaus aber führten sie — denke ich — diese konzentrierte, gut haltbare Kraftnahrung auf ihren Märschen mit sich, gelegentlich fiel eine Frucht zu Boden, keimte und pflanzte sich so fort.

In der „Politischen Geographie“ — nicht zu verwechseln mit „Geopolitik“! — sind die Ergebnisse der Staatenbildung, des zusätzlichen Landerwerbes und der diesbezüglichen Änderungen durch Außenpolitik und „andere Mittel“ niedergelegt. Sie gibt also die politisch-territoriale Verteilung der Erde — nur Menschenwerk im Gegensatz zur „Physikalischen Geographie“ — wieder. Du siehst, wie die verschiedenen Teilgebiete der Geographie in der Geopolitik zusammenwirken.

Die Geopolitik trifft allgemeine wie auf das Besondere zielende Feststellungen; Beispiele, allgemein: Hochgebirge wirkt stark völkerscheidend. Auf das Besondere zielend:

die völkerscheidende Wirkung hat sehr abgenommen zufolge der Fortschritte der Technik (bessere Paßstraßen, Tunnels, Flugverkehr, Telegraph und Radio). Allgemein: Flüsse und Meere wirkten von jeher weniger trennend als verbindend (wohl eine Folge des leichteren Verkehrs zu Wasser, vor allem einst gegenüber den durch schnell ermüdende Tiere gezogenen, wenig Ladung fassenden Wagen auf jämmerlichen Straßen). Im Besonderen: an das Meer grenzende Völker neigen dazu, von der gegenüberliegenden Küste Besitz zu ergreifen (wohl weil ihr Warenaustausch unabhängiger wird bei Bereicherung durch die gegenüberliegenden Häfen, auch um — in Zeiten ohne Fernnachrichtenmittel — heimlichen Schiffszusammenziehungen zu überraschendem Überfall auf ihr Land vorzubeugen). Siehe die alten Griechen (Übergreifen auf die Inseln und die asiatische Küste); die Römer (die schließlich die gesamten Mittelmeerrandgebiete beherrschten); die Schweden unter Gustav Adolf (Streben nach der gegenüberliegenden Ostseeküste); Spanien, Portugal, England, Frankreich (Besitzergreifungen in Nord- und Südamerika). Allgemein: rauhes Klima entwickelt ein Volk — entsprechende Veranlagung vorausgesetzt — zu größerer Tatkraft und Kultur als milderes. Sinkt aber die Durchschnittstemperatur zu tief, wirkt dies hemmend (andernfalls müßten die Eskimos das tatkräftigste und kulturhöchste Volk der Erde sein). Im Besonderen: Europa verdankt dem Golfstrom, daß seine Durchschnittstemperatur die Grenze günstiger Wirkung auf die Bevölkerung nicht unterschreitet. Ohne diese Warmwasserheizung würde unser Kontinent seine Kulturhöhe nicht erreicht haben.

Na, nach dieser trockenen Abhandlung wird Mutti auch einsehen, daß es mit brieflichen Fernkursen an Stelle von Büchern doch nichts ist; auch in dieser Hinsicht kann man das Vorstehende lehrreich nehmen. . . .

Zum „Vergnügen" einiges Motorliches:

Daß der Volkswagen auf der Autobahn, wenn er warm wird, spielend 115 km macht, ist erstaunlich. Nur frag ich mich, ob das der Motor, da er nur für 100 km Spitzenleistung bestimmt ist, auf die Dauer ebenso spielend übersteht. „Halt er's aus, ist er g'sund, halt er's net aus, geht er z'grund!" Da er von Meister Porsche stammt, ist er vielleicht wirklich kerngesund und fühlt sich grad wohl bei solcher Zumutung. Der Vater Deines Kameraden wird's erstens schon wissen und zweitens kannst Du ihm sagen, daß ich jetzt wie der Fuchs von den zu sauren Trauben spreche: ich war einst auch bereit, nur allzu bereit, die „Gesundheit" meiner Automotoren auszuprobieren!

Bei den meisten wassergekühlten Motoren wird übrigens die Kühlung auch mit der Geschwindigkeit gesteigert, in dem sich — wie das Gebläse — der Ventilator schneller dreht und mehr Luft durch den Kühler saugt.

Aber das zwischengeschaltete Wasser mag immerhin langsamer reagieren. Einen Vorzug hat die Wasserkühlung auf alle Fälle: sie macht den Wagen narrensicherer! Denn selbst der größte technische Depp (oder — unter uns Männern, Wolf — eine Frau!) wird stutzig, und es dämmert ihm oder „ihr", daß da was nicht in Ordnung ist, wenn vor der Nase ein Dampfstrahl herauszischt; beim luftgekühlten Motor schaut er bestenfalls nach dem Temperaturanzeiger, wenn das Vehikel schließlich selbst im ersten Gang nicht mehr von der Stelle will.

So etwas habe ich einmal mit Deinem Wolfs-Patenonkel * zusammen erlebt, nur handelte es sich dabei um Öl. Wir stießen bei einer Fahrt auf einen Bekannten, der berufsmäßig vom Photographieren mehr verstand als vom

* Gemeint ist Adolf Hitler.

Autofahren. Einem neuen Mercedes war das unverdiente Leid geschehen, in seine Hände zu fallen. Da stand denn der Besitzer verzweifelt und fluchte auf die Erfinder und Erbauer des zwar schönen, aber verdächtig rauchenden und duftenden Wagens: nun habe er schon stundenlang nur den ersten Gang einschalten können, aber selbst mit dem ginge es nicht mehr! Böses ahnend sahen wir nach dem Ölstand und siehe da — da stand überhaupt nichts! Worauf der Gute uns empört belehrte: „Der Wagen hat ja Zentralschmierung, da braucht man doch kein Öl nachfüllen!!"

Wir aber gingen erschüttert von hinnen!

An den Sohn 26. 9. 1954

Einen Wagen, der praktisch nicht mehr als die im Prospekt angegebene Brennstoffmenge verbraucht, gibt es nicht! (Lacher). Die Konstrukteure, oder auch die Verfasser solcher Prospekte sind alle Schlawiner (Lacher). Vielleicht wird die „Norm" auf der Autobahn mit etwas Rückenwind und leichtem Gefälle erreicht.

Uns armen Fliegern ging es nicht besser. Hätte der Argus-Motor meiner M 23 stündlich wirklich nur annähernd verbraucht, was das Motorenwerk behauptete, hätte ich nicht mit Mutti bei Allewind nahe Ulm mitten im Gelände notlanden müssen. Ich war damals, zu Beginn meiner sportfliegerischen Laufbahn, noch ein gutgläubiger, harmloser Mensch — damals, inzwischen habe ich mich der Welt, wie sie ist, etwas angepaßt! Andernfalls hätte ich mich in jenen Tagen nicht darauf verlassen, daß rechnungsgemäß der Brennstoff im Tank noch leicht von München bis Stuttgart reichen würde. Auch wußte ich noch nicht, daß der Brennstoffmesser meines benzinfressenden Ungeheuers grundsätzlich und immer einen fast vollen Tank anzeigte.

Daß ein in diesen gesenkter Strohhalm ein viel zuverlässigerer Maßstab sei, habe ich erst in dem allwindischen Getreidefeld, etwas zu spät, gelernt. Von da an klammerte ich mich immer an den Strohhalm und vor allem, ich tankte, wo ich konnte, ohne Rücksicht auf prospektunterbaute Kalkulationen: etwas das auch für autofahrende Grünhörner empfehlenswert ist (Lacher). Das unfreiwillige Niedersetzen im schwäbisch-ländlichen Idyll — sie wußte nicht, was und wie ihr geschah! — brachte leider Muttis Sportflugbegeisterung auf den Nullpunkt, nie mehr äußerte sie den Wunsch, in die brave Me zu steigen.

Was für Erfahrungen, solcher und noch ganz anderer Art, stehen Dir wohl noch bevor, auf und über der Erde, wenn nicht gar weit weg der Erde?! Auf der Raketenfahrt zum Mond, dem bleichen und doch ewig grinsenden Gesellen, gibt es jedenfalls vorerst noch keine Tankstellen und man kann sich nicht sagen: ach, bis zur nächsten wirds schon noch reichen (Lacher)!

Denk nur immer an Deinen Vati und seine Erfahrungen. Wenn man überhaupt fähig ist, durch Erfahrung klug zu werden, so kann es auch die Erfahrung der Väter sein!

5. 9. 1954

... Für den geistigen Vater Eures Gefährtes * ist dessen Konstruktion typisch: warum etwas auf vier Pfoten stellen, wenn es auch auf dreien läuft; warum einer Flugzeugtragfläche zwei Holme geben, wenn es einer auch tut?! Das war immer seine Stärke, die viel zu seinen Erfolgen beitrug, wenn sich auch gelegentlich später unvorhergesehene Nachteile zeigten; das ist eben eine häufige Begleiterscheinung des Fortschritts, wollte man sie ganz ausschalten, gäb es bestenfalls nur Fortschrittchen ...

* Es war uns ein Messerschmitt-Kabinenroller zur Verfügung gestellt worden.

Du schriebst mir neulich, Ihr hättet das Aufsatzthema „Das Hochgebirge im Winter" gehabt, ein Thema, das sozusagen vor der Tür läge! Dazwischen einmal ein solches „vor der Tür liegendes Thema" zu behandeln, betrachte ich als vorteilhaft. Es ermöglicht, anschaulich zu schreiben — aus dem „Anschauen" heraus, dem unmittelbaren Anschauen. Um so lebendiger läßt sich schreiben, und darauf kommt alles an.

Schopenhauer z. B. unterscheidet zwischen anschauendem und abstraktem Denken, wobei er das Abstrakte verwirft. Die Anschauung sei die Quelle aller Erkenntnis für den Geist — das, was der feste Boden für den Körper sei! Um anschaulich zu denken, müsse man den Blick auf die anschauliche Wirklichkeit gerichtet haben — zumindest im Geiste; alle großen Köpfe hätten dies getan. Er empfiehlt sogar, bei abstrakten Begriffen sich immer die anschaulichen Vorstellungen, auf denen sie fußen, vor Augen zu halten. Nur so könne man vermeiden, professoral trocken zu werden, mit Worten zu spielen, ohne daß viel dahinter ist, wie er es unfreundlicher Weise den meisten seiner Genossen, diesen „Kathederphilosophen", vorwirft. Wegen des mit dem anschauenden Denken verbundenen anschauenden Sehens könne auch der gesunde Menschenverstand fast jeden Grad von Bildung ersetzen, aber niemals Bildung den gesunden Menschenverstand. Deshalb sei das Wissen der Ungelehrten oft so lebendig — um so größer istder Erfolg, wenn sich bei des, Bildung und anschauendes Denken, vereint; und deshalb schreibe ich Dir dies!

Also übe Dich ruhig, wo Du kannst, im Anschauen und im anschaulichen Schreiben, wofür anfänglich grade einfache Themen geeignet sind!

Gelegentlich einmal über den einen oder anderen abstrakten Begriff nachzudenken, ist anregend und, wie ge-

sagt, nach einem der bedeutendsten Philosophen nutzbringend. „Nachdenken" heißt wohl aus dem Gedächtnis (dem Schatzkästlein dessen, was man schon gedacht und was man laufend über die Sinne an Eindrücken aufnahm, ins Hirn „eindrückte"!) — also aus dem Gedächtnis diese früheren Gedanken hervorholen und nun wieder bedenken, geistig wiederholen, sie mit anderen in Verbindung bringen, sie „über andere legen", d. h. überlegen.

Mit dem Fremdwort — als Lateiner tust Du Dich hier meist leichter als andere — heißt es „reflektieren", also das einst Angeschaute und Aufbewahrte wieder auftauchen und vor das geistige Auge zurückwerfen lassen, zusammen mit anderen Begriffen (d. h. Vorstellungen, die ursprünglich „greifbar" vor Dir standen); wobei aber alles Reflektierte schon etwas vom eigenen Denken und eigenen Wesen angenommen hat, also ein wenig verändert ist, so wie jeder Lichtreflex sich auch nicht bis zum letzten mit dem deckt, was er wiederspiegelt.

Die „Inspiration" dagegen ist das, was ein höherer Geist unserem Geist eingegeben hat, auf deutsch eben: „Eingebung"!

Dies sind nur ein paar Beispiele eigener Überlegung; ich meine nun nicht, daß Du etwa bei jedem abstrakten (vom Ursprünglichen abgezogenen) Begriff, über das „Woher" nachdenken solltest. Aber wenn Du Muße hast, dann tue es; der Begriff prägt sich dann ein, und hilft Dir, wenn Du schreibst oder sprichst, das Wort zu wählen, das sich am besten mit dem deckt, was Du ausdrücken willst.

26. 4. 1953

Habt Ihr Euch schon einmal über Schulergänzung durch verlebendigenden Lesestoff Gedanken gemacht? Befaßt sich seine Klasse im Sommer etwa mit dem Dreißigjährigen Krieg, so könnte Wolf an ein paar langen Winterabenden

Grimmelshausens „Simplicissimus“ lesen. Der eine oder andere Band von Gustav Freytags „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“ wird von der Völkerwanderung bis ins achtzehnte Jahrhundert immer in Betracht kommen, mit all den Originalberichten der Zeit. Haben sie Asien vor, liest er sicher Sven Hedin mit Genuß, auch Entsprechendes aus Japan und China, selbst die Reisebeschreibung Marco Polos. Wieviel Erforscher des „schwarzen Erdteiles“ haben ihre Erinnerungen hinterlassen: Peters, Wissmann, Schweinfurt, Livingstone, Stanley und wie sie alle heißen — Auswahl genügend! Weist man ihn darauf hin, mag er sich hineinfressen wie in die Expeditionsberichte nach dem Gipfel der Welt, auf die er zufällig kam. Für Ägypten hat er Max Eyths Schriften, für das westliche Südafrika Hans Grimm. Erwin Rosen erzählt in seinem „Deutschen Lausbuben in Amerika“ packend aus der „Neuen Welt“, Nansens „Durch Nacht und Eis“ würde er verschlingen!

*

Ob die jungen Herren von heute gescheit genug sind, solche Vorschläge zu befolgen, ist ihre Sache. Jedenfalls soll Wolf einmal nicht sagen: warum hat man mich seinerzeit nicht aufmerksam gemacht auf diese Entdeckungsfahrten, auf diese zeitgenössischen Berichte, auf diese Erinnerungen? Hätte ich von ihnen gewußt, würde ich sie natürlich gelesen haben, statt manchem Anderen, das ich nur las, weil ich es gerade zu fassen bekam, ohne daß es sich eigentlich lohnte, die wenige Zeit, die mir blieb, daranzuhängen.

Ich für meine Person jedenfalls habe nach den Schuljahren solche Gedanken gehabt und machte es meinen Lehrern zum Vorwurf, mich hinsichtlich des Lesestoffes ganz mir selbst überlassen zu haben.

Man gab uns keinerlei Anleitung, was wir in unserer Freizeit lesen könnten, nicht etwa müßten, an schöner Literatur, Reisebeschreibungen, geschichtlich Wertvollem, besonders Memoiren — es gibt ja so Schönes, Anregendes, im Vergnügen Lehrreiches bereits für das Knabenalter. Ich würde sicher Vieles gelesen haben, hätte ich nur davon gewußt. Nur einmal griff die dort höchste Autorität bei mir ein — verurteilend! Zufällig kam der Rektor ins Haus und fand mich über Reuters „Ut di Franzosentid", worüber ich — nebenbei bemerkt — Tränen lachte. Er aber wurde richtig böse — mit Recht! —, „wie man das hochdeutsch lesen könne?!"; es war nämlich eine „Übersetzung", die mir in die Hände gefallen war. Ich aber war noch sprachloser als sonst, aus allen Wolken gefallen, völlig unschuldig angeraunzt, denn ich alter Ägypter hatte keine Ahnung, daß Reuter Platt schrieb, ja kaum, daß es so etwas wie Plattdeutsch gibt!

Ein umgekehrtes Beispiel: noch in Alexandrien kam ich über ein Buch (der Vater hatte es sich schicken lassen) „Selbsterlebtes des bayerischen Ordonnanzoffiziers Karl Tanera im Siebzigerkrieg". Ein großer Wälzer, den ich aber von Anfang bis zum Ende verschlang. Und zufällig war dieser Krieg gerade in der Schule dran. Wie anders ging da alles in mich ein; das nüchterne Geschehen bekam durch das zu Hause Gelesene Leben, rollte vor meinem inneren Auge ab wie ein Film. Daß eine Liebesgeschichte zwischen einem Bayern und einer Preußin, Nord und Süd verbindend, hineinspielte, erhöhte weiter den Reiz!

Im „Guten Kameraden" erschien damals als Hauptgeschichte in Fortsetzungen — wie brannten wir auf die nächste Nummer! — etwas romanhaft, aber sicher auf Tatsachen fußend, der Kampf um Deutsch-Südwest während des Hereroaufstandes. Das nichtssagende blaue Dreieck auf der Karte verwandelte sich mir zum Landschafts-

bild der Steppe, in dörrender Gluthitze lag sie da, Eingeborenenstämme, deren Namen ich lediglich gehört hatte, wurden nun zu urwüchsigen Menschen, deren Aussehen, deren Wesen ich kannte. Ich erlebte es mit — das verzweifelte Ringen der Farmer in ihren eingeschlossenen Gehöften, der Schutztruppler im Busch — alles hing am Besitz der Wasserstellen! — spannend bis zum Letzten. Noch heute stammt meine Kenntnis des Landes, des damaligen Geschehens aus dieser Lektüre, nicht aus der Geographiestunde. In der gleichen Wochenschrift erschien dann „Im Labyrinth des Ganges" im Karl-May-Stil, lange Zeit meine Hauptquelle für Indien als lebenerfülltem Begriff.

In meiner Godesberger Schulzeit ließ ich mir Weihnachten zwei Standardwerke mich interessierender Wissenschaften schenken: Wilhelm Meyers „Weltgebäude", die damals beste und umfassendste Darstellung der Astronomie für Laien, und Grätz „Die Elektrizität", auch ein Wälzer, in seiner Art des ersteren würdig. Wie viel lernte ich daraus, so ganz nebenbei! Aber rein zufällig war ich darauf gestoßen, niemand hatte mich aufmerksam gemacht. Im Französischen lasen wir Erckmann-Chatrian's Erinnerungen: „Geschichte eines Konskribierten"; die Freude war stark herabgesetzt durch das Entziffern der fremden Sprache, wir kamen kaum vom Fleck. Und doch, wie anders standen die Napoleonischen Kriege vor mir während des Geschichtsunterrichts, wie viel plastischer!

21. 6. 1953

Ich sah, im Anhang zu seinen Erinnerungen, wie viel historische Schriften Felix Dahn verfaßt hat. Ob nicht manches für Wolf Rüdiger geeignet wäre? Etwa „Romane aus der Völkerwanderung", „Felicitas" (von Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer gelobt). Hat er Freytags „Ahnen" schon gelesen? Immer vorausgesetzt,

daß es nicht zu fern der in der Schule gerade behandelten Geschichtsperiode liegt. Sonst gibt es sicher auch für diese die Zeit verlebendigende Lektüre. Er soll möglichst „Streu-Lektüre" vermeiden, zeitlich verstreute historische schon gar; sie erschwert das geistige Einordnen, begünstigt Konfusion statt Klarheit. Wenn Du ihm Bücher empfiehlst, sei bemüht, eine Linie zu wahren, inneren Zusammenhang. Je weniger er aus Zeitmangel zu lesen vermag, desto mehr geh ihm an die Hand, sich auf ihn Förderndes zu konzentrieren: Charakterbildendes; stilistisch Vorbildliches; positiv Wissen Mehrendes. Gegenseitige Ergänzung — das Auftauchen des im Geschichts-, Geographie- usw. Unterricht Berührten bei der Lektüre und umgekehrt — wird das Interesse erhöhen, ihn stärker beeindrucken, und damit das Gelesene von selbst tiefer einprägen. Mag sein, er kümmert sich nicht um diese Vorschläge — obwohl es seiner Logik eingehen müßte — auch kein Unglück; aber zeige ihm die Möglichkeit vernünftigen Auswählens des Lesestoffes!

16. 8. 1953

... Für Wolf einiges Sprachliche und Schreiblogische: bist Du Dir des Unterschiedes zwischen „anscheinend" und „scheinbar" bewußt? Wendest Du die beiden Wörter immer richtig an? Die Mehrheit der Deutschen wirft sie durcheinander. „Anscheinend" bedeutet: ich weiß mit ziemlicher Sicherheit, daß etwas so ist, wie es scheint, nur fehlt die unbedingte Gewißheit. „Scheinbar" hingegen besagt: ich weiß völlig sicher, daß etwas n i c h t so ist, wie es scheint — der „Schein" trügt! „Nur scheinbar dreht sich die Sonne um die Erde." Zur Zeit Galileis konnten diejenigen, die sich im Streit der Meinungen dem großen Bahnbrecher astronomischer Erkenntnis zuneigten, hinzufügen: „Anscheinend ist es so, daß die Erde sich um die

Sonne dreht." (Heutigentags kann man das nicht mehr sagen, ohne sich lächerlich zu machen. Denn inzwischen sind so viele unbedingt gültige Beweise für die Richtigkeit der Behauptung beigebracht worden, haben so unzählige astronomische Rechnungen, die auf diesen Voraussetzungen und den festgestellten Daten der Erdbahn fußten, sich als richtig erwiesen, daß man sagen muß: „Tatsächlich dreht sich die Erde um die Sonne.")

Es heißt: „Warst Du gestern auf der Hochalm?" Aber: „Bist Du gestern auf der Hochalm gewesen, als die Lawine niederging?" — „Sobald (gleich „sowie") er heimkommt, wollen wir essen, aber ich fürchte, er kommt nicht so bald (gleich „so früh") wie gestern". — „Sowie (gleich „so bald") es zu regnen beginnt, gehen wir ins Haus." Dagegen: „Auf Bergtouren trinke man nicht zu oft, so wie es auch besser ist, nur mäßig zu essen."

„Solang wir außerhalb der Bucht waren, schwankte das Schiff sehr, aber das hat nicht so lang gedauert, wie ich dachte."

Die heutige Orthographie unterscheidet freilich eigenartigerweise nicht, sondern schreibt in all diesen Fällen stets in einem Wort. Ich halte das für unlogisch — es stört mich immer. Und daher schreibe ich es Dir, mein Wolf. Richtige kleine orthographische Fehler, für die ich selber, zugegebenermaßen, eine gleiche Schwäche habe, wie Du, sind meines Erachtens nicht so schlimm wie Fehler gegen die Sprachlogik. Das eine bedeutet mechanisches Wissen — hier kann man irren. Man sollte aber als Mann möglichst nicht gegen die Logik verstoßen. Daher überdenke das oben Gesagte und glaube nicht nur, daß ich Dich plagen will.

An den Sohn 3. 10. 1954

Hast Du vor oder nach dem Julius-Cäsar-Film Shakespeares Original genossen? „Von allen Wundern, die ich

je gehört, dünkt mich das größte, daß sich Menschen fürchten, da sie doch sehen, der Tod, das Schicksal aller, kommt, wann er kommen soll." Das ist die schönste Stelle, denk ich.

Immer wieder erfreue ich mich daran, wie herrlich die Schlegel-Tiecksche Übertragung ins Deutsche ist, sprachlich und inhaltlich. Diese Meisterleistung verdanken wir August Wilhelm Schlegel — nicht etwa Friedrich Schlegel, dem gräßlichen Lucinden-Schlegel, der alte Tieck hat so gut wie nichts beigetragen, die Übersetzung lieferte dessen Tochter, zusammen mit einem Grafen mir entfallenen Namens. Schlegel hat meines Erachtens häufig, die ursprüngliche Fassung übertragend, noch verbessert. Es gelang ihm offenbar, sich so in den Dichter einzufühlen, daß er, den größeren Wörterreichtum der deutschen Sprache nutzend, Abweichungen einsetzte, die sich nicht völlig mit dem Urtext decken, aber noch treffender ausdrücken, was Shakespeare ausdrücken will und die dieser wohl verwandt hätte, wenn sie ihm im Englischen zur Verfügung gestanden wären.

Du hast natürlich schon oft das berühmte Zitat aus dem Hamlet gehört: „Es gibt mehr Ding zwischen Himmel und Erden, als Eure Schulweisheit sich träumt, Horatio."

Schlegel ersetzt hier „philosophy" der Urfassung durch „Schulweisheit". Wer wollte bestreiten, daß dies sinngemäßer ist, schließlich macht doch ein gut Teil der Philosophie die Metaphysik aus, und mit was befaßt die sich denn, wenn nicht mit dem „Ding zwischen Himmel und Erden"? Die deutsche Sprache verfügt eben über etwa eine halbe Million Wörter, die englische lediglich über 110 oder 120000. Das ist großenteils auf die Unzahl Wortzusammensetzungen im Deutschen zurückzuführen, aber diese stellen durch meist etwas abweichende Begriffe oft sehr feine Abwandlungen gegenüber dem Nebeneinander

ihrer Bestandteile dar — „Schulweisheit" ist nicht das gleiche wie „Weisheit der Schule" oder „in der Schule gelehrte Weisheit". Im Englischen gibt es kein Wort für Schulweisheit.

Nebenbei: bist Du Dir des Unterschiedes zwischen „Worte" und „Wörter" bewußt?: die Worte des Dichters — Lieder ohne Worte; aber: vermeide übermäßig viele Fremdwörter — Goethe bereicherte die deutsche Sprache um viele neue Wörter; man spricht von einem Wörterbuch, nicht Wortebuch, es sei denn man hat so etwas wie Büchmanns „Geflügelte Worte" vor sich.

Genug der Worte, die mir zustehende Zahl Wörter ist verbraucht!

An den Sohn 5. 6. 1954

Über das Euch glücklicherweise nur zur Wahl gestellte Aufsatzthema „Das Humanitätsideal, das ich in der Iphigenie auf Tauris fand", hab ich wirklich geistig die Hände über meinem ergrauten Kopf zusammengeschlagen, begleitet von einem gut bayrischen „Gibts denn dös aa?!". Ich kann so wenig wie Du unter „Humanitätsideal" mir einen klar umgrenzten Begriff vorstellen, und im Zusammenhang mit einem der größten und schönsten Dramen unserer deutschen Sprache, der Goetheschen Iphigenie, würde ich mich bei seitenlanger Behandlung dieses Themas wohl oder übel in Edelquatsch ergehen! Sehr schön, daß Du anlagemäßig Derartiges meidest — ich muß dabei humorvoll lächelnd an selige Zeiten denken, in denen Herren meines näheren Stabes es gut mit mir und meiner überlasteten Zeit meinten, mir Entwürfe für Reden vorlegten, die ich halten sollte, und ich nach dem Durchlesen seufzend es lieber selber machte — eben um „Edelquatsch", etwas sehr prächtig Anzuhörendes, aber inhaltlich nur Wortklingelndes zu vermeiden. Ich gebe zu, daß ich mich beim

Abfassen von Reden stets sehr schwer getan habe, mich — wie Du das so frech ausdrückst! — geistig verdammt habe anstrengen müssen, aber ich glaube, daß am Ende dann doch eben kein Edelquatsch dabei zum Vorschein kam.

*

An sich ist Lehrer sein ein schöner Beruf: nämlich den Nachwuchs eines Volkes heranzubilden und zu erziehen. Und demgemäß fühlen sich auch viele sympathische Menschen zu ihm hingezogen, ergreifen ihn aus Idealismus. Ich glaube, daß unter ihnen doch eine große Anzahl ist, die nicht nur körperlich, sondern auch geistig jung sind — und wer wirklich geistig jung ist, bleibt es häufig bis ins hohe Alter. Diese Menschenauslese verdient von vornherein ein besseres Urteil als die Jugend es oft ausspricht — und ich es einst genau so mir anmaßte! Heute, rückschauend, muß ich sagen, daß ich prächtige Kerle unter der Zunft der Lehrer fand — nicht nur als seltene Ausnahmen! Das soll nicht heißen, daß Ihr nicht über sie meckern dürft — das gehört zum Handwerk einer jeden Schulklasse, einschließlich der der Herren Primaner (Lacher).

20. 3. 1955

Mein lieber schitoller, noch immer ungeküßter, musenungeküßter Wolf!

Deinen Brief, dem ich vorstehende Tatsachen* entnehme, las ich mit großem Interesse.

---

* Wolf-Rüdiger hatte nach Spandau berichtet: „In der Schule nehmen wir im Augenblick Musikgeschichte durch; unser Musiklehrer spielt uns immer der jeweiligen Epoche entsprechende Stücke vor, soweit er sie auftreiben kann. Wir sind nämlich noch ziemlich am Anfang, erst so um das Jahr 1200 herum. Ich muß sagen, daß mich das Ganze eigentlich recht wenig interessiert; erstens gefällt mir die damalige Musik überhaupt nicht und

Daß für jemand, der kein hochbegabter Musiker ist oder zu werden wünscht, Musikgeschichte weit zurückliegender Zeit nicht sehr anziehend ist, kann ich mir denken. Aber es besteht ja wenigstens Aussicht, mit dem Fortschreiten des Unterrichts Anregenderes geboten zu bekommen. Vielleicht habt Ihr gar bei der Musik der Primitiven begonnen? Die wiederzugeben freilich fiele Euerem Lehrer nicht schwer, da er ja nur eine Platte mit Jazz ablaufen lassen müßte (Lacher).

Die näselnde Musik der Araber klingt mir noch von der Jugendzeit in den Ohren. Um unseren Garten in Alexandrien herum war doch großenteils noch Wüste, da hockten die Araber an einem Feuer oder die Beduinen vor ihren Zelten und quängelten auf ihren flötenartigen Gebilden — ziemlich eintönig, aber doch nicht ohne Reiz zusammen mit der Palmenlandschaft im Mondschein oder unter einem blitzenden Sternenhimmel sehr stimmungsvoll. Vielleicht erlebtst Du es einmal selbst, wenn Du dereinst ins Land der Pharaonen kommen solltest, ein Land, das uns ja zweite Heimat war. Aber es mag sein, daß auch dort alle Romantik dahin ist: sofern es überhaupt noch Beduinenzelte gibt, hat jedes seinen Kofferradio und daraus plärrt der Jazz g'rad so wie überall in der Welt (Lacher).

12. 6. 1955

Meine Liebe,

als Dein Brief kam, las ich gerade in dem Buch „Psychologie des Jugendalters" von Eduard Spranger — und zwar das Kapitel über das „Hineinwachsen der Jugend in die Gesellschaft".

---

zweitens liebe ich ja auch Geschichte nicht sehr, wie Du sicherlich schon aus den Zeugnisnoten gesehen hast. Meine Eins in Musik ist auf die Extemporale, die über vorhergegangene Stunden gehalten wurden, zurückzuführen. Ich bin also keineswegs von der Muse geküßt worden!"

Grad wie bestellt steht da manches drin — bestellt zu dem, was die begreiflicherweise etwas in Harnisch gebrachte Mutti über des siebzehnjährigen Lausers Tun und Lassen und Unterlassen berichtet.

Das „siebzehnjährig" erwähne ich darum besonders, weil es in besagtem Buch heißt, erfahrungsgemäß bedeute die Zeit um das siebzehnte Jahr herum einen erheblichen Einschnitt. Hier macht sich ein Trieb besonders bemerkbar, der des Geltenwollens. Schon durch seine äußere Erscheinung will der Jugendliche viel mehr als vielleicht vorher bereits „Eindruck machen"; sei es, daß er sich übertriebener Eleganz befleißigt, sei es im anderen Extrem, daß er in gewollter Vernachlässigung, in romantischer Wildheit einhersteigt, wozu auch eine „originelle" Haartracht, eine geschwungene Locke oder ein wilder Schopf gehören (Lacher). Spranger meint, der „Beppo aus den Abruzzen" habe den gleichen psychologischen Hintergrund wie das geschniegelte Herrchen mitteleuropäischer Provenienz.

Welcher Spielart der Unsere zuneigt, weiß ich nicht — Du wirst keinen Zweifel haben; vielleicht pendelt er aber auch je nach Lage und Laune — in dem Buch wird „unergründliches Launenspiel dieses Alters" hervorgehoben — zwischen beiden äußersten Möglichkeiten: ob er die dreiundzwanzigjährigen jungen Mädchen zum Tanz ausführt, ob er mit seinesgleichen loszieht, oder auch seine arme Mutti etwas ärgern will, weil das einmal so leicht gelingt, zum andern im Untergrund vielleicht auch als kleine Rache, weil sie so oft etwas auszusetzen hat (Lacher).

Das ist einige „Pädagogik", für Dich und um „ihn". Ich komme mir richtig als Familienvater vor, weißhaarig über dem Getriebe schwebend (Lacher). Wie dieser Vater eines „Siebzehnjährigen" sich wohl in der Praxis verhielte? (Lacher.)

Du bestätigst, meinen „langen, ganz an Dich gerichteten Brief" bekommen zu haben. Interessehalber sah ich mir letzteren nochmals an; dabei stellte ich fest, daß ich darin nicht weniger als acht Fragen schrieb, von denen Du nur zwei glücklich beantwortet hast. Lies doch grundsätzlich, bevor Du schreibst, meinen letzten Brief wieder durch. Auch wenn keine Fragen darin gestellt sind, gehört es zum briefschreiberischen guten Ton, auf dies oder jenes, das der andere berührte, einzugehen. Dadurch erst entsteht eine Art Unterhaltung, ein Wechselgespräch, was das Briefschreiben sein soll, und was es verlebendigt. Auch regt es an, etwas mehr zu schreiben, ohne viel nachgrübeln und Zeit aufwenden zu müssen.

„Umso herzlichere Grüße" ersetzen den fehlenden Teil nicht völlig, so sehr ich sie auch schätze (Lacher)! Lieber sind mir nur halb so herzliche Grüße und dafür ein entsprechend längerer Brief (Lacher).

Den Hinweis auf den „guten Ton" und die Gepflogenheit, Fragen zu beantworten, nimm als erzieherischen Beitrag des erziehungsbeflissenen Vati, zu dessen Aufgaben es doch selbst in der Ferne gehört, auf den Filius einzuwirken!

*

Hast Du die Sammlung von Originalberichten aus der Zeit, die Gustav Freytag zusammenstellte und mit teilweise sehr schönem Eigenen verband, schon gelesen? Sonst empfehle ich es Dir sehr. Man bekommt doch sehr lebendige Eindrücke, ergänzend zu dem, was man jeweils in der Schule durchnimmt, man braucht also nur in größeren Abständen immer einen kurzen Abschnitt zu lesen. Aber freilich ist es möglich, daß Ihr so stark beansprucht

seid, und Euer Geist, ob Ihr wollt oder nicht, hinsichtlich dessen streikt, was an den Unterricht erinnert.

Vom Stamm der alten Sachsen heißt es im ersten Band: „Leider sind die Urteile über sie fast nur laute Klagerufe, ihre Wildheit und Raubsucht waren sehr übel berüchtigt..." Von den Franken aber heißt es gar, sie hätten „unzweifelhaft unter allen Germanen den schlechtesten Ruf". Eine schöne Erbmasse, mein Lieber, die Du da in Dir hast (Lacher)!! Zu Deiner Beruhigung will ich aber hinzufügen, daß bei den Sachsen immerhin auch von „harter Tapferkeit" die Rede ist, sie hätten den Boden nach der Väter Weise treulich bebaut und den alten Glauben mit trotziger Kraft bewahrt, den heidnischen Glauben natürlich und erfreulicherweise (Lacher). Und selbst die bösen Franken sind nicht ganz ohne lichtere Beigaben — womit sich auch Dein Bild für mich etwas aufhellt (Lacher)!

An den Sohn 3. 9. 1955

Mein lieber „Facharbeiter",

Mutti übermittelte mir, daß Du die Prüfung zum Schreiner-Facharbeiter „gut bestanden" hast — so beglückwünsche ich Dich denn zum ersten Titel Deines Lebens *.

Du magst Dir wohl im Laufe der Zeit noch den einen oder anderen dazuerwerben, kaum aber einen, auf den Du stolzer sein kannst! Bedeutet er doch, daß Du schon als Bub — als Lehrbub — in jahrelangem Mühen von Hand und Kopf Dir ein Können in einem uralten Handwerk erarbeitet hast, das den gewiß nicht leichten Anforderungen dieser Zunft voll entspricht. Dir das Recht erwarbst, Dich als Handwerksgeselle zu bezeichnen (daß die „gewissen"

* Zum Lehrplan des von Wolf-Rüdiger besuchten Landschulheimes (Jugenddorf Christophorus-Schule Obersalzberg-Berchtesgaden) gehört eine handwerkliche Ausbildung, die am Ende der 8. Oberschulklasse mit der Gesellenprüfung abschließt.

Schwierigkeiten, die dieser neue Schultyp noch hat, dazu führen, daß Ihr vorerst nur als „Facharbeiter“, nicht als „Gesellen“ bezeichnet werdet, ist ja nur eine bürokratische Wortklauberei, denke ich!).

Zugleich stellt dies einen Achtungsbeweis dar, den Du bis in Deine späten Tage als Geistesarbeiter der Handarbeit entgegenbringst — als Geistesarbeiter, denn das wirst Du gemäß Deiner Hauptschulung späterhin doch wohl vorwiegend sein. Zur Ehrung des Handwerkes, um den ihm Zugehörigen immer wieder zum Bewußtsein zu bringen, ein wie alter Teil unserer Kultur es ist, mit einer weit ins Mittelalter zurückgehenden Tradition, mit wie ehrwürdigen Gebräuchen es umgeben ist, wie tief es im Volke verwurzelt war, sollte eigentlich alljährlich den neu zu Gesellen und Meistern Ernannten eine Vorstellung der „Meistersinger von Nürnberg“ gegeben werden.

Der Überlieferung gemäß müßtest Du Dich ja nun auf Wanderschaft begeben in vorgeschriebener Tracht, durch alle deutschen Lande, vielleicht auch in das Ausland, das Ränzel auf dem Rücken (Lacher). Frägst in dieser und in jener Stadt bei einem Meister um Arbeit nach, in vorgeschriebenen, altertümlich gedrechselten Sprüchen, die der Meister ebenso „zünftig“ erwidert. Bleibst Du bei ihm, wirst Du nicht verfehlen, der Frau Meisterin viel schöne Komplimente zu machen — dafür steckt sie Dir bei den Mahlzeiten an des Meisters Tisch viele schöne Brocken zu. Ist gar ein reizendes Töchterlein da, erklärst Du nach Ablauf der ausbedungenen Zeit dem Herrn des Hauses, bei ihm könne man sooo viel lernen, und bleibst länger (Lacher). Kurz, Deine Wanderjahre würden abrollen, wie sie bei Unzähligen vor Dir abrollten.

Da Du nun aber auf die geistige Gesellenprüfung zustrebst, wird nichts aus der Wanderei, Du bleibst im Lande, das heißt im Landschulheim, nährst Dich redlich,

erhebst den Federhalter zum einzigen Handwerkszeug und schließt hoffentlich die Lehrzeit des Geistes ebenso erfolgreich ab wie die der Hand.

An den Sohn 11. 9. 1955

Sing gelegentlich das schöne Liedel aus dem „Verschwender“ im Takt des Hobels, oder wenn Deine Stimme im Umbruch so greislich ist, daß Deine Kameraden mit Holztrümmern schmeißen, dann pfeif es:

„Das Schicksal setzt den Hobel an und hobelt alle gleich“.

Manchmal patzt es auch und nimmt zu viel weg bei diesem Versuch der Gleichhobelei — so bei mir ...

HEITERES UND ERNSTES

An den Sohn 4. 1. 1953

Der Kalif von Bagdad war von dem ihm gelehrten neuen Spiel — dem Schach — so begeistert, daß er dem Erfinder freistellte, sich eine Belohnung selbst zu wählen. Dieser erbat sich die Menge Weizen, die zusammenkommt, wenn man auf das erste Feld des Schachbrettes ein Korn legt, aufs nächste zwei, aufs dritte vier, und so fort die vierundsechzig Felder durch, immer von einem zum anderen verdoppelnd.

Der Kalif lächelte ob der Bescheidenheit und gab Befehl, die Zahl zu errechnen und die entsprechenden Säcke Weizen auszuhändigen.

Wölferl, mach Dich mal ans Multiplizieren — es muß nicht unbedingt im Lateinunterricht sein! (Lacher.) Und schreibe mir, auf welches Resultat Du gekommen bist.

Das Folgende möge die Mutti erst weiterleiten, nachdem der Filius sich mit der endlosen Rechnerei herumgeschlagen hat.

Die Weisen des Kalifenhofes begaben sich ans Rechnen. Nach vielem Schwitzen und Fluchen kamen sie endlich zum Ergebnis ihres Mühens. „Ja, salaam, ja salaam!" stöhnten sie. Nachdem sie sich ihr eigenes Horoskop gestellt — arabische Hofmathematiker waren damals immer zugleich Astrologen — und sich so überzeugt hatten, daß ihr Gebieter ihnen nicht aus Ärger über die errechnete Summe den Kopf abschlagen lassen würde, kehrten sie vor dessen Antlitz zurück und warfen sich in den — sichtlich vorhandenen — Staub: „Allah ist groß und der

Kalif beinah ebenso groß! Aber dieser Fremde mit seinem neuen Spiel — dieser Sohn eines Schweines — will Dich, oh Herr, zu Grunde richten. Denn genaue und sehr mühevolle Rechnungen haben ergeben, daß selbst die Ernten vieler Jahre Deines ganzen Reiches nicht genügen würden, das Geforderte beizubringen, ja, die Weizenernten der ganzen Welt würden nicht ausreichen. Nähme man an, die Erdoberfläche bestünde nur aus Land, hätte keine Meere und Seen, und man streute die errechnete Gesamtmenge Weizen gleichmäßig darauf, so würden die Körner die ganze Riesenkugel beinahe einen Zentimeter hoch bedekken. Es ist nicht vorstellbar, oh Herr, zählte man alles zusammen, was für einen Haufen es gäbe!"

Der Kalif, da er die gegebene Zusage nicht halten konnte, gab dem Erfinder des königlichen Spiels die reizende Prinzessin zur Frau, sich zugleich einen guten Ratgeber sichernd, und sich später an den Schach spielenden Enkeln erfreuend. Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch! (Lacher.)

25. 1. 1953

Bei dem „Tatsachenbericht" aus den Tagen der Erfindung des Schachspieles vergaß ich am Schluß etwas sehr Menschliches, dem Wesen nach Überzeitliches zu erwähnen: die Weisen des Hofes beeilten sich, die Weisheit des Kalifen zu preisen und über alle Maßen den Schwiegersohn zu loben. Und wenn sie nicht gestorben sind . . .

12. 5. 1954

Nochmals fällt mir der arabische Lehrer ein, von dem ich erzählte: er rauchte während der ganzen Unterrichtsstunden eine Zigarette nach der anderen. Die Mohammedaner haben Glück, daß zu Lebzeiten ihres Propheten Amerika noch nicht entdeckt und daher das heutige Welt-

laster des Tabakschmauchens ihm unbekannt war. Sonst hätte er es bestimmt ebenso verboten wie Alkohol und Schweinefleisch — welch letzteres in heißen Ländern ja auch ungesund ist. Das Rauchen aber hätte er um so mehr verboten, als Nikotin noch viel schädlicher ist, als des Bacchus Getränke. Aber seine Gläubigen würden wohl einen Ausweg gefunden haben. So wie es heutigentags Moslems gibt, die Sekt trinken unter der Begründung, er habe zur Zeit Mohammeds noch nicht existiert, daher könne er ihn auch nicht gemeint haben mit seinem Verbot. Ebenso hätten sie notfalls entdeckt, daß er Nargilehs aber keine Zigaretten kannte, letztere zu rauchen also nicht vom Paradies ausschließt. Alfred, in diese furchtbare Lage eines mohammedanischen Gläubigen versetzt, würde ganz bestimmt keine Mühe gescheut haben, das Problem zu klären und würde ebenso sicher zu einem günstigen Ergebnis gelangt sein...

4. 7. 1954

In der Reihe meiner mütterlichen Vorfahren ersuchte einst der Urgroßvater Ferber, die ihm zugedachte Verleihung des erblichen Adels zu unterlassen, mit der hochmütigen Begründung, sein Name bedeute ihm Adel genug — bei unserer Mutter konnte etwas, das auf diese Art zurückging, auch auftreten.

Und Dein Vater wiederum, der mit seinem niedersächsischen Dickschädel der großen Heidhofbauern am geeignetsten unter den preußischen Armeeärzten befunden wurde, als Bürgerlicher ins Gardecorps versetzt zu werden, damit er der unerträglich gewordenen Hochnäsigkeit Paroli biete — was er ja auch mit durchschlagendem Erfolg getan hat.

Unsere Nachkommen können also hinsichtlich ihres Erbes auf dieser Seite des Charakters beruhigt sein (was

ich mit Heiterkeit feststelle). Daß unser autoritärer Vater — nicht ahnend, was er tat — durch Verbreiten bleichen Schreckens bei seiner Brut dieser Anlage entgegenzuwirken sich bemühte, für die Jugendjahre nicht ohne Erfolg, kann die Erbmasse ja kaum beeinflussen, das würde erst die Wiederholung dieses Erziehungssystems durch viele Generationen bewirken.

Ich vermute übringens, daß die schroffe Unterdrückung der Kinder bereits in frühestem Alter — und hier wirkt es sich besonders nachteilig oft fürs ganze Leben aus — eine bei deutschen Eltern weit verbreitete unbewußte Sünde ist. Sie glauben, es sei das Zeichen guter Erziehung, wenn schon der kleine Hosenmatz unbedingten Gehorsam zeigt, dauernd ängstlich nach den Erwachsenen schielt, ob er auch alles richtig mache: „Was würden denn die Nachbarn sagen, wenn das Kind ‚ungezogen' ist?!" Und die Erziehung in der Schule war meist demgemäß. Auch in Goethes Charakter schiebe ich manches auf die Schroffheit des Vaters seinen beiden Sprößlingen gegenüber — er selbst anscheinend ebenso: „Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt". Der alte Vater Goethe war später unglücklich genug, als sich beim Sohn ihm ganz Ungemäßes zeigte, so als dieser den Adel annahm; er ahnte nicht, daß vor allem er selbst daran Schuld hatte. . .

*

Wenn altes Blut sich noch „adelig" auswirkt, beweisend, daß es im Wesentlichen noch unverfälscht ist, dann habe auch ich Sinn für Adel. Er ging doch sicherlich einmal aus einer Auslese hervor: durch hervorragende Eigenschaften sich Auszeichnende wurden vom Stamm, vom Volk zur Führung bestimmt. Das Ineinanderheiraten solcher Familien muß die guten Eigenschaften summiert und

damit Hochwertiges gezüchtet haben. Aber das war einmal. Inzwischen ist in die meisten Adelsfamilien so viel geringwertiges, ja unwertes Blut hineingekommen — so durch Geldheiraten —, bei anderen, die sich rein hielten, war der Kreis auf die Dauer zu klein, so daß die Inzucht degenerierte — kurz, ich glaube, heute ist es im allgemeinen unbegründet, Adel zu bevorzugen, auch nur in der Einstellung zu ihm. Um so höher werte ich es, wenn Adel sich manifestiert, auch wo kein Adelstitel vorhanden ist.

An den Bruder 8. 8. 1954

Genies sind selten faul, die meisten sogar sehr fleißig. Goethe war Zeit seines Lebens von Tätigkeitsdrang beseelt, wenn nicht dichterisch-schöpferisch — da traten regelmäßig lange Pausen ein — so doch naturwissenschaftlich forschend, ministeriell verwaltend oder auch nur laufende Tageserfordernisse am Schreibtisch erledigend. Kant verwandte seinen kategorischen Imperativ als Geißel für sich selbst. Zahlreiche sonstige Beispiele wären anzuführen, viele Künstler, trotz ihres Hanges zur „schöpferischen Pause“.

Friedrich der Große begann sein Tagewerk morgens um 5 Uhr, er kümmerte sich um eine unübersehbare Menge von Dingen bis herab zu den geringsten Kleinigkeiten. Womit ich nicht behaupten will, daß dies das Ideal wäre; es ging selbst über seine Kraft, was schon zu seinen Lebzeiten Schaden bewirkte. Als er aber völlig ausfiel, kam eine staatliche Krise, da alles auf dieses System eingestellt, die neue Spitze ihm jedoch nicht gewachsen war.

Napoleon arbeitete ruhelos, ließ sich oft mitten in der Nacht wecken, weil er dann am besten schaffen konnte. Seine Korrespondenz allein, die doch nur nebenher ging, umfaßt eine kleine Bibliothek.

Bismarck — im Amt — übernahm sich dermaßen, daß er krank wurde und dazwischen ganz aussetzen mußte.

Cäsar war, nachdem er den jugendlichen Dandy hinter sich gelassen hatte, ein rastloser Arbeiter. Das edle Volk freilich forderte, daß er bei den Gladiatorenkämpfen und Zirkusspielen anwesend sei und der „Diktator" wagte nicht, sich zu widersetzen. So hockte er sich denn in seine Loge. Da er aber den blutigen Unfug haßte, nahm er schreibende Sklaven mit, denen er ununterbrochen diktierte. Daß er zu Beginn seiner Herrschaft in Ägypten Kleopatras Reizen erlag, mit ihr monatelang auf dem Nil spazierenfuhr, Rom Rom sein ließ, obwohl dort inzwischen Alles drunter und drüber zu gehen drohte, ist kein Gegenbeweis: auch Genies sind Menschen, in mancher Hinsicht noch menschlicher als andere; selbst die willensstärksten unter ihnen haben schwache Stunden und mehr als eine, wie man sieht. Vielleicht entschuldigte Caesar seine fröhliche Vergnügungsreise vor sich selbst mit der Notwendigkeit, einen Nachfolger eigenen Blutes in die Welt zu setzen, was ihm ja auch in dem kleinen Caesarion glücklich gelang. Geholfen hat es freilich nichts; sein lieber Adoptivsohn Octavian, der sich dann als neuer „Caesar" Augustus nannte, beeilte sich nach dem Tode des vergötterten Vaters, eine große Justizkomödie zu inszenieren, in der er den jungen, kaum 16jährigen und — weil es in einem ging — den noch jüngeren Sohn der gleichen Mutter, Antonius, ganz legal umbringen ließ, vorbeugend gegen eine mögliche spätere Konkurrenz dieser Träger klingender Namen. „Recht muß Recht bleiben — möge auch die Welt darüber zu Grunde gehen!"

Ob Augustus ein Muster des Fleißes war, weiß ich nicht; es ist hier auch gleichgültig, denn auf alle Fälle war er kein Genie.

Es freut mich, Wolf, daß Dir angesichts des Schnees in den Sinn kam, wie begreiflich es ist, daß den Römern vor den Ländern der nordischen Barbaren grauste. Dabei muß man bedenken, wie primitiv damals die Menschen dort noch lebten. Die Römer hatten zwar in ihrem Limes Stützpunkte mit Bodenheizung. Wenn sie aber auf großen Märschen oder auf vorgeschobenen Posten bei den Germanen Unterkunft nehmen mußten, fehlte dergleichen bestimmt. In Wagners „Walküre" sieht die Bühnen-Hundingshütte ja ganz einladend aus, gar wenn die Tür sich zum „lächelnden Lenz" öffnet. Aber wäre es nicht zufällig im „Wonnemond", sondern im weniger wonnigen „Mond" des Winters und gäben die „Welt bedeutenden Bretter" schminkelose Wirklichkeit wieder, würde man in der jämmerlichen Kienspanbeleuchtung schon kaum etwas sehen. Notgedrungen müßte aber die „Heizung" in Betrieb sein, und da würde der Rauch der offenen Feuerstelle endgültig alles verfinstern. Siegmund und Sieglinde sängen sich gewiß nicht melodisch an! Da das Dach natürlich undicht wäre, tropft und rinnt es allenthalben von oben in das Idyll, das Bärenfell wird naß, der Lehmboden zu Brei, und dann noch alles angefüllt mit regendurchfeuchteter Einquartierung!

Eine solche Kostprobe einstiger Wohnungsverhältnisse bekam ich im Winter 1916/17 auf den Bergen am Eutos-Paß in Rumänien. In den Erdhöhlen, die wir uns gruben, hatten wir monatelang nur Feuerstellen in der Wand, mit „Abzug" durch die Tür. Öffneten wir sie, d.h. schlugen wir die Zeltbahn zurück, strömte die Eiseskälte herein, und alles Heizen war zwecklos. Schlossen wir sie, wurden wir bei lebendigem Leibe geräuchert, die Augen so geätzt, daß man auf Posten oder beim Kontrollgang nur noch Umrisse sah — für Krieger, die ja auch mal schießen sollten, besonders sinnlos! Glücklicher als wir Nordland-Barbaren

damals konnten die Römer auch nicht sein über die erst wärmende Sonne! Auch sie hatten, wie wir in unseren Karpathen, Urwald um sich. Das ganze Land Germanien bestand größtenteils aus Urwald, ohne Weg und Steg. Querdurchstapfend lagen die gestürzten Baumriesen vor einem, stieg man auf sie, brach man in Holzmoder ein, dann wieder weite Sumpfgebiete dazwischen. Selbst heute, bei gepflegtem und weggebahntem Wald — etwa im einst schicksalhaften Teutoburger — hat man bald genug, wenn man ihn etwa im Herbst durchwandert, wenn es regnet, rieselt, regnet; man sehnt sich nach einer warmen Stube, die auch bald gefunden wird, nah beieinander wie die Wirtshäuser nunmehr stehen.

Mit Deiner Überlegung, daß es den Völkern gut tut, in einem abhärtenden und den Willen stärkenden Klima zu leben, hast Du auch recht, ebenso wie mit der Umkehrung hinsichtlich des verweichlichenden, bequem machenden des Südens. Der Niedergang aus dem Norden dorthin gewanderter Völker hängt sicher wesentlich damit zusammen, wenn auch nicht allein. Wenn Du darüber lesen willst: für den Einfluß des Klimas kommen vor allem Professor Hellpachs und Friedrich Ratzels „Die Erde und das Leben" in Frage; auch Onkel Karlis * Bücher, aber die lesen sich etwas schwer für den Anfang. Über die zersetzende, erschlaffende Wirkung der römischen Überkultur der Verfallszeit auf die Germanen — bei ihrer Neigung, Fremdes zu bewundern und sich schnell anzueignen besonders gefährlich! — dürfte in jedem größeren Geschichtswerk einiges zu finden sein.

An die Schwester 24. 1. 1954

Interessant ist mir Eure Einschätzung des viel zitierten rauhen Ritters Götz. Ich war bisher der Meinung, das

---

* Gemeint ist Professor Dr. Karl Haushofer.

Bild, das Goethe von ihm in die Welt gesetzt hat, verdiene er ganz und gar nicht. Tatsächlich hat er sich doch, als die Lage hoffnungslos für die armen Bauern wurde, mit dem alten Trick „Hilfe holen zu wollen", davongemacht auf Nimmerwiedersehen. Aber freilich wußte ich Eines nicht: daß er, wie Du schreibst, „gezwungen mittat" — damit bekommt sein Verhalten schon ein anderes Gesicht. Was den Bauernkrieg als solchen angeht, so stimme ich Dir voll zu: und ob der berechtigt war!! War in Euerem Geschichtsabriß auch das Reform-Programm enthalten, das der politische Kopf des Aufstandes — Hippler hieß er, glaube ich — aufgestellt hat? Nicht nur zu Gunsten der Bauern, sondern mit erstaunlich großzügigem Blick für das ganze Reich — Punkte waren darunter, die einem Programm vier Jahrhunderte später angehören könnten. Was in Weinsberg Gräßliches geschah, war auf die geistige Urheberschaft eines Wahnsinnigen zurückzuführen, aber viel gräßlicher war die Massenschlächterei bis zur völligen Vernichtung der sich kaum wehrenden, meist von vornherein sich ergebenden Bauernhaufen auf Befehl der durchaus zurechnungsfähigen Hohen Herren, einschließlich der Vertreter der „Religion der Liebe", nach dem Rezept des schauderhaften Luther-Aufrufes.

Neu ist mir, daß die berühmte „eiserne Hand" ein solches Meisterwerk war, daß man noch heutigentags bei unserer so fortgeschrittenen Technik daran lernen könnte.

6. 6. 1954

Ein erstaunliches Buch lese ich gerade: Michael Prawdins „Donna Juana".

Ich wußte bisher nichts anderes, als daß die Mutter Kaiser Karls V., Johanna, mit Recht den Beinamen die „Wahnsinnige" führte, den Sarg ihres Gatten dauernd im Gemach

stehen hatte und dergleichen mehr. Nun hat aber der Verfasser, ein russischer Historiker, nach eingehendem Aktenstudium in spanischen Archiven festgestellt, daß dies eine Legende ist, die der Mann, der Vater und schließlich der Sohn verbreiteten, indem sie die Arme gleichzeitig gefangen und hermetisch von der Außenwelt abgeschlossen hielten; die Herrschaft dieser lieben Verwandten war in Spanien nämlich nur möglich, wenn Johanna, die legitime Königin, als regierungsunfähig galt.

Tatsächlich muß sie eine äußerst tapfere und intelligente Frau gewesen sein, die unbeugsam um ihr Recht kämpfte. Daß sie die Freiheitsberaubung, verbunden mit endlosen Schikanen und Niederträchtigkeiten, manchmal zur Raserei brachte, ist wirklich nicht verwunderlich. Lediglich in ihren letzten Lebensjahren — sie wurde über siebzig Jahre alt — scheint die erlittene Behandlung zu Geistesstörungen geführt zu haben; es sei denn auch dies ist eine Legende, verbreitet von der Kirche, weil sie aus Opposition gegen sie umgebende Priester sich weigerte, ferner die Messe zu besuchen — in der damaligen Zeit ein unverzeihliches Verbrechen...

23. 8. 1952

Kürzlich las ich eine Meinungsäußerung aus dem Jahre 1695 über den Beruf des Journalisten, die mir sehr Spaß gemacht und mich an manche Auseinandersetzung erinnert hat, die ich mit dieser Gilde hatte, Nahestehenden und Ferneren!

Ursprünglich war das „Zeitung-Herausgeben" den Postmeistern überlassen, „bis die Geltgier um sich gefressen und andere niederträchtige Personen gereizt, sich in dieses Handwerk zu mischen, allerhand Lügen zu sammeln und der leichtgläubigen Welt damit eine Nase zu drehen. Welches denn nicht recht ist und durch öffentliches Verbot

abgewendet werden sollte... Diese Leute, die in den Tag hineinschreiben und drucken, was ihnen öfters von Lotterbuben, Aufschneidern, Marktschreiern und Vielwissern, ja bösgesinnten Landwäschern vorgeschwatzt und unter den Fuß gegeben wird...."

Grüßt jenen, der zur Zunft dieser „Geltgierigen" gehört!

25. 1. 1953

Varnhagen van Ense darf man in seinen Memoiren und Aufzeichnungen zur Zeitgeschichte getrost als unzuverlässigen Schwätzer bezeichnen; umsomehr überraschten mich seine biographischen Studien; die sind als gute, ernsthafte historische Arbeiten zu werten. Ich bin gerade beim „Alten Dessauer": Ein Typ „Christian Weber" — vielleicht ein etwas behaueneres Naturprodukt, in hoher Kriegskunst ausgebildet, zum Feldmarschall gemacht — da hast Du ihn (Lacher)! Friedrich des Großen Urteil: „Bei vielen großen Eigenschaften keinerlei gute!" halte ich für etwas zu weitgehend; zumindest das Verhältnis zu seiner Familie muß man ausnehmen, zu den Kindern, zehn plus zwei „natürlichen", vor allem zur wundervollen Gattin, dem einstigen Apothekerstöchterlein. Gerade das Verhältnis zu dieser scheint mir zu beweisen, daß der Alte Fritz in seinem Urteil irrt, denn „zeige mir, wen sich ein Mann zur Gattin erwählt, und ich sage Dir, wer er ist!" um ein Sprichwort etwas abzuwandeln.

30. 8. 1953

... Ich habe ein recht gutes Buch in Arbeit — das sich nur leider übermäßig in Fachausdrücken ergeht: Kretschmer „Geniale Menschen". Es interessiert mich umso mehr, als ich doch auf alle Fälle einen Genialen so weit kannte, wie man einen Menschen nur zu kennen vermag; er taucht mir denn auch beim Lesen immer wieder auf.

Stark tritt in dem Buch natürlich Goethe hervor mit seinen eigenartigen Zyklen: knappe zwei Jahre höchster schöpferischer Kraft und dann etwa sieben Jahre eindeutigen Absinkens zu Pausen der Unproduktivität, der Trokkenheit in dem, was er mühsam hervorbringt.

Nicht berührt wird, was mir schon früher so auffiel: der Widerspruch in ihm zwischen dem doch starken Selbstgefühl und der oft fast devoten Art, Fürstlichkeiten gegenüber. Ich will noch nichts sagen hinsichtlich des in seiner Weise immerhin genialen Großherzogs Karl August. Aber ich denke an die bekannte Szene, als Goethe in Karlsbad dem Wiener Hof begegnet — bestimmt keine Genies darunter — sich tief verneigend, zur Seite tretend, während der mit ihm gehende Beethoven aufrecht und stolz weiterschreitet.

Geradezu unerträglich ist mir seit je Goethes eigene Beschreibung seiner Audienz bei Napoleon. Er verehrte ihn ja hoch, diese Inkarnation des Krieges, obwohl er eigentlich allem Kriegerischen abgeneigt war, später den Freiheitskriegen mehr als kühl gegenüberstand. Mit dem Bückling des Untergebenen tritt er ein, obwohl er sich doch dem Anderen geistig zumindest ebenbürtig fühlen durfte. Dieser denkt garnicht daran, sich zur Begrüßung des Dichterfürsten von seinem Sitz zu erheben. Vor ihm, auf dem Schreibtisch, steht das noch nicht abgeräumte Frühstücksservice. Napoleons sonstiges Verhalten entspricht dem, und doch ist Goethe ganz glücklich über den Empfang, der ihm zuteil wurde! Womit ich den Geistesheroen nicht kritisieren will, dazu steht er mir viel zu hoch. Sein Verhalten gehört eben zu der kleineren menschlichen Seite, die auch der ganz Große hat; seiner Anlage kann keiner entfliehen, nach Goethes eigenem Wort. Für Napoleon war die Szene nicht minder bezeichnend. Vielleicht war sie nur der Ausfluß seiner inneren Unsicherheit, die er

auch den Fürsten gegenüber Zeit seines Lebens nicht loswurde, und die er daher, wo er konnte, unritterlich bis zum Extrem behandelte; fraglos war er ein Genie, ein großer Mann, aber ein kleiner Mensch.

21. 2. 1954

Goethes so völlig positive Einstellung zu Napoleon ist erstaunlich, wenn man bedenkt, daß er vom Krieg nichts wissen wollte, es sogar hintertrieb, daß sein Sohn 1813 ins Feld zog, die auch von ihm gepriesene Freiheit zu erkämpfen.

Und dabei konnte er noch nicht etwa entschuldigend behaupten, die Kriege Napoleons seien für Frankreich unvermeidlich, ja lebensnotwendig gewesen.

Goethe war Fürstlichkeiten gegenüber bekanntlich geradezu devot. Der von Goethe so verehrte Napoleon dagegen behandelte die Fürsten sehr unfürstlich, selbst die Königin Luise taktlos, eine Frau, eine wirklich edle, königliche Frau. Daß Minderwertigkeitskomplexe dahinterstanden, macht die Sache nicht besser, kann jedenfalls nicht in die Waagschale der Verehrung gelegt werden. Goethe war formvollendet, voller Courtoisie im Umgang mit dem weiblichen Geschlecht — sein korsisches Idol aber ließ alle Höflichkeit vermissen und zwar nicht nur bei „Feindinnen“: die Damen des eigenen Hofes zitterten davor, von Seiner Majestät angesprochen zu werden, so ungezogen, so flegelhaft konnte er sein nach Form und Inhalt, wenn ihm die Laune grad danach war — und das war sie oft. Daß Napoleon Geist hatte, ja Genialität, genügt meines Erachtens nicht, Goethes Verhalten zu erklären. Vielleicht gilt auch hier das Wort: „Gegensätze ziehen sich an“; bewunderte deshalb die sensible Künstlernatur — Goethe ging zu keinem Begräbnis — die Inkarnation der Brutalität?!

4. 12. 1954

... Unter den erliehenen Büchern einer Stadtbibliothek ist eines von Ostner: „Ein Mann kuriert Europa" — die Lebensgeschichte des Pfarrers Kneipp, wie er zu seiner Heilweise kam und was für wirklich erstaunliche Erfolge er damit hatte — viel erstaunlicher und bedeutender, als ich bisher wußte. Als Student hoffnungslos tuberkulös erkrankt, griff er in der Verzweiflung eine irgendwo gelesene Theorie auf und baute sie aus, um schließlich an sich selbst mit der Roßkur — besser gesagt: Elefantenkur! — täglicher Bäder in der eiskalten Isar zu beginnen, sich unabgetrocknet anziehend und heimrennend. Er wurde gesund ...

11. 12. 1954

Beim Weiterlesen des Buches über den Pfarrer „Baschtian" Kneipp ergab sich, daß ich mich insofern täuschte, als ich annahm, die rigorose Kur, mit der sich der Wasserapostel selbst heilte, habe er später zur Grundlage seines Systems genommen. Tatsächlich ging er zu einer viel milderen Methode über; umso beachtlicher ist es, daß er auch mit ihr die erstaunlichsten Ergebnisse erzielte, sogar bei der Cholera-Behandlung.

Eines ist an der Geschichte typisch für das Walten des Schicksals: der mit Lungentuberkulose im fortgeschrittenen Stadium behaftete Student, aufgegeben nicht nur von den Ärzten sondern dabei, sich auch selbst aufzugeben und so schwach, daß er sich kaum mehr die große Treppe der Staatsbibliothek in München hinaufzuschleppen vermag, verlangt ein philosophisches Buch. Der Bibliothekar sagt, er sähe so aus, als ob er nötig habe, erst einmal etwas Lustiges zu lesen. Gerade hätte er da eine Broschüre bekommen, bei der man sich ausschütten könne vor Lachen, eine tolle Kaltwasserbehandlung, die sich ein anscheinend Halbver-

rückter ausgedacht habe, dargestellt in einer höchst originellen, leidenschaftlichen Sprache. Kneipp liest das Büchlein und versucht in der Verzweiflung, sich nach den Anweisungen des „Halbverrückten" zu verhalten.

Der „Zufall", daß knapp vor dem wahrscheinlichen Ende dieses schwerkranken Studenten ein Bibliothekar ihn „erheitern" wollte, wurde zum Anlaß seiner tatsächlichen Heilung, zu einem von Gesundheit strotzenden Leben, und bewirkte, daß er später einer Unzahl von Menschen zum Segen wurde.

Übrigens kamen mit den Jahren doch auch Mediziner, um Kneipps Heilweise zu erlernen; wer einmal gewonnen war, gehörte dann zu den treuesten Anhängern. Insgesamt bleibt mir unverständlich, daß nicht jeder Arzt sich wenigstens vorübergehend mit dieser Therapie befaßt, mag er sie auch anschließend ablehnen; dann ist die Ablehnung immerhin begründet und fußt nicht auf reiner Verranntheit. Freilich kann ich mir nicht vorstellen, daß Ärzte, die sich von den Erfolgen überzeugt haben, nicht froh wären, nötigenfalls darauf zurückgreifen zu können. Wäre ich Arzt, dann wüßte ich, was ich zu tun hätte: ich begäbe mich für einige Zeit nach Wörishofen, zu einem dortigen Mediziner, läse auch Kneipps Schriften, da ließe mir mein Gewissen keine Ruhe.

Das Buch, das ich hier habe, liest sich leicht, denn es ist in Romanform geschrieben, es fußt auf Kneipps Erinnerungen und sein System betreffenden Abhandlungen. Teilweise spielt es auch in München. Du wirst bestimmt Deine Freude haben an diesem erdverwurzelten Bauernsproß, der ohne Geld studierte und sich zum Bauernpfarrer durchkämpfte; nebenbei blieb er immer Bauer, indem er die Landwirtschaft des Wörishofener Nonnenklosters führte.

Den damaligen Wörishofener Bauern kann ich freilich aus tiefster Seele ihr Entsetzen nachfühlen hinsichtlich des-

sen, was plötzlich über ihr kleines Dörferl mit seinem ländlichen Frieden, seiner erdverwurzelten, altväterlichen, bäuerlichen Ursprünglichkeit hereinbrach. Ein paar hundert Einwohner waren sie, und auf einmal wurden sie überschwemmt von tausenden und abertausenden Wasserheilsüchtiger. Schließlich sind es zehntausend „Kurgäscht" pro Jahr, von rund um den Erdball, vom Fürsten bis zum Taglöhner.

Und die Fremdenindustrie stürzt sich auf das Nest, so verzweifelt auch der alte urnatürliche Kneipp abwehrt, kaum läßt sich verhindern, daß der Kurbetrieb zum Kurrummel wird. Der Kampf, der sich innerhalb der Dörfler abspielt, mußte dramatisch packend sein: einerseits die „Fortschrittlichen", mit der Zeit Gehenden, auch von einer Mission gegenüber der leidenden Menschheit erfüllt, vielleicht auch etwas erfüllt vom Denken an das viele, viele schöne Geld, das mit den Fremden kommen würde — auf der anderen Seite die am alten Hängenden, die ihr Blut- und Boden-Bauerntum zu retten versuchen. „Was hülfe es, so wir die halbe Welt gewönnen und nähmen doch Schaden an unserer Seele"! Diese Alten, die ihre Ruh haben wollten — letzten Endes wurden sie doch besiegt: es siegte die zu dem Naturheilverfahren eigentlich völlig im Kontrast stehende Zivilisation, es siegte die Zivilisation über die Kultur.

Ilse Hess an R. H. Gailenberg, 9. 1. 1953

Bei einer humoristischen Lesung in kleinem Kreis lasen wir als Glanz- und Mittelstück eine Stelle aus „Altaich", wobei wir hinterher beim gemütlichen Beisammensein feststellten, welch ein „Klassiker" Thoma doch ist. Vor allem ist bewundernswert, wie Thoma es versteht, Längen, das Überhandnehmen eines Themas mit genialem Schwung

zu vermeiden, immer lebendig, immer neu, immer heiter. Ich weiß nicht, ob Du Dich der Stelle entsinnst: die Berliner Familie Schnase gondelt mit dem Lokalbähnle gen Altaich, dort ist kein Hoteldiener an der Bahn und der lang angestaute Groll ergießt sich über den Posthalter. Anschließend: der Hausknecht und der Kutscher, die — eine Maß vor sich, ein Trumm Backsteinkäs in Stücken bedächtig verzehrend — den ungeheuerlichen, nie vorher dagewesenen Fall besprechen, daß ihr hoher Chef vom Redestrom des Kurgastes restlos eingedeckt wurde. Wenn man so viele Jahre wie ich Gelegenheit hatte, aus einem „Preuß" ein wenig bajuwarisiert zu werden, dann ahnt man an solchen Stellen, wie unübertrefflich die Schilderungskunst ist, mit der Thoma die süddeutsche Grundhaltung charakterisiert. Jedenfalls war es herrlich und es tat gut, einmal so aus ganzem Herzen hemmungslos lachen zu müssen.

Spandau, 8. 2. 1953

Ludwig Thoma ist freilich ein Klassiker, welche Tatsache aber nur Bajuwaren und stammesverwandte Süddeutsche zu erfassen vermögen — von verbajuvarisierten Preußen, wie Du es bist, abgesehen. Nördlich des Maines sollten seine Stücke überhaupt nicht aufgeführt werden. Dort bringen sie den Bayern den Ruf der Halbwilden oder Kasperl ein, man macht sich lustig über sie — „so sind sie, genau so!" —, das prachtvoll Urwüchsige des häufig ernsten Übermutes klingt gar nicht an.

Die Philosophie im Hintergrund des „Dischkrierens" zwischen Hausknecht und Kutscher, unterstrichen durch ausdrucksvolles Zeichenspiel des einen — unerhört schön für unsereins! Du ersiehst daraus, ich kann mich der von Dir erwähnten Szene genau entsinnen. „Altaich" liebe ich ganz besonders unter Thomas Prosaschriften. . .

Ist dem Familiennachwuchs wirklich diese herrliche Geschichte, wie ein oberbayrisches „Kaff" beschließt und sich beeilt, Kurort zu werden, entgangen, soll er ja diesen Genuß nachholen. Der gesamte Thoma muß in Reicholdsgrün sein. Ich schenkte ihn Vater zum letzten Geburtstag, etwas unbedachterweise, denn es ist doch viel mehr Ernstes darin als Heiteres, bis zum tragischen „Wittiber", der Thomas stärkste Leistung ist.

3. 6. 1953

In einem Büchlein über die deutschen Volksstämme las ich, daß nach Immermann die Niedersachsen unter Anderem ausgezeichnet sind durch eine Mischung von Vernunft und Eigensinn. Selbstredend betrachte ich Dich hinsichtlich des zweiten als die Ausnahme unter den Angehörigen dieses berühmten, wenigstens zu Karls des Großen Zeiten sogar berüchtigten Stammes (berüchtigt schon deshalb, weil er sich eigensinnig weigerte, die allein seligmachende Religion anzunehmen).

Daß auch die Angelsachsen ihr Teil von diesen Eigenschaften mit sich genommen haben, als sie nach der großen Insel hinübersegelten, wer wollte das bestreiten?! Nicht so sehr die Vernunft, sondern der Eigensinn zeigt sich beispielsweise in ihrem sturen Festhalten an ihrer Münzunterteilung, in ihren Hohl-, Gewichts-, Längenmaßen, in einer Thermometer-Skala, auf der der Gefrierpunkt plus zweiunddreißig Grad zeigt. Alles Einrichtungen, die sich unzweifelhaft dadurch auszeichnen, so unpraktisch wie möglich zu sein. Aber lieber nehmen diese Nachfahren der Niedersachsen die kompliziertesten, zeitraubendsten Umrechnungen auf sich, als daß sie zu etwas übergingen, das auch die übrige Welt hat, obwohl sich deren „Dezimalsystem" durch Einfachheit und Logik empfiehlt. Mich wundert nur, daß den Engländern der unbegreifliche Fehler unterlaufen

ist, das gleiche Zeitsystem zu wählen, wie die sonstigen zivilisierten Bewohner des Erdballs. Es muß ihnen einfach entgangen sein, daß man den Mondumlauf zum Maß nehmen könnte, eine herrlich komplizierte Zeitrechnung: sie verschiebt sich täglich um rund fünfzig Minuten gegenüber der Sonnenzeit, womit der Tag einmal in strahlender Helligkeit, einmal in stockfinsterer Nacht begänne! Von vornherein hätte diese Methode das ehrwürdige Alter für sich; denn die Urväter der Hellenen sollen sich in grauer Vorzeit ihrer bedient haben.

Im übrigen wünschte ich, die Gesamtheit unseres Volkes hätte mehr dieser alten Sachsen-Art an sich, ohne daß sie sich grade in ausgefallenen Maßen, Gewichten und Zeitrechnungen zu äußern brauchte.

19. 10. 1952

Peary: „Dem Nordpol am nächsten" gelesen. Interessantes über Eskimos. Junge heiratsbeflissene Pärchen wechseln mehrmals die Partner, unter Vermeidung von Kindern, bis beide Teile finden, daß sie zueinander passen. Dann bleibt die Ehe meist für dauernd. Sehr vernünftig. Entspricht unserer oberbayrischen „Probier", ist aber eigentlich höher stehend, weil vorwiegend auf die seelische Harmonie abzielend — Kinder sind freilich dort weniger wichtig als für den oberbayrischen Hof.

Peary wurde in Amerika oft gefragt: „Welchen Nutzen haben die Eskimos für die Welt?" Er meint: „Sie sind zu weit entfernt, um für Handelsunternehmungen in Betracht zu kommen, und außerdem mangelt ihnen jeder Ehrgeiz." Aber Peary billigt ihnen trotzdem „eine Bedeutung für die Menschheit" zu, denn nur mit *ihrer* Hilfe würde die Welt den Pol entdecken. Womit wir denn Gott danken wollen, daß er die Eskimos erfand! (Lacher).

21. 9. 1952

An Büchern las ich gerade „Wunder der Natur“, ein im Einzelnen sicherlich interessantes Werk, aber im Ganzen doch ein schreckliches Ragout, aus Himmel und Schimmel zusammengetragen, zusammenhanglos, wie ich es nicht mag. Kaum ist der Mammut der Urzeit davongestampft, frißt die Gottesanbeterin undankbarerweise ihr Männchen auf, umkreisen einen plötzlich die Jupitermonde — es ist nur noch ein Schritt bis zum Lesen eines Konversationslexikons nach der Buchstabenfolge. Wenn Gelehrte sich bemühen, populär zu schreiben, geht es meistens schief — schon allein „Wunder der Natur!“ Als ob es etwas gäbe in der Natur, das kein Wunder wäre. Es kommt uns nur nicht mehr zum Bewußtsein. Jedes Sandkorn mit seinen Atom-Planetensystemen ist ein Wunder, jedes Samenkorn, jeder unserer Atemzüge!

Mit viel Genuß lese ich dagegen Fontanes Lebenserinnerungen. Wenn auch die meisten der Menschen, die er schildert, uns kein Begriff mehr sind, wie er sie schildert, ist herrlich. Ein köstlicher Humor, wenn auch oft durch Tränen blickend.

In einer Biographie und Darstellung der Werke Jean Pauls von Harich heißt es: „Seine Heimat ist eine der düstersten und entlegensten Landstriche Deutschlands. Ein kärglicher Boden ernährt mühsam seine spärlichen Bewohner. Die Winter treten mit verheerender Strenge auf. Frühlings- und Sommersehnsucht zieht sich durch Jean Pauls Werk.“ Aber da steht auch, „seine Heimat bot ihm den Zauber der Farbe und phantastischen Linien für seine in bunter Fülle schwellenden Landschaften. Wenn die dunklen Fichtenwälder im Sonnenuntergang erglühten, die Nebelmeere über den sumpfigen Tälern standen. . .“

Jean Paul ist aber doch, was ich schon in England, als ich ihn zum ersten Mal eingehender las, feststellte, sehr

viel bedeutender als der Durchschnittsleser annimmt. Als Pädagoge z. B. ist er seiner Zeit weit voraus, er verfaßte aber auch sehr ernsthafte staatspolitische und philisophische Schriften. Harich, der Verfasser der Biographie, stellt seinen „Titan" über den „Wilhelm Meister"; in England hatte ich allerdings nur einige seiner heiteren und sehr krausen Geschichten in der Hand — immerhin aber muß ich, betrachte ich die Schilderung meiner engeren Fichtelgebirgsheimat, zugeben, daß er mir vielleicht doch innerlich sehr nahesteht ...

*

Auf literarischem Gebiet habe ich weiter vor: Ackerknecht „Die Kunst des Lesens". Mit Recht verwirft er die moderne Vielleserei und das damit verbundene oberflächliche Drüberhinweglesen. Die Untugend des Lesestoff-Verschlingens habe ich mir jedenfalls nicht vorzuwerfen. Ich habe mein Leben lang in mich hinein „gemümmelt", wie die Altvorderen es taten, was jedenfalls allem Wissenschaftlichem, das ich las, zu Gute kam. Romane und dergleichen habe ich ja ohnehin nie oder nur sehr selten gelesen — vielleicht erst in dem letzten Jahrzehnt unfreiwilliger Lesemuße.

Daß man aber auch bei solcher Kost durch Hinübergleiten die großen Feinheiten so sehr übersehen kann, daß man das Geschehen mißversteht und sich im Ausgang des Ganzen täuscht, zeigt Ackerknecht überzeugend an Hand von Hans Grimms „Des Elefanten Wiederkehr". Ich kannte diese Novelle noch nicht — sie ist sehr schön, für mein Empfinden vor allem in der Sprache, die ich bei diesem Dichter besonders liebe, die mir nahe kommt wie Weniges. Aber freilich: fast ist diese Novelle an der entscheidenden Stelle zu knapp, fast zu fein in der Fassung für durchschnittliche Leser von heute — für die der Dich-

ter ja aber nicht schreibt, ja, nicht zu schreiben braucht — genau wie diese Masse es auch nicht zu lesen braucht, es gibt genug ihr gemäße „Beafsteaks“!

Ein altes Städtebild hab ich auch vor mir: Ravenna, mit dem Grabmal der Galla Placidia. Vor allem freilich war es die Stadt Theoderichs, den die Geschichte den Großen nennt, obwohl doch alles, was er wollte, scheiterte, sein Reich nach raschem, fast blendendem Glanz, kaum, daß er gestorben war, zusammengebrochen ist . . .

11. 4. 1954

Schopenhauer behandelt im 12. Kapitel von „Die Welt als Wille und Vorstellung“ etwas, das mich seit meiner Schulzeit immer beschäftigt hat: Warum wird unsere Sprache so sehr verändert?

Geht es weiter wie bisher, so werden in wenigen Jahrhunderten nur noch Gelehrte Goethe, Schiller und all die anderen Großen unserer deutschen Sprache lesen können, jedenfalls soweit es sich um Werke in gebundener Form handelt. Die Prosaschriften kann man wenigstens in die dann entstandene Sprache „übersetzen“, formal Gebundenes aber nur schwer, es verliert immer an Wirkung. Sind so tief greifende Änderungen, wie sie laufend erfolgen, wirklich nötig?!

Und da schreibt Schopenhauer nun, unsere Sprache sei das köstlichste Erbteil unserer Nation, dabei ein leicht zu verderbendes, nicht wieder herzustellendes Kunstwerk, zumal sie eine relative Ursprache sei. Deshalb sollte für sie ein „noli me tangere“ gelten. Andere Völker hätten dies gefühlt und gegen ihre Sprache, obwohl meist unvollkommener, große Pietät geübt. Daher unterscheide sich Dantes Sprache nur zum kleineren Teil vom heutigen Italienisch, Montaigne sei noch ganz lesbar, auch Shakespeare selbst in seinen älteren Ausgaben — welch letzteres ich nicht für möglich hielt.

Wie anders steht es um Werke deutscher Sprache aus jener Zeit! Dante lebte Ende des dreizehnten, Anfang des vierzehnten Jahrhunderts. Nun halte man gegen seine „Göttliche Komödie" unser Nibelungenlied, das meines Wissens nur etwa hundert Jahre vorher in der uns überlieferten Fassung entstand. Wer nicht Mittelhochdeutsch kann, vermag es im Urtext nicht zu lesen.

Dabei fällt mir etwas Bezeichnendes ein, das auf viel frühere Zeit zurückgeht: „Deutsch" fußt auf dem Wort „tudisk". Unter Karl dem Großen, also um das Jahr 800, wurde damit die Sprache des Volkes — im Gegensatz zu Latein als Sprache der Oberen — bezeichnet. Was ist bei uns daraus geworden! Bei den Italienern aber heißt deutsch doch heute noch tedesco: sie veränderten also das Wort kaum, an die elfhundert Jahre hindurch!

Für die größte Gefahr hält Schopenhauer damals schon — vor über einem Jahrhundert — die Presse, um so mehr als das allgemeine Publikum durchwegs Zeitungen lese, teilweise nur Zeitungen. Durch ihr schlechtes Deutsch und durch die Änderungen, die sie dauernd souverän vornähmen, würden die Journalisten zu Sprachverderbern. Sieht es heute anders aus?!

Umgekehrt glaube ich, daß Presse und Rundfunk erzieherisch wirken und unnötige Wandlungen verhindern könnten, wenn sie sich eines vorbildlichen Deutsch befleißigen würden. . . .

3. 5. 1953

Ich lese gerade in einem Büchlein „Der Schriftsteller" von Wilhelm Schäfer; „Zeitungsdeutsch wird, dem Leser durch Jahre täglich mehrmals eingeflößt, Volkssprache". Demnach müßte durch dauernd beibehaltenes, musterhaftes Deutsch in der Zeitung dem Verfall und der unbe-

gründeten Änderung in der Volkssprache gesteuert werden können. Oder nicht?

*

Ich schreibe „Tee", weil ich aus Felix Dahn ersah, daß man vor der Jahrhundertwende kein „h" hinter das T setzte, so wie man Gustaf, Baiern und noch manches andere nach der nächstliegenden Orthographie schrieb. Warum dann die sinnlose Komplizierung dekretiert wurde, weiß wohl niemand. Vermutlich mußte ein Referent im damaligem Kultusministerium seine Daseinsberechtigung erweisen. Ich stehe der Behauptung von der lebendigen Fortentwicklung der Sprache, die man nicht künstlich hindern dürfe, jedenfalls hinsichtlich des Ausmaßes skeptisch gegenüber. Ich habe den Verdacht, daß auch hier mehr ministerialrätliche Weisheit, ein Festlegen der amtlichen in der Schule gelehrten Form von oben wirkt, als daß von selbst Gewandeltes Berücksichtigung findet. Manches was bei Goethe noch geläufig war, inzwischen offiziell abgeändert ist, und unter „Gebildeten" nicht mehr gesprochen wird, ist im Volksmund heute noch gang und gäbe; also sind nicht von diesem her die Federn am grünen Tisch in Bewegung gesetzt worden. So zum Beispiel: „sage Fritzen . . .", „Maxens Geburtstag". Auch die Doppelverneinung — „ich habe keinen Hunger nicht" — die noch Goethisch ist; die Doppelverneinung widerspricht zwar auch meinem Empfinden oder besser wohl meiner Logik, ich führe sie nur an als Beweis, daß solche Änderungen nicht aus der breiten Masse der Sprachträger kommen.

17. 5. 1953

Inzwischen las ich: Weise „Unsere Muttersprache". Darin fand ich meine Auffassung bestätigt, daß die Schrift-

sprache durchaus nicht notwendigerweise die Änderungen an dem Idiom vergangener Zeiten vornahm. Ausgesprochen wird es in dem Buch freilich nicht. Es heißt: „Wie die Rede des Volkes immer lebenskräftiger und frischer gewesen ist, so wird sie auch fortan der Born bleiben müssen, aus dem sich die Schriftsprache verjüngt“. Ach, sie brauchte sich gar nicht verjüngen, wäre sie nicht grundlos abgewichen „von der Rede des Volkes“ — noch dazu verschlechtert bis zum kraft- und saftlosen, nüchternen Gelehrtendeutsch, ja zum gräßlichen Kanzleistil, sie wäre von vornherein jung gewesen und geblieben!

Im übrigen denke ich nicht daran, daß man die Volkssprache in der lebendigen Entwicklung hemmen oder gar ihr Gewalt antun sollte — den Germanisten brauchen sich die Haare nicht zu sträuben. Mag sie sich abwandeln, ich glaube eben, es wird nur geringfügig oder sehr langsam sein, wenn — im Gegensatz zu früher — in Schule, Buch, Zeitung und Radio im ganzen Sprachgebiet jedermann eine unverändert bleibende Sprache lernt, liest und hört; aber selbst wenn die Rede des Volkes sich trotzdem allmählich wesentlich ändern sollte gegenüber dem Schriftdeutsch, dann besteht eben beides nebeneinander, wie heute Dialekt und Hochdeutsch.

Wenn die Schriftsprache, wieder verjüngt, in der Schule gelehrt wird, versteht jeder unsere Dichter und Schriftsteller der Vergangenheit ebenso wie Zeitgenössisches. Fügt dieses Zeitgenössische neue gute Wortschöpfungen hinzu, um so besser! Vorher Geschriebenes wird ja dadurch nicht weniger verständlich, nur der Fortfall von Wörtern oder erhebliche Änderungen bewirken das.

Die Schriftgelehrten sagen freilich, zufolge des Fortschreitens der Wissenschaften kämen zwangsläufig so viel neue Bezeichnungen hinzu, daß dafür allmählich andere

verloren gehen müßten, weil das menschliche Hirn nur eine beschränkte Zahl zu fassen vermöge.

Wenn das wirklich stimmt, wird allerdings angesichts des potenzierten Umsichgreifens des Wissenschaftlich-Technischen die Zeit nicht mehr fern sein, da unsere Sprache fast nur noch aus den einschlägigen Fachwörtern besteht.

Für diesen Fall erübrigt es sich, heute zu sorgen: die Menschen werden dann so viel Schaden genommen haben an ihrer Seele, daß sie die Meisterleistungen von einst gar nicht mehr lesen, selbst wenn sie die Sprache noch verstehen. Was ist ihnen dann noch Goethes Tasso, Kleists Penthesilea?! Und Lenaus „Lieblich war die Maiennacht ..." gibt höchstens Stoff zu einer Parodie . . .

An den Sohn 17. 10. 1954

Zur Frage der Fremdwörter: wollte man sie völlig vermeiden, ließe sich Vieles, was man möchte, nicht schreiben. Denn es ist erstaunlich, was alles sich bei näherer Prüfung als Fremdwort herausstellt.

Durch was wäre z. B. das Wort „Turm" zu ersetzen?! Dieses sicher von den Meisten als urdeutsch angesehene Wort stammt aus dem Lateinischen, und mit einer Unzahl ähnlich gut deutsch klingender Wörter steht es ebenso. „Turnen" ist vor noch nicht 150 Jahren erst „geschöpft" worden und zwar durch den Turnvater Jahn, da es für diese Betätigung bis dahin noch kein Wort unserer Sprache gab. Er wandelte es von „turnieren", also einem Fremdwort ab — sehr glücklich, wie man zugeben muß. Daher hat es sich auch völlig eingebürgert, und die wildesten Sprach-„Puristen" werden sich nicht daran stoßen.

Wo ist die Grenze?! Meines Erachtens darf man nur als Fremdwort bezeichnen, was dem Klang nach sich als

sprache durchaus nicht notwendigerweise die Änderungen an dem Idiom vergangener Zeiten vornahm. Ausgesprochen wird es in dem Buch freilich nicht. Es heißt: „Wie die Rede des Volkes immer lebenskräftiger und frischer gewesen ist, so wird sie auch fortan der Born bleiben müssen, aus dem sich die Schriftsprache verjüngt". Ach, sie brauchte sich gar nicht verjüngen, wäre sie nicht grundlos abgewichen „von der Rede des Volkes" — noch dazu verschlechtert bis zum kraft- und saftlosen, nüchternen Gelehrtendeutsch, ja zum gräßlichen Kanzleistil, sie wäre von vornherein jung gewesen und geblieben!

Im übrigen denke ich nicht daran, daß man die Volkssprache in der lebendigen Entwicklung hemmen oder gar ihr Gewalt antun sollte — den Germanisten brauchen sich die Haare nicht zu sträuben. Mag sie sich abwandeln, ich glaube eben, es wird nur geringfügig oder sehr langsam sein, wenn — im Gegensatz zu früher — in Schule, Buch, Zeitung und Radio im ganzen Sprachgebiet jedermann eine unverändert bleibende Sprache lernt, liest und hört; aber selbst wenn die Rede des Volkes sich trotzdem allmählich wesentlich ändern sollte gegenüber dem Schriftdeutsch, dann besteht eben beides nebeneinander, wie heute Dialekt und Hochdeutsch.

Wenn die Schriftsprache, wieder verjüngt, in der Schule gelehrt wird, versteht jeder unsere Dichter und Schriftsteller der Vergangenheit ebenso wie Zeitgenössisches. Fügt dieses Zeitgenössische neue gute Wortschöpfungen hinzu, um so besser! Vorher Geschriebenes wird ja dadurch nicht weniger verständlich, nur der Fortfall von Wörtern oder erhebliche Änderungen bewirken das.

Die Schriftgelehrten sagen freilich, zufolge des Fortschreitens der Wissenschaften kämen zwangsläufig so viel neue Bezeichnungen hinzu, daß dafür allmählich andere

verloren gehen müßten, weil das menschliche Hirn nur eine beschränkte Zahl zu fassen vermöge.

Wenn das wirklich stimmt, wird allerdings angesichts des potenzierten Umsichgreifens des Wissenschaftlich-Technischen die Zeit nicht mehr fern sein, da unsere Sprache fast nur noch aus den einschlägigen Fachwörtern besteht.

Für diesen Fall erübrigt es sich, heute zu sorgen: die Menschen werden dann so viel Schaden genommen haben an ihrer Seele, daß sie die Meisterleistungen von einst gar nicht mehr lesen, selbst wenn sie die Sprache noch verstehen. Was ist ihnen dann noch Goethes Tasso, Kleists Penthesilea?! Und Lenaus „Lieblich war die Maiennacht..." gibt höchstens Stoff zu einer Parodie . . .

An den Sohn 17. 10. 1954

Zur Frage der Fremdwörter: wollte man sie völlig vermeiden, ließe sich Vieles, was man möchte, nicht schreiben. Denn es ist erstaunlich, was alles sich bei näherer Prüfung als Fremdwort herausstellt.

Durch was wäre z. B. das Wort „Turm" zu ersetzen?! Dieses sicher von den Meisten als urdeutsch angesehene Wort stammt aus dem Lateinischen, und mit einer Unzahl ähnlich gut deutsch klingender Wörter steht es ebenso.

„Turnen" ist vor noch nicht 150 Jahren erst „geschöpft" worden und zwar durch den Turnvater Jahn, da es für diese Betätigung bis dahin noch kein Wort unserer Sprache gab. Er wandelte es von „turnieren", also einem Fremdwort ab — sehr glücklich, wie man zugeben muß. Daher hat es sich auch völlig eingebürgert, und die wildesten Sprach-„Puristen" werden sich nicht daran stoßen.

Wo ist die Grenze?! Meines Erachtens darf man nur als Fremdwort bezeichnen, was dem Klang nach sich als

solches ausweist und was man in einem Gedicht nicht verwenden würde, da das Sprachgefühl, das erstaunlich fein unterscheidet, sich dagegen sträubt. Alle Wörter hingegen, deren Abstammung aus fremden Sprachen nur Gelehrsamkeit zu enthüllen vermag, sollte man stillschweigend als deutsch hinnehmen. Die Hauptsache ist: man verwende nicht Fremdwörter aus reiner Faulheit, weil man nur die Mühe scheut, das oft treffendere deutsche Wort einzusetzen — man soll nicht Fremdwörter in die Sprache hinein-„faulenzen"! ...

Wie zu so vielen Fragen, ist auch zu dieser Goethes Stellungnahme bemerkenswert. Dabei muß man bedenken, daß Goethe sicher unser Dichter mit dem größten Wortreichtum ist, der wortschöpferisch wie kein anderer den deutschen Sprachschatz bereicherte, man sollte also meinen, er habe demzufolge es nicht nötig gehabt, sich des Fremdwortes zu bedienen. Und doch sagt er — ich glaube unter „Maximen" — etwa: ich weigere mich, mir vorschreiben zu lassen, daß ich ein Wort nicht gebrauche, weil es aus einer fremden Sprache stammt — nicht gebrauche, obwohl ich mit ihm etwas treffender und zarter ausdrükken kann.

Ilse Hess an R. H. — Gailenberg, 24. 3. 1955

Kürzlich fand ich einen so lustigen Artikel „Kapitelchen über Fremdwörter", daß ich ihn Dir liebend gern geschickt hätte. Aber leider geht das ja nicht; Daß dann, wenn es den Bayern „pressiert" oder nicht „pressiert" — in der Regel allerdings, meint der Verfasser, pressiere es ihnen gar nicht (Lacher)! — pressieren kein Fremdwort sei; das ist ja nicht abzuleugnen, es ist dann schon Dialekt. Und schon Christian Morgenstern behauptet, daß beim Dialekt die gesprochene Sprache überhaupt erst anfange.

„Interesse", „sich dafür interessieren", „interessant" sind auch keine Fremdwörter. Wäre „interessant" ein Fremdwort, dann müßte es übersetzbar sein — das ist es aber nicht. „Fenster" ist das lateinische fenestra. „Tisch" kommt vom griechischen diskos. Trotzdem sind sie keine Fremdwörter.

„Scharm" gehört nicht zu den verdauten Wörtern. Ich wenigstens finde scharmant in Ordnung, brächte es jedoch nicht übers Herz, den Charme in gleicher Weise zu behandeln wie den Schofför. Vor der Kautsch haben wir einstweilen noch Bammel und schreiben mit einem betonten Anflug von Vornehmheit: Couch! Aber das wird sich legen (Lacher).

Coupé? Selbstverständlich: Abteil! — Perron? Selbstverständlich: Bahnsteig!

Aber man mache sich mal den Unterschied klar zwischen „sich schämen" und „sich genieren"! Oder zwischen „Rache" und „Revanche"! Und zwischen „sich rächen" und sich „revanchieren". Sich revanchieren ist mindestens zur Hälfte freundlich und nett und beglückend, obwohl es von Revanche stammt, und die ist sicher selten von Wohlwollen getragen. Nie wird man jemand auffordern, sich zu genieren. Hingegen ruft man: „Schäme dich"!

Am Schalter steht manchmal eine ältere Dame und verlangt: „Eins Augsburg — tour und retour"! Kein anmutiges Deutsch, gewiß nicht! Aber lassen wir sie — schließlich haben wir eine Demokratie.

Bekanntermaßen sagt der Hamburger nicht Stock und Stein wie wir es sagen, nämlich „Schtock" und „Schtein", nein: er sagt „Sstock" und „Sstein" und sehr „feune" Leute sprechen denn auch das St nach dem Vorbild der Hamburger aus. Nun schießen aber manche Leute in Hamburg, die unter ihrer heimischen Aussprache sozusagen leiden und sich ihrer wie einer Geziertheit bewußt sind,

über das Ziel hinaus, und „schprechen“ auch dort ein „Scht“, wo das Sst richtig wäre — zum Beispiel in „Pastete“ und „Existenz“: von gebildeten, keineswegs den unteren Schichten angehörigen Hamburgern hört man manchmal nicht unverwundert „Paschtete“ und „Exischtenz“. So schlägt der Trieb, richtig auszusprechen, ins Gegenteil um (Lacher).

Spandau, 3. 4. 1955

Schade, daß Du den offenbar ebenso interessanten wie heiteren Artikel „Kapitelchen über Fremdwörter“ nicht schicken konntest. Bisher hatte ich mir nicht klargemacht, daß es tatsächlich kein deutsches Wort für „interessant“ gibt. Wenn selbst ein „Deutscher Sprachverein“ hier versagt, stimmt das gewiß. Auch der Grundsatz ist mir neu, daß ein nicht übersetzbares Wort nicht als Fremdwort gilt; ich will ihn mir merken, da er mir einleuchtet.

In meiner früheren Jugend war übrigens „Coupé“ durchaus nicht selbstverständlich „Abteil“, bei uns daheim kannte man nur „Coupés“ und „Perrons“. Da hat dann wohl der Sprachverein sich schöpferisch betätigt, und wie man sieht, mit vollem Erfolg, da die deutschen Wörter selbstverständlich wurden. Bei der Lokomotive jedoch ließ es aus, während die Verdeutschung des Velocipeds wie des Aeroplans wieder gelang. Gelacht hab ich über die übervornehmen Hamburger mit ihrer „Paschtete“ und „Exischtenz“. Der „Krischan“ gehört eigentlich auch hierher, nur daß er nicht „Vornehmheit“ sondern im Gegenteil „waterkantische Gscherten“-Sprache ist.

An die Schwester 10. 5. 1953

Ich komme auf ein Phänomen: die Bilder- oder besser Wortzeichenschrift. Ein Beispiel dafür, wie sehr die Menschen geneigt sind, ohne selbst nachzusinnen, nachzu-

schwätzen, was sie hören und nach Weisheit klingt: in Godesberg schon kam mir zu Ohren, der große Vorzug der chinesischen Schrift sei, daß man nicht schreiben könne, ohne zu denken! Gerade dies aber halte ich für ihren Hauptnachteil gegenüber unserer Buchstabenschrift. Schreiben ist doch das technisches Mittel, unter Verwendung von Zeichen Gedanken festzulegen, so daß sie jederzeit in das eigene oder ein anderes Hirn zurückgerufen werden können, nötigenfalls umgesetzt in Gesprochenes. Je weniger ich dabei Geisteskraft für den technischen Vorgang verwenden muß, umso mehr bleibt mir für den Inhalt des zu Schreibenden. Bei der chinesischen Schrift aber ist man gezwungen, fortgesetzt zu überlegen, wie man schreibt, was man schreibt. Je schwieriger die Gedankengänge sind — also gerade wenn man alles Hirn für diese nötig hätte — desto größer ist der Anteil an Denkkraft, der auf das Suchen ungewohnter Wortzeichen abgezweigt werden muß. Ein Hochgebildeter, ein Wissenschaftler, verfügt über einen Wortschatz von etwa sechstausend Wörtern. Unter ebenso vielen Schriftzeichen muß das Passende im Gedächtnis wiedergefunden werden, wenn er über das Alltägliche Hinausgehendes zu Papier bringt!

Wie sehr ungewohnte Schreibart das Abfassen selbst eines einfachen Briefes hemmt, kann ermessen, wer ihn als Schreibmaschinenanfänger direkt zu tippen versucht oder ungeübterweise deutsche Buchstaben verwendet, ja sogar besonders schön und deutlich, also langsam schreibt — so als ob Du in Deiner Einzelbuchstabenschrift Deinen Brief an mich gleich ins Reine geschrieben hättest; eine Vorstellung, die mich auf dieses Thema brachte. Nun stelle man sich dies aber erst auf eine schwierige, den ganzen Geist beanspruchende Abhandlung übertragen vor. Der arme Chinese kann es sich doch nicht vorher in der Kladde hinwerfen, wie Du es vielleicht tust, er muß ja hierfür ge-

nau so die Zeichen für die gebrauchten Worte ergrübeln, und er muß sie hinmalen. Was für ein Segen ist es demgegenüber, daß bei unserer Lautschrift die Worte sich wie automatisch in Buchstaben umsetzen, ohne jede Denkarbeit. Wie störend ist es schon, wenn einem bei schwierigem Stoff das völlig treffende Wort nicht gleich einfällt; darüber hinaus verdammt zu sein, hat man es endlich, das verzwackte Schriftzeichen zu finden, das fehlte gerade noch!

Bleiben wir also bei unserer braven Sechsundzwanzig-Buchstaben-Lautschrift! Nicht das ist das Schlimme, daß die Menschen schreiben können, ohne zu denken, ach nein, daß sie reden können ohne zu denken. Leider habe ich den Eindruck, im Gegensatz zu den Ostasiaten verfügen die Träger westlicher Kultur reichlich über diese Fähigkeit, je westlicher desto mehr...

25. 1. 1953

„Effi Briest" von Fontane ist einmal als Film gedreht worden. Aber so gut der Film war, unbefriedigt ließ mich solche verfilmte Literatur doch. Das Beste, die Meisterschaft der Sprache, kommt zwangsläufig zu kurz. Ich will zu einem solchen Werk gar nicht photographische Aufnahmen sehen, seien sie noch so vollendet und entzückend. Ein Roman ist ein geschlossenes Kunstwerk, bei dem die gute Landschaftsbeschreibung ebenso einen Teil des Reizes ausmacht, wie der Dialog, den ein großer Menschenkenner niederschrieb, und der im Film nur bruchstückweise wiedergegeben wird, von des Dichters psychologisch feinen Bemerkungen, von dessen Andeutung sublimer Seelenvorgänge ganz zu schweigen. Ja, indem ich lese, möchte ich Bilder meiner Phantasie entstehen lassen, Filmaufnahmen oder Illustrationen stören dies nur.

Wie Du Dich sicherlich entsinnst, bin ich Dir einmal bei einer Diskussion in diesem Sinne beigesprungen, als Du

sehr böse und — wie ich gerne zugebe — mit völligem Recht sehr temperamentvoll die Verfilmung der „Viktoria" von Hamsun ablehntest und dabei auf den geschlossenen Widerstand des Kreises stießest, in dem wir uns befanden*.

Was diese beiden Menschen äußerlich tun, ist nicht das Wesentliche, selbst nicht unbedingt, was sie reden, was in ihnen vorgeht, wiedergespiegelt durch einen Meister des Wortes, darauf kommt es an. Das soll nicht heißen, ich hätte etwas gegen die Verfilmung an sich. Die Masse der Kinobesucher hat vielleicht Freude daran, vielleicht mehr als an einem Film, dem kein so guter Vorwurf zugrunde liegt — vielleicht! Aber ich selbst verzichte gern, ihn zu sehen, weil er für mich mit dem eigentlichen Werk wenig zu tun hat. Weil er die Bilder, die ich vom Lesen in mir habe, nachträglich verwirrt und es mir schade um etwas Schönes ist...

17. 10. 1954

Ach, Wallenstein, Don Carlos, die Räuber, Egmont, Hamlet! — ein großes Drama, aber auch ein gutes Lustspiel, wie gerne würde ich es einmal wieder sehen! Theater übt zur Zeit jedenfalls in Gedanken mehr Anziehungskraft auf mich aus, als die Oper — „Oper" sage ich, denn reine Musik, Konzerte stehen wieder ganz für sich über allem. Wie selbstverständlich war einst das alles, als Möglichkeit bestand, es zu genießen, noch dazu in Vollendung! Nur zu selbstverständlich, sonst hätte man es öfter genossen. Erst wenn etwas unerreichbar fern ist, weiß man ganz, was es einem war.

Mit dieser elegischen Feststellung grüß ich Euch denn, zugleich wünschend, daß ihr bald viele Konzerte, Lust-

* Gemeint ist ein geselliges Beisammensein mit Dr. Goebbels, Professor Heinrich Hoffmann u. a.

spiele, Schauspiele gemeinsam hören und sehen möget, als Ausgleich zum Drama des Lebens...

der Eure

5. 9. 1954

Besonders hat mich für Euch gefreut, daß ihr Bayreuth erleben konntet. Grüß mir Eure Gastgeberin * in dem lieben alten Städtchen.

Den festlichen Nachmittag habe ich in Gedanken mit Euch erlebt: die unbeschreibliche Stimmung, die über dem Ganzen liegt, wozu wohl die ungewöhnliche Tageszeit beiträgt; daß man in den Pausen mitten in die grüne Landschaft tritt, den Blick vom Hügel über das Fichtelgebirge hin, und sich mit den übrigen Teilnehmern wie mit einer großen Gemeinschaft verbunden fühlt; man wird fortgerissen und reißt andre mit.

Ich kann mir denken, daß auch ich — nachdem ich mich von der Tradition freigemacht habe — die neue Inszenierung positiv empfände, da mir eine zu sehr die Natur imitierende Ausstattung doch oft peinlich war. Auf alle Fälle legte ich keinen großen Wert auf das Drumherum, sah meist kaum hin, um unabgelenkt umsomehr Orchester und Stimmen auf mich wirken zu lassen — genau so wie mir ein verdunkelter Konzertsaal erwünscht wäre. Und was die Tradition betrifft, so meine ich, daß auch das, was wir sahen, schon nicht mehr war, was Richard Wagner hinstellte — damals beeinflußt durch den Geschmack seiner Zeit, selbst er, der Revolutionär. Auch seine Auffassung hätte sich allmählich gewandelt; die Frage ist nur, wo er die Grenze gesehen hätte. Das Extrem geht über die „Shakespeare-Bühne" zur Oper als reines Konzert.

*

---

* Frau Winifred Wagner.

In der Eremitage wart Ihr auch. Wie oft haben wir dort auf der Fahrt von Nürnberg gerastet und zu Mittag gegessen, von schon herbstlichen Bäumen beschattet! Manches Mal auch mit den Eltern, da konnte der Vater endlich ungestört vom Autoluftzug seine Zigarre rauchen.

Ein arger Schönheitsfehler ist die Überbrückung der herrlichen uralten Allee hinaus durch die Autobahn. Dafür hat der arme Erbauer* einen „Schrecklichen" hereingewürgt bekommen, wie er mir selbst erzählte; aber was sollte er tun, es war zu spät, der Schaden war nicht wieder gutzumachen.

Die Eremitage stammt doch wohl von Friedrichs des Großen markgräflicher Schwester, die sich mit dieser Anlage die Langeweile am verhaßten Duodezhöfchen zu vertreiben suchte und sich bemühte, über die Enttäuschung hinwegzukommen, nicht Gattin des englischen Thronfolgers geworden zu sein, mit der Krone Großbritanniens im Hintergrund. Ihre phantasiereichen, teilweise einfach verlogenen Memoiren sind wohl auf die gleiche Gemütsverfassung zurückzuführen. Später verbrachte Hardenberg als Gouverneur des preußisch gewordenen Ansbach-Bayreuth in der muschel-zuckerbäckrigen Herrlichkeit vergnügte Stunden, öfter noch und noch vergnügtere seine damalige Gattin, eine der verschiedenen; später wieder geschiedenen, ich glaube die von Jérome Abstammende.

Die Bayreuther Franken, die so kurze Zeit Preußen waren, bewahrten übrigens eine gute Erinnerung an diesen Abschnitt ihres staatlichen Daseins und waren gar nicht begeistert, als sie dem Königreich Bayern einverleibt wurden — endgültig bei der großen Länderschieberei des Wiener Kongresses, wenn ich mich nicht täusche. . .

---

* Reichsminister Dr. Fritz Todt

Mag Wolf in der ersten Hälfte seines Lebens es auf irgendeinem Gebiet ähnlich treiben wie ich in meinen jüngsten Jahren. Möge er dann einmal wie ich allmählich weiser werden, ablassen von der Hetze, erkennen, daß äußere und innere Ruhe, Ausgeglichenheit, Verinnerlichung, befriedigender sind und die geistige Leistungsfähigkeit erhöhen.

In Wolfs Alter — und noch lange hinterher — hätte auch ich einen Lehrer nicht verstanden, der keinen Sinn für Autos, Flugzeuge, Radio, Film und ähnliche „Kulturerrungenschaften“ gehabt hätte; heute bin ich der Überzeugung, daß die Menschen nicht weniger glücklich wären ohne all das, im Gegenteil glücklicher, vorausgesetzt, daß sie lernten, sich mehr nach innen zu kehren.

So halte ich auch den so verschrieenen englischen Sonntag für eine sehr vernünftige Einrichtung. Es ist wohltuend für den gehetzten „homo sapiens“ von heute, an einem Tag der Woche nicht ins Kino, Theater, Tingeltangel, Restaurant, Café gehen zu können. Es stärkt die Nerven, wenn dieser Tag ruhigem Daheimsein gehört, einem guten Buch, Vertiefung in Gedanken, durchplauderten Teestunden, ausspannendem Spiel — letzteres zu verpönen war die Übertreibung des Puritanismus!

Insgesamt schwebt mir persönlich nur noch ein Ideal vor: ein Häuschen, selbst nur ein paar Räume für mich und die Meinen draußen im Grünen, ein weiter Blick, gute Bücher, vor allem geschichtliche, und Ruhe und wieder Ruhe zum Lesen und Nachsinnen. Selbst auf einen Wagen kann ich da verzichten.

Dies meinem Sohn zu schreiben, hüte ich mich freilich — sonst würde auch ich ihm nicht mehr „durchwegs imponieren“!! — Dafür fehlt ihm heute noch jedes Verständnis, es dauert lange, bis aus jungem Most so etwas wie alter Wein wird, oft endet er auch nur als alter Essig!

12. 4. 1953

Ein paar Zeilen aus einem Brief Fontanes, geschrieben, nachdem er ein Leben in Berlin verbracht hatte, es also wirklich kannte: „Als Regel steht es mir fest: die große Stadt macht quick, flink, gewandt, aber sie verflacht, und hemmt jedem, der nicht in Zurückgezogenheit in ihr lebt, jede höhere Produktionsfähigkeit". Er zitiert Macaulay: „Der kleinste Krämer der kleinsten schottischen Stadt kann die Welt der Ideen eher bereichern als ein Londoner, der ein ‚Londoner' ist." Dies gab Macaulay bereits vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts von sich, was soll man erst angesichts der heutigen Großstädte sagen — denen gegenüber das seinerzeitige London ein geruhiges Landstädtchen war —, den modernen Zentren von Talmikultur mit ihrem Geschepper, ihrem Geflimmer!

Dabei will ich von höherer Produktionsfähigkeit und der Welt der Ideen absehen: selbst nur Ruhe, Sammlung und inneren Frieden verweigert die große Stadt, es sei denn, man vermag sich zu verkriechen, wie auf dem Lande zu leben — warum aber dann in ihr hausen, wenn man nicht muß?!

An den Bruder 9. 1. 1955

Sei froh, daß Eure Kinder sich fern der Großstadt und ihrer Zivilisation entwickeln: naturverbundene, urwüchsige Kinder kann man leichter später etwas kulturell polieren, als daß man blassen Asphaltwesen Natürlichkeit verleiht. Und neben dem Hochdeutschen eine Mundart zu beherrschen, finde ich auch schön — wenn's nicht gerade sächsisch ist (Lacher); in der Schweiz wird sogar in der Schule schwyzer Dütsch geübt. Ich vermute, daß mein Sohn Allgäuerisch beherrscht und vielleicht noch „Oberboarisch" nebenher. Bei ihm habe ich keine Sorge hinsichtlich

der innerdeutschen Verkehrssprache, dazu spricht seine Mutter viel zu hochdeutsch, dazwischen bis ins „preißische" gehend, auf alle Fälle wenn sie böse wird (Lacher), und der Lauser wird dies schon oft genug erreicht haben und erreichen.

Ilse Hess an R. H. Gailenberg, 29. 4. 1955

Heute verließ uns an einem ersten fast sommerlichheißen Tag, an dem die weißen Narzissen über Nacht aufblühten, die liebe Schwester Hanna, die fast vierzehn Tage unendlich hier genossen hat. Sie beförderte einst den Knaben Wolf Rüdiger mit ans Licht dieser zweifelhaften Welt — wenn Du es vergessen haben solltest, wer sie ist! Sie vertraute dem Gästebuch an (mit dem ich, wie Du siehst, die armen „Gäscht" plage wie früher die Gäste!), daß sie mit Wehmut zum letzten Male in ihrem gemütlichen Zimmer am Bauerntisch säße, hinunter ins grüne Ostrachtal und hinauf zu den weißen Gipfeln der Hintersteiner Berge schaue. Dem Starenpärchen vor ihrem Fenster im hohen Kasten, der bei ihrem Kommen noch eine Schneehaube getragen habe, wünsche sie guten Erfolg im Wochenbett. Und wahrhaftigen Gotts sei sie mit der Herbergerin der Meinung, daß nicht alle Menschen von der allgemeinen Urzelle abstammen, sondern eine Auslese den mythischen Engeln nachgeboren sei (Lacher)!

Welch letzter Satz sich darauf bezog, daß sie, der andere „Gascht" dieser stillen Wochen, ein überzarter, sensibler Pflanzenbiologe, und ich vor ein paar Abenden eine große Diskussion hatten: ich erzählte, daß einmal „jemand" die Meinung geäußert habe, ob nicht doch der die Menschheit seit eh und je beschäftigende „Engel-Mythos" darauf hinweise, daß jene geisttragende Schicht der Menschheit von fernher kam, daß mir das im Zeitalter der Raumschiffahrt

garnicht so abwegig erscheine — unser kleiner zarter Wissenschaftler aber temperamentvoll die Urzelle verteidigte und uns ganz wirr machte mit einer Ahnenreihe, die letztlich auf die Aminosäure zurückging.

Spandau, 15. 5. 1955

... Ich glaube ohne weiteres, daß Dein Biologen-Gesprächspartner ein wertvoller, kluger und sympatischer Mensch war, aber die von ihm verfochtene Theorie, alles Leben, auch das Geistige bis in seine genialen Spitzen und Verästelungen, gehe letzten Endes auf eine Urzelle zurück, die sich aus der Aminosäure entwickelte, würde doch bedeuten, daß Goethes Faust, Beethovens Neunte, Skulpturen des Phidias, Newtons Geisteskraft, die das Gravitationsgesetz erkannte, auch der Aminosäure entsprangen.

Gibt ein Negerboxer, dessen Stärke weniger im Denkvermögen als in robusten Muskeln liegt, solch eine Meinung zum besten, wundert es mich weiter nicht.

Wenn jedoch das Hirn eines Wissenschaftlers, trotz jahrelangen Denktrainings zu keinem anderen Ergebnis zu kommen ausreicht — dann, ja dann scheint mir wirklich eine solche Gehirnsubstanz denn doch jener Aminosäure noch wesentlich näher zu sein, als gemeiniglich die grauberindeten Windungen im Schädel des menschlichen Durchschnittes, deren Ursprung er auf selbige Säure zurückführt!

29. 5. 1955

Wenn Du schreibst, am „Anfang“ alles Werdens sei vielleicht doch die Aminosäure gewesen, so geht es mir damit ähnlich, wie dem kleinen Buz einst hinsichtlich der „Unendlichkeit“, von der er meinte, daß „hinter dem Zaun, wo sie aufhöre, ja wieder etwas sein müsse“: vor dem

„Anfang", also in diesem Falle: vor der Aminosäure muß doch auch etwas gewesen sein, etwas von dem diese kam; denn niemals kann doch aus Nichts etwas werden — oder? Und zu meinem fünf- oder sechsjährigen Sohn trotz des nunmehr mehrfachen seines damaligen Alters zurückkehrend: auch ich vermag mir die Unendlichkeit so wenig vorzustellen wie die Endlichkeit, sei es bezüglich des Raumes, sei es der Zeit. Intensives Nachdenken hierüber hat kein anderes Ergebnis als Kopfschmerz.

31. 5. 1953

Je mehr man sich mit der Natur befaßt, desto unbegreiflicher wird sie, desto rätselhafter, desto wunderbarer, desto ferner rückt die Möglichkeit, der Mensch könne je dahinterkommen, „was die Welt im Innersten zusammenhält". Daß dies — soweit wir es heute erkennen können — im Atomkern kreisende Kräfte tun, bringt uns der Lösung der letzten Welträtsel auch nicht näher. Vom Woher dieser Kräfte abgesehen: zum Wunderbarsten gehört mir, wie sie alle, gleich an welchem Punkt der Erde, an welchem Punkt des Universums — Meteoratome beweisen es — nach eben denselben Gesetzen aufgebaut und bewegt werden, dort wie hier nach gleichen Gesetzen sich zusammenschließen, über Moleküle zu gleichen Elementen — die Astro-Spektral-Analyse beweist es.

Genau wie — nicht weniger wunderbar — die Gestirne, gleich wo im Raume wir sie beobachten, getrennt durch Myriaden Meilen, einheitlichen Gesetzen gehorchen, Gesetzen, die ebenso den unserer Hand entfallenden oder an einer Schnur im Kreis geschleuderten Stein beherrschen. Mitten darin der Mensch, dessen Hirn aus gleich gebauten Atomen zusammengesetzt ist, freilich ergänzt durch das Wunder der Wunder, genannt Leben; befähigt, damit bis an die Grenzen des Erforschlichen vorzudringen oder gar

ohne alles Forschen unvermittelt um diese vorletzten Geheimnisse zu wissen.

Plato-Aristoteles stellten ohne angemessene Forschung als Grundlage eine Atomtheorie auf, die sich nahezu deckt mit der, welche über zweitausend Jahre später Wissenschaftler, ausgerüstet mit hochkomplizierten Apparaten, fußend auf sich ergänzender und aufeinander aufgebauter Geistesarbeit von Generationen, als letzte Weisheit fanden. Ich habe nur eine Erklärung für diese und manch andere Erkenntnis der alten Griechen und auch der alten Inder: sie erkannten auf dem Wege der Eingebung!

27. 6. 1954

... Wie oft stößt man in der Tier- wie Pflanzenwelt auf Formen, Geschehensabläufe, Instinkthandlungen, die auch in viel einfacherer Weise dem mit ihnen verbundenen Zweck dienen würden — einfacher freilich, aber weit weniger geistvoll und originell. Ich habe oft den Eindruck, als ob der Schöpfer seine Freude daran gehabt hätte, etwas ganz „Tolles" zu ersinnen, oder mehrere schöpferische Geister einander zu übertrumpfen suchten, in dem vergnügten Bestreben, etwas völlig Ausgefallenes, auf das ein Menschenhirn nie gekommen wäre, als prickelnden Sekt zwischen die nüchterne Zweckmäßigkeit zu geben, dem bunten Leben noch einige Lichter aufzusetzen.

Schopenhauer bemerkt gelegentlich, die anscheinend metaphysischen Eingriffe ins Schicksal müßten häufig als w i t z i g bezeichnet werden.

Nach meinen bisherigen Erfahrungen möchte i c h diese Eingriffe zwar erstaunlich, im übrigen aber doch ganz anders als „witzig" nennen. .. Na, vielleicht kommt der Witz noch nach.

Mit diesem Lacher Schluß für heute.

Der Deine

Ich las: „Die Seele der Tiere“ von dem verstorbenen bekannten Zoologen an der Münchner Universität Bastian Schmidt — äußerst interessant und liebenswert. Was mich am meisten gewundert hat, ist, daß es danach noch immer Leute gibt, die den Tieren eine Seele absprechen. Wenn sie unter Seele nicht etwas ganz anderes verstehen, als was man sonst darunter begreift, können sie sich noch nie mit einem Tier höherer Stufe befaßt haben. Sie können unmöglich jemals einen Hund besessen haben. Sonst wäre ihnen doch nicht entgangen, wie rührend dieser „treueste Freund des Menschen“ (Schopenhauer) an denen hängt, mit denen er verbunden, wie er um sie besorgt ist, mitleidet, wenn sie leiden, sich mitfreut, wenn sie freudig erregt sind, und wie eifersüchtig er in seiner Liebe werden kann, wird ein anderes Geschöpf, selbst ein Mensch, geliebkost.

Vor langen Jahren las ich mal eine Abhandlung über Pferde in schwierigen Lagen. Was ein Reiter oder Fahrer, der mit solch einer armen Kreatur in Freundschaft verbunden ist, notfalls aus ihr herausholen kann, nur in Güte, durch gutes Zureden! In einem Fall kam alles darauf an, eine Fuhre noch rechtzeitig auf eine Höhe zu bringen, aber der Gaul blieb stehen, er hatte offenbar die letzte Kraft verausgabt. Da flüsterte der Mann ihm Kosenamen ins Ohr, bat, er möge doch nur ein kleines Stück noch ziehen — und er zog, erreichte die Höhe und brach vor Erschpöfung tot zusammen.

In meiner Hamburger Zeit kam mir ein Bericht aus London unter: im dortigen zoologischen Garten hatte sich ein Drama abgespielt. Die Gattin des größten, schönsten Tigers hatte durchs Gitter eine Liebelei mit einem daneben befindlichen Galan begonnen, wie das halt so vorkommt. Den Gatten aber versetzte es in solch maßlose Eifersucht, daß er eines Tages alle Beherrschung verlor und der leicht-

fertigen Ehehälfte die Kehle durchbiß. Darüber verfiel er in Schwermut, verweigerte das Fressen. Die verzweifelten Wärter setzten ihm die herrlichsten Tigerleckerbissen vor, vergeblich, und so verhungerte er — wenn das alles keine Seelenregungen sind, was ist es dann?

31. 1. 1954

Ans Gemüt ging mir der kleine Hund* in seiner Verzweiflung. Will wirklich jemand noch an einer fein gearteten Tierseele zweifeln? Und ich kann mir nicht helfen: die Vorstellung, solch ein Geschöpf mit einem Innenleben, empfindsamer als das vieler Menschen, zu schlachten und aufzuessen, ist doch abscheulich! Abgesehen davon, daß es Völkerschaften gibt, die auf Hundefleisch besonders erpicht sind: ich glaube nicht, daß die Seele anderer Tiere — Tiere, die zur üblichen Menschennahrung gehören — weit unter der des Hundes steht.

Wir hatten einmal in Reicholdsgrün eine Rehgeiß, die als Flaschenbaby zu uns kam, bald zum unzertrennlichen Spielgefährten des seinerseits nur ein paar Jahre alten Schwesterleins wurde, aber auch die Erwachsenen liebte und von ihnen geliebt wurde. Bis sie gelegentlich über die Gartengrenze, den Bach, sprang, sich im Wald herumtrieb, wobei bald die Liebe zu einem Böcklein alle andere Zuneigung übertraf, sodaß sie bei ihm blieb. Aber wenn wir durch den Wald wanderten, erschien sie um uns zu begrüßen, selbst als sie von Sprößlingen begleitet wurde — von Weitem beobachtet von anderen ihrer Art, die sicher staunten, da doch in deren Erbwissen allmählich übergegangen war, der Bestie Mensch gegenüber sei höchste Vorsicht geboten.

---

* Ich hatte von einem kleinen Unfall im Hause berichtet und erzählt, daß mein kleiner Dackel, als ich von einer Leiter gestürzt ohnmächtig am Boden lag, mich durch Heulen und Zerren wieder zum Bewußsein brachte.

Unser Geißlein besuchte uns von Zeit zu Zeit auch wieder in Garten und Haus. Welch unmöglicher Gedanke, es etwa bei dieser Gelegenheit umzubringen, weil es doch so gut schmeckte?! Selbst das uns weniger sympathische grobschlächtige Rindvieh: man gehe nur mal in ein Schlachthaus und beobachte, wie es sein Schicksal ahnend zum Schlächter hingezerrt wird, das arme Opfer! Einer, der fünfzehn Jahre seines Lebens Vegetarier war*, sagte mir einmal, die große Mehrzahl der Menschen würde darauf verzichten, Tiere zu essen, wenn sie gezwungen wäre, sie persönlich umzubringen. Und ich bin meinerseits überzeugt, daß mit der Fortentwicklung zu höherer Kultur und Ethik unsere Art schließlich zurückschrecken wird vor Kannibalismus in jeder Form, auch vor dem heute noch üblichen.

Umso weniger erfreute mich, in Deinem Brief zu lesen, augenblicklich ginge eine Behauptung durch die Zeitungen, die gesündeste Kost sei die der Eskimos: Fleisch und Fett und wieder Fett und Fleisch! Unter einer Voraussetzung halte ich das schließlich für möglich, daß nämlich zugleich mit dieser Ernährung das polare Klima nach Europa versetzt wird, samt der Bauweise der Eskimos, nämlich: Häuser aus Schnee.

3. 1. 1954

Das ist auch so ein bequemer Bourgeois-Spruch, daß derjenige, der nachgibt, immer der Klügere sei. Er reiht sich gleich hinter die bedenklichen ähnlichen Sätze: „Mit dem Hute in der Hand, kommt man durch das ganze Land“ und „Mit den Wölfen muß man heulen“. Und die Fabel, die von dem Eichbaum berichtet, der in Wind und Wetter stolz und trotzig aufrecht blieb, während das Fichten-

---

* Gemeint ist Adolf Hitler.

bäumchen daneben bei jedem Windstoß nachgiebig sich verbeugte. Da kam ein schwerer Sturm und entwurzelte die Eiche, das Wichtlein von Fichtlein aber machte einen besonders tiefen Kratzfuß und blieb am Leben. So wurde der Stolz bestraft und die Demut belohnt — verlogene Spießbürgermoral, an der ein ganzes Volk krank werden kann.

MENSCH UND GOTT

An die Mutter* 19. 12. 1948

Kurz vor dem Weihnachtsfest und vor Deinem Gebutstag gedenke ich Deiner besonders herzlich. Was ich Dir wünsche, brauche ich Dir nicht zu schreiben, teils kann ich es garnicht, weil das Beste sich nicht in Worte fassen läßt, zutiefst im Gemüt wurzelt: das, was wir mit dem Begriff Mutter verbinden vom Anfang unseres Seins an, die ersten Eindrücke auf unsere Seele überhaupt. Und hinsichtlich Deines persönlichen Ergehens weiß ich, wie stark gerade bei Dir Goethes Wort gilt: „Die Natur reagiert nicht bloß gegen die leibliche Krankheit, sondern auch gegen die geistigen Schwächen; sie sendet in der steigenden Gefahr steigenden Mut".

Ich lese gerade ein Buch, von dem ich weiß, es freut Dich, daß ich es lese. Ich will Dir einiges daraus schreiben, so daß darüber unsere Gedanken sich treffen mögen: es ist von Houston Stewart Chamberlain: „Mensch und Gott, Betrachtungen über Religion und Christentum". Wohltuend in der Klarheit und Knappheit der Gedanken, worin es sich von vornherein von dem Phrasengeklingel so vieler Theologen unterscheidet, bei denen oft zehn Sätze in einem ausgedrückt werden könnten, sofern der Sinn nicht überhaupt unverständlich bleibt — jedenfalls geht es mir so!

Gänzlich neu war mir: „Die Forschungen des letzten halben Jahrhunderts haben es — im Gegensatz zu der bisherigen ziemlich allgemeinen Annahme — unwidersprech-

---

* Aus dem Nachlaß von Frau Klara Hess (gestorben 1. 10. 1951).

lich gezeigt: Der Gedanke an eine Gottheit und zwar an eine einheitlich vorgestellte (monotheistische) unsichtbare, allgegenwärtige fehlt bei keinen Stamm der Erde, wobei besonders beachtenswert erscheint, daß diese Gottheit zunächst nichts mit priesterlichen Religionslehren und mit Kultus zu tun hat, sondern auf dem dunklen, aus Halbbewußtsein und Unterbewußtsein gewobenen Hintergrund des Gemütes als unabweisbare Gedankengestalt mit Naturnotwendigkeit steht und wirkt".

Vielgötterei, Dogmen usw. sind Erzeugnisse späterer Kulturstufen und lassen den Gedanken an den Einen Urgott unangetastet, wenn auch hinter die Buntheit der neuen Vorstellungen zurückgedrängt. Euripides nennt ihn den „ätherischen Zeus jenseits aller Himmel" und ein erbitterter Gegner des aufsteigenden Christentums Maximus von Madaura sagt: „Es gibt nur einen höchsten und einzigen Gott, ohne Anfang und ohne Ende, dessen in der Welt verbreitete Kräfte wir unter verschiedenen Bezeichnungen anrufen, weil wir seinen Namen nicht kennen...". Fast immer gilt er als „das gute Wesen", das in Gegensatz und Kampf steht mit dem Bösen. Räumlich und zeitlich weit voneinander getrennt, treten immer wieder Mittler zwischen diesem Gott und den Menschen auf, entweder als herabsteigender „göttlicher Bote" oder als ein Mensch, der dank hoher und heiliger Gaben bis nahe an das geahnte höhere Wesen heranreicht. So Osiris viele tausend Jahre vor Christus, ein ägyptischer König und Staatsmann, ein Wohltäter ganz Ägyptens, dessen erstaunlich dauerhafte Ordnung er geschaffen, zu dessen Kultur, Reichtum, friedlicher Entwicklung und vielleicht auch Religion er die Grundlagen legte. Also eine Erscheinung, die wohl dem von manchen christlichen Sekten in der Gegenwart erwarteten neuen Menschheitsbeglücker entspricht, der diesmal nicht als Leidender, sondern als Herrscher auftreten soll; wie

der *wirkliche* Mahdi der Mohammedaner, der nicht wie der falsche im Sudan mordet und plündert, aber auch nicht wie Mohammed mit Feuer und Schwert seine Lehre verbreitet, sondern als höchster Wohltäter und sozialer Reformator sich zeigt. Dieser Osiris wurde bald zur mythischen Gestalt und wuchs zugleich gewissermaßen „in seine eigene Religion hinein", auch er hieß „das gute Wesen". Sein grausamer Tod und seine selige Auferstehung besaßen für die Ägypter dieselbe Bedeutung wie Tod und Auferstehung Christi für die Christen. Er, der „als Mensch so unendlich viel Gutes für die Sterblichen getan hatte, erhielt nun im Jenseits das Amt eines strengen, den edelstrebenden Teil der Menschheit treu beschützenden Freundes."...

Sehr interessant, besonders weil für das spätere Römische Reich wie vom Schicksal gesandt, ist die aus Persien stammende Religion des Mithras, des Sonnengottes, in den letzten Jahrhunderten Roms. In ihr ist Mithras einfach der Alte Gott; das Ziel „vollkommene Reinheit" und damit verwoben eine außergewöhnlich starke Betonung der Tat, das Erwecken aller Anlagen zur Energie, um aus jedem Menschen die Höchstleistung herauszuholen. Sie wurde die Religion der römischen Legionen, so daß in der Zeit allgemeinen Sittenverfalls das Heer rein und stark blieb, wodurch diese Religion einen unermeßlichen Einfluß auf den Bestand des römischen Reiches gewann. Die meisten Trümmer der Andachtsstätten befinden sich auf deutschem Boden; diese Religion sagte unseren Altvorderen zu. Eine Zeit lang schien es sogar, als würde sie über die christliche obsiegen.

Durch Chamberlain erhielt ich ein ganz neues Bild auch von Christus; ein Bild, das weitgehend im Gegensatz steht zu dem durch die christlichen Kirchen verbreiteten, wobei selbst Fälschungen des Urtextes des Neuen Testamentes vorzunehmen nicht gescheut wurde. „Die Religion Jesu

ist die Einfachste, die jemals verkündet wurde, zugleich die Duldsamste. Sie erfordert gar keinen äußeren Apparat (Kirche, Priester usw.), da sie sich lediglich an den inneren Menschen wendet, noch rüttelt sie an bestehenden Gebräuchen". Dem gegenüber die Lasten, welche die christlichen Kirchen dem Gewissen auferlegen. „Da gibt es äußerliche Gebote in Hülle und Fülle, Gebräuche, die zum Seelenheil unerläßlich sein sollen; weit schlimmer aber erachte ich (Chamberlain) die Seelenpein des Glaubenszwanges an hundert unbegreifliche Dinge bei Androhung ewiger Strafen... von alldem finden wir bei Jesu keine Spur: er verlangt einfach, daß jeder die Gegenwart des Vaters empfinde und ‚barmherzig werde' wie der Vater barmherzig ist".

Diesem Heiland steht der Heiland meiner frühen Jugend, etwa in meiner ersten Schulzeit, so nahe, wie er mir auch damals in einem Buch mit vielen bunten Bildern aus dem Leben Jesu entgegentrat, das ich lange Zeit in Ibrahimieh Sonntags morgens in einer Art persönlicher religiöser Andacht durchzublättern pflegte und das auf Jahre hinaus einen tiefen Eindruck hinterließ.

Die wirkliche Lehre Jesu bewegt sich fast nur um den göttlichen „Vater" und um das „Reich Gottes" und wenn er redet: „stehen unsere Herzen unter einem Zauber, der ihnen jene Kindlichkeit verleiht, die er von seinen Hörern fordert. Christus zimmert kein Gefüge von Glaubenssätzen, stiftet keine Kirche, lehrt keine Gebräuche und Andachtsübungen, durch welche ein Gott gnädig gestimmt werden soll, er sieht lediglich auf eine tatsächliche Bewegung im Seelenleben des Menschen, auf ein tatsächliches Emporstreben eines Willens zu dem Höheren, das der Mensch über sich ahnt, auf ein entschiedenes Ergreifen der Gotteshand ... er verfolgt ein einziges Ziel: uns in die Gegenwart des Vaters — und das heißt in das Reich Gottes

— einzuführen. Später aber treten Paul und in seinem Gefolge hundert Kirchenväter auf und errichten den tausendfältigen Glaubens-Tempel der Kirche, innerhalb welcher der willige Mensch sich geborgen fühlt, während manche lebendige Seele sich wie ein gefangener Vogel an dem dogmatischen Gitter die Flügel wund schlägt: der Vater, von dem der Heiland sprach, sowie das Reich Gottes sind den Blicken entschwunden!" Es werden uns Glaubensbekenntnisse beschert, „welche die Fassungskraft jedes Menschenhirns übersteigen". „Die Heilandslehre von Gott aber ist ebenso unergründlich an Tiefsinn wie göttlicher Einfalt" — was untrennbar zueinander gehört. Und nur wenn man dies erfaßt, versteht man ihn.

Sehr interessant ist es, daß Kant als tiefstes Erlebnis seines eigenen Nachsinnens bezeichnet, es habe das Eigenartige an sich, „so einfältig und natürlich zu sein, daß es dem gemeinen Menschensinne angemessen ist, sobald dieser nur einmal darauf geführt wird" (Kritik der reinen Vernunft).

Der Mensch strebt in seinem Glauben nach oben und Gottes Gnade beugt sich ihm entgegen. Dieser echte, wahre Glaube, der „aktive" Glaube, bewirkt das Erblicken eines vorher Ungesehenen; unsere altindischen Verwandten nannten es das „Ergreifen der Hand Gottes". Mit dem Glauben ist schon Alles getan, „weil Gott es ist, der dann Alles leistet. Gott erlöst nicht nur aus den Banden einer beschränkten Menschlichkeit, sondern, in dem er das tut, schenkt er ein höheres, tätigeres, rastloseres Leben, was wir an allen unseren Glaubenshelden erfahren". So wird das Wort Christi verständlich: „Jeder, welcher Gott glaubt, hat Leben".

Und ich habe so daran denken müssen, daß Du mir noch von Ägypten aus schriebst, welch starkes Erlebnis Du gehabt hast, wie felsenfest Dein Glaube geworden sei und

welche absolute Gewißheit Du erlangt hast vom Sein und Wirken Gottes.

Für mich waren mit Christus immer die mich abstoßenden Begriffe Kasteiung, Weltflucht, Verstrickung in unabwendbare Sündenlast, Bußetun verbunden. Nun ersehe ich aus Chamberlain, daß dies Alles mit ihm gar nichts zu tun hat. Er predigt keinerlei Weltentsagung wie sonst alle religiösen Erneuerer. „Man mag welches theologische Buch man will, aufschlagen, immer wird man den Verfasser verlegen und heimlich entsetzt darüber finden, daß Jesus wenig Wesens von der Sünde macht; so schnell es geht, pflegen die Theologen über diese ihnen bedenkliche Tatsache fortzueilen“. Zu den „großen Sünderinnen“ sagt Christus von Reue, Buße, Strafe kein Wort; „Tu es nicht wieder!“ ist Alles. Fälle, bei denen die Kirche ihr Bestes versucht, sie aus dem Text zu streichen. Die Erklärung gibt Kant in seiner „Kritik der einen Vernunft“: „Eigentliche Moralität der Handlung (Verdienst und Schuld) bleibt uns, selbst die unseres eigenen Verhaltens, gänzlich verborgen ... wieviel seiner Wirkung der Freiheit, wieviel der bloßen Natur und dem unverschuldeten Fehler des Temperaments ... zuzuschreiben ist, kann niemand ergründen und daher auch nicht mit völliger Gerechtigkeit richten“; und weiter: „Für einen heiligen Willen gelten keine Gebote“.

Zum Schluß Dir zum Geburtstag und den Meinen allen zum Neuen Jahr:

Es rauschen die Wasser,
Die Wolken zergehn;
Doch bleiben die Sterne,
Sie wandeln und stehn.
So auch mit der Liebe,
Der treuen, geschicht;
Sie wegt sich, sie regt sich,
Und ändert sich nicht.

(Goethe)

Das Schönste am Katholizismus ist der Madonnenkult. Und wie viele wundervolle Bilder und Skulpturen der Mutter Gottes gibt es! Betrachte solche Wiedergaben mit tiefer Verehrung als Symbole der Mutter überhaupt — der Mutter, die unter Einsatz ihres Lebens ihrem Volke, der Menschheit ein Kind schenkt, die es unendlich liebt, die das völlig hilflose kleine Geschöpf rührend umhegt, immer bereit, ihm jedes Opfer zu bringen — es ist etwas Heiliges um eine Mutter! Das haben wohl auch die meisten Künstler empfunden, sonst hätten sie keine so ergreifenden Abbilder schaffen können. Abbilder, die sie mitten in ihre eigene heimatliche Landschaft und zwischen die Gebräuche ihres eigenen Volkstums versetzten. Das Gleiche, im Dichterischen, hat ja auch Ludwig Thoma getan, dessen Gestalten der „Christnacht" oberbayrisch reden und „verschneibte Pfad" einherstapfen. Du wirst das Gedicht kennen, wohl das Schönste, das Thoma geschrieben hat. . . .

4. 4. 1954

. . . Ich las ein Buch „Instinkt — Rätsel der Welt" von Nachtwey. Es ist mehr als interessant, es ist unheimlich. Nur zwei Beispiele: aus Professor Biers Buch „Die Seele" wird zitiert, die Eichelhäher „pflanzten" Eichen und Bucheckern, besonders in Kiefernadelstreu, und ließen so Mischwald entstehen, wenn man sie nicht störe. Sie schaffen dadurch Nahrungsquellen für spätere Generationen ihrer Art — der Instinkt baut vor.

Dann beschreibt Nachtwey das Geschehen um den Aronstab: diese Fallenpflanze zieht durch starke Wärmeentwicklung in kalter Jahreszeit bestimmte Insekten an, in ihren großen raumbildenden Kelch zu schlüpfen. Sie können jedoch vorerst nicht wieder hinaus, eine reusenartige

Konstruktion hindert sie daran. Sie müssen sich erst erkenntlich zeigen für die Annehmlichkeit der Wärmestube und durch Pollenstaub-Übertragung befruchten, dann öffnet sich die Falle.

Der Verfasser spricht von einem „Wissen“ all der unzähligen instinkbegabten tierischen und pflanzlichen Erscheinungen, einem Wissen, das den Instinkt leitet. Dieses „Wissen“ entspricht wohl Schopenhauers „Willen“. Nur daß Schopenhauer ihn auf die ganze Natur ausdehnt; als treibende Kraft in unendlichen Variationen: überall, in den Lebewesen, ja selbst im Anorganischen wirke er. Schopenhauers Bezeichnung ist treffender: das Wissen ist noch keine treibende Kraft, wohl aber der Wille. Schopenhauers Wille wirkt unbewußt, ohne zu wissen, ja beim Menschen oft sich hinwegsetzend über besseres Wissen — z. B. bei dessen stärkster Instinkthandlung, dem Fortpflanzungstrieb. Die Sprache hat ja auch, wie so oft, das richtige Wort gewählt: Instinkt kommt von „instingere“, das — nach dem lateinischen Wörterbuch — „antreiben“ bedeutet. Und dieser Antreiber treibt Tiere und Pflanzen zu Aktionen und Reaktionen, die fast durchwegs stereotyp sind, sich immer gleichförmig wiederholen, und zwar auch dann, wenn sie in dieser Form sinnlos geworden sind, weil die Lage oder der Anlaß, auf die sie ursprünglich abgestellt sind, sich geändert haben, eine ganz andere Reaktion also erforderlich wäre. Unzählige Versuche haben dies bewiesen. Fälle, die Nachtwey anführt, in denen Tiere Instinkthandlungen einer neuen Situation spontan etwas anpaßten, sind ganz, ganz seltene Ausnahmen, da kann er sagen, was er will! Läge bei dem Träger des Willens „Wissen“, müßte das immer geschehen. Freilich, irgendwo muß hinter einem Willen, der nach Normen für die Mehrheit der Fälle, der „normalen“ Fälle, richtig antreibt, Wissen stehen.

Dieses Wissen verlege ich aber in die Rätselmacht, die den Erscheinungsformen des Lebens und des Seins überhaupt den Willen gemäß dem für sie Zweckdienlichen eingegeben hat. Sie ist es dann auch, die den Willen allmählich abwandelt, den Instinkt neuen Lagen, die sich als dauernd erwiesen haben, anpaßt, wenn sich lang genug zeigte, daß die bisherigen Reaktionen ihren Zweck nicht mehr erfüllen. Angetrieben durch den umgestellten Willen führen die Individuen, so wie ihre ganze Art, nun diese Varianten ihrer Handlungen ebenso stur aus, wie die vorhergegangenen und sicher ebenso wie vordem ohne einem eigenen W i s s e n zu folgen.

Und doch, muß ich sagen: so wenig sich gerade die Unzahl behirnter Wesen in ihrem instinktiven Gehaben von Fall zu Fall neuen Lagen anpaßt, es gibt Erscheinungsformen in der Natur, die es tatsächlich laufend tun, wobei wir aber wohl nicht von Instinkt sprechen: die einzelnen Zellen bereits der tierischen und pflanzlichen Organismen, obwohl ohne Hirn, verhalten sich oft, als ob sie Verstand hätten, um ihre Ziele und Aufgaben wüßten. Ebenso verhält sich der Gesamtorganismus etwa im Einsatz der ihm zu Gebote stehenden Kräfte und Säfte bei der Abwehr von Krankheitskeimen, beim Heilen von Verletzungen usw. — alles ohne daß das Individium, sein Wissen, sein Verstand, sein Wille — sein bewußter Wille — mitwirken. Hier scheint ein „Wissen“ im Sinne Nachtweys tatsächlich direkt hinter dem „Willen“ Schopenhauers zu stehen, hier laß ich es gelten!

Nachtwey weist auf den erstaunlichen, engsten Zusammenhang hin zwischen dem Instinkt und dem zu seiner Ausübung nötigen Organ; eines entwickelt sich für das andere. So die Wärmeentwicklung des Aronstabes, durch die die für die Befruchtung notwendigen Insekten angelockt und in der zweckdienlich gebauten Falle so lange

wie nötig festgehalten werden; so der Stachel und das lähmende, höchst komplizierte Gift der Schlupfwespe, das an der einzig zweckmäßigen Stelle des Opfer eingespritzt wird, neben welches der Instinkt dann die Wespe veranlaßt, ihre Eier zu legen, so daß die auskriechenden Larven gleich wohlerhaltene Nahrung in Form eines lebenden aber bewegungsunfähigen, fluchtunfähigen Tieres vorfinden.

Die gleichen uns noch völlig unbekannten Kräfte, die solches zu Wege brachten, müssen es sein, die auch in großen Verhältnissen, im Makrokosmos wirken. In der Einleitung werden des Physikers Heisenberg „Unbestimmbarkeitsrelationen" angeführt, die beweisen, daß die sogenannte „Materie" nicht wie eine Maschine gebaut ist, sondern ein wunderbares Kräftespiel darstelle, in dem rätselhafte Gewalten beständig am Werke sind. Die Welt sei ein von gewaltigen schöpferischen Kräften durchpulster Organismus. Darin die Lebewesen mit ihrer Möglichkeit tausendfacher Anpassung an die verschiedensten Lebensräume. Auch die Astronomie stelle Entwicklungsvorgänge fest, denen zufolge „nichts gegen die Auffassung spricht, daß die Welt ein beseelter Organismus" ist.

Ich bin überzeugt — und deshalb vor allem gebe ich das Vorstehende wieder — auf diesen Erkenntnissen der heutigen Naturwissenschaften fußend ersteht über kurz oder lang eine neue religiöse Weltauffassung. Mögen die alten Religionen sich noch so verzweifelt zur Wehr setzen: Millionen ihrer Anhänger halten zu ihnen nur noch aus Tradition und ohne echte innere Überzeugung. Kommt ein Neues einmal auf sie zu, werden sie schnell hinüberwechseln, umsomehr, als die Gebote eines solchen mit dem heutigen wissenschaftlichen Denken zu vereinbarenden Glaubens sicherlich viel des Guten aus den alten Religionen übernehmen werden. So mag dereinst eine alle Kulturvölker umfassende Weltreligion entstehen — frei-

lich einen „lieben“ Gott der Güte, also einen Gott, wie ihn das Christentum lehrt, wird sie wohl nicht über der Welt thronen lassen. Eine solche Gottvorstellung ließe sich wirklich nicht in Einklang bringen mit all den furchtbaren Grausamkeiten, mit all dem Leid, das die Rätselmacht zuläßt oder als Schöpfer sogar mit erschuf. Wie grauenhaft allein schon das Handeln jener kleinen Schlupfwespe, die Raupen, Bienen und dergleichen wehrlos macht, um sie dann bei lebendigem Leibe langsam von ihrer Brut auffressen zu lassen! Und so geht es doch endlos fort in der Natur ...

Schopenhauer verzichtet denn ja auch auf den lieben Gott. Und die Buddhisten ziehen sich in gleicher Weise aus dem Dilemma: ihre Religion ist atheistisch. Mir selbst sind schon als ganz kleinem Jungen — kurz nachdem ich in die Schule gekommen war — plötzlich erhebliche Zweifel an der Güte Gottes, ja an seiner Existenz, aufgetaucht, als ich hörte, daß der Ausbruch des Vulkans Mont Pelée auf der Insel Martinique Tausende von Menschen tötete oder lebend unter Trümmern begrub. Unsere gute Mutter tat sich schwer, den Zwiespalt zu erklären.

Aber es kann wohl sein, und das ist heute mein Glaube, daß die hinter dem ganzen Getriebe stehende Kraft sich mit Kleinigkeiten nicht abgibt, ihr die Individuen unerheblich sind — für die Erhaltung der Art hat sie vorgesorgt, nicht zuletzt gerade durch den Instinkt. Nur der Krone ihrer uns sichtbaren Schöpfung, genannt Mensch, ist es vergönnt, manchmal Zeichen zu erkennen, die ihm den etwas beruhigenden Trost geben, daß diese Allmacht sich dazwischen doch des Einzelnen annimmt, trotz des nicht endenwollenden Leides, das sie auch ihm und seiner Art insgesamt aufbürdet.

Damit wollen auch wir uns trösten und zugleich uns vor Augen halten die unsagbare Schönheit und Harmonie,



Angeklagter im Nürnberger Prozeß

die der Schöpfer der Natur an sich, im Großen und im Kleinen verliehen hat, uns ihrer erfreuend als Ausgleich für Vieles.

26. 4. 1953

Ich las einiges über einen der großen Herrscher meiner Jugendheimat: Amenophis IV., der den Namen Ech-en-aton annahm.

Während noch allüberall Abgötterei herrschte, schuf er eine monotheistische Religion. Gott ist ihm ein gestaltloses Wesen, Leben spendend, Zeit und Raum durchdringend, „Ursprung des Geschickes", Keim des Verstandes und der Liebesmacht. Gott offenbart auch in der Schönheit der Natur, in den bunten Blumen, singenden Vögeln, „hüpfenden Lämmern". Daher verwirft Ech-en-aton nicht nur Menschen- sondern auch Tierquälerei, in letzterem höher stehend als das tiergleichgültige Christentum. Gott ist eine bewegende Kraft, noch entfernter als die Sonne, aber durch die Sonne wirkend. Aus einem Hymnus:

„Wenn Du Dich erhebst am östlichen Rande des Himmels,
So erfüllst Du jedes Land mit Deiner Schönheit.
Denn Du bist schön, groß und funkelnd,
Deine Strahlen umarmen die Länder,
Ja, alles was Du gemacht hast ...
Es ernähren Deine Strahlen jeden Garten,
Wenn Du Dich erhebst ...
Du, der Du dem Sohn Leben gibst im Leibe seiner Mutter,
Der Du ihn beruhigst, damit er nicht weine ..."

Dies etwa 1300 v. Chr. von einem zwanzigjährigen Religionsstifter verfaßt! Nebenbei: er rief auch eine neue Kunst ins Leben; ihre Gestalten sind — im Gegensatz zu dem bis dahin gewollt Steifen — voll bezaubernder Anmut und Natürlichkeit. Das Wunder dieser Kunstepoche: Nofretete.

Ich glaube, wenn heute einer eine neue Religion gründen wollte, könnte er kaum schönerere, ungekünsteltere, zu den Wissenschaften weniger in Konflikt stehende Gedanken ersinnen. Freilich, die Verfechter der derzeitigen Religionen würden es kaum weniger unfreundlich aufnehmen wie die Priester vor bald dreieinhalb Jahrtausenden: Ech-en-atons Gott Aton sollte alle bisherigen Götter Ägyptens ersetzen; Naturbetrachtung wurde höher gestellt als Zeremonie. Das war zu viel: kaum war der Pharao — sechsundzwanzigjährig — gestorben, vielleicht an ein wenig Gift, wurde reiner Tisch gemacht, sein Name ausgemerzt, wo er geschrieben oder gemeißelt stand; die von ihm gegründete neue Hauptstadt wurde gründlich zusammengeschlagen, Gott Aton verflucht, die „allein selig machende Kirche" mit ihren altbewährten Priestern wieder eingesetzt. Dem Nachfolger wurde nahegelegt, sich Tut-ench-amon und nicht Tut-en-aton zu nennen, welchem Wunsche aller Frommen zu willfahren, dieser sich denn auch beeilte. Wieder einmal hatte das „einzig Wahre" gesiegt.

An den Sohn 6. 12. 1953

Daß Du Dich mit der Frage, die Dich so beschäftigt oder besser gesagt: mit der andere Dich beschäftigen, in so schöner Weise an mich gewandt hast, freut mich besonders.

Keiner, der nicht gedankenlos dahinlebt, nicht nur auf äußerliches Wohlergehen bedacht ist, kommt um diesen Kampf in seinem Inneren und mit Wohlmeinenden oder Eifernden seiner Umgebung herum. Daß Erzieher und Kameraden — und gerade die, die Dich besonders gern haben — sich hinsichtlich der religiösen Frage am stärksten Deiner annehmen, ist verständlich. Sie fühlen sich ver-

mutlich geborgen innerhalb der Religion im engeren Sinne einer Kirche, können es sich nicht anders denken, als daß einer, der außerhalb bleibt, weniger innerliche Befriedigung findet und wollen Dir diese vermitteln. Denn ich erachte sie für zu hochstehend, um annehmen zu können, sie hielten Dich für „schlecht" und sorgten um Dein Seelenheil, wenn Du nicht „Katholik" oder „Protestant" bist.

Darüber gibt es kaum einen Zweifel, daß es für die Mehrheit der Menschen leichter ist, ein hart anpackendes Leben zu tragen, wenn sie, ohne viel über die Glaubwürdigkeit der Lehren nachzudenken, gläubig einer Kirche anhängen, sich deren Seelsorger anvertrauen, sich vom Herzen reden, was drückt, als Katholiken beichten und sich vergeben lassen, einen Rosenkranz beten, während des Gottesdienstes sich als Glied einer großen Gemeinschaft Gleichgesinnter fühlen. Vorwiegend wohl sind es starke Naturen, die innerlich glücklich und unangefochten den einsamen Weg der unabhängigen persönlichen Überzeugung zu gehen vermögen. Ganz außerordentlich schwer ist dieser Weg sicherlich für einen, dessen Überzeugung der Atheismus ist. Denn dieser glaubt an keine Allmacht über sich, an die er sich wenden kann in der Not seiner Seele, mit der er tröstende Zwiesprache halten kann, deren lenkenden Beistand er vielleicht sogar spürt.

Aber einer, der gottgläubig ist wie Du, dem werden diese Segnungen zu Teil, genau wie dem einer Kirche Nahestehenden — ja möglicherweise noch mehr, wenn er nämlich aus einer tieferen Veranlagung heraus den eigenen Weg geht. Und ich denke, daß Du zu den Letzteren gehörst. Keinesfalls gehörst Du zu den Atheisten, nach dem, was Du mir schreibst und nach dem Eindruck, den ich von Deinem Denkvermögen und von Deiner Logik habe.

Denn wer klaren Geistes die Welt um sich — besonders die Natur — beobachtet, daraus logisch folgert, außerdem,

wie Du, ein Gefühl hat für Unerklärliches, das um ihn und in ihm vorgeht, der kann nicht Atheist sein.

Als Gegengewicht gegen die Beeinflussungsversuche Deiner Umgebung könnte ich Dir empfehlen zu lesen, was große Denker zu der Frage sagen, auch Goethes berühmten Antwortbrief an seine Jugendfreundin, Auguste Gräfin Stolberg, als diese ihn im hohen Alter zum Christentum bekehren wollte. Die Philosophen spare Dir für später auf, sie sind noch etwas zu schwer für Dich. Und davon abgesehen, wirst Du auch ohnedem Verstand und Gefühl genug haben, das zu tun, was Dir gemäß ist. Und nur das solltest Du tun, unabhängig von der einen wie von der anderen Seite.

Ich versichere Dir: solltest Du im Laufe der Zeit zu der einen oder anderen Überzeugung kommen, so verüble ich es Dir nicht im Geringsten, ob Du Protestant, Katholik, Buddhist, Mohammedaner, irgend ein Sektierer oder sonst etwas wirst. Obwohl Du noch nicht mündig, bist Du ganz frei für diesbezügliche Entschlüsse.

Die Beurteilung der verschiedenen Religionen wird dadurch erschwert, daß nicht feststeht, was ihre Stifter wirklich gesagt haben, denn sicher ist ein großer Teil davon völlig entstellt auf uns gekommen. Die es überlieferten, waren meist primitive Geister, die oft gar nicht fähig waren, das, was etwa Christus verkündete, ganz zu erfassen. Auch haben sie es noch nicht einmal gleich niedergeschrieben, es wurde lange Zeit von Mund zu Mund weitergegeben, von Generationen noch weiter verändert. Nur so ist es zu erklären, daß manche Sätze und Sprüche in der Bibel, unvoreingenommen betrachtet, barer Unsinn sind, und es bedarf wirklich der Hirnakrobatik der Theologen, um sie den Gläubigen als sinnvoll darzustellen, ja höchste Weisheit herauszulesen. Durchaus Wirres wird göttliche Offenbarung genannt, an deren Wahrheit nicht

gezweifelt werden darf. So kommt es, daß selbst der kluge Luther meinte — als er hörte, Kopernikus behaupte auf Grund wissenschaftlicher Forschung, die Erde drehe sich um die Sonne —, es müsse auch solche Narren geben: in der Bibel stehe doch eindeutig, daß die Sonne sich um die Erde drehe, wie könne da jemand das Gegenteil behaupten!

Du schreibst, ich könnte Dich vielleicht zu einem Ergebnis führen. Ich wüßte nicht, zu welchem. Ich kann Dir nur wiederholen, was ich oben sagte und im Übrigen alles Deinem Gewissen anheimgeben. Nicht darauf kommt es an in der religiösen Frage, wo einer steht, sondern wie einer steht, nicht darum, in welchen Rahmen er sich bemüht, gut zu sein und Gutes zu tun, sondern daß er es ist und tut. Gott, wie er ihn sich vorstellt, in eigenem Wirken so nah wie möglich zu kommen, das sei das Ziel. Der Weg, den er hierbei wählt, ist bedeutungslos.

Aber: gleichgültig wie Du dazu stehst, habe stets Achtung vor wirklicher Religion, wie sie sich auch nennen mag, verletze nie Gläubige durch Spott oder Ironie. Kommst Du an einer Kirche gleich welcher Konfession vorbei, aus der schöne Musik dringt, gehe hinein und fühle Dich Deinem Gott näher, während die transzendentalste der Künste ertönt. Hörst Du Glocken durch ein Tal läuten, und Du bist allein, laß Dich mahnen an den Ewigen und wenn Dir danach ist, sprich mit ihm — die Menschen nennen es Gebet . . .

20. 12. 1953

Goethes Brief an „Gustl“* — die er übrigens nie von Angesicht sah, sie schrieben sich nur — dürfte wohl in jeder größeren Lebensbeschreibung Goethes zu finden sein. Ich

* Auguste Gräfin Stolberg.

hätte Wolf auch auf eine oder sogar mehrere der „Römischen Elegien“ hinweisen können. Aber die gehen selbst mir „Heiden“ zu weit. So darf man über eine Religion, die für eine Unzahl von Menschen — und darunter sehr achtenswerten — eine Herzenssache ist, nicht herziehen, mag man sie noch so ablehnen. Hier hat der große Dichter offenbar irgendwelchen Ärger in wirklich unschöner Weise abreagiert; sonst stand er dem Christentum nie so schroff und verletzend gegenüber.

Hinwiederum gibt es einen sachlich gehaltenen und daher überzeugenderen Brief eines der Gebrüder Humboldt an Goethe, der aus antik-klassischer Einstellung heraus geschrieben ist.

Was Wölferl unter dem „Ergebnis“ versteht, das er von mir erwartet, ist mir unklar. Er wird doch nicht annehmen, daß ich etwas sage, was er als eine ihn bindende Entscheidung aufzufassen hätte. Ich kann ihm nur Gedanken übermitteln, die er mit als Grundlage für eigene Entscheidungen nach seinem Gewissen heranziehen mag. Er hat ein Alter erreicht, in dem Überzeugung und Gewissen stark genug sein dürften, daß er sie allein zur Richtschnur seines Denkens und Handelns machen kann. So hüte ich mich, ihm irgend etwas zu schreiben, das auch nur den Schein erwecken könnte, als wollte ich einen zwingenden Einfluß auf ihn ausüben in Fragen, die jedes erwachsenen Menschen eigenste Angelegenheit sind.

An den Sohn 24. 12. 1953

Es ist Weihnachtsabend und so gedenke ich denn all der Meinen ganz besonders innig. Ich sehe Euch vor mir: die Blicke auf dem Lichterbaum ruhend, das Zimmer angefüllt mit Tannen- und Kerzenduft, Stille ringsum — so wie es halt ist, das gemütstiefste, deutscheste aller Feste,

das daher auch kein anderes Volk so feiert wie das unsere. Und im Grunde geht es ja zurück auf uraltes germanisches Brauchtum, entstanden lange bevor das Christentum zu unseren Vorfahren kam, das nur in der Erkenntnis, wie tief und kaum ausrottbar sie wurzelt, die schöne „Weihnacht" in sein Fest übernahm. Deshalb wird die deutsche Weihnacht bleiben, auch wenn unser Volk allmählich zu anderen Formen der Gottesverehrung übergehen sollte. So erstrahlt der festliche Baum auch heute bei Euch und bei allen Familien der deutschen Sprachgemeinschaft, selbst bei denen, die den Schritt zu anderen Formen schon getan haben; webt überall um den Baum im Kerzenschein das Unfaßbare und Unnennbare, das schon das Gemüt langer Reihen unserer Vorfahren ergriff. Einst schwebte das Christkind zur Erde herab, heute der Engel Gottes, der seine Gaben lieben Kindern bringt und auch die Großen nicht vergißt.

Die Gewissensfrage, die an Dich herangetreten ist, läßt auch mich noch nicht in Ruhe. In meinem letzten Brief wies ich etwas einseitig auf Philosophen und andere bedeutende Köpfe hin, die sich lossagten, zumindest innerlich. Deshalb will ich — obschon Du es ohnehin weißt — hinzufügen, daß ihnen eine Unzahl hervorragender Menschen gegenüberstehen — wenn auch wohl meist nicht so große Denker —, die nicht nur mit dem Christentum, sondern selbst mit einer seiner Kirchen eng verbunden blieben. Und sollte Dein Inneres Dich schließlich doch drängen, in eine Religionsgemeinschaft einzutreten, so werde ich es Dir nicht nur nicht übelnehmen, sondern — wenn Du dabei glücklicher bist — mich sogar freuen, daß Du es getan hast. Es würde mich umsoweniger irgendwie „treffen", als ich es selbst für höchst bedeutungslos halte, in welcher Form sich einer zu Gott bekennt, bedeutungslos also auch, wenn es in einer der alten Formen geschieht.

Wobei ich freilich die Überzeugung hätte, daß Du später einmal, wenn Du noch reifer wärest, doch wieder dorthin kämest, wohin Du in Deiner früheren Jugend gestellt warst.

Ob es bei Euch auf dem Berg wohl eine weiße Weihnacht gab, im Gegensatz zu hier, wo alles Grau in Grau in ungewissem zwielichtigem Nebel liegt? Ich hoffe es für Euch, es ist so viel schöner — zu uns hier freilich paßt das Grau...

*

In den letzten Tagen fielen mir einige der schönsten Verse aus Dietrich Eckarts Schaffen ein:

Nur Sterbende und Kinder sind erkoren,
des Himmels ganze Schönheit auszuschlürfen,
die einen, weil sie Gott erst halb verloren,
die andern, weil sie wieder zu ihm dürfen.

Wahrscheinlich steht's im „Lorenzaccio" ...

BRIEFE — NUR BRIEFE?

Spandau, 27. 11. 1955

Mir ist der Gedanke an eine absolute Vorherbestimmung, die Ausschaltung jeder Willensfreiheit so zuwider wie Dir*; es wäre so unwürdig, nur blindes Instrument zu sein, dem es lediglich freundlichst gestattet ist, sich einzubilden, selbst zu handeln und zu wirken. Freilich glaube ich fest an den Einfluß rätselhafter Mächte — ein klein wenig mehr sogar, als der erzieherische Vater seinem Sohne gegenüber wahrhaben will (Lacher) —, aber ich glaube ebenso fest, daß trotz ihrer — oder besser vielleicht im Zusammenwirken mit ihnen — des Menschen Wille umgesetzt in Handeln mitbestimmend ist. Wobei freilich auch dieser selbst durch die unbekannten Kräfte beeinflußt werden dürfte; empfindsame Menschen fühlen doch irgendwie, was sie tun sollen und was nicht.

---

* Im vorausgegangenen Brief hatte ich geschrieben:

„Ich wehre mich dagegen, an eine Vorherbestimmung zu glauben; dieser Gedanke ist mir zuwider — wenn ich ihn auch für möglich halte. Aber die Worte, die Du dem Buz schreibst vom Glück, das auf die Dauer eben nur der Tüchtige habe, vom Mutigen, dem Gott hilft — die umreißen meine Lebensauffassung. Ich habe eine Weile geglaubt, Du würdest stark zur Ansicht neigen, daß alles menschliche Eifern eigentlich umsonst sei, daß jene unbekannte Macht, die die Atome wie die Planeten kreisen und ewigen Gesetzen gehorchen läßt, nur lächelnd diesem Bemühen zusieht und mit einer großen Handbewegung fortwischt, um was wir uns durch Jahrzehnte mühten — wie ein Mensch einen Ameisenhaufen zerstören kann.

Goethe, den Du so oft zitierst, hat ja auch einmal die ‚großen, ewigen, ehernen Gesetze' genannt — aber er hat auch den ‚Prometheus' gedichtet und letztlich irgendwie auch im gleichen Sinne den ‚Faust' — den Menschen, der nach seinem Willen handelt. Vielleicht ist auch meine ‚Altersweisheit' im Kommen, aber unbesiegbar sitzt irgendwo in mir dies wollende Handeln oder der handelnde Wille."

Griechische Philosophen sagten in Bezug darauf: „Der Weise läßt sich völlig leiten." Schopenhauer erinnert, das Phänomen besprechend, daran, wie viele, wenn ihr Beginnen nicht gelingen wolle, immer wieder neue Widerstände auftauchten, zu der Überzeugung kämen: „Ich sehe schon, es soll nicht sein." Und Goethe: „Ein Dämon spricht in unserer Brust, ganz leise, ganz vernehmlich, zeigt nur an, was zu ergreifen ist und was zu fliehen." Hinsichtlich seiner Einstellung zu schicksalsbestimmenden Mächten einerseits und zum wollenden Handeln andererseits verweist Du für letzteres mit Recht auf „Prometheus" und „Faust". Anführen kann man da auch sein „... allen Gewalten zum Trotz sich erhalten, nimmer sich beugen, kräftig sich zeigen, rufet die Arme der Götter herbei".

In diesem Sinne grüße ich Wolf Rüdiger, Dich ohne diesen Sinn — Du hast's eh in Dir ....

An den Sohn 11. 3. 1956

Aus Deinem gerade erhaltenen Brief vom 29. 2. ersehe ich, daß bei Euch oben* die Beantwortung von Beleidigungen durch die Faust die Regel ist. Und Du meinst bei uns in Godesberg sei es wohl nicht anders gewesen. Soweit ich mich entsinne war es aber — jedenfalls in der obersten Klasse, der Untersekunda — nicht die Regel, sich zu prügeln. Denn darauf läuft es, etwas weniger vornehm ausgedrückt, hinaus. Es kam dazwischen natürlich vor, aber es galt doch als ein bedauerlicher Rückfall in Jahre und Formen, über die hinaus zu sein wir stolz waren. Zumindest in der Zeit vor dem letzten Kriege war es noch ebenso. Sollte inzwischen wirklich eine so große Änderung in der gesamten Jugend vor sich gegangen sein? Ich halte

---

* Wolf Rüdiger Hess besuchte damals eine Internatsschule oberhalb Scharitzkehl bei Berchtesgaden.

für wahrscheinlicher, daß Ihr auf Eurem Berge, der Kultur fernergerückt, etwas rauhere Sitten ausgebildet habt, als der übrige Durchschnitt. Ich hielte es doch für richtig, daß wenigstens die oberste Klasse sich bemüht, die Umgangssitten untereinander etwas mehr denen anzupassen, die unter Erwachsenen von einiger Bildung üblich sind — der Erwachsenen, zu denen Ihr endgültig zählt, sobald Ihr die Schule verlassen habt. Schon unter den Hochschülern gilt „Holzerei" für unanständig. Freilich auch: unflätige Schimpfworte von sich zu geben. Es wäre gut, wenn Euch dies in Fleisch und Blut überginge, schon bevor Ihr eine Hochschule bezieht oder sonst unter entsprechend erzogene Menschen tretet, Ihr also herauskommt aus Eurer hinterwäldlerischen Welt (Lacher). Ich würde es für richtig halten, Ihr bildet ein Schülerehrengericht, durch das rüpelhaftes Benehmen mit spürbaren Strafen seitens der amtierenden Schülerrichter geahndet wird. Wer sich dem nicht fügt, und wer fortfährt, durch sein Verhalten das Ansehen der Gemeinschaft zu schädigen — denn das ist der Fall, wenn derartige Vorkommnisse nach außen dringen —, wird durch die Angehörigen dieser Gemeinschaft verfemt und geschnitten. Oder glaubst Du bei Euch wäre nicht soviel Korpsgeist vorhanden, wie dafür erforderlich ist?

Man muß sich doch auch vor Augen halten, daß die bei Euch offenbar gültige Art, Zusammenstöße zu erledigen, Flegeln, die kräftiger sind als die Mehrzahl der Anständigen, die Oberhand gibt, daß also ein Lackl hervorragender Konstitution sich alles erlauben kann. Die Jüngeren und damit Schwächeren dürften solchen Burschen schutzlos ausgeliefert sein. Als Motto stünde über dem Ganzen „Macht geht vor Recht", ein höchst bedauerliches Motto für ein Erziehungsinstitut — findest Du nicht?! Wer war denn im Recht, als Du Deinen Zeilen gemäß in jüngeren

Jahren durch einen Älteren so hergenommen wurdest? Halten sich wenigstens die Ritterlicheren der oberen Klassen für verpflichtet, sich nötigenfalls schützend vor die Kleineren und Schwächeren zu stellen?

An den Sohn 19. 5. 1956

Es freut mich, daß Du schon ein zeitgemäßes Buch* über den Erdteil, der das augenblickliche Ziel Deiner Wünsche ist, gelesen hast. Es ist sicher gut, der mir bekannte Verfasser kann etwas. Das glaube ich schon, daß die aus Europa zurückkehrenden schwarzen Studenten sich schwer wieder in den alten Schlendrian reinfinden und sich bemühen, die in Schwung zu bringen, die noch gar nicht aus ihm herauskamen. Nach alten Erfahrungen werden die also Beglückten nicht glücklicher, im Gegenteil; besser werden sie auch nicht, wieder im Gegenteil! Warum läßt man sie dann überhaupt an der höheren Zivilisation lutschen? Mehr als ein oberflächliches Aneignen kommt doch nicht dabei heraus, denn daß sie selbst keine schöpferischen Fähigkeiten haben, geht ja schon daraus hervor, daß sie unergründlich lange auf der gleichen primitiven Kulturstufe verharrten und gewaltsam aus ihr herausgerissen, kaum sich allein überlassen, auf diese wieder zurücksinken. Wenn die eigentlich Kulturschöpferischen glauben, solch großartige Anlagen, wie sie im Sudan begonnen wurden, nötig zu haben — und bei dem unheimlichen, sich potenzierenden Anwachsen der Erdbevölkerung ist dies der Fall —, mögen sie diese doch auch weiterhin durch ihre weißen Ingenieure entwerfen und in der Ausführung leiten lassen.

---

* Giselher Wirsing: „Die Rückkehr des mondo-mogo — Afrika von morgen".

Etwas anderes ist es mit den Völkern, die eine eigene hohe Kultur entwickelten, wie Inder und Ostasiaten — deren Kultur ich teilweise höher stelle als die unsere; wenn diese die spezifisch abendländische Leistung der Technik und der angewandten Wissenschaft zusätzlich erhalten, sich dieser Gabe mit Vernunft bedienen (mit mehr Vernunft als wir), dann kann ihnen das zum Segen gereichen, kann es die Grundlage abgeben zur weiteren Steigerung ihrer Kultur. Die Japaner haben ja erst in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts, beinahe von einem Augenblick zum anderen, den Schritt aus ihrem Mittelalter in die Neuzeit des Westens getan, dessen Zivilisation ihrer alten hohen Kultur beigefügt. Wieweit es ihnen dabei gelungen ist, die damit verbundenen Gefahren für die tieferen Werte zu meistern, dazu will ich mich nicht äußern; ich habe nicht ausreichend Einblick.

Das sind einige Gedanken, die Deine Bemerkungen über das gelesene Buch ausgelöst haben. Geh Du denn hin, sieh und höre selbst, dann denke erneut.

Ein vom eigenen gänzlich verschiedenes fremdes Land, oder gar mehrere solcher Länder kennenzulernen, ist nicht nur interessant hinsichtlich dessen, was man dort sieht oder erfährt, sondern ebenso hinsichtlich der Heimat, indem man Vergleiche zieht. In mancher Beziehung gewinnt man Maßstäbe, durch die die Eindrücke einprägsamer, die Tatsachen, die man zur Kenntnis nimmt, verlebendigt werden. Sowohl draußen wie nach der Heimkehr im umgekehrten Vorgehen: bezüglich der heimischen Verhältnisse. Deshalb ist es gut, wenn man sich auch Statistisches einprägt, zumindest Statistiken mitnimmt auf die Reise. Onkel Karli* empfahl deshalb seinen Studierenden, sich ein fremdes Land auszusuchen, mit dem sie sich

* Gemeint ist Professor Karl Haushofer (1869—1946).

ihr Leben lang ganz besonders eingehend befassen sollten. Er hatte für sich selbst Japan gewählt, eine Entscheidung, zu der nicht nur sein längerer Aufenthalt dort, das Sehen mit eigenen Augen beitrug, sondern wohl auch, daß ihm das Wesen des Landes und dessen Menschen besonders lagen. Du wirst Dich seiner und seiner Art vielleicht noch erinnern. Wenn Du ein zart auf Seide gemaltes Aquarell, vieles in der Darstellung nur angedeutet, alles Aufdringliche scheu vermeidend — wenn Du in Gedanken ein solches Bild neben seine feine empfindsame Wesensart hältst, wirst Du verstehen, was ich meine.

Nur selten ist freilich das Glück, ein Land zu finden, mit dem man innerlich so übereinstimmt. Soweit ich die Finnen kenne (ich kenne sie eigentlich nur aus Büchern), scheinen sie mir am nächsten zu kommen — und das ist eine Erkenntnis erst jüngeren Datums. Ich hatte mir einst Ägypten gewählt, einfach weil ich die meisten Beziehungen dorthin hatte, dort aufgewachsen war, es mit der Erlebniskraft der Jugend in mich aufgenommen hatte, als zweite Heimat unverwischbare Spuren hinterlassend, die Natur, die Landschaft mit dem Unbeschreiblichen, das auf das Auge und nicht zuletzt auf die Ohren wirkt: eine Vollmondnacht mit dem leisen Wellenschlag des Meeres, dem eintönigen Gesang von Beduinen, dem ewigen fernen Hundegebell des Orients. Etwas — wenn auch nicht viel mehr — kannte ich die Sprache des Landes, auch die Schrift, die schöne, ornamentale. Aber daß ich Ägypten mir aussuchte, soll nicht heißen, ich hätte es in all der Vielfalt beherrscht, so wie Onkel Karli Japan beherrschte; dies fertig zu bringen, war mein Leben viel zu unruhig, mein Studium viel zu sporadisch, zu häufig unterbrochen. Um so mehr weise ich Dich auf den Ratschlag meines alten klugen Freundes hin, hoffend, daß Dein Leben in einer Deiner Weiterentwicklung und Lernen günstigeren Kurve verläuft!

Was Du wohl in Eurem Heim alles liest, möchte ich gerne wissen; angehaltenermaßen als „Literarhistoriker“ und darüber hinaus nach eigener Wahl? Hinsichtlich des letzteren, sieh nur darauf, daß es stilistisch gut ist — soweit es Dir nicht so wichtig oder interessant erscheint, daß Du es unbedingt lesen willst ohne Rücksicht auf die Form. Dadurch wird der eigene Stil laufend gefördert, während Schlechtes nicht minder schädlich ist. Mir jedenfalls geht es so: im Augenblick Gelesenes kann sich schon auf etwas, das ich gleich anschließend schreibe, günstig oder ungünstig auswirken, hier also nur vorübergehend; bei dauerndem Einfluß wird es sicher auch für dauernd stilbildend sein. Zugleich wird der Wortschatz bereichert, etwa wenn man viel von unserem wortschöpferischsten Dichter, Goethe, aufnimmt.

Es ist schon etwas Herrliches um unsere deutsche Sprache und ihren Reichtum an Ausdrucksmöglichkeit, der Unzahl an Wörtern, die uns befähigen, feinste Nuancen wiederzugeben — ein Vorzug der andererseits wirklich sinngemäße Übertragung in fremde Sprachen so erschwert.

Halte Dir nur Folgendes vor Augen: das Englische umfaßt rund 110000 Wörter, das Französische rund 120000 (es kann auch umgekehrt sein), wohingegen das Grimmsche Wörterbuch der Schätzung nach, wenn es beendet worden wäre — der letzte Band fehlt, glaube ich noch* — sich auf etwa eine halbe Million beziffern würde. Teilweise ist dies natürlich darauf zurückzuführen, daß wir so viele zusammengesetzte Wörter haben, aber ein großer Teil von ihnen deckt sich eben doch nicht völlig mit dem Sinn der Wiedergabe in den verwandten Einzelwörtern; gerade

* Das 1838 von den Brüdern Grimm begonnene Deutsche Wörterbuch wurde mit dem Erscheinen des letzten Bandes im Jahre 1961 vollendet.

hierbei zeigen sich oft die subtilsten Abweichungen, um die wir froh sind, wenn wir darum ringen, genau das niederzuschreiben, was uns gedanklich vorschwebt — ja, häufig nur fühlen.

Die französische Sprache wäre ihrerseits bedeutend wortreicher, wenn nicht professorale Professoren der Académie française — ich weiß nicht wann — auf den unglücklichen Gedanken gekommen wären, sie zu „reinigen". So gingen sie daran, alles auszumerzen, was sie nicht als „klassisches" Französisch ansahen, ein dem Grimmschen entsprechendes Wörterbuch herauszugeben, in dem aber alles fehlte, was sprachlich im einfachen Volk gewachsen war, damit ihrer Sprache vieles an Urwüchsigkeit, Lebendigkeit, Volkstümlichkeit nehmend. Und wehe dem Schriftsteller, der sich ab nun nicht an das von den Weisen und Unfehlbaren zu Paris Dekretierte halten würde. Das dauernde Lesen der zugestutzten Sprache — abgesehen davon, daß sie in der Schule gelehrt wurde — hatte ihre Verarmung im Gefolge.

Wie glücklich müssen wir sein, daß bei uns Luther umgekehrt vorging: als er die Bibel übersetzte und damit zugleich die Grundlage der heutigen deutschen Sprache schuf, suchte er das Volk auf, die Bauern, die Kleinstädter, ihnen „aufs Maul zu schauen", verwandte deren nur unter ihnen entstandene und erhaltene Wortprägungen, Bilder, Sprichwörter, die damit gerettet in die hochdeutsche Schriftsprache übergingen. Wenn man sich nur bemühte, diese auch weiterhin zu pflegen und vor fortgesetzten Abwandlungen zum Schlechteren hin zu bewahren! Denn es ist zum Schlechteren hin: man braucht nur zu betrachten, was aus dem lutherischen Deutsch oder gar aus dem Mittelhochdeutsch früherer Jahrhunderte geworden ist. Daß viele Wörter hinzugekommen sind, ist natürlich zu begrüßen. Aber die Sprache als solche: wer wollte bestreiten,

daß sie an Kraft verlor, blasser wurde, schöne Beugungen aufgab, starke Verben in schwache wandelte, den Dativ setzt, wo vor gar nicht langer Zeit noch der Genetiv gesetzt wurde. Auch das heute übliche Fortlassen der „ens“-Endung beim Genetiv der Eigennamen auf s ist bedauerlich: „Wolf Hess’ Arbeit“ statt „Hessens Arbeit“. Und wie hat der Klang gelitten! Schon die vielen e-Laute, die anstelle anderer Vokale getreten sind — Sänger müssen sich bemühen, sie in ö umzumogeln. Wie viel schöner, wie viel wohllautender ist „teodisk“ als „deutsch“, das wir daraus gemacht haben, endend mit dem häßlichen tsch! Vergleiche eine heutige Übertragung des Nibelungenliedes mit dem mittelhochdeutschen Text des zwölften oder der Gedichte Walthers von der Vogelweide aus dem dreizehnten Jahrhundert. Den klingenden Anfang des großen deutschen Heldenepos hast Du vielleicht im Kopf.

Laß Dir gelegentlich von der germanistisch gebildeten Tante Käte das Büchlein mit ihrer Übertragung der mittelalterlichen Gedichte Heinrichs von Mohrungen geben*, dort steht die Original-Fassung der hochdeutschen gegenüber, vergleiche den Klang. Eine sehr schöne, anerkannt gute Übertragung, Klangschönheit aber läßt sich nicht übertragen.

Ein Buch habe ich vor mir: „Abendländische Wanderungen“ von Wilhelm Hausenstein. Über den Text kann ich noch nichts sagen, ich sehe nur, daß es vorwiegend Wanderungen in verschiedenen deutschen Landschaften sind, ausgerichtet auf Kunstdenkmäler, schöne Bilder dazwischen. Ich erwähne es vor allem weil ein Kapitel die „Wies“ betrifft. Ob Mutti wohl mal wieder dort war auf der Durchfahrt durch Steingaden? Jetzt müßten die Erd-

* „Die Liebeslieder Heinrichs von Mohrungen“. Neuhochdeutsche Nachdichtung von Käte Hess-Worms.

beeren reif sein auf dem Berg nahebei, der uns einst von seinem Überfluß spendete.

Auch dem Bodensee ist ein großer Abschnitt gewidmet, mit einer Aufnahme von Meersburg, dahinter See und Berge in typischer Bodenseestimmung.

Es kann einem dabei anders ums Herz werden.

Ilse Hess an R. H. Gailenberg, 12. 6. 1956

Manchmal denke ich mir nachts aus — obwohl ich besser schliefe —, am Steuer eines Mercedes säße unser Herr Sohn, neben ihm ein älterer Herr, hinten drin ich, und wir führen, nun sagen wir nach Griechenland. Von mir aus auch nach Italien, aber derzeit habe ich mich träumend nun einmal auf Griechenland spezialisiert, seitdem ich ein hinreißend schönes Bild von Kap Sunion und der dortigen Tempelruine sah. Allerdings hat mir auch Freund Alwin* einmal erzählt, daß er mit seinem Chef** während des Krieges dort war — und daß es für sein Gefühl einer der schönsten Punkte dieses seltsamen Erdkloßes sei. Daß man, an dieser Stelle über dem Meer von Hellas stehend, glauben möchte, daß die Hellenen jener Zeit glücklich gewesen sein müßten — so weit Menschen das überhaupt sein können, so weit Glück der Einklang sei zwischen innerer und äußerer Schönheit. Nun ja — das sind so die Träume einer überarbeiteten Bergherberglerin!

Schweden lockt mich auch immer wieder, wenn ich Bilder davon sehe, und eigentlich kann ich es meinem Schicksal doch nicht ganz verzeihen, einen so korrekten und sparsamen Ehegatten zu haben, der damals, als Vater Baur*** begeistert bereit gewesen wäre, zur Mitternachts-

* Professor Alwin Seifert.

** Reichsminister Dr. Todt.

*** Flugkapitän Hans Baur.

sonne zu fliegen, mißtrauisch nach der Kilometerzahl fragte und dann sein Eheweib und Vater Baur wegen so völlig verrückter und extravaganter Ideen schalt — ach, wer kümmerte sich heute darum, wenn wir damals von Stockholm aus doch rasch hingeflogen wären!

Es ist überhaupt merkwürdig, daß ich seit 1945, also von dem Augenblick an, als es wirklich ganz unmöglich wurde, diese Reisesucht in mir verspüre. Sie ist unerfüllbar, aber im Traume reise ich zu den entlegensten Punkten der Erde. Wäre sie nur früher zum Ausbruch gekommen — vielleicht hättest Du mir doch ermöglicht, ihr ab und an zu frönen. Die Fahrten von München nach Hindelang waren ja nicht als Weltreisen zu buchen (Lacher)!

Spandau, 24. 6. 1956

Deine Reiseträume sind freilich schön, mögen sie Wahrträume sein. Daß Dir das Land der Hellenen besonders begehrenswert vorschwebt, verstehe ich. Auch ich würde, wenn es mir das Schicksal vergönnte, nochmals eine Auslandsreise zu machen, liebend gern zu den marmornen Tempeln und Göttern Griechenlands fahren, an der Küste mich auf einem Säulenbrocken niederlassen, den Blick über das Meer und über die Berge schweifen lassen, die so viel Geschichte gesehen haben. Mit viel Ruhe genießen, abseits von Fremdenbetrieb, all das was man gesehen haben muß. Ich würde es allerdings nicht so weit treiben, daß ich selbst die Akropolis miede — man könnte ja in einer Mondscheinnacht hinaufsteigen, spät nach der Geisterstunde ist man vermutlich allein. Über einen Landsmann zu ärgern braucht man sich auch nicht, da eine freundliche Schicksalsfügung es verhinderte, daß Schinkel die mit seiner sonstigen Größe unvereinbare gräßliche Idee verwirklichte, einen Riesenbau unserer Tage hinauf-

zusetzen, ein Schloß für den bayerischen Hellenenkönig Otto*.

Wie oft sind wir Brüder in unserer Jugend mit den Eltern von Ägypten nach Deutschland und zurückgereist, wie leicht hätte da der Weg über Griechenland genommen werden können statt über Italien oder Frankreich. Aber für den Vater gab es nur die schnellste und bequemste Route, der Gedanke, Athen anzusteuern, um die „alten Marmortrümmer" (Lacher) anzusehen, wäre ihm ganz ausgefallen erschienen. Die Mutter hatte viel mehr Sinn für dergleichen — allein mit Gretel reisend wählte sie einmal den Weg über Konstantinopel ins Schwarze Meer und dann auf gewechseltem Schiff die Donau herauf; für die Reise mit dem gestrengen Familienoberhaupt wagte sie kaum, so etwas auch nur vorzuschlagen.

Im übrigen darf ich gar nichts sagen: so wenig wie Du kann ich es dem Schicksal verzeihen, daß Du einen so „sparsamen und korrekten" Ehegatten hattest. Dabei war es das noch nicht einmal — Gedankenlosigkeit war es, sonst nichts! Würdest Du nur einen diesbezüglichen Wunsch geäußert haben, dann hättest Du sicherlich losfahren können — aber anscheinend brach Dein Reisedrang damals noch gar nicht aus. Vom Hellespont wäre die Fortsetzung der Reise nach Alexandrien so nahe gelegen — wie hätten sich die Eltern gefreut! Ohne daß Du dann die ganze Zeit im weniger interessanten und reizlosen Alexandrien hättest bleiben müssen — es wäre nur ein Zwischenaufenthalt gewesen auf dem Wege nach „El Kahira" — der Siegreichen, der Stadt der Kalifen und Mameluken. Den Nil aufwärts zu den Riesentempeln der ägyptischen Könige. Am schönsten dächte ich mir die Fahrt in einer

* Karl Friedrich Schinkel (1781—1841) hatte vorgeschlagen, den Palast für König Otto auf der Akropolis zu errichten. Sein Entwurf für dieses Bauwerk wurde nicht ausgeführt.

Dahabieye, einem Nil-Boot mit dem bekannten spitzen lateinischen Segel, wofür freilich Wochen zur Verfügung stehen müßten, so langsam geht es. So, in absoluter Stille und Einsamkeit, nur das Wasser leise glucksend, unvorstellbar blitzende Sterne am Himmel des Südens, an den Ufern die Schattenrisse von Palmen, genießt man den ganzen Zauber orientalischer Nächte. Hat Buz einmal Max Eyths „Kampf um die Cheops-Pyramide" gelesen? In das Buch ist eine so wunderschöne arabisch-indische Märchenerzählung „Sakuntala" hineinverwoben. Abgesehen davon würde ihn das Kernproblem des Romans interessieren, die geheimnisvollen mathematischen und astronomischen Verhältnisse der großen Pyramide. Über diese liest er freilich noch besser, weil rein wissenschaftlich behandelt, in des gleichen Verfassers „Lebendigen Kräften" — in welcher Sammlung ich außerdem empfehle: „Ein Pharao im Jahrhundert des Dampfes", die amüsante Beschreibung der Herrschaft des Khediven — Saïd hieß er, glaube ich —, der verleitet durch die Möglichkeit, die aufkommende Baumwolle in einen unvorstellbaren Goldregen zu verwandeln, so ungefähr die ganze Produktion Europas an landwirtschaftlichen Maschinen, Dampfpflügen und Pumpwerken aufkaufte, deren endlos an den Nilufern abgeladene Eisenmassen dann im Wüstensand verrosteten, weil seine Araber weder organisatorisch noch technisch-bedienungsmäßig dem plötzlich über sie hereinbrechenden Maschinenstrom aus dem Land der Christenhunde gewachsen waren. Die Tragikomödie endete damit, daß der vor lauter Fortschritt in Schulden erstickende Khedive durch die „Mächte" abgesetzt wurde und jahrzehntelang eine europäische Schuldenverwaltung sich in der Nilstadt niederließ.

Zurück zum Ausgang: mir selbst verzeih ich es nicht — das Schicksal kann ich da kaum verantwortlich machen —, daß ich nicht auf den Gedanken kam, jenseits der Grenzen

etwas herumzureisen, solange ich es konnte. Leid tut mir, daß ich seinerzeit nicht mit Dir aus Italien zurückfuhr*. Doch da war wenigstens noch ein Grund vorhanden, wenn er sich hinterher auch als nicht stichhaltig herausstellte. Ganz grundlos aber blieb ich zurück, als Du den Vater in Venedig abholtest — und dabei kannte ich die in ihrer Art einmalige Stadt noch gar nicht.

*

Ob in „Frühe Stätten der Christenheit" wohl auch die Katakomben von Kom-el-Schukafer bei oder besser in Alexandrien** vorkommen? Sie wurden entdeckt, kurz bevor ich die Stadt meiner Jugend verließ. Ich sah sie nicht einmal, da ich ja „doch bald wiederkäme und dann, älter geworden, mehr davon hätte". Was der Vater vermutlich auch hinsichtlich Griechenland-Reisewünschen und dergleichen anführte. Aber wenigstens schickte er mich noch schnell nach Kairo und zu den Pyramiden, wofür ich ihm heute noch dankbar bin; sonst hätte ich als geborener Ägypter die Wahrzeichen des Landes nicht gesehen.

Ilse Hess an R. H. Gailenberg, 22. 7. 1956

Auf ein wirklich bezauberndes Buch möchte ich Dich hinweisen. Es ist zwar so recht eigentlich ein Frauenbuch, und doch ist es mehr. Mit dem letzten Ziel, das es verfolgt, ist es für uns Mitteleuropäer ein Dokument der Abkehr einer Amerikanerin vom so gepriesenen „american way of life"; diese Lebensweise als letzte Konsequenz

* Erinnerung an den Besuch Hitlers in Rom im Mai 1938.
** In dem genannten Buch ist Alexandrien erwähnt; die im Brief genannten Katakomben sind nicht besprochen.

modernen Daseins als fragwürdig zu betrachten, haben manche bereits begonnen. Hier spricht es eine kluge, warmherzige amerikanische Frau selbst und mehr als deutlich, in wunderschöner, ja dichterischer Form aus.

Es ist das Buch der Frau des Ozeanfliegers, Anne Morrow Lindbergh: „Muscheln in meiner Hand" (das ist der deutsche Titel, für mein Gefühl noch schöner als der Originaltitel „Gift from the sea"). Der deutsche Titel ist wörtlich aus dem Buch entnommen; Anne Lindbergh stellt jedes Kapitel sozusagen unter das Motto einer am Strand gefundenen Muschel — „schöne Muschel, schönes Abbild — ich bin versucht in Gedanken mit ihr zu spielen. Bist Du das Symbol für ein weiteres Stadium menschlicher Beziehungen? Können wir alternden Argonauten, wenn wir der Austernbank entwachsen sind, auf die Freiheit des Nautilus hoffen, der seine Muscheln gegen die Weite des Meeres eingetauscht hat? Aber was erwartet uns in der Weite des Meeres? Wir können nicht annehmen, daß die zweite Lebenshälfte uns schönes Wetter und günstige Winde verspricht. Wo ist das goldene Vlies für den alternden Menschen?!"

Nach Deinen Briefen zu urteilen, bekommt Ihr ja mancherlei Bücher, vielleicht hat Eure Bibliothek auch dieses, das Euch allen sicherlich eine Freude des Herzens ist, zu lesen — erzählt es Euch doch ein wenig von uns, Euren Frauen!

Spandau, 5. 8. 1956

Das Buch der Frau des Ozeanfliegers Lindbergh, von dem Du schreibst, das mit fraulichen, dichterisch schönen Worten kritisch den amerikanischen Lebensstil betrachtet, will ich versuchen zu bekommen. Dieses Thema interessiert mich außerordentlich, und nicht nur hinsichtlich

Amerikas. Ich glaube, daß diese Kritik auch für unsere Lebensverhältnisse in Europa, nicht zuletzt in unserer engeren Heimat, anwendbar ist, wenn deren Schwächen auch noch nicht so kraß in Erscheinung treten mögen.

Viele alte Amerikaner, d. h. die, die ihre Herkunft auf die ursprünglichen Einwanderer zurückführen, auf die Erschließungspioniere, betrachten ja den heutigen Amerikanismus als Entartung des echten Amerikanertums. Jedenfalls spricht es für Lindbergh, daß er solch eine Frau sich gewählt hat. Wobei sie selbst, ebenso wie der Gatte, erst einer jüngeren Einwandererschicht angehören mag, die ideell und seelisch das Beste aus dem Europa der guten alten Zeit mitgebracht haben, das sich zum Heutigen in seinen Extremen verhält wie Beethovens Werke zur Musik der Neutöner.

Gerade hörten wir die Neunte, wiedergegeben über wirklich vollendet schöne Plattenaufnahmen — soweit Derartiges vollendet sein kann — eine Wiener Gesellschaft, die sich dabei der vorhandenen Spitzen-Orchester und Chöre bedient. Wie herrlich ist doch auch diese schwerste aller Beethovenschen Symphonien! Es ist ein schöner Gedanke der Bayreuther, am Ende der Festspiele jeweils die Neunte aufzuführen, zugleich eine großzügige Einstellung gegenüber dem anderen Meister. Wobei freilich eine Verbindung dadurch gegeben ist, daß es meines Wissens Richard Wagner war, der zum ersten Mal — ich glaube als Kapellmeister in Dresden — das bis dahin als unaufführbar geltende letzte große Werk Beethovens einzuüben und aufzuführen wagte, mit großem Erfolge. Er war auch hier revolutionär und unbeeinflußbar durch die voreingenommenen Meinungen anderer. Was jedoch die Enkel meines Erachtens nicht berechtigt, ebenso revolutionär und voreingenommen gegen jede Tradition, mit den Werken ihres großen Großvaters umzuspringen,

nicht etwa indem sie diese als bisher unaufführbar Betrachtetes erstmals auf die Bühne bringen; nein, indem sie die Ideen des Schöpfers übergehen, z.B. in den „Meistersingern“, die auch den breiten Schichten des Volkes verständlich und anziehend sein sollen; nicht zuletzt durch die Bühnenbilder, die das alte ehrwürdige Nürnberg wiedergeben — vor allem im letzten Akt die zu Herz und Sinn des Volkes sprechende Szenerie, die im festlichen Gepränge der aufmarschierenden Zünfte, altreichsstädtischen Bürgerstolzes auch über das Auge wirkt. Warum das alles in eine Form verwandeln, die nur Intellektuellen und auch denen wohl meist nur behauptungsweise verständlich ist?

14. 10. 1956

Es kam schon gestern Dein Brief vom 9. ds. mit der erstaunlichen Meldung, daß Buz sich auf einer Reise durch die „Welt“ befindet — die uns umgebende Welt, jedenfalls durch einen ganzen Brocken unseres lieben Europa* (Lacher). Viele Orte wurden dabei im Flug mitgenommen, in denen auch ich einmal war, nur etwas länger als er es sich offenbar leisten konnte. Vielleicht saß er auch in dem schönen alten Wasserschloß Chillon im „Lac Leman“, das leider trotz der düsteren Erinnerung an einen lange dort unschuldig gefangen Gehaltenen** in ein Caféhaus verwandelt ist — und ich gestehe, daß trotz der 45 Jahre, die seitdem vergangen sind (seit meinem Dortsein, nicht dem des Gefangenen),

---

* Wolf Rüdiger Hess unternahm mit Kameraden eine Fahrt durch die Schweiz zum Genfer See, von dort nach Verona und — nach Einschaltung eines mehrtägigen Aufenthaltes in Südtirol — über Innsbruck zurück.

** In Schloß Chillon wurde in den Jahren 1530—1536 im Auftrag des Herzogs von Savoyen Francois Bonivard gefangengehalten, weil dieser für die Unabhängigkeit Genfs gekämpft hatte. Lord Byron schrieb 1816 darüber die Verserzählung „The prisoner of Chillon“.

dieser historische Bau sich mir schändlicher Weise unweigerlich mit dem Gedanken an einen herrlichen Kirschkuchen mit Schlagsahne assoziiert (Lacher). Und Mailand ist mir aus viel früherer Jugend gleichbedeutend mit seinem Dom, seiner unübersehbaren marmornen Bildhauerei und — eine der grausigsten Eindrücke meiner Kindheit! — der Statue eines Heiligen im Kirchenschiff: in gräßlich realistisch gefärbtem Marmor zeigte sie einen Menschen, der sich selbstquälerisch die eigene Haut abgezogen hat und sie wie einen Mantel über dem Arm trägt. Diese blutige, von blauen Adern und gelb-weißen Muskelsträngen durchsetzte Erscheinung hat mich noch lange in meinen Träumen verfolgt.

Der Ausgleich zu dieser Erinnerung aber ist wieder etwas Lukullisches: ein Eintopf so köstlich wie ihn nur ein italienischer Koch zuwege bringt, aus einem riesigen blitzblanken Kessel im Bahnhofsrestaurant des gleichen Mailand, „Risi-bisi" (Reis und Erbsen) mit Hühnerfleisch, auch dies ein zurückgebliebener Traum, aber ein Wachtraum (Lacher).

„Wien, Wien nur Du allein . . .", da taucht viel Schönes auf aus sehr verschiedenen Stufen meines Lebens. Das erste Erlebnis freilich war weniger schön: eine Übernachtung im Alter des Gerade-zur-Schule-Gekommenen, im ersten Hotel der Kaiserstadt — aber Wanzen in den Betten (Lacher). Doch die lieben Wiener waren dafür nicht verantwortlich zu machen: als Opfer ihrer geographischen Lage führten sie einen verzweifelten und hoffnungslosen Kampf gegen diese Mitbringsel der Reisenden aus dem nahen Balkan.

Bozen, der erste Besuch in etwa den gleichen Jahren: „Rosengarten" im Alpenglühen, ein traumhaftes Märchen der Schönheit! Später, 1933, waren wir zusammen dort, in der Blüte der Obstbäume, ein Frühling, in den wir aus

daheim noch winterlicher Stimmung fuhren. Es war eine vergnügliche und sorglose Fahrt.

Daß ich es nicht vergesse: ich soll Dir ausrichten seitens der Zensur: Verlagsprospekte zu schicken ist nicht gestattet, bzw. sie dringen nicht bis zu mir. Desgleichen hektografierte Briefe, so daß ich nicht erfuhr, was Du Deinen vergeblich harrenden zahllosen postalischen Gläubigern mitteilst oder mitzuteilen beabsichtigtest.

31. 3. 1957

Das Problem, das Mutter und Sohn augenblicklich so eingehend „bewechselreden" (Lacher) ist freilich wichtig und interessiert auch den dazugehörigen Vater sehr. Wenn Wolf Lust zur Juristerei verspürt, so begrüße ich dies als Zeichen der Veranlagung zu klarem, folgerichtigem Denken, welches durch Befassen mit der Rechtskunde noch weiter entwickelt werden kann. Ich nehme an, daß dazu auch an der Technischen Hochschule Gelegenheit geboten wird — er dazu also nicht an die Universität müßte —, denn auch für Techniker und Naturwissenschaftler, die Aussicht haben, zu Leitern eines Werkes aufzusteigen, sind juristische Kenntnisse zumindest wünschenswert. Auch deshalb — von der allgemeinen Denkschulung abgesehen — ist es für Buz angebracht, sich mit Juristerei zu befassen. Umgekehrt aber bedeutet es für einen Mann in leitender Stellung Überlegenheit über andere, als Ingenieur ausgebildet zu sein; er kann sich aus Eigenem ein Urteil bilden über technische Probleme ohne jemand vom Fach fragen zu müssen, kann in Zurückgezogenheit beim Durchdenken aufkommender Fragen kombinieren und Schlüsse ziehen. Der Nichttechniker muß erst einen Herrn Diplomingenieur

beratend heranholen, von dessen Meinung er vielleicht instinktiv abweicht ohne die wissenschaftlichen Voraussetzungen zu besitzen, ihn gegenüber Dritten — etwa in der Aufsichtsratsitzung — autoritativ zu widerlegen.

Ich rate daher Wolf, das technische Studium durch juristisches zu ergänzen, das Hauptgewicht jedoch aufs Technische zu legen, hier auch die Prüfung anzustreben, das Juristische hingegen nur nebenher und ohne Prüfungsabsicht zu betreiben. Die Prüfung würde ihn zwingen, viel für seine Zwecke Überflüssiges sich anzueignen, außerdem die Gefahr einschließen, zu sehr in rein formales, das Schöpferische hemmendes, verkümmerndes Denken zu geraten.

Weiter empfehle ich, da er auf Höheres hinaus will, im Laufe der Zeit möglichst viele Vorlesungen zu hören und wenn möglich Übungen über Planen und Organisieren mitzunehmen. Wenn er hierfür besonders veranlagt ist, desto besser — dann wird diese Veranlagung weiter entwickelt, seine Neigung zur Diskussion angeregt, Überlegungen und Erfahrungen anderer werden verwertet. Hierher gehört Betriebsführung, Betriebswirtschaftslehre, auf baulichem Gebiet Städteplanung. Letztere denke ich mir bei den Problemen, die der moderne Verkehr aufwirft, besonders interessant und wichtig*!

Auf einer Bank zu praktizieren, hat auch etwas für sich, aber: will er dabei nicht in den kleinen mehr banktechnischen, betriebstechnischen Details stecken bleiben, so muß er sich vorher unbedingt mit der Volkswirtschaft befaßt haben, mit den Aufgaben der verschiedenen Bankarten in der Gesamtwirtschaft, wofür er wieder Bescheid wissen muß über das Wesen des Geldes, des Kapi-

* Wolf Rüdiger Hess hat diese Laufbahn eingeschlagen und ist als Diplomingenieur mit Aufgaben der Verkehrs- und Städteplanung beschäftigt.

tals (in der umfassendsten Bedeutung des Begriffs), des Kredits und deren volkswirtschaftlichen Funktionen. Nur so vermag er die großen Zusammenhänge zwischen dem Institut, in dem er praktiziert, und der Gesamtwirtschaft zu erkennen. Nur so vermag er von hoher Warte aus seine Tätigkeit in Beziehung zu bringen mit dem ganzen wirtschaftlichen Geschehen, was allein einen Abstecher in eine Bank für ihn fruchtbar macht. Andernfalls wäre es sinnlos und würde verlorene Zeit bedeuten.

8. 6. 1957

Bei näherer Überlegung — oder besser: indem ich mich in mein eigenes Gefühl versenke — muß ich zugeben, daß Du recht hast mit Deiner Meinung, die Zuneigung zu einer Landschaft hänge doch irgendwo mit der Abstammung zusammen. Obwohl ich doch am Meer aufgewachsen bin, den größten Teil meiner Jugend täglich das Meer vor Augen hatte, freue ich mich wohl heute noch stets von Neuem an ihm, aber nur als großartig-schöne Naturerscheinung; in tiefster Seele hingegen klingt Unerklärliches und Unbeschreibliches auf, wenn ich an die dunklen stillen Wälder des Fichtelgebirges denke, an seine Wiesen mit sacht darüberhinstreifenden Nebelschwaden. In dieser Landschaft — Thüringen einbezogen —, die unerforschlich viel Generationen der meisten meiner Vorfahren umgab, regt sich stärkstes Heimatgefühl. Daß auch das Hochgebirge, wenn auch nicht so stark, in dieser Art auf mich wirkt, mag mit den Schweizer Ahnen zusammenhängen. So wenig wie zum Meer zieht es mich sehnsuchtsvoll nach der Wüste, die doch den eindrucksgewaltigsten Teil des Lebensraumes meiner Jugend ausmachte.

Ich erhielt Dein daktylografisches Lehrlingswerk in modernster Schreibweise — unter Verachtung großer Buchstaben und jeglicher Interpunktion; dem geneigten Leser ist es überlassen, herauszubekommen, wo die Sätze anfangen und wo sie aufhören (Lacher). Aber laß Dich ja nicht durch diese Kritik des gestrengen Vatis abhalten, die Maschinentipperei weiter zu betreiben; durch fortgesetzte Übung wirst Du schon, wenn auch nicht gerade zum Meister, so doch zum Gesellen werden, oder wenigstens zu einem Lehrbuben, der sein Handwerk — besser Fingerwerk — soweit beherrscht, daß er nicht fortgesetzt Maulschellen verdient (Lacher). Versuch nur dazwischen mal dran zu denken: es gibt auch Marginale, Punkte und Kommas — dann werden sich selbige schon allmählich dann und wann einstellen (Lacher).

Womit ich in Gedankenverbindung bei Deinen „angetippten" Studien — und künftigen Berufssorgen bin. Sicher geht es vielen so, daß sie während des Studiums Zweifel bekommen, ob sie das Richtige gewählt haben. Führen die Zweifel zum Wechsel, so ist es ein Glück, wenn sie — wie bei Dir — schon früh auftreten, so daß nicht gar zu viel Zeit verlorengeht. Ganz verloren ist sie nie, denn gleich was man treibt, irgendwie nützlich sind gewisse Grundlagen auf einem Gebiet immer — vorausgesetzt, man befaßte sich so ernsthaft und intensiv damit, daß einiges für dauernd haften blieb, wenigstens die aufgewandte Zeit zur Schulung des Denkens und des Willens zu hingebungsvoller Arbeit diente. Daher hat Mutti sehr recht, indem sie meint, auf alle Fälle solltest Du, jung wie Du bist, die Zähne zusammenbeißen. Möglich, daß dann sogar doch noch die Freude am derzeitigen Studienfach sich einstellt, zugleich mit wachsendem Interesse und Erfolg. Nur nicht äußerlich und innerlich die Zügel schlei-

fen lassen „weils doch nicht das Richtige ist“. Nimm Dich selbst an die Kandare und ruf Dir zu: wirst Du wohl, Du verfluchter Kerl!!

Vor allem nutze die Zeit des noch unentschiedenen Studiums, Deine Allgemeinbildung zu vervollkommnen, dann ist diese Zeit nie verloren. Kannst Du unter anderem nicht laufend nebenher juristische Vorlesungen hören? Nimmst Du an Redeübungen teil? Ein hoher Stand der Allgemeinbildung ist höchst wichtig, um später eine überdurchschnittliche Stellung erklimmen zu können. Bei allen Berufen gibt es Rand- und Grenzgebiete, die man bei umfassender Bildung besser übersieht und in seine Erwägungen einbeziehen kann. Nach allen Richtungen hin vermag man zusammenzuschauen und zu kombinieren. Je höher man steigt, desto mehr ergibt sich die Notwendigkeit hierzu, zumindest aber erweist es sich, daß dies äußerst nützlich ist. Die Sache macht auch viel mehr Freude, wenn man nicht dauernd aus der Froschperspektive heraus urteilt und handelt — was beim einseitigen Spezialisten mehr oder weniger stets zutrifft —, sondern von der höheren Warte souveräner Schau.

Ich rate Dir vor allem, bei der Auswahl Deiner Lektüre stets im Auge zu behalten, daß sie neben der Unterhaltung Deiner Fortbildung in irgend einer Richtung dienen soll — Romane erfüllen diesen Zweck nur selten, wohl aber Reisebeschreibungen, Lebenserinnerungen bedeutender Menschen, auch gibt es lebendig geschriebene Geschichtsdarstellungen, die fesseln und anregen. Historisches braucht durchaus nicht trocken und schwer zu sein, selbst zu dichterisch phantasievoll und romanhaft umwobener geschichtsfundierter Literatur mag man mit Nutzen greifen, wenn der Verfasser sich in die Zeit einzufühlen vermag, auf ernsthaften Studien fußt und das Ganze Niveau hat. Es gibt auch interessante, lehrreiche und zugleich unter-

haltende naturkundliche Werke — aus der Natur genommene Parallelen können in einer Rede oft sehr überzeugend wirken. Wenn Du in Deinem Streben, das Leben vor Dir, hoch hinaus zielst, kannst Du gar nicht genug vorbereitend tun, gerade im allgemeinen. Auch dann, wenn der Weg schließlich zum Kaufmann führt, gegen den ich gewiß nichts einzuwenden habe, sofern er der Kaufmann hoher Ordnung, der „Handelsherr", der „königliche Kaufmann" ist. Dies als Ziel gedacht — der Weg zu diesem Gipfel ist nicht leicht, der Anmarsch führt durch weite Niederungen, zuerst durch dürre Steppe, kostet Schweiß und erfordert Willenskraft; oben angelangt freilich steht man souveräner da als in den meisten anderen Berufen. Vielleicht klärt sich bei Dir wirklich manches auf Deiner Reise durch die fremde Welt, die Dir den Blick weiten mag*.

An den Sohn 22. 6. 1957

... Bedenke immer: Voraussetzung zu geistiger Arbeit höherer Ordnung ist Konzentrationsfähigkeit. Nur das Konzentrieren auf eine Tätigkeit ermöglicht es, sie hochwertig und in angemessener Zeit zu bewältigen, Geistiges wirklich zu erarbeiten. Indem ich Dir empfehle, Ablenkendes von Dir fernzuhalten, will ich Dich nicht zum Sauertopf, zum trocknen Streber machen. Im Gegenteil: gerade mangelnde Konzentration kann dahin führen, sie zwingt zu Büffelei, will man überhaupt etwas leisten; das Lernen wird dann als hart empfunden, und nur zu leicht wächst daraus das Gefühl, das erwählte Fach liege einem nicht. Mit einem anderen Fach gehts aber vermutlich unter solchen Umständen ebenso. Wohingegen die volle

* Wolf Rüdiger Hess unternahm mit einem Freund eine Reise nach Südafrika.

unabgelenkte Einstellung auf das, was man sich vorgenommen hat, ein stets neu Sich-Hineinknieen — beiseiteschiebend alles was dem nicht dient oder gar entgegenwirkt — das Interesse weckt und laufend steigert. Je tiefer man hierbei eindringt, umso mehr erfreut die Arbeit, bis sie schließlich zur Leidenschaft werden kann — gleich um welches Fach es geht.

Du darfst nicht erwarten, daß Dir alles gelingt. Vielleicht ist es besser, sich etwas mit Mühe erwerben zu müssen, weil es nur dann voll in den Besitz übergeht.

Um allen Anfechtungen des Ablenkungsteufels zu entgehen, wäre es das Beste, Du könntest eine Hochschule fern aller „Segnungen" der Zivilisation besuchen, mitten im Wald, wenn es dies gäbe oder im Kloster (Lacher) mit viel Büchern, vor denen Du sitzest — die Finger in den Ohren, wenn noch immer etwas vom Geräusch der Welt eindringen sollte. Sofern ich erneut geboren würde und ein Studium begönne, wählte ich jedenfalls das Kloster — ich hoffe es gibt bis dahin „Laienklöster".

Insgesamt: hältst Du Dich während des Studiums von allem fern, was andere ablenkt, hast Du ihnen viel voraus und leistest auf der konzentrierten Vorbereitung fußend vermutlich im Leben Überdurchschnittliches — sonst nicht. Wähle!

30. 6. 1957

Hier ist seit ein paar Tagen tropische Hitze, die jedes Neidgefühl ob des bevorstehenden Fluges meines Sohnes nach Afrika über den glühenden Erdgürtel völlig erstickte, mich Gott danken ließ, daß ich nicht reisen muß (Lacher). Aber Buz ist ja um einiges jünger, und „drunten" ist dann Winter.

Interessieren würde mich, Wolf, ob und wenn ja, wie Du Dich etwas vorbereitet hast auf das, was Du dort vermutlich zu sehen und zu hören bekommst. Nötigenfalls reicht die Zeit immer noch, Dir dies und jenes Buch auszuleihen aus einer Bibliothek. Nimm für unterwegs auf jeden Fall eine Karte mit, und wenn es auch nur ein Atlasblatt großen Maßstabes ist, in das Du die Flugroute von Landeplatz zu Landeplatz eingezeichnet hast — die jeweils kürzeste Entfernung, denn es wird doch wohl „nach dem Strich" geflogen. Sofern Du sie nicht auch noch mitnehmen willst, laß Dir nach der Ankunft eine Sternkarte des südlichen Himmels geben, ob Du Dich heute schon für Astronomie interessierst oder nicht, vielleicht kommt die Freude daran später. Dann tut es Dir leid, die Gelegenheit versäumt zu haben, die bei uns unsichtbaren Sternbilder und Sterne bewußt eigenäugig betrachtet zu haben.

An den Sohn 7. 7. 1957

Mein lieber Weltreisender: dies ist der letzte Brief, der Dich, bevor Du entschwebst, noch erreichen wird! So nimm denn alle guten Wünsche mit — mögest Du wie auf Engelsflügeln dahingleiten, bei strahlendem Wetter trotz der Hitze, die die liebe Sonne dabei auf den Blechkasten sendet, in dem Du sitzest. Vielleicht verfluchst Du dann meinen diesbezüglichen Wunsch, sofern Dich nicht moderne Klimaanlagen vor der Wut der tropischen Sonne schützen.

Mögest Du viel sehen mit offenen Augen, und mit offenen Ohren hören, nachdenklichen Sinnes — dann ist alles interessant! Als Gedächtnisstütze für später empfehle ich Dir, ein Tagebuch zu führen — und wenn es nur täglich wenige kurze Stichworte sind, die Du einträgst. An ihrer Hand vermagst Du bei einem Aufenthalt auf einer

Farm, während es vielleicht regnet, wie Du es in Deinem Leben noch nicht erlebt hast (Lacher) — oder nach der Rückkehr zur Mutti — die Erlebnisse Deiner Reise ausführlich niederzuschreiben! Deine Kinder und Kindeskinder werden dann noch Freude an diesem Erlebnis haben, das selbst in unserer Zeit der stets schrumpfenden Entfernungen doch nicht allzu vielen unter den Millionen, die unseren Erdball bevölkern, beschieden ist.

Wie gern dankte ich selbst all jenen guten und großzügigen Menschen, die Dir dieses Erlebnis ermöglichen, meinem Sohn etwas geben, was ich mir einst, als alter Auslandsdeutscher den ungeheuren Wert kennend, den das Hinausgehen über Grenzen bedeutet, fest für Dich vorgenommen hatte! So muß ich es anderen überlassen, denen ich danke, wie Du danken wirst! Nochmals: Glückauf und — ab!

Ilse Hess an R. H. Gailenberg, 22. 8. 1957

Nun ist der erste Brief aus Pretoria da, leider nur ein Wisch, aus dem zwar hervorgeht, daß unser Sohn sich inzwischen gebadet habe, bei reizenden Leuten wohne, deren gleichaltriger Sohn an der Universität studiere und sie führen werde, sonst aber nichts Wissenswertes enthält. Freund Harald ist seiner Mutter gegenüber etwas ausführlicher gewesen, sie rief mich an, und so wissen wir, daß die beiden von Nizza aus, wo sie wegen einer Reparatur an der Verkehrsmaschine unvorhergesehen übernachten mußten, auf Malta zwischenlandeten und dabei sogar eine Stadtrundfahrt machten; eine nächste Zwischenlandung scheint im Nildelta an einem für Haralds Mutter unleserlichen Ort stattgefunden zu haben, dann übernachteten sie nochmals — wie vorgesehen — in Entebbe am Victoriasee, alles sei wunderbar gewesen.

Spandau, 25. 8. 1957

Also „er“ steigt nun wirklich in Südafrika herum! Es will mir noch gar nicht so recht in den Sinn, daß ich einen so selbständigen, endgültig flüggen Sohn habe (Lacher). Das Reisen in Etappen ist natürlich viel interessanter und unterhaltsamer als ein Durchfliegen von Europa bis zum afrikanischen Südzipfel. Aber es wundert mich nicht, daß den Zweien kein Schlaf kam bei den Übernachtungen, weil das Hirn eben überreizt wird durch eine solche Folge gedrängter Eindrücke, mehr oder weniger zusammenhangloser: Klima, Vegetation, Landschaftsbild, Menschen, Kultur von einer Landung zur anderen, durch tausende von Kilometern getrennt ohne Übergänge, völlig unorganisch, sich kraß voneinander abhebend — durchaus in der Linie, die charakteristisch für so Vieles unserer Zeit ist: für die moderne Tagespresse mit ihrem kaleidoskopartigen Nebeneinander von Berichten und Themen aus allen Regionen, allen Geistesgebieten und Ungeistesgebieten; für den Rundfunk, der sich zeitlos über alles hinwegsetzt, auf Platten festgehaltenes Vergangenes und im Augenblick Gesprochenes aufeinander folgen lassen kann; der Geschehnisse des Sendeortes neben Geschehnissen, die sich zur gleichen Minute auf der anderen Seite des Erdballs ereignen, in unser Ohr leitet und uns zwingt, es nebeneinander oberflächlich ins Bewußtsein einzuordnen.

Eigentlich ist das alles naturwidrig, selbst eine solche Flugzeugreise, so sehr ich, wie Du ja weißt, das Auslandserlebnis als solches für den Lackl für richtig halte. Aber glücklicher, scheint mir, ist die Kulturmenschheit durch dies alles nicht geworden. Im Gegenteil, die Nerven der Menschheit sind völlig auf dem Hund — eine Erkenntnis, die vermutlich vielen der Gescheiteren und Nachdenklicheren dieser Kulturmenschheit längst gekommen ist. Aber was hilfts — zurückdrehen läßt sich keine Entwick-

lung, auch diese nicht. Wer es versuchen wollte, würde wahrscheinlich in Grund und Boden beschimpft, wenn nicht erschlagen werden, zumindest moralisch (Lacher, bitterer Lacher!).

Und zu wünschen, daß dieser, nach dem mythischen Turm von Babel greifenden Menschheit ein solches Menetekel vor die weitere Raserei gesetzt würde, daß sie in einem großen Impuls selbst das Unsinnige, ja fast Irrsinnige der Entwicklung endlich selbst einsieht — das zu wünschen graut einem doch!

15. 9. 1957

Ja, das kommt davon, wenn man einem maskulinen Küken zum Dasein verholfen hat. Nun hat das Hähnchen, wie es die Natur verlangt, einen ziemlich entwickelten Kamm bekommen und verträgt nicht mehr recht, begluckt zu werden; es kräht mit einigermaßen erwachsener Stimme, schlägt mit den kaum mehr stutzigen Flügeln, kurz zeigt der Glucke Mutti, es wünsche nun endlich als Hahn angesehen und behandelt zu werden. Womit ein Teilzweck dieses Flugs in die weite Welt erreicht sein dürfte: freizukommen vom Gängelband, sich selbstständig zu fühlen und demgemäß autoritär sich selbst gegenüber zu handeln (Lacher). Und die Mutti tut gut daran, diese vollendete Tatsache anzuerkennen, auch brieflich nur sehr mäßig zu gängeln — wenn sie es in ihrer Sorge schon nicht lassen kann, — am besten unter diesen Umständen die Sorgen als überflüssig zu betrachten — abgesehen davon, daß sie ja doch nichts ändern kann, da alles kommt wie es kommen soll.

Was er offenbar alles sieht und erlebt, der Knabe! Gerade zuvor las ich über die Wildreservate in Afrika, von denen eines der schönsten der Krüger-National-Park sei, den Du auch erwähnst. Insgesamt freilich eine traurige Folge der immer weiter um sich greifenden Zivilisation

(Zivilisation als Gegensatz zu echter Kultur), da diese Reservate dem beinahe schon hoffnungslosen Bemühen entspringen, das Großwild vor der endgültigen Ausrottung zu bewahren. Bei der rücksichtslosen Schießerei gibt leider der weiße Mann dem schwarzen ein nur zu schlechtes Beispiel, auch in der Übertretung von ihm selbst geschaffener Gesetze.

An den Sohn 25. 1. 1958

Deinen Brief, in dem Du mir schreibst: das Mittel gegen Malaria — das vorbeugende! — sei Dir wohl empfohlen worden, Du hättest sogar eine Tablette geschluckt, dann aber keine mehr; Du wissest eigentlich selbst nicht mehr warum — den Brief mit diesem erstaunlichen Eingeständnis, habe ich also erhalten. Er hat mich wirklich etwas erschüttert. Bist Du denn unter der Sonne, will sagen: Hitze Afrikas, ganz von Gott, der Welt und Deinem Verstand verlassen worden, Du Armer?! Wenn Du Dir wenigstens irgend etwas dabei gedacht hättest — etwa: ach was, das chemische Zeug, mein Körper ist so gesund, er wird solcher Viecher, die ins Blut kommen, schon Herr werden oder dergleichen; aber garnicht denken, einfach ohne jeden Grund einen guten Rat in wichtiger Sache unberücksichtigt lassen, das begreife ich nicht!

Mit dem Urteil der „Alten“ sieht es ähnlich aus wie mit dem Rat, und die Jüngeren, die ganz Gescheiten, verhalten sich auch ähnlich, bis sie merken, daß es auch unter den Alten ganz Gescheite gibt.

Sehr freut mich, daß Dich Deine böse Erfahrung* wohl klüger gemacht, aber nicht abgeschreckt hat, Du Dich erst recht nach diesem Afrika hingezogen fühlst. Ich ver-

* Wolf Rüdiger Hess hatte sich auf der Reise durch Südafrika mit einer Tropenkrankheit infiziert.

mute, die Weite des Raumes und die Unberührtheit der dem Urzustand nahen Natur haben es Dir angetan! Es ist immer schön, ein Ziel seiner Sehnsucht zu haben — ja überhaupt Sehnsucht zu haben; etwas Heiliges schwingt mit, daher man auch geneigt ist, sie vor der profanen Masse zu verbergen. Tiefe Sehnsucht bedeutet Leiden. Leid tragen ist gewiß schwer, aber leben ohne Leid verlöre an Reiz und zufolge des geringeren Kontrastes vermöchten wir auch Freude nicht so stark zu empfinden.

Also bemühe Dich, das Leben zu meistern mit eisernem Schenkeldruck — etwas Eindruck wirds ihm dann schon machen und sich wenigstens ein wenig lenken lassen, wie ein noch so eigenwilliger Gaul.

Ilse Hess an R. H. Gailenberg, 25. 3. 1958

Du fragtest in einem der letzten Briefe, warum uns die Aufführung von „Dantons Tod“ in Hamburg enttäuscht habe — Buz hatte vergangene Woche einen seiner alten Internatsfreunde für zwei Tage hier, und wir führten am Abend eine interessante Unterhaltung gerade über dieses Thema.

Mein Wunsch, Buz einmal ein gutes klassisches Drama erleben zu lassen, stammt von einem eigenen Erlebnis, nämlich einer mit 16 Jahren gesehenen Aufführung der „Piccolomini“ und „Wallensteins Lager“ am Deutschen Theater in Berlin, der junge Paul Hartmann als Max Piccolomini. Damals begann man doch gerade, diese großen deutschen Dramen von dem Pathos und dem Kothurn der früheren Zeit zu befreien, begann, sie so zu spielen, wie es uns Nachfahren gemäßer war. Und jetzt erlebe ich immer wieder, daß man einfach am Pathos, meist auch an der nervenzerreißenden Lautstärke dieser Aufführungen leidet!

Das ist es, was die Jugend ganz und gar ablehnt, da sie jedem Pathos abhold ist. Sie ist nüchtern, skeptisch, mißtrauisch — sie ist nicht unfähig, ein großes Gefühl, einen großen Gedanken zu erfassen, ihn vielleicht sogar zu bewundern. Aber sie will sich um keinen Preis ihm hingeben oder ihn sich mit gesteigerter Lautstärke und pathetischem Ton anhören.

Buz ist ganz besonders heikel: als wir an jenem Abend schlafen gingen, meinte er spöttisch, daß sein Freund in seiner Philippika gegen das Pathos garnicht gemerkt habe, wie pathetisch er selbst dabei geworden sei. Es war zu spät in der Nacht, um Buz noch einen Vortrag darüber zu halten, daß eine mit Leidenschaft vorgetragene Überzeugung nicht unbedingt „pathetisch" sein müsse, daß „Pathos", wenn es richtig angewandt wird, auch etwas sehr Schönes sein kann. Aber ich habe immer wieder gemerkt, daß er für die leiseste Schwingung eines falschen Pathos überempfindlich ist, und daß Menschen und Männer von vornherein bei ihm verloren haben, die davon nicht loskommen.

Dagegen reagiert er schnell und positiv auf das, was man ein rechtes Mannsbild nennt: wir sahen vergangene Woche in München einen sehr aufwühlenden Film: „Die Brücke am Kwai" — ein Geschehnis aus dem letzten Krieg zwischen Engländern und Japanern. Die Gestalt des englischen Commander, der eine Mischung aus Arroganz, Tapferkeit und Geist war (daß am Ende des Films alles, was gut angelegt gewesen war, wieder aufgehoben und ad absurdum geführt wurde, hat damit nichts zu tun), das ist eine Haltung, die Buz liegt, und ich suche seitdem nach einem Ausdruck für diese „Arroganz", weil dieses Wort nicht völlig trifft, was ich meine.

Spandau, 29. 3. 1958

Das hätte ich nicht gedacht, daß die heutige Schauspielkunst an Überschwang leidet. Wie mag das zu erklären sein, da die Zeitumstände — letztlich vergangene wie augenblickliche — doch verständlicherweise zu nüchterner Sachlichkeit fern allem Pathos führen müssen.

Ich kann mir jedenfalls eine „Jungfrau von Orleans" schwerlich umrahmt von den letzten Errungenschaften moderner Menschenvernichtung vorstellen, Heldenlieder gefühlvoll deklamieren aber schon garnicht. Selbst mir, der ich doch einer früheren Generation angehöre, ist Pathos, schon gar falsches, zuwider. Es gehört nach meinem Gefühl zum Wesentlichen wirklicher Vortragskunst, so ausdrucksvoll zu sein, daß sie nicht monoton und langweilig wirkt, zugleich aber die garnicht hoch liegende Grenze zu überschreiten meidet, wo sie peinlich wirkt. Beim Sprechen sowohl von Poesie wie von Prosa außerhalb der illusionserzeugenden Bühne, ohne Kostüme, gewissermaßen in Zivil, liegt diese Grenze noch tiefer. Diese Aufgabe unter allen Umständen zu meistern, erfordert viel geistiges Fingerspitzengefühl, ist eine seltene Kunst, glaube ich. Der Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen ist eben doch nur sehr klein, eine Nuance zuviel und der Heldendarsteller berührt das Schmierenmäßige. Und dabei gibt es doch Rollen, die ohne Leidenschaft undenkbar sind, ja hinreißende Leidenschaft erfordern. Diesen schmalen Grat vor Augen ist es verständlich, wie selten ganz große Mimen sind.

Was die Gestalt in dem Film, den ihr saht, angeht, so kann ich die so feine Charakterunterscheidung und demgemäße Bezeichnung nicht zu finden versuchen ohne den Film selbst gesehen zu haben, da schon Du — die leibhaftige Gestalt in Erinnerung — das rechte Wort nicht findest. Damit verbunden wird wohl das Gentleman-

Ideal sein. Gefühle kann man haben, keinesfalls aber darf man sie zeigen — und wenn man sie hinter kalter Arroganz verstecken muß, vor anderen und vor sich selbst; doch das bessere Ich schimmert dazwischen durch. Wahrscheinlich gibt es überhaupt keinen Ausdruck dafür; man kann es nur empfinden.

Gelassenheit erachte ich, wie Du, als etwas höchst Positives, eine durch nichts zu erschütternde Ruhe desgleichen, selbst wenn beides gelegentlich in Langsamkeit ausartet oder ostentativ in Erscheinung tritt, wenn es einer nervösen Mutti eilt — vielleicht nach seinem Empfinden unnötigerweise eilt. Geht letzteres über ein erlaubtes Maß hinaus, so gibt sich dies schon mit der Zeit. Insgesamt ist's aber doch unendlich besser so als umgekehrt, selbst wenn damit größere Fixigkeit und mehr Anpassung an das mütterliche Tempo verbunden wäre. ... Entscheidend ist der Grundzug des Charakters. Neigt dieser zum Rechten, muß man zufrieden sein, denn am Grundzug läßt sich nichts ändern; das Ausmaß ist von untergeordneter Bedeutung und läßt sich beeinflussen, sofern es sich mit dem Älterwerden nicht ohnehin auf das Wünschenswerte einpendelt. Ganz unersetzlich sind Gelassenheit und unerschütterliche Ruhe in kritischen Lagen, in der Gefahr, wobei vermutlich, wenn erforderlich die Langsamkeit abfällt und blitzschnellem Handeln Platz macht. Diese Mischung zeichnet meines Erachtens wesentlich einen guten Autofahrer aus: gelassene, ja pomadige Ruhe, kürzeste Reaktionszeit, schnellste Überwindung der „Schrecksekunde".

An den Sohn 12. 4. 1958

Mein lieber erstklassiger Gefängnisinsasse! Dein braver Genosse, der den treffenden Vergleich — für Uneingeweihte treffenden Vergleich (Lacher) —, ein Krankenhaus

sei ein Gefängnis Erster Klasse, entdeckt hat, ist gewiß noch nicht in einem solchen Gitterkasten gesessen, gleich welcher Klasse, so wenig wie Du. Sonst hättet Ihr mir, der ich zufällig einigen Einblick habe, diese Entdeckung vorenthalten (Lacher). Gefängnis mit Ausgang — zumindest befindet Ihr Euch in einem „fidelichten" Gefängnis!

Ich hatte mir Euren Aufenthalt darin ganz anders vorgestellt: in Betten gebannt, beinahe gefesselt, Haferschleimsuppe und Kamillentee ohne Zucker, so hättet Ihr es eigentlich verdient (Lacher). Daß Ihr über Tollwut-Statistiken schwitzen müßt, ist das Mindeste, finde ich (Lacher). Wie wär's, wenn Du das als kleinen Anstoß, den Dir das letzten Endes wohlmeinende Schicksal gibt, betrachtest und Dich so nebenher etwas mit der Lehre der Statistik im allgemeinen beschäftigtest? Es genügt, daß Du Dir einen Überblick verschaffst über das Wesen und das System, ergänzt dabei durch auftretende Probleme, was immer anregend ist — so anregend vielleicht, daß es Dich reizt, noch etwas tiefer in diese Wissenschaft hineinzutauchen, womit dann dem väterlichen hintergründigen Gedanken Genüge getan wäre (Lacher).

20. 4. 1958

„Der Mensch denkt, Gott lenkt", ist das letzte Blatt unterschrieben in einer Sammlung nachdenklicher, altersweiser, gar nicht heiterer Sprüche, meist eher bitterer Erkenntnis, die Olaf Gulbransson mit seinen großzügig strichsicheren Zeichnungen versehen hat. Auf besagtem Schlußbild greift ein Riesenarm mit ebensolcher Hand aus den Wolken hernieder, der Finger drückt so unerbittlich stark, daß das letzte Glied sich rechtwinklig abbiegt auf das würdige bebrillte Haupt eines denkbeflissenen Professors inmitten Instrumenten, Retorten und sonstigem

physikalischem, chemischem Urväter-Hausrat, und das Menschlein kann sichtlich durchaus nicht, wie das gelehrte Hirn in seiner Erkenntnis oder in seinem Irrtum will, sondern ein ganz anderer will, eben „Der“ da droben.

An den Sohn 26. 4. 1958

Du schreibst, Buz, in Hamburg seiest Du mit dem Sohn eines Geschäftsmannes zusammen gewesen, von dem Du in der Unterhaltung sehr viel Kaufmännisches gelernt hättest; es interessierte Dich offenbar, sonst würdest Du nicht mit ihm darüber gesprochen haben, ja Deine „kaufmännische Ader“ wurde, wie Du selbst sagst „wieder einmal zum Erwachen gebracht“. Warum aber, wenn ein Gespräch in diesen Dingen Dich reizt und Dir lehrreich ist, nicht ein entsprechendes Buch vornehmen und Dich weiterbilden auf diesem Gebiet?

Alles, wofür man eine Anlage verspürt, was einen irgendwie fesselt und sei es vorerst auch nur in einem Gespräch, das lohnt sich, weiter zu bilden, zu vertiefen; es fällt umso leichter, je mehr es einem Interesse ablockt und ist dann bestimmt keine Belastung — so wenig wie etwa ein Zeitungsartikel, den man „freiwillig“ liest. Nur ist ein Buch fruchtbarer, weil das, was man darin findet, in größerem Zusammenhang steht und umfassender ist.

*

Heut konnte ich hier einen hinreißend schönen Luftkampf beobachten, mit Sturzflügen, Wiederhochziehen, engen Flügelkurven, selbst Loopings — kurz der Hohen Schule fliegerischen Könnens auf beiden Seiten. Es war prachtvoll. Dabei sechs gegen einen, welch Letzterer sich aber trotz der erdrückenden Überlegenheit der Gegner

tapfer hielt, oft zum Gegenangriff übergehend, wobei er seinen Kampfschrei von sich gab. Denn der eine war ein Turmfalke, die gegen ihn Stehenden waren Krähen. Dazwischen hatte ich freilich den Eindruck, daß beide Parteien es nicht gar zu ernst meinten, nur so taten als ob, und mehr Sport trieben, Morgengymnastik in Form von Luftkampfübungen. Wenn sie gar zu sehr getobt hatten, offenbar etwas erschöpft waren, wurde eine Pause, ein Waffenstillstand, eingelegt, und alles saß friedlich nicht zu weit voneinander, Freund wie Feind.

*

Ob Du wohl Peter Grubbe: „Die Trommeln verstummen — Begegnung mit den erwachenden Völkern Ostafrikas" gelesen hast? Ich hab es gerade vor; ein niederschmetterndes Buch — jedenfalls für mich! Daß es heutigentags dort so aussieht und zugeht, hatte ich mir doch nicht vorgestellt. Der Verfasser aber steht diesen Zuständen in wahrhaft rührender Naivität gegenüber, eindeutig positiv dazu eingestellt, hoffend, daß es in der angebahnten Entwicklung weitergeht, was wohl auch frisch fröhlich der Fall sein wird, doch durchaus nicht zum Glück und Seelenfrieden der Nächstbeteiligten. Ich bin erschüttert.

An den Sohn 22. 11. 1958

Zu Deinem Geburtstag wünsche ich Dir von ganzem Herzen das Beste für deine Zukunft, umsomehr als er ja kein gewöhnlicher ist, sondern Dich zum Volljährigen macht. Damit wirst Du zum völlig selbstverantwortlichen Mann teilhaft aller Rechte — in der Freiheit Deines Handelns lediglich eingeschränkt durch die materielle Unselbständigkeit bis Du Dich auch hier unabhängig machen kannst; aber auch teilhaft, und erst recht unterworfen allen

Pflichten und Grenzen, die Freiheit und Selbstverantwortung auferlegen, andern gegenüber und Dir selbst gegenüber.

Mögest Du Glück haben auf allen Wegen Deines Lebens. Doch verlaß Dich nicht auf diese unsichere Hilfe; wie es wirklich steht mit dem Glück, weiß keiner genau und Du tust gut damit zu rechnen, daß diejenigen recht haben, die da meinen, Glück auf die Dauer habe nur der Tüchtige. Biete also dem Glück die Grundlagen für sein freundliches Wirken, wozu Fleiß gehört und Zähigkeit im Hingeben an eine Aufgabe, der Aufgabe, die das Leben stellt und der Aufgabe, die Du Dir selbst stellst.

Darüber hinaus die Goetheschen Worte zum Leitspruch:

Feiger Gedanken
bängliches Schwanken,
ängstliches Zagen,
weibisches Klagen
macht Dich nicht glücklich,
macht Dich nicht frei.
Allen Gewalten
zum Trotz sich erhalten,
nimmer sich beugen,
kräftig sich zeigen
rufet die Arme der Götter herbei.

Vergiß dabei nicht die hemmenden Gewalten in der eigenen Brust.

Der so wichtige Abschnitt Deines Lebenslaufes hat meine Geburtstagsgrüße ernster werden lassen, als ich eigentlich wollte. Sie sollen nicht ausschließen, daß ich's Dir gönne, nach erfüllten Pflichten dem Recht der Jugend gemäß die heiteren Seiten des Daseins zu genießen. Doch auch zum echten Genießen gehört Glück, besser: man muß Glück haben, damit Genießen nicht schale, sondern herzerquickende Freude schenkt — selbst hier kann man das Glück unterstützen.

Auch dies umschließt mein Wunsch.

Als Du Deinen letzten Brief schriebst, hattest Du gerade Gelegenheit, Dir Deine Gedanken zu machen über die Schwäche des autofahrenden menschlichen Durchschnitts, Sündern vor der edlen Technik, die einen bis dahin gehegten, gepflegten VW so ruinieren, daß Du an mich schreibend, auf seine notdürftige Reparatur warten mußtest. Möge es ihm wieder besser gehen und dem armen automobilisierten Halbirren auch — so gering die Hoffnung diesbezüglich ist, weil man auch bei ihnen nicht ermahnend vorbeugen kann; man weiß nie, welcher Teufel sie plötzlich reitet, während sie den Gestank heißgelaufener Lager oder verbrannter Bremsbeläge verbreiten. Ein völlig narrensicherer Wagen wird nie konstruiert werden (Lacher).

Gerade las ich ein Buch über die Erfindung des Autos: Gottlieb Daimler gelang es als erstem im Jahre 1883, dank Einführung der Kompression einen Motor zu bauen, dessen Verhältnis Kraft : Gewicht es ermöglichte, ihn auf eine Kutsche zu montieren, sie zu treiben. Der stationäre Otto-Motor benötigte pro PS nicht weniger als 660 Kilogramm. Daimler kam auf 1 PS = 50 Kilogramm, allerdings war die Gesamtleistung des Motors nur $^2/_3$ PS.

Den ersten einigermaßen fahrenden Wagen konstruierte 1884 Carl Benz — keine Kutsche mit Motor, sondern eine Gesamtneukonstruktion: dreirädrig, mit auch nicht viel mehr als $^2/_3$ PS. Aber da das Vehikel im Laufe der Zeit immerhin einige hundert Meter aus eigener Kraft zurücklegte, manchmal sogar, ohne von Pferd oder Ochsen gezogen zu werden, selbsttätig heimkehrte, gilt Benz als der eigentliche Erfinder des Automobils. Ich schreib Dir das, damit Du Dir die paar Daten vielleicht merkst — auch das gehört mit zur Allgemeinbildung, schon gar, wenn man Nutznießer der Erfindung ist (Lacher).

Wie aber sähe die Welt ohne die Leistung dieser beiden ingenieusen Köpfe heutigentags aus! Stell Dir moderne Großstädte mit lediglich Pferdefuhrwerken vor. Und wie sähen sie erst aus, wenn nicht außerdem Werner von Siemens den Dynamo erfunden hätte, wir also nicht dynamische Kraft in hochgespannte Elektrizität in beliebiger Menge zu verwandeln vermöchten — denn der Gedanke, die benötigte Menge mittels chemisch-elektrischer Spannungsbatterien zu erzeugen, ist natürlich absurd. Also auch kein Stadtverkehr durch elektrische Bahnen, keine elektrische Beleuchtung, keine auf Elektrizität aufgebaute Industrien einschließlich eines Großteils der chemischen, keine Kernspaltung als Basis für künftige zusätzliche Krafterzeugung!

Unmöglich wäre der heutige Lebensstandard der Industrieländer erreicht worden. Die heutige Zivilisationshöhe ist vorwiegend den genannten zwei bzw. drei Köpfen zu danken. Wie wenige machen sich das klar.

*

Nun gehen meine Gedanken aber weit weg von der Zivilisation hin zu einem der spärlichen Restbestände echter Kultur: zum Weihnachtsfest. Wie stark dies feierlichste aller Feste von Jugend her unausdrückbare, unerklärliche Seelenschwingungen in uns auslöst! Es ist doch das gemütstiefste, das deutscheste aller Feste, wenigstens so wie es in Deutschland von jeher und hoffentlich auch heute noch durch die meisten der Deutschen begangen wird — aus der Jugendzeit mit so viel traditionsgebundenen Erinnerungen verknüpft; der Duft der Tannen und der brennenden Wachskerzen, ja die anheimelnde Wärme gehören dazu. Man sollte daher auch — gleich wie man zum Christentum und seinen kirchlichen Trägern

steht — die alten Weihnachtslieder immer erklingen lassen, so wie man sich doch auch an der Missa Solemnis oder dem Mozart-Requiem erfreut. Ebensowenig wie man auch auf eine Krippe mit den schönen Figuren von frommer Schnitzerhand verzichten sollte. So feiert mir denn eine schöne deutsche gemütstiefe und warme Weihnacht und gedenket mein wie ich Eurer gedenken werde, Eurer und aller, die zu mir gehören. ...

25. 1. 1959

Meine liebe,

Wolfs kurzbrief — ich habe in diesem fall volles verständnis für die kürze* — kam gestern. Grüß den burschen und sollte er in absehbarer zeit mal wieder schreiben, möchte er mir doch auseinandersetzen, was das prinzip ist, auf dem die in österreich entwickelten „Düsen-Skier" beruhen. Ich kann mir nichts darunter vorstellen. Aber sehr wichtig ist's nicht, er braucht nicht extra zur feder greifen.

An Dich auch eine bitte, ehe ich es vergesse: erfrage doch bei einem buchhändler die Werke, die der historiker von Srbik verfaßt hat und übermittle es mir, es eilt aber nicht; nur gelegentlich.

So — länger halte ich nicht durch mit der neuen Schreibweise, ich begehe schon „Fehler" d.h. schreibe mittendrin Hauptwörter statt klein wieder groß (Lacher). Du wirst ja wohl die Entscheidung einer hohen Kommission gelesen haben — vorerst glücklicherweise nur als Gutachten, die endgültige Anordnung steht bei anderen —, außer begrüßenswerten Vereinfachungen in der Rechtschreibung, alles künftig klein zu schreiben bzw. zu drucken. Begründung: bei einigen Wörtern sei es schwierig zu sagen, ob sie groß oder klein richtig wären und

* Wolf Rüdiger Hess hatte über ein Ski-Training berichtet.

noch schwieriger, dafür Regeln zu schaffen, deshalb (!) sei es das Beste, alles klein zu schreiben, von Satzanfängen und Eigennamen abgesehen.

Hat man so etwas schon gehört! Man sollte doch keine Pedanten über eine lebendige Sprache und eine lebendige Schrift lassen! Bei der überwältigenden Mehrheit von Wörtern gibt es keinerlei Zweifel, ob groß oder klein, aber weil es einige wenige gibt, die zweifelhaft sind, alles Großschreiben über Bord werfen — was für ein Unfug!

Statt zu sagen: bei den paar Unentschiedenen bleibt wie bisher die Wahl zwischen groß und klein dem Gefühl und Geschmack eines Jeden (oder eines jeden? —Lacher) überlassen, ohne daß die Welt darüber aus den Fugen ginge. Auch in der Schule sollte also weder das Eine noch das Andere als Fehler angestrichen werden — aber bei dem Gedanken können wohl echte Schulmeister einschließlich Professoren der Philologie keinen Schlaf mehr finden. Das Handschriftliche ist dabei noch nicht das Wichtigste, aber der Druck der Bücher und Zeitungen! Das Satzbild wird ja so eintönig, verliert die Plastik, durch die es sich bei uns vorteilhaft von dem fremder Sprachen unterschied. Auch behaupte ich, daß dadurch einzelne Wörter, die als Hauptwörter meist die wichtigsten sind, hervortreten und als Bild an sich leichter zu lesen sind —, besonders bei kleinem Druck; durch verschiedene Verteilung der großgesetzten Wörter in den aufeinanderfolgenden Zeilen unterscheiden sich diese stärker; das Auge findet demgemäß bessere Anhaltspunkte und irrt sich nicht so leicht in der Zeile.

Interessieren würde mich, ob Du etwa anderer Meinung bist, und was der eine oder andere Deiner Bekannten sagt, sofern Du einigermaßen darin Urteilsfähige hast. Daß die Kleinschreiberei für schnelle Schreibmaschinenarbeit vorteilhaft ist, gebe ich zu. Aber es steht ja jedem bzw. jeder

frei; jeder Betrieb kann es für seinen Bereich anordnen, die geschäftliche Korrespondenz durchgehend in Kleinschrift zu halten; es paßt zum allgemeinen Zug unserer Zeit zur Versachlichung.

Doch sonst: zum Glück soll die Zustimmung anderer Hoheitsgebiete des deutschen Sprachbereichs Voraussetzung für die Änderungen sein, so wird zumindest noch viel Wasser aus dem inmitten liegenden Bodensee den alten Rhein herunterfließen; Jahre mögen noch vergehen bis zur endgültigen Entscheidung und Verwirklichung — das ist beruhigend.

Ilse Hess an R. H. Gailenberg, 5. 2. 1959

Mir persönlich würde es genau so gehen wie Dir, ich liebe auch das lebendige Sprachbild mit dem Unterschied der großen und kleinen Worte — aber man kann dem natürlich entgegenhalten, daß die deutsche Sprache die einzige ist, die diese „Erschwerung" enthält — freilich, darum gerade ist sie ja wohl die deutsche Sprache. Wir erschweren uns unser Dasein durch solche Individualitäten auch auf anderen Gebieten, nicht nur auf dem der Schrift und Sprache (Lacher). Ich habe gerade einen Gast im Haus, Buz' alten Heimdirektor, einen Professor und „Schulmeister". Dem habe ich Deine Fragen weitergegeben.

Bei diesem Gast habe ich wieder einmal schon bei der ersten Unterhaltung feststellen können, wie bitter schwer es die historische Wissenschaft haben muß, wirklich die Wahrheit zu erfassen. Da bekam ich mit dem Brustton der Überzeugung mitgeteilt, daß die spätere Ausschließlichkeitsstellung des „Vater Bo"* nur der Tatsache zu verdanken sei, daß sein Ältester, mein Patenkind Krönzi

* Gemeint ist der seinerzeitige Reichsleiter Martin Bormann.

(heute, wie Du vielleicht schon aus Zeitungen ersehen hast, katholischer Missionspater) nicht sein, sondern der Sohn seines späteren hohen Chefs* gewesen sei. Mein Gesprächspartner wurde fast böse, als ich hellauf lachte, und zwar zugab, daß dieser bedeutend „vor der Zeit" geborene Sohn vielleicht ein Spekulationsobjekt seines Vaters insoferne war, als er eben eine Eheschließung erzwang, daß aber das andere hirnverbrannter Quatsch ist. Wenn das jemand wisse, dann sicherlich ich, die damals mit all diesen Familien tagtäglich zusammen war.

Man bekommt bei solchen Diskussionen oft Antworten, die nur zu einem Dauer-Kopfschütteln führen und mir immer wieder beweisen, wie sehr die Überlieferung einer kaum glaublichen Verzerrung ausgeliefert ist. Man wird später auch an das nüchternste historische Werk nur mit Skepsis herangehen können.

Spandau, 8. 2. 1959

Zum „groß-klein"-Schreibe-Streit meinst Du, die Verfechter des „klein" könnten entgegenhalten, die deutsche Sprache sei die einzige, die mit dieser „Erschwerung" belastet sei. Ich finde, das ist nun wirklich kein Argument! Vor allem ist es gar keine Erschwerung sondern im Gegenteil eine Erleichterung, offenbar sogar für Ausländer, wie ich einem „offenen Brief" und einer mündlichen Äußerung entnommen habe: schwierige lange deutsche Sätze zu klären und zu entwirren, sei für einen der Sprache Fremden dadurch vereinfacht, daß die Hauptwörter, die doch meist die wichtigsten zur Entschlüsselung sind, sich dank der großen Anfangsbuchstaben herausheben würden. Und ich glaube, selbst ein Deutscher erfaßt aus dem gleichen Grund schnell lesend den Inhalt der Sätze rascher;

* Adolf Hitler.

unbewußt und unwillkürlich haftet das Auge an den großgeschriebenen Substantiven als den Hauptstützen des Sinns — kurz, ich bin dafür, daß diesbezüglich alles bleibt wie es war, nur soll man auch in der Schule künftig für alle strittigen Fälle es dem Belieben des Einzelnen freistellen, ob er groß oder klein schreiben will — auf Pedanterie verzichten. In der Vereinfachung der Orthographie sollte man aber ruhig weitgehen: das ist sinnvoll, weil es den Volksschülern und einfachen Leuten die Rechtschreibung erleichtert, die übrigen gewöhnen sich meines Erachtens an anfangs noch so ungewohnte Wortbilder schneller als man glaubt. Filologische Spitzfindigkeiten dürften da nicht hindernd im Weg stehen. Es sind doch schon häufig ortografische Änderungen dekretiert worden — wer ist sich heute dessen noch bewußt, wie wenige unter Millionen wissen, daß das eine oder andere Wort gemäß der lateinischen oder griechischen Wurzel eigentlich anders geschrieben werden müßte und stoßen sich noch daran?!

Ich würde bedenkenlos (von selbstverständlichen Ausnahmen wie deutschen Eigennamen, lateinischen und griechischen Originalbezeichnungen, Städtenamen und dergleichen abgesehen) auch das Ypsilon beseitigen, also Baiern mit ai, „Hümne“, „Hüdrant“, „Zilinder“ schreiben lassen — eiskalt! Und warum nicht „Karakter“ und „Korgesang“?

*

Interessant ist mir, was Du über Deine Erfahrungen hinsichtlich Verzerrung und Falschauslegung selbst nur ganz kurze Zeit zurückliegender historischer Tatsachen berichtest. Du hast ganz recht: auf welch beträchtlichen Irrtümern wird dann ein großer Teil der weiter zurückliegenden Geschichtsschreibung fußen?!

Ilse Hess an R. H. Gailenberg, 10. 2. 1959

Im letzten Brief versprach ich Dir, über das Thema der Rechtschreibereform auch die Meinung hier anwesender Philologen einzuholen. In einem interessanten Gespräch ergab sich die einhellige Meinung, daß diese Reform eine rein praktische Frage sei und mit „Weltanschauung", Deutschtum usw. eigentlich nicht das Mindeste zu tun habe. Es wurde daran erinnert, daß in einer Zeit, in der diese beiden Begriffe immerhin dominierend waren, ebenfalls aus rein praktischen Gründen schon sehr ähnliche, ja fast weitergehende Bestrebungen im Gange waren, daß z. B. damals von maßgebender Seite gefordert wurde, wir sollten lateinisch und nicht mehr unsere für einen Ausländer schwer zu erlernende „gotische Fraktur" schreiben und drucken. Der einzige Gesichtspunkt von Belang sei, ob eine Reform der deutschen Rechtsschreibung sich eigne, den Ausländern das Erlernen des Deutschen zu erleichtern und damit zu einem Mittel werde, den Kultureinfluß des Deutschen in der Welt zu fördern.

Jedes, auch das kleinste Mittel, das dieser Aufgabe diene, sei zu begrüßen. Neben den Schwierigkeiten der deutschen Grammatik sei — vor allem für den Anfänger — die deutsche Rechtschreibung, besonders das wechselnde Groß- und Kleinschreiben etwas, das den ausländischen Lernenden nicht nur erschrecke, sondern oftmals auch abschrecke.

Aus eben diesem Grunde sei 1934 gesetzlich verankert worden, daß in den Volksschulen anstelle der gewohnten „deutschen" Schrift die „lateinische" Schrift gelehrt würde — und eben diese Anordnung sei auf Wunsch der allerhöchsten Stelle getroffen worden. Es sei ja auch eine Tatsache, daß alle Auslandsdeutschen sowieso und immer schon lateinisch geschrieben hätten (was ich in bezug auf die Familie Hess bestätigen kann — nur der Vater schrieb

mit seiner gestochenen Schrift gelegentlich deutsch, aber er schrieb ebenso lateinisch). In der gleichen Richtung liegt auch die so umstrittene Kleinschreibung der Hauptwörter im Satz, als eine rein praktische Lösung für eine zweckmäßige Sache, nämlich das Heranbringen des Deutschen an den Ausländer. So weit die Quintessenz unserer abendlichen Unterhaltung.

Spandau, 15. 2. 1959

Mit viel Interesse las ich in Deinem Brief vom 10. die Meinungsäußerung zur Frage des „groß- oder klein"-Schreibens. Auch ich habe darin nichts Weltanschauliches, Deutschtümliches und dergleichen gesehen. Aber nichtsdestoweniger lehne ich es ab, etwas allein von der praktischen Seite her zu betrachten, die Versachlichung bis zum äußersten zu treiben; in dieser Hinsicht scheint mir heute teilweise übertrieben zu werden. Würde z.B. Ästhetisches oder starke Traditionsbindung für das Großschreiben sprechen, so würde ich das schon auch mit in die Waagschale legen und es gegebenenfalls den Ausschlag geben lassen, selbst wenn es eine kleine Erschwerung für Ausländer bedeutete.

An was für verzwickter, aussprachemäßig unbegründeter, unlogischer und vielfach — hält man die gleichen aber verschieden geschriebenen Laute nebeneinander — inkonsequenter Schreibweise halten die Engländer fest; nur aus Tradition, obwohl dies das Erlernen ihrer Sprache für Ausländer und wohl auch für die eigenen Kinder erschwert. Ich weise darauf hin, doch ich nehme es nicht zum Vorbild, denn ich bin ja für Vereinfachung unserer Orthographie, obwohl sie nicht so schwierig ist wie die englische. Wie wenig ich durch Gefühlsmomente beeinflußt werde, geht daraus hervor, daß selbst eine an „allerhöchster Stelle" dokumentierte Einstellung mich auch

nicht die „deutsche" Frakturschrift unbedingt ablehnen läßt. Man soll nicht Zeit damit verschwenden, sie den Kindern in der Schule zu lehren, aber ich sehe nicht ein, warum man es verbieten sollte, daß jemand ein Buch in ihr druckt, wenn es den Verfasser und den Verleger freut — etwa bei deutscher Literatur; so etwas gehört für mich zur Freiheit. Kann ein Verlag damit rechnen, daß Ausländer das Buch lesen, es wirklich ins Ausland geht, wird er schon von selbst aus Verdienstgründen so vernünftig sein, es in Antiqua-Schrift setzen zu lassen. Und wenn nicht, ist es seine Sache und als Ausnahme gewiß kein Unglück; um so weniger ein Unglück, als es auch für Ausländer offenbar gar nicht so schwierig ist, wie es meist heißt, die gedruckte „Fraktur" zu lesen: bei einer Probe las ein deutschlernender Ausländer sie glatt, ohne daß er sie „studiert" hatte, lediglich an einige Buchstaben wie die großen S und F habe er sich anfangs gewöhnen müssen, was aber schnell geschehen sei. Ich glaube daher auch nicht, daß Deutsche, die in der Schule nur Antiqua zu lesen lernten, mehr Schwierigkeiten haben, wenn ihnen einmal Frakturdruck unterkommt.

Fachleute sagen sogar, für einen, der sie gewohnt, sei Fraktur leichter zu lesen als Antiqua, weil die vielen Ober- und Unterlängen die Wörter, die sich als Wortbilder einprägen, unterscheidbarer und eindrucksfähiger machen. Und dem aufs Schöne ausgehenden Schriftgestalter gibt es zusätzliche Möglichkeiten und Varianten an die Hand, wenn auch die deutsche und gotische Schrift ihm zur Verfügung stehen. „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein" und soll sich nicht mit reiner Sachlichkeit umgeben, will er nicht auch hierdurch Schaden nehmen an seiner Seele — ich fürchte es geschieht ohnehin schon.

Um auf das ursprüngliche Problem zurückzukommen: die Bauhaus-Leute haben das Klein-Schreiben ja schon

längst betrieben; ein Architekt erzählte mir freilich als hierbei interessante Erfahrung, es habe auf ihn verwirrend gewirkt und das Lesen erschwert. Es sind rein sachliche Gründe, die mich bewegen, am Großschreiben festzuhalten. Die Satzbilder sind plastischer, unterscheiden sich besser voneinander, die insgesamt wichtigsten Wörter treten hervor, erleichtern damit das Sinnerfassen schwieriger Sätze — auch für Ausländer.

Dazu kommt noch etwas, an das ich selbst nicht dachte, und was gerade für Ausländer wichtig ist: es gibt viele Wörter im Deutschen — mehr als man auf Anhieb glaubt —, die großgeschrieben etwas anderes bedeuten als klein; Beispiel: Reich, Arm, Ahnen, Schloß, Dichter, Laden, Schiene, Taube, Weiche, Wagen, Buche, Feige, Lache, Ringe, Lade, Pause und so fort. Ein Anfänger der deutschen Sprache, ob Ausländer, ob Volksschüler, der einen langen schwierigen Satz zu entziffern sich bemüht, weiß, wenn er den Zusammenhang noch nicht kennt, bei durchgehender Kleinschreibung nicht, welche von den beiden Bedeutungen gemeint ist — das ist entschieden eine Erschwerung. Man sage nicht: beim Lesen, schön — aber beim Schreiben! Der Ausländer wisse nicht, wann er groß, wann er klein schreiben muß. Mir ist versichert worden, dies mache keinerlei Schwierigkeiten. Was ein Hauptwort ist, darüber gäbe es keinen Zweifel.

Insgesamt: wir haben vor wohl allen anderen Sprachen den Vorzug, in der unseren mitten in den Sätzen große Buchstaben zu verwenden, die Hauptwörter dadurch zu kennzeichnen, die wichtigsten Worte damit herauszuheben, unsere geschriebene bzw. gedruckte Sprache damit leichter lesbar zu machen, nicht zuletzt für Ausländer — darauf sollten wir verzichten? Denn es ist einfach nicht wahr, daß deshalb, weil der Ausländer in seiner eigenen Sprache innerhalb der Sätze nur kleingeschriebene Wörter

kennt, ihm das Vorkommen großer Anfangsbuchstaben unsere Sprache erschwert — das Gegenteil ist richtig. Dies freut mich um so mehr, als damit die sachlichen, zugegebenermaßen entscheidend zu berücksichtigenden Gründe mit sonstigen mir lieben zusammentreffen; eine gewisse, wenn auch wohl nicht allzu weit zurückreichende Tradition und ein weniger eintöniges, ein lebendigeres Satzbild, wobei ich hier mit „Satz" das Gesetzte insgesamt meine. Was sagen eigentlich Leute der Buchdruck-Kunst-Gilde?

*

Lachen mußte ich über die Schweizer, d.h. über den Frauenverband in diesem Nachbarland, der sich bei den Männern bedankte, daß sie das Frauenstimmrecht abgelehnt haben. Ich freilich bin der Meinung, daß die Mehrheit der Männer in politischen Angelegenheiten, in welchem Land auch immer, nicht gescheiter ist, als die der Frauen, es daher auf dasselbe herauskommt, ob die Frauen mitstimmen oder nicht (Lacher).

21. 2. 1959

Nachstehendes hätte ich gern dem letzten Brief noch angefügt*. Mich interessiert, warum wir eigentlich den „Kultureinfluß der Deutschen in der Welt" mit allen Mitteln, selbst den kleinsten, fördern müssen, wie Du in Deinem Brief vom 10. 2. als einhellige Meinung bei Dir anwesender Philologen übermittelst. Ich finde, da geschieht etwas zu reichlich des Guten — aber der Deutsche neigt nun einmal zur Übertreibung auf allen erdenklichen Gebieten, bekennt sich jeweils fanatisch zu den gegensätzlichsten Extremen je nach dem Zug der Zeit; so auch hier.

---

* Im Spandauer Briefverkehr ist die Wortzahl je Brief beschränkt.

Soll wieder einmal die Welt am deutschen Wesen genesen, gar an dem von heute? Oder soll unsere Sprache, der „Spiegel der Seele“, unserer derzeitigen Seele, für uns in der Welt Sympathien erwecken, unser Kauderanglodeutsch? Ich glaube, beim besseren Teil des Auslands wird durch diese Beflissenheit eher das Gegenteil erreicht.

Oder handelt es sich schlichtweg um unseren Export — sie sagen Kultur und meinen Kattun (Lacher) — womit ich aber deine „Referenten“ nicht treffen will, die wohl nur wiedergeben, was augenblicklich der Deutschen Axiom und Glaubensartikel sind!

In den Schwierigkeiten unserer Sprache sehe ich insofern einen Vorteil, als sie von selbst eine Auslese bewirken hinsichtlich derer, die Deutsch lernen und damit von deutscher Kultur berührt werden. Denn ich bin dagegen, Perlen wahllos vor Nichtjuweliere zu werfen (Lacher) bzw. es Krethi und Plethi leicht zu machen, sie aufzulesen.

Die Schwierigkeiten verhüten auch, daß unsere Sprache zur Weltsprache und demgemäß verballhornt wird; dazu wäre sie mir zu gut. Ich bezweifle, daß die Verballhornungen des Englischen oder die Reduzierung auf eine minimale Wörterzahl dazu beitrugen, angelsächische Kultur auf dem Erdenball zu verbreiten — es sei denn, man versteht darunter das Verbreiten von „comics“.

Ich bezweifle ebenso, daß die Verballhornung des Englischen im Gebrauch durch primitive Massen Englands Stellung in seinem Machtbereich zu festigen geeignet war — eine Sorge, von der wir glücklicherweise ohnehin befreit sind —, eher wurde das Gegenteil erreicht, weil das Plappernkönnen der Sprache der Fremden diesen den Nimbus nahm, der ihnen anhaftete, solange ihre Sprache für diese Massen etwas Geheimnisvolles, nie Erlernbares an sich hatte. ...

*

Heute hörte ich Beethovens Vierte. Ich muß gestehen, ich kannte sie noch nicht. Sie ist schön — wie könnte es auch anders sein.

9. 8. 1959

Berichten kann ich nur, daß wir offenbar auf dem Wege zu einer neuen Hitzeperiode sind, heute grenzte es schon ans Tropische. Dabei verdorren ohnehin an einigen Bäumen die Blätter als ob sie geröstet wären, so an zwei alten schönen Linden und an Wallnußbäumen; man hat den Eindruck, sie haben diese unerfreuliche Welt satt und machen sich aus dem Staube, welch letzteres in der märkischen Streusandbüchse ohne Regen wörtlich zu nehmen ist.

Selbst der Falke scheint die Lust daran verloren zu haben, über uns Kreise in brütender Hitze zu ziehen, er hockt mißmutig vor sich hinstarrend oder schlafend in einer Mauernische unterm Dach. Und die Spatzen ihrerseits haben es aufgegeben, sich über ihn aufzuregen oder jedenfalls künstlich so zu tun als ob. Die Blumen bemühen sich nicht, das Bild zu beleben, lassen die Köpfe hängen — über einem Rasen, der das Bestreben, ihn mittels einer Mähmaschine im Zustand eines samtenen Teppichs zu erhalten, mit Gelbwerden beantwortet, trotz täglichem Niederrieselns aus den darüber sich drehenden Spritzarmen eines Wassersprengers.

Nicht gerade aufheiternd, was ich da von mir gebe als Gruß an eine arme, wohl der Aufmunterung bedürftige Rekonvaleszentin?! (Lacher)

Immerhin glaube nicht, daß ich mich in Elegien ergehe, so sehr auch der Lauf der Dinge im großen wie im kleinen, im besonderen wie im allgemeinen dazu verleiten könnte. Im Grunde lache ich, und die oben angeschlagenen Molltöne sind nicht so ernst zu nehmen wie



Letzte Aufnahme mit dem Sohn – April 1941

sie klingen. Es geht alles seinen Gang wie es gehen soll, ob wir lustig oder traurig sind — also san mer lustig! (Lacher)

Ilse Hess an R. H.* Gailenberg, 28. 9. 1959

Einen Tag später als gewollt schreibe ich heute — der Grund ist die Todesanzeige unseres alten Freundes Hans Grimm!

Ich weiß nicht, ob die Bibliothek, die Euch zur Verfügung steht, das Buch besitzt — es geschehen heute seltsame Dinge und selbst ein Werk, das zu den ganz großen deutscher Literatur gehört, mag — weil man sich bemüht hat den Verfasser zu verunglimpfen und abzustempeln — dort vielleicht nicht vorhanden sein. Doch die Zeiten ändern sich ja, und ähnlich wie es dem anderen großen Alten, Knut Hamsun, erging, so wird es wohl jetzt auch bei unserem Freund der Fall sein: daß man plötzlich weiß, wie groß er war, wie einzigartig seine dichterische Leistung.

Sie haben in Lippoldsberg vor der Einäscherung das erste Kapitel aus „Volk ohne Raum“ gelesen — das Glockenkapitel. Und ich habe mich in die klare, strahlende Septembersonne gesetzt und hab es aus der Ferne mitgelesen. Vielleicht bekommt Ihr das Buch doch in Eurer Bibliothek — dann lest auch diese zwei Seiten von den Glocken, die dem Buch voranläuten sollen. ...

Grimm hat mir vor zwei Jahren die Neuausgabe seines Buches nochmal gesandt, da leider jene alte, die wir uns einst sozusagen zur Hochzeit schenkten, spurlos verschwunden ist, wie so manches; wie auch die große Glocke vom Kirchturm in Lippoldsberg mit der tiefen Stimme

* Dieser Brief wurde dem Empfänger nicht ausgehändigt. Vgl. Brief vom 11. 10. 1959.

und der Feierlichkeit verschollen ist, wie so viele gute Männer — und nun auch unser alter Freund, bei dem freilich nur die Leiblichkeit verging, der aber unverlierbar und unvergessen sein wird. Er hat in dies neugeschenkte Buch eine lange Widmung hineingeschrieben — und dann hat er es nochmals Buz gegeben und ihm, der auf der Afrikareise ja seinen Wegen nachging, auch ernste Worte gewidmet.

Dich hat er oft grüßen lassen, viele Male von Dir gesprochen, und ich hatte mir immer erhofft und erträumt, daß Ihr noch einmal zusammen hier sitzen und über die Weite sehen und gute Worte miteinander tauschen würdet — vorbei!

Spandau, 11. 10. 1959

Es hat alles seine zwei Seiten: ein Brief von Euch, der sich eingehend mit einer „politischen Persönlichkeit" befaßt, ist eingetroffen und sicher sehr interessant; nur schade, daß er mir nicht ausgehändigt wird, weil solch ein Thema nicht statthaft ist. Was Ihr bitte für künftig gebührend zur Kenntnis nehmen möget.

*

Vielleicht habt auch Ihr gelesen, was die irdischen Götter der Physik herausgefunden oder wohl besser: auf Dschungeln von Formeln fußend als unumstößlich feststehend bewiesen zu haben überzeugt sind. Auf Grund der Relativitätslehre träfe ein Weltraumfahrer, der zehn Jahre nach seinem Reiseantritt zur Erde zurückkehre, keinen Menschen, den er früher gekannt habe, mehr an. Alles habe sich verändert, weil auf der Erde inzwischen tausend Jahre vergangen seien, während er nur um zehn Jahre gealtert wäre. Ich für meine Person glaube ja gern, daß

fern von unserem Zeitmesser, dem regelmäßig um die eigene Achse rotierenden, um die Sonne kreisenden Erdkloß, einem Menschen in seiner Raketenkapsel die Zeit gründlich durcheinander geraten kann, aber daß die Biologie sich dadurch beeinflussen läßt, er nach tausend Jahren, nach tausend Sonnenumkreisungen der Erde noch ein Jüngling ist, das sollen die zuständigen Herren Wissenschaftler versichern, wem sie wollen, noch so vielen gutgläubig Staunenden, gegenüber dem Wahrspruch der Experten den gesunden Menschenverstand ausschaltenden kritiklosen Bürgern selbiger Erde erzählen, sie mögen es wiederholen, so oft sie wollen — ich glaube es einfach nicht!

Demgegenüber bin ich überzeugt, daß nach gar nicht viel Umschwebungen des glühenden Zentrums unseres Planentensystems die Physiker lächelnd zurückblicken auf die Periode, da sie leider einem großen Trugschluß verfallen waren, und daß sie dann verkünden, der gesunde Menschenverstand habe recht behalten. Damit will ich nicht etwa die Relativitätslehre angreifen, das maße ich mir nicht an, da mir ja die dazu unumgänglichen Kenntnisse höherer Mathematik und Physik fehlen, wohl aber die hier aus dieser gezogenen grotesken Folgerungen, die zu beurteilen auch einem nicht fachlich vorgebildeten Hirn möglich ist, wenn es nur vorurteilslos bleibt.

Wollten wenigstens die Gehirnakrobaten, die so etwas austüfteln nicht gleich hergehen, und es vor der Masse der Menschen als absolut feststehend verkünden!

27. 12. 1959

Das Weihnachtsoratorium von Bach war leider eine Enttäuschung. Ich dachte dabei, ob ich wirklich so unmusikalisch bin, daß es mich langweilte. Aber hinterher

hat einer meiner Genossen, dessen weit überdurchschnittliche Musikalität dadurch erhärtet ist, daß er eigentlich die Musikhochschule besuchen sollte, um Musik als Lebensberuf zu wählen, mir versichert, daß die zwei Stunden — von einigen wenigen Stellen abgesehen — ihn nicht minder gelangweilt hätten. Unbestreitbar sei dieses Oratorium das Werk Bachs, bei dem ihm am wenigstens eingefallen sei. Im übrigen sei die Komposition in sechs Teilen für sechs Sonntage vorgesehen gewesen, was sie eher genießbar mache als sie in zwei Stunden hintereinander zu hören. Ich weiß, daß es mir als Blasphemie ausgelegt werden mag, aber ich kann mir nicht helfen: größtenteils empfand ich es als Gedudel.

*

Ein hochinteressantes Buch lese ich zur Zeit, eine Übersetzung aus dem Französischen: Bernard Fay „Ludwig XVI. oder das Ende einer Welt". Geschrieben auf Grund neuerdings aufgetauchten historischen Materials, vor allem Briefen von seiner Hand und des damaligen spanischen Botschafters in Paris, die sich in Madrid fanden. Danach war dieser König ganz und gar nicht der Trottel oder Schwächling als der er bisher meist dargestellt wurde, sondern im Gegenteil einer der fähigsten Monarchen Frankreichs und wahrscheinlich außerdem der bestwillige. Daß die Zeitumstände und verschworene Cliquen gegen ihn und seine Regierung noch stärker waren als sein Können und seine guten Absichten, kann man ihm kaum zum Vorwurf machen.

Besonders interessant aber ist mir dabei, wie die Geschichtsschreibung das Bild einer historischen Persönlichkeit, der sie aus irgend einem Grunde unfreundlich gesonnen ist, entstellen kann, für die Zeitgenossen und für die Nachwelt, sowohl den Charakter wie die Befähigung

wie das Wollen. Nur glückliche Umstände führen im vorliegenden Fall zu einer Berichtigung und Rehabilitierung, und zwar derart, daß künftige Historiker sie kaum übergehen können. Aber man wird doch sehr nachdenklich hinsichtlich der Gültigkeit historischer Urteile. Einem meiner Genossen, der das Buch auch las, geht es nicht anders, denn auch ihm wurde sein bisheriges Bild dieses Königs von Grund auf verändert, nebenbei auch in mancher Beziehung das des Großvaters Ludwig XV. — gleichfalls zu dessen Gunsten.

*

Als Auflockerung nach dem historischen Stoff sehe ich mir zwischendurch gute farbige Wiedergaben der „Impressionisten im Louvre“ an, die Bazin, der Chefkonservator des Louvre zusammengestellt und mit begleitendem Text versehen hat. Gewiß ist diese Schule, sind Renoir, Degas, Cézanne nicht nur einst sondern auch wohl bis in unsere Zeit als „hypermodern“ scharf angefeindet worden und manches, das über eine gewisse Grenze hinausgeht, wohl mit Recht. Aber bei vielem bewundere ich, wie es den Malern gelungen ist, mit ihrer neuen Manier „Impressionen“ hervorzurufen, die in anderer Malart nicht zu erreichen wären; vor allem wie diese vielfarbige Punktierweise den Eindruck des Lichten hervorbringt, des Hellen etwa in einer Frühlingslandschaft, eines Menschengewimmels, nur als Ganzes wirkend, ohne daß Details erkennbar sind.

So stellt sich die Nachwelt gegenüber manchem um, das vordem abgelehnt wurde. Freilich: ob es auch einmal mit „abstrakter Kunst“, von der ich erst einige Proben zu sehen bekam, so gehen wird, kann ich mir nur schwer vorstellen.

Ilse Hess an R. H. Gailenberg, 10. 1. 1960

Deine Bemerkungen über das Weihnachtsoratorium von Bach haben mich insoferne besonders interessiert, als ich in den letzten Jahren, besser gesagt: Jahrzehnten zu einer starken Bach-Liebhaberin geworden bin, und wir auf Wunsch meiner Hausgäste viel Bach und überhaupt Barockmusik auf Schallplatten hören. Ich liebe das Weihnachtsoratorium sehr, allerdings haben wir uns bisher immer Mühe gegeben, es so zu spielen, wie Bach es sich gedacht hat: also verteilt auf mehrere Sonntage. Ich gebe zu, daß es hintereinander stundenlang angehört wohl mehr als ermüdend wirken muß, daß auch die Rezitative uns nicht liegen, die wir das Religiöse daran nicht mehr so erleben wie einst die Generation Bachs und Bach selbst.

Wir haben an diesem Weihnachten durch einen jungen Pianisten, der 14 Tage im Haus war, sehr viel Klaviermusik gehört, dazu etwas ganz Entzückendes: eine Gruppe oberbayerischer Volksmusiker, die — mit dazwischen vorgelesenen Texten von Waggerl — ein Volks- und Adventssingen veranstalteten. Harfe, Hackbrett, Baß, Laute und Zither, dazu gesungen und gejodelt — nicht primitiv gejodelt, sondern nur als Begleitmelodie zu Liedern adventlicher und volkstümlicher Art. In der großen Galerie war der Weihnachtsbaum angezündet, dazu die alten eisernen Ständer, die Du ja kennst, nur Kerzen und fast zweihundert andächtige Menschen, Kurgäste und Einheimische in sehr schöner und seltener Mischung.

Vorgestern waren wir in Sonthofen in einem Elly Ney-Konzert, das vom Standortältesten der Bundeswehr zusammen mit dem städtischen Chor von Sonthofen veranstaltet worden war und im großen Konzertsaal der Burg stattfand. An die 1500 Menschen — sehr viel für unseren Landkreis — füllten den Saal.

Diese Frau ist wie ein Wunder — sie spielte die Waldstein-Sonate und gab das von Beethoven eigentlich dafür komponierte, dann als zu lang ausgeschiedene, ihm als Komposition so liebe Andante zu; dazu die Wanderer-Phantasie von Schubert und am Schluß einen großen Brahms, sie sprach ein paar Worte dazu, erklärte uns, daß der achtzehnjährige Brahms es war, der das Werk komponierte — sie benutzte die Erklärung zu einer Art Appell an die versammelte Jugend, niemals den Idealismus und die Träume der Jugend zu verraten. Und dann spielte die Fünfundsiebzigjährige das Werk des Achtzehnjährigen!

Nach einem nicht endenden Applaus ging sie nochmals an den Flügel, spielte ein Kinderlied und als Abgesang, als Gut Nacht, das mir so liebe, so oft auch in Harlaching als letztes gespielte „Guten Abend, gut' Nacht" — mir liefen noch die Tränen herunter, als ich zu ihr hineinging, wir uns in den Arm nahmen, und sie Dich sehr grüßen ließ.

Sie möchte Dir noch einmal bei uns daheim auf dem Flügel spielen, hat sie gesagt!

Spandau, 24. 1. 1960

Dein Brief, in dem Du von den musikalischen Freuden im Hause und noch viel größeren außerhalb, in Sonthofen, berichtest, ist so schön und hinsichtlich des Gedenkens an mich so wohltuend, daß ich Dein vorzeitiges Abbrechen, bevor die Wörterzahl erschöpft, gerne hinnehme; das Anhängen von Alltagsätzen wäre eine Entweihung des Vorhergehenden.

Wie freut es mich auch, daß noch immer und trotz allem echtes Volkstum lebt und bei Euch erklingt; auf Grund dessen was Du hierzu schreibst, war es mir fast, als sei ich dabei, und mir wurde ganz feierlich zu Sinn. Welch' eine Vorstellung, doch noch einmal so etwas mitzuer-

leben: solch einen Abend mit der von der Natur geschenkten aus tiefsten Seelenbereichen aufklingenden Volksmusik des musikalischsten aller Völker — und Klaviersonaten, gespielt von einem vollendeten Pianisten oder gar der großen Künstlerin, von der Du so ergreifend berichtest hast! Das ist freilich etwas Phänomenales, in solchem Alter noch spielen zu können und die Menschen mitzureißen wie ehedem. Solch eine außergewöhnliche Persönlichkeit verläßt eben der Daimon nicht bis ans Ende.

*

Was die Volksseele betrifft, so habe ich gerade ein Bilderbuch da „Das Münchner Jahr" — ein Buch der Seele Münchens. Einfach entzückend, diese fotografisch festgehaltenen Originale. Beschrieben hat sie einer, der dieses anscheinend nach wie vor „große Dorf", nunmehr Riesendorf, wirklich durch und durch kennt, vermutlich selbst ein Ur-Münchner ist, anders ist es gar nicht möglich.

Im Kontrast dazu habe ich Shakespeares Richard III. vor mir, diese Inkarnation des Bösen. Wir haben uns die Königsdramen aus der Bibliothek beschafft.

30. 1. 1960

So, Du hast also erfahren, man dürfe uns warme Hemden senden. Das ist richtig. Richtig ist aber auch, daß wir hier warme Hemden bekommen können, so viel wir wollen oder brauchen. Warum sollte ich mir da welche von daheim schicken lassen, möchte ich wissen? Den Mammon, den sie kosten würden, verwendest Du viel sinnvoller für eine schöne Platte mit einer Sonate oder dergleichen oder für ein erfreuliches Buch. Vielleicht kommt sogar einmal die Zeit, da ich davon auch etwas habe und mehr habe, als von zusätzlichen warmen Hemden, mögen diese noch so

warm und in den Farben apart sein! Hugh, ich habe gesprochen! (Lacher) Das ändert nichts daran, daß Deine gute Absicht, mir auf diese Weise eine Freude zu machen, mich an sich schon freut. Nimm daher meinen Dank hin, als ob ich die Hemden bekommen hätte.

*

Was gute Bücher betrifft, so lese ich gerade Tolstois „Krieg und Frieden". Ich weiß nicht, ob Du diesen historischen Roman kennst — wohl einer der bedeutendsten historischen Romane, ja nach Meinung eines der hiesigen Schicksalsgenossen, der bedeutendste überhaupt. Er gibt ein sehr lebendiges und eindrucksvolles Bild des Geschehens der Zeit der napoleonischen Aera — aus den verschiedendsten Blickwinkeln heraus, aus hohen und niedrigen, zugleich aber auch einen interessanten Einblick in die Gesellschaftskreise und -verhältnisse des damaligen Rußlands, wohl auch des späteren Rußlands bis zum Umsturz. Und die Schilderungen sind sicher authentisch, da Tolstoi als Angehöriger des Adels in den Petersburger und Moskauer Salons zuhause war, zugleich aber auch „das Volk" kannte. Das Historische stützt sich vermutlich auf eingehende Studien.

28. 2. 1960

Was Euer Dichtergast* über das Dichterische sagte, entspricht ganz meiner Einstellung dazu, vor allem auch hinsichtlich der Bedeutung des Lautlesens, des Vorlesens.

---

* Will Vesper war zu Gast in Gailenberg gewesen, und ich hatte über ein Gespräch mit ihm u. a. berichtet:

„Er ist z. B. der Ansicht — im Gegensatz zu mir, die niemals eine große Freundin vom Vorlesen gewesen ist, die immer selbst lesen wollte! — daß man gerade beim Vorlesen bald erkennen würde, welche Dichtung echt

Wahre Dichtung, wie übrigens auch entsprechende Prosa muß sich „anspruchslos“ — so möchte ich es nennen — vortragen lassen, was freilich der Vortragende können muß und wozu sogar meines Erachtens mehr Kunst gehört, als man glaubt: ohne Pathos, das immer peinlich wirkt, schlicht und doch ausdrucksvoll. Der Hörer darf nicht den Eindruck bekommen, der Lesende lese absichtlich, setze die Betonungen bewußt; es muß sich ganz selbstverständlich anhören, eben ganz „gesprochen“ klingen, muß „sich selbst vortragen“. Erste Voraussetzung aber ist daß die Dichtung nicht das Phrasenhafte in sich trägt, wie Dein Mann vom Fach mit Recht sagt, ich glaube auch, daß Vorleseabende, entsprechend den Konzertabenden, die beste Form der Bewährungsprobe abgeben würden.

Ilse Hess an R. H. Gailenberg, 5. 4. 1960

Über das Yoga der Inder liest Du! So sehr schön ich mir in meinem angeborenen Temperament, meinem Hang zur Aufregung, zu Zorn und Ausbruch es vorstelle, zu jener Abklärung vorzustoßen — ich weiß nicht, ob es möglich ist, solange man mitten im Getriebe unseres westlich-europäischen Lebens steht, ob nicht eben überhaupt Klima, Rasse und Volksalter hierbei eine Rolle spielen — Umwelteinflüsse wie erbliche, die so verschieden sind. Auf der anderen Seite muß ich bei Dir und Deinem „Relaxieren“, wie Du es wortschöpferisch einmal nanntest,

---

und klar ist, von jener ‚heiligen Nüchternheit‘, von der Hölderlin sprach. Auch Goethe habe z. B. die orientalischen Dichtungen gelobt, da das Wort dort noch ein ‚gesprochenes‘ Wort sei und daher lebendig! Man würde gerade an solchen Dichtungen den Unterschied echter Sprache und Dichtung zu den Wortschlampereien der Zeitungen, den Wortfexereien der Wortakrobaten erkennen, den Unterschied zwischen dem Sprachmeisterwerk und der Phrase.“

doch erstaunt feststellen, daß Du das, was man heute „autogenes Training“ nennt, etwas, das dem Yoga in manchen Dingen nahekommt, schon während Deines ganzen Lebens geübt hast. Es scheint mir, als müsse man sozusagen eine „europäische“ Form des Yoga finden, die weniger auf der passiven Versenkung als auf dem aktiven Willen beruhen mag.

Spandau, 22. 4. 1960

Hab keine Sorge: allzu abgeklärt bin ich auch durch Lesen über Yoga nicht geworden. An der Fähigkeit, mich gelegentlich zu ärgern, mich gelegentlich über etwas aufzuregen — etwa über dies oder jenes, das in der Zeitung steht, über das Bild, das ich über den Zustand der Welt von heute bekomme — fehlt es gewiß nicht. Weder die indische noch eine „europäische“ Form des Yoga hat von mir Besitz ergriffen; das kann auch gar nicht sein, dazu genügt nicht Lesen über diese Selbstschulung, sondern langes, ich glaube jahrelanges Training, das ich weder bisher auf mich genommen habe, noch künftig auf mich zu nehmen gedenke. Ich wüßte nicht, wozu ich mir eine solche Anstrengung auf meine alten Tage auferlegen sollte. Schon gar nicht habe ich das Bedürfnis danach, wenn Hand in Hand damit eine innere Ausgeglichenheit geht, die nicht nur leidenschaftlichen Ärger, sondern auch die Fähigkeit zu leidenschaftlicher Freude verdrängt. Uns Europäern gemäß ist wohl die angelsächsische Art der Selbstbeherrschung.

Gerade las ich in Goethes Gesprächen mit Eckermann, daß auch er sie angepriesen hat auf Grund der Beobachtung all der vielen jungen Engländer, die damals nach Weimar kamen und bei ihm verkehrten. Wobei aber mit der Selbstbeherrschung in gesunder Weise das Gegenteil verbunden war und wohl auch heute noch ist: ihr Auftreten sei so

voller Zuversicht und „so bequem“, als wären sie überall die Herren und als gehöre die Welt überall ihnen; daher fühlten sich diese Siebzehnjährigen auch in der deutschen Fremde keineswegs fremd und verlegen. Dies sei es, wodurch sie in den Herzen der jungen Dämchen in Weimar so viel Verwüstungen anrichteten. Er sehe bei jedem Auftauchen eines jungen Engländers im Geist immer schon die Tränen, die ihm beim Abgang fließen würden — gefährliche junge Leute, aber daß sie gefährlich seien, sei eben ihre Tugend. Woran es liege, ob an der Abstammung, ob am Boden, ob an der freien Verfassung, an einer gesunden Erziehung? Wohl doch nur daran, daß sie die Courage hätten, das zu sein, wozu die Natur sie gemacht hat: nichts sei an ihnen verbildet und verbogen, keine Halbheit, keine Schiefheit; wie auch immer, sie seien, „durchaus komplette Menschen“. Mitunter auch komplette Narren, das gäbe er zu. Schließlich kommt er zu dem Ergebnis, die Kinder genössen sowohl in der Familie wie in den Unterrichtsanstalten größere Achtung, eine weit glücklichere freie Entwicklung als bei uns Deutschen. Bei uns gehe alles dahin, die liebe Jugend frühzeitig zahm zu machen, alle Natur, alle Originalität, alle Wildheit auszutreiben, am Ende bliebe dann auch nichts übrig als der Philister.

Vergleichend übt Goethe harte Kritik an ihn besuchenden jungen deutschen Gelehrten, kurzsichtig, blaß, mit eingefallener Brust, geistig trivial, abstrakt im Denken, ohne gesunde Sinnlichkeit und Jugendlust. Im späteren Leben fehle, was sie am meisten bedürften für den praktischen Verkehr: geistige und körperliche Energie.

Ich fürchte, diesbezüglich steht es heutigentages nicht viel besser; so sehr Goethe hoffte, daß in etwa einem Jahrhundert die Deutschen es dahin gebracht hätten, „nicht mehr abstrakte Gelehrte und Philosophen, sondern Menschen zu sein“.

Insgesamt ist es erstaunlich, über was alles Goethe nachgedacht und seiner Umgebung wie seinen Besuchern gegenüber sich geäußert hat. Der „Eckermann" allein schon ist konzentrierte Lebensweisheit.

*

Ich habe gerade die Memoiren der Madame de Staël gelesen, einer gescheiten Frau, die zur Zeit Napoleons lebte. Sie wurde durch ihn schlecht behandelt, so daß sie in einer Haßliebe zu ihm steht. Am besten gefällt mir das Ende des Buches, in dem sie leidenschaftlich sein Abtreten aus der Geschichte kritisiert. Und sie hat soo recht! Eine historische Persönlichkeit dieses Ausmaßes darf nicht abdanken wie der nächstbeste General. Napoleon hätte in der letzten Entscheidungsschlacht fallen müssen oder — wenn ihm das Schicksal dies versagte — den Freitod sterben müssen. Statt dessen wendet er sich nach der Niederlage an England, seinen erbittersten und von ihm am meisten gehaßten Feind und bittet um Asyl. Das war seiner nicht würdig — und Frankreichs nicht würdig, dessen oberster Repräsentant er doch vor den Augen der ganzen Welt war*.

24. 4. 1960

Ich stimme Deiner Meinung völlig zu, daß es wichtiger wäre, die Menschheit von Bilharzia-Würmern und dergleichen Plagen zu befreien als zum Mond zu fliegen. Es gibt in meinen Augen auch sonst noch Vieles, das wichtiger wäre, so vor allem vorzusorgen, daß unser Erdkloß nicht innerhalb weniger Jahrzehnte derart mit Menschen überfüllt ist, und sie sich mangels Platzes und Nahrung

* Vgl. auch Brief vom 28. 3. 1964.

erneut gegenseitig umbringen — es sei denn, man benutzt das kostspielige „hobby“ des künftigen Pendelverkehrs mit unserem Trabanten dazu, um laufend eine Art „Auslese“ von ihnen auf diesen zu deportieren (Lacher).

*

Wir hörten Mozart: „Vesperae solemnes de confessore“, wunderschön. Sopran, Mezzosopran, Alt, Baß, Chor und Berliner Symphoniker — der prachtvolle Sopran (Erna Berger) über allem schwebend. Ich glaube, es gehört zum schönsten, was es in der Musik gibt. Zweitens: „Exultate jubilate“. Drittens: „Benedictus sit Deus“. Zum Schluß Mozarts Symphonie in G-Dur. Später: „Der Freischütz“. Der Baß hier nicht „schwebend“, sondern zeitweise die übrigen Stimmen und das Orchester erschlagend. Aber eine so herrliche und herrische, markige Männerstimme, daß ich das Dominieren gern hinnahm.

Nach unserem „Experten“ ist der „Freischütz“ die bedeutendste romantische Oper. Die erste überhaupt sei eine „Undine“ von E. T. A. Hoffmann gewesen. Leider verbrannte bei einem Theaterbrand in Berlin nach einer Reihe von Aufführungen in den 30iger Jahren des vorigen Jahrhunderts das Szenarium und wurde nicht neu geschaffen. E. T. A. Hoffmanns Bedeutung als Komponist werde viel zu wenig gewürdigt: die zeitgenössische Kritik behauptete, ein so hervorragender Schriftsteller könne doch nicht zugleich ein hervorragender Komponist sein — genau so wie noch Anfang dieses Jahrhunderts es selbst unter Wissenschaftlern geheißen habe: „Ein so großer Dichter wie Goethe könne doch kein ernstzunehmender Naturforscher gewesen sein.“ Inzwischen ist er aber auch in dieser Eigenschaft anerkannt. Vielleicht wird auch E. T. A. Hoffmanns „Undine“ einmal wieder aufgeführt.

Ich für meine Person verstehe ja von vornherein eine solche Logik nicht: ich meine — sofern es sich nicht um das Ergebnis angebüffelten Wissens oder eingeübten Könnens handelt — wird die außergewöhnliche Leistung auf einem Gebiet wahrscheinlich machen, daß auch auf anderen Gebieten, mit denen sich ein hervorragender Geist befaßt, Außergewöhnliches zutage tritt. Nur die Neigung, sich auf etwas zu konzentrieren, verhindert wohl, daß sich dies häufiger zeigt. Ich glaube, das wahre Genie ist von Natur vielseitig.

Wie entzückend ist doch Beethovens VI. Symphonie! Soo heiter, soo frühlingshaft, wenn auch ein Gewitter mit rauschendem Regen darin ist — eben ein Frühlingsgewitter. Insgesamt welch ein Kontrast zu seinen anderen Symphonien! Es wird einem so leicht ums Herz. Hört Ihr sie manchmal? Habt Ihr sie? Wenn nein, denkt an sie, sobald Ihr Euch eine neue Platte zulegen wollt.

An den Sohn 1. 5. 1960

Du machst Dich mit einem „Elektronengehirn" vertraut, womit ich nicht etwa spottend andeuten will, Du hättest Dich dieses Ausdruckes wörtlich bedient. Wie wenig er am Platze ist, wirst Du so gut wissen wie ich. Dieses „Hirn" — es ist erstaunlich, daß es Leute gibt, die es allen Ernstes so nennen, was nicht für deren Hirn spricht — ist und bleibt doch eine Maschine, eine sehr vollkommene, durch hervorragende Gehirne konstruierte, wie ich gerne zugeben will. Aber sie ist weder schöpferisch, noch fähig, sich selbst zu „heilen", wenn ein Schaden entstanden ist, noch gar, sich zu vervollkommnen wie ein organisches Gebilde.

Wenn man ihr ein fehlerhaftes „Programm" eingibt, denkt sie garnicht daran, es vor der Verarbeitung zu korri-

gieren, eben weil sie nicht denkt — dann leistet sie sich eiskalt den größten Unsinn. Gerade erst las ich die schöne Definition für eine Elektronenrechenanlage: „Ein kompletter Idiot mit einigen Spezialbegabungen."

Ich las mit Staunen und Heiterkeit, daß der berühmte französische Mathematiker Poincaré, ein Genie seines Fachs, von sich sagte, er hätte in seinem Leben nie eine Rechnung gerechnet, selbst nicht eine einfache, bei der er sich nicht erst einmal verrechnet habe. Das ist also offenbar das Wesen der Umkehrung des „Idioten", der sich nie verrechnet. Woraus Du freilich nicht folgern sollst, ich sei der Meinung, wir — Vater und Sohn — seien Poincarésche Genies (Lacher). Am Verrechnen allein hängt's leider nicht....

Ilse Hess an R. H. Gailenberg, 5. 5. 1960

Ich weiß nicht — eingegangen bist Du jedenfalls nicht darauf —, ob Du das nette Programmkärtchen von unserem letzten Hauskonzert erhalten hast: die hervorragende Pianistin hat es sich zur Aufgabe gemacht, auch ganz modernen Komponisten zum Gehör zu verhelfen, und so spielte sie uns zwei solche Stücke.

Ich kann mir nicht helfen: entweder ist man eben doch sechzig d.h. um ein bis zwei Generationen hinter dem Gefühlsleben, den Ausdrucksformen der heutigen Zeit zurück und kann diese Musik darum nicht ertragen, oder aber es gibt eine Grenze dessen, was erträglich ist — sei es in der Musik, der Malerei oder der Dichtung. Ich bin nur ab und an mir selber gegenüber mißtrauisch, weil es eine unumstößliche Tatsache ist, daß schon Beethoven zuerst für die Umwelt eine „Neutöner" war, von Brahms, Wagner und Reger ganz zu schweigen.

Die Ausdrucksformen moderner Kunst auf jedem Gebiet sind ja wohl auch unzweifelhaft Spiegelbilder des

innerlich zerrissenen, mit sich und der Welt uneinigen, unharmonischem homo sapiens unserer Zeit — dies zu erkennen bin ich absolut fähig, genauso wie bei einem Porträt unserer alten Freundin Elly Ney, das ein großer Könner (darüber gibt es keinen Zweifel, fast jedes seiner Aquarelle, das ich kenne, würde ich besitzen wollen!) hier malte, als sie vor vielen Jahren schon in diesem Haus spielte: das ganze Bild sind Hände, Hände, Hände und ein fast dämonischer Kopf. Ich weiß, was der Maler bezweckte — die Pianistin schlechthin. Aber zu gleicher Zeit schuf ein auch hier im Ort ansässiger Künstler, ebenfalls ein großer Könner, ein Kohleporträt von der Ney: das war sie und zugleich eben auch die Pianistin. Und niemand hätte vor diesem zweiten Bild eine lange Erklärung abgeben müssen, was gemeint war: es war die große Künstlerin Elly Ney. Das erste Bild verstehen intellektuell Geschulte, und ewige Nachbeter werden es verwirrt „großartig“ finden, weil es verrückt ist, und sie überhaupt nichts verstehen, aber ich weigere mich, ein Kunstwerk über den Intellekt zu genießen.

Ebenso aber mußte ich an unserem Klavierkonzert-Abend die modernen Stücke mit dem kühlen Intellekt in mich aufnehmen, vor allem der Interpretin meinen allergrößten Respekt zollen — Respekt, mehr nicht.

Ja, so ist es, und ich kann aus meiner Haut nicht heraus, gehöre auch nicht zu denen, die aus Angst, als „unmodern“ zu gelten, Ja und Amen zu etwas sagen, was sie nicht mögen. Ich grüble nur über der Frage, ob es doch ein Mangel, ein Generationsmangel ist.

Spandau, 15. 5. 1960

Die Kunst von Heute, ist freilich ein Problem, soweit man sie nicht von vornherein mit Anführungszeichen

schreiben muß. Was Du darüber denkst, habe ich einem meiner Kollegen vorgelesen, mit dem ich ohnehin gerade Gespräche darüber geführt hatte.

Er stimmt Dir zu, teilt aber Deine leisen Zweifel, ob es nicht auch mit an den Generationen läge. Wohl habe es einst zu Beethovens Zeiten Leute gegeben, die ihn einen „Neutöner" nannten, aber allen wirklich Musikalischen sei er schon gewesen, was er uns heute ist, überwältigend in seiner Größe, die Schönheit des von ihm Geschaffenen jenseits aller Kritik. Und meine Frage, ob er glaube, in hundert Jahren würde vielleicht trotz unserer Ablehnung, trotz unseres Nichtverstehens, die dermalige Generation von Musikverständigen die neutönerische Musik unserer Zeit beurteilen, wie wir die Beethovens, verneinte er ganz entschieden. Wobei ich hinzufügen muß, daß er durchaus nicht etwa grundsätzlich ablehnend der modernen Kunst gegenüber eingestellt ist. Sein eigenes Töchterlein malt „abstrakte" Bilder, ein paar Dutzend sah er im Laufe der letzten Besuche. Freilich, sehr glücklich scheint er mir nicht darüber zu sein, daß sie, die vordem gute Porträts und Landschaften — erkennbar wer oder was es sein sollte (Lacher) — schuf, zu dieser Richtung übergegangen ist und weder durch Zureden noch durch Angebote erheblicher Honorare für Arbeiten in ihrem früheren Stil von dem abzubringen ist, was sie jetzt als ihr gemäß bezeichnet. Er meint, Kunst und Kultur des Abendlandes seien eben am Ende angelangt, eine Weiterentwicklung nicht mehr möglich, es gäbe nur noch ein Absinken.

Wovon ich nicht ganz so überzeugt bin.

Ich halte es für gewiß, daß auch heute noch große Künstler in unserem Kulturkreis geboren werden, daß es sie gibt. Wenn sie sich nur nicht der abwegigen Idee hingäben, unbedingt „Neues" bieten, „mit Gewalt" origi-

nal und originell sein und damit aus dem Intellekt statt aus Seele und Gefühl schaffen zu müssen; aus dem Inneren heraus schöpferisch ohne Rücksicht darauf, daß durch Jahrtausende Künstler vor ihnen in gleicher Weise tätig und die Grundelemente der Kunst auf allen Gebieten dieselben waren. Hätten alle Künstlergenerationen vordem nicht nur neue Werke sondern im Wesen „grundsätzlich" Neues zuwege bringen wollen, so wären schon längst alle Möglichkeiten erschöpft worden, der „Stillstand" oder „Rückschritt" längst eingetreten.

Auch ich habe der modernen Kunst vor allem das Disharmonische vorzuwerfen; ich behaupte rundweg „disharmonische Kunst" ist ein Widerspruch in sich. Das schließt selbstverständlich nicht aus, daß in der Musik Dissonanzen eingefügt werden, aber sie müssen sich durch Konsonanzen auflösen, sonst ist es keine Musik.

Sicher hast Du recht, wenn Du meinst, die Ausdrucksformen moderner Kunst seien das Spiegelbild des innerlich zerrissenen Menschen unserer Zeit. Ich gehe noch weiter, denn ich glaube, hier liegt zum Teil ein circulus vitiosus vor: das Disharmonische, mit dem sie sich umgeben: disharmonische Bauten, disharmonische Werke der bildenden Kunst, disharmonische Musik, bewirkt allmählich einen disharmonischen Geist, eine disharmonische Seele, tiefes Unbefriedigtsein, innere Zerissenheit, Kulturzersetzung als schließliche Folge.

Das von Dir genannte Violinkonzert Nr. 3 Mozarts haben wir hier, nur in anderer Ausgabe, mit Schneiderhan als Solisten; es wird demnächst „gegeben". Wir hörten Chopins Violinkonzert Nr. 2, dessen zweiter Satz aus einem Larghetto besteht, abschließend mit einem Walzer. Unendlich melodiös, soo süß, daß — beherrscht sich der Pianist nicht sehr, sondern gibt sich etwas dieser Süße hin — er kitschig wirken kann. Aber Askenase — so hieß

er, der „am Flügel saß“ — hat sich beherrscht. Im übrigen habe ich ein solches Bedürfnis nach Melodischem und Harmonischem, daß es mir auch nichts ausgemacht hätte, würde ein wenig zu viel der „Süße“ erklungen sein (Lacher).

21. 5. 1960

Eine verfluchte Welt, im kleinen wie im großen. Ganz so unrecht hat Luther doch wohl nicht gehabt, wenn er meint, sie sei von Teufeln erfüllt, obwohl Goethe ihm dies verübelt. Aber freilich tut sich einer leicht, solchen Pessimismus zu verurteilen, wenn er sein Leben lang Glück hatte, Ruhm und Liebe und Wohlstand ihn dauernd umgaben, der böse Feind sich fernhielt — dann hat man keinen Anlaß, in die „verfluchte Teufelsimagination unseres Reformators“ zu verfallen. Doch recht hat Goethe, da er meint, Luthers protestantische Religion habe dem Einzelnen zu viel zu tragen gegeben.

Ehemals — und bei den Katholiken heute noch — konnte eine Gewissenslast durch andere vom Gewissen genommen werden, jetzt müsse ein Protestant ein belastetes Gewissen selbst tragen und darüber hinaus die Kraft finden, mit sich selbst wieder in Harmonie zu kommen. Nie hätte man den Menschen die Ohrenbeichte nehmen sollen. Und ich glaube wirklich, es bedeutet eine wohltuende Stärkung für die meisten Menschen, ihr Herz im Kummer einem anderen gegenüber ausschütten zu können, gar wenn dieser andere sich gütig zeigt — sei es auch nur zufolge langer Übung in dieser menschlichen Kunst —, man von ihm weiß, daß er anvertraute Geheimnisse pflichtgemäß wahrt und Vergebung zu vermitteln vermag. Sie ist ja so klug, diese katholische Kirche, so vollendet in der Anwendung psychologischer Erkennt-

nis und Erfahrung. Wenn schon mich, dem kirchlichen Leben Fernen, in der Jugend dem Protestantismus Zugehörigen, die farbenfrohe Schönheit einer katholischen Kirche so viel mehr anzieht als die kalte Nüchternheit der evangelischen, wieviel mehr noch muß das bei denen seine Wirkung ausüben, die Zeit ihres Lebens dorthin gehörten! Wie wohlüberlegt wird auf alle Sinne Einfluß genommen: mit altehrwürdigen Gesängen und Orgelklängen, mit barocken Altären, figurengeschmückt, von Kerzenreihen erleuchtet, aus mystischen Halbdunkel hervortretend — davor die Priester in kostbar bestickten Gewändern zelebrierend, Weihrauchduft erfüllt den Raum — und der Geruchsinn wirkt wohl am stärksten auf das Gemüt, weckt früheste Kindheitserinnerungen —, selbst das Empfindungsvermögen der Haut bleibt nicht außer Acht, sie wird mit Weihwasser benetzt. Ich brauche mir bloß Fenster in abgestimmtem dunkelfarbigem Glas vorzustellen, um zu tiefst innerlich berührt zu werden. Sehr begreiflich, daß der Katholizismus eine größere Anziehungskraft ausübt und die Menschen stärker fesselt, weniger über Abtrünnige zu klagen hat als der Protestantismus.

Goethe machte seine kritischen Bemerkungen als ihm, während er krank war aus Luthers Schriften vorgelesen wurde. Bald hatte er genug und ging zu Cervantes Novellen über, die ihm Freude bereiteten.

Interessant war mir übrigens, daß in den „Gesprächen mit Goethe" einer berichtet, er wage nicht Anekdoten, die Goethe erzählte, wiederzugeben, weil das Anmutigste fehlen würde: seine Augen, seine Stimme, sein Gebärdenspiel; denn er habe nicht nur erzählt, sondern alles mimisch dargestellt. Bis an sein Ende, und das war doch immerhin im 83. Lebensjahr, behielt er seine Lebhaftigkeit und geistige Frische. Vielleicht wirkte dabei mit,

daß er sich vom Nikotin freihielt. Aufs Rauchen warf er seinen ganzen Zorn: nach zwei oder drei Menschenaltern werde man schon sehen, was diese „Bierbäuche und Schmauchlümmel", aus Deutschland gemacht hätten. An der Geistlosigkeit, Armseligkeit und Verkrüppelung unserer Literatur werde man es zuerst bemerken. Und was der Greuel koste! Schon jetzt gingen 25 Millionen Thaler in Deutschland in Tabaksqualm auf, die Summe könne auf 50 bis 60 Millionen steigen. (Wenn er erst geahnt hätte, in welcher Größenordnung sie sich tatsächlich nach zwei oder drei Menschenaltern bewegt!) Was könnte mit dem Gelde geschehen! Und dann die Unhöflichkeit! Die Raucher verpesteten die Luft weit und breit und erstickten jeden honneten Menschen, der nicht zu seiner Verteidigung zu rauchen vermöge. Wer könne in das Zimmer eines Rauchers treten, ohne daß ihm übel werde, ohne umzukommen! Dies schreibe ich Dir zur gelegentlichen freundlichen Verwendung gegenüber lieben Gästen, die gar zu sehr qualmen (Lacher).

Ilse Hess an R. H. Gailenberg, 15. 6. 1960

In der letzten „Sammlerlupe" war eine sehr schöne Grillparzer-Sondermarke abgebildet, die Österreich derzeit herausgibt. Diesen Abbildungen gibt die Zeitung stets biographische Notizen und außerdem ein charakteristisches Zitat bei. Unter dem Grillparzerbild stand: „Wenn ein Talent und ein Charakter zusammenkommen, so entsteht ein Genie."

Ich habe gestutzt und weiß nicht ganz, ob es richtig ist: man müßte „Charakter" dann zumindest etwas anders begreifen, wie wir das Wort gemeiniglich gebrauchen, die wir doch, wenn wir sagen: der oder die hat „Charakter", unbedingt den guten und hervorragenden

Charakter meinen, im landläufigen, fast möchte ich sagen, im bürgerlichen Sinne. Den aber hat meines Erachtens das Genie nicht, im Gegenteil, mit dem bürgerlichen Maßstab gemessen, hat es meist gar keinen Charakter, sondern eher das Gegenteil. Charakter, so wie wir ihn verstehen, setzt sehr viel Beherrschung, Form und Anstand voraus; ich glaube nicht, daß das typische Eigenschaften eines Genies sind — oder?

Spandau, 25. 6. 1960

Du willst also wissen, was ich zu Grillparzers Satz zu sagen hätte: „Wenn ein Talent und ein Charakter zusammenkommen, so entsteht ein Genie." Ja — wie Dich, so hat auch mich diese Behauptung überrascht. Ich muß gestehen, ich habe bisher Genie ohne Zusammenhang mit dem Begriff Charakter gesehen; das Auswirken einer genialen Veranlagung, oder besser: daß ein Individuum genial veranlagt ist, machte für mich das Genie aus: vom Charakter hängt es dann ab, wie weit diese Begnadung zur Wirkung gebracht wird, schöpferisch sich betätigt. Vielleicht beruht das Wesen des Genies überhaupt nur in der Fähigkeit, ganz Außergewöhnliches zu leisten, was es auch sei, dem es sich zuwendet.

Auf alle Fälle hast Du recht, indem Du meinst, daß Charakter im landläufigen Sinn, in der Fassung von „Charakter haben", also als durchaus positive Eigenschaft, als guter anständiger Charakter, bestimmt nicht das Charakteristische des Genies ist, sondern eher das Gegenteil. Und ich glaube, daß dies Gegenteil häufig daher kommt, daß vielen Genies der überwältigende Drang eingegeben ist, sich zum Letzten auszuwirken, die schöpferische Kraft in höchste schöpferische Leistung umzusetzen, ein bestimmtes Ziel zu erreichen, und, so scheint es dem Durch-

schnitt, damit Unmögliches zu begehren. Ein Drang, der so gewaltig ist, daß skrupellos oder auch besinnungslos alles, was hemmt, alles was sich in den Weg stellt, überwältigt wird — jenseits von Gut und Böse, jenseits aller Ethik.

Aber das soll nicht heißen, dies sei das Bezeichnende des Genies, es gibt auch hier sicher das Gegenteil: stille Zurückhaltung, Verborgenbleiben, Rücksichtnahme bis zur Selbstaufgabe. Die Spannung der verschiedenen, den Genies möglicherweise anhaftenden Charaktere ist also riesig und damit verbindet sich für mich nach wie vor „Charakter", gemäß Grillparzers Äußerung, nicht mit dem Begriff „Genie".

Ich habe in den „Gesprächen mit Goethe" anhand des Registers aufgeschlagen, was dieser gelegentlich über Genie und über Charakter gesagt hat. Eigenartigerweise steht „Genie" überhaupt nicht im Verzeichnis, er hat also in den dort wiedergegebenen Gesprächen nichts Bemerkenswertes dazu geäußert. Vielleicht war er sich bewußt, eines der hervorragendsten und vielleicht vielseitigsten Genies, das je gelebt hat, zu sein. Als solches anerkannt, vermied er über das Phänomen seiner selbst zu sprechen: auch dies wäre charakterlich kennzeichnend für ihn.

Hinsichtlich des Charakters aber sagt er: „Alles was uns imponieren soll, muß Charakter haben", wobei er hier Charakter im Sinne von Eigenart, von Individualität, meint. Demnach würde er wohl auch für das Genie dies gefordert haben und Riemer, dem Hauslehrer, gegenüber definiert er Charakter als die Mischung der ersten menschlichen Grundtriebe, der Selbsterhaltung, der Selbstschätzung usw., — das, wovon auch die Ausbildung der übrigen Seelenkräfte ausgehe, worauf sie ruhe. Womit er doch wohl die Charaktereigenschaften des sich vehement durchsetzenden Genies berührt: also auch die charakter-

lichen Beigaben seines eigenen Genies; denn so sehr sein Charakter die besten Seiten dieses Begriffes umschloß, so vornehm er von Natur war, konnte er doch, wenn es seinem Wirken diente, äußerst rücksichtlos sein, so etwa in seinem Verhalten dem getreuen Eckermann, dem Sekretär, gegenüber.

Weniger in diesen Zusammenhang gehörig als interessant im Hinblick auf unsere Zeiten ist sein Ausspruch, zur Resignation gehöre Charakter! Denn er tut ihn, nachdem er Boisserée sein Leid klagte, für uns „Alte" sei es zum Tollwerden, wenn man da um einen herum die Welt vermodern und in die Elemente zurückkehren sähe, damit — weiß Gott wann — ein Neues daraus erstehe. Boisserée, sich in das Unabänderliche fügend, weiß nur den einen Trost, daß „wir Jungen" gleichsam als Leichenträger das Bessere, das aus dieser Pest noch übrigbleibt, die alten Schätze der Bildung, zu retten suchen und mit der Zeit, vielleicht erst in unseren Enkeln, die Schulmeister und so auch die Herren der jungen Völker werden. Alle anderen Hoffnungen und Bestrebungen seien leer.

An Kulturpessimismus hat es also auch damals nicht gefehlt und darin liegt wohl auch ein gewisser Trost, obwohl ich glaube, daß die Berechtigung zu diesem Pessimismus nur gering war im Vergleich zu heute.

23. 7. 1960

Zu dem einem schönen Mozartbuch muß ich leider nachtragen, daß es nur soweit es die Jugendjahre betrifft, heiter ist; je weiter es dem frühen Ende des Genies zugeht, desto schwermütiger wird es.

Ob das Dahinsiechen und Erlöschen mit nur 35 Jahren nicht auch damit zusammenhängt, daß der Vater ihn von Beginn an, da sich bereits beim kleinen Kind die einem

Wunder gleiche Begabung zeigte, bis zum Äußersten hernahm und bald in kurzen Abständen auf endlosen Reisen durch halb Europa mit sich führte, in einem Konzert nach dem anderen auftreten ließ, an einem Fürstenhof nach dem anderen zeigte, ihn zugleich fortgesetzt zu Komposition auf Komposition veranlaßte bis zu Opern, Symphonien (die erste, die „holländische" bereits mit ganzen neun Jahren!), Oratorien (das erste mit elf) — ob diese maßlosen Anstrengungen und Überanstrengungen nicht beitrugen zum so frühen Tod?

Ohne das aber wäre er vielleicht nicht „Mozart" geworden; das unaufhörliche Befassen des noch in der Entwicklung begriffenen Hirns mit Musik und wieder Musik, kaum die Schulreife erreichend bereits Klavier wie Violine virtuos beherrschend, bald übergehend zum Schöpferischen — vielleicht war das doch die Voraussetzung zu der in seiner Art einmaligen Erscheinung selbst unter den Genies. Das Erstaunliche ist ja: er beherrschte völlig aus sich selbst heraus Grundlagen der Kompositionslehre, ohne daß sie ihm gelehrt worden wären — Grundlagen, die andere Sterne am Himmel der Musik sich in eingehenden Studien aneignen mußten. Mit nur einer Ausnahme, wie mir gesagt wurde: die einzige diesbezügliche Parallele sei Richard Strauß. Daß aber Mozart, der doch schon zu Lebzeiten den Namen eines ganz Großen trug, fast ohne Geleit zu einem Armengrab getragen wurde, längst verschollen, das ist eine Schande für die Menschheit im Allgemeinen und für Wien im besonderen.

Die „Menschheit" oder die Menschen wie sie sind, heute wie vor zweitausend Jahren: ich habe die Reden des Sokrates inzwischen gelesen, in der Übertragung des Matthias Claudius im „Wandsbeker Boten". Auch derzeit und bei uns täte wohl einer not, der herumginge und Jung und Alt rate: nicht zuerst für den Leib und für Reichtum,

noch für sonst etwas so sehr zu sorgen, als für die Seele, daß sie vollkommen werde; einer, der von Gott gesetzt ist und einer von denen, die der Gemeinschaft — Sokrates vergleicht sie mit einem großen Roß guter Rasse, das etwas träge ist, weil es ihm an den Dingen dieser Welt ganz und gar nicht mangelt — die Peitsche um den Kopf gehen lassen.

Aber über kurz oder lang würde er dann wohl auch enden, wie Sokrates — wenn nicht in Hinsicht des Lebens, so doch seines Ansehens unter seinen Mitbürgern. Auf die Dauer träfe freilich zu, was er seinen Richtern sagt: daß sie sich selbst mehr schaden als ihm. Sokrates' Name hätte in der Nachwelt vielleicht nicht ganz den Klang erhalten, den er hat, wenn er an Altersschwäche gestorben wäre, statt an menschlicher Niedertracht, oder gar geflohen wäre, sich dem Spruch der Richter entziehend, wie diese es offenbar gern gesehen hätten, auf daß sie aus ihrer Verlegenheit und wohl selbst gefühlten Feigheit erlöst worden wären.

Ich habe die Reden des Sokrates teilweise halblaut gelesen. ...

31. 7. 1960

Das Problem „Genie" hat mich nicht mehr ruhen lassen; daher bin ich auch an Mozarts Wort festgehakt: Genie ohne *Herz* ist Unding. Nicht nur Verstand allein, nicht Imagination, nicht beide zusammen machen Genie. Liebe! Liebe! Liebe! ist die Seele des Genies.

Dabei geht er wohl von sich aus; daß das für alle Genies zutrifft, möchte ich doch bestreiten, es sei denn, man versteht hier unter Liebe die Liebe zur eigenen dämonischen Anlage, zu den Werken, die das Genie mit dieser Anlage schafft. Aber das hat Mozart nicht gemeint, sondern Liebe im geläufigen Sinn, wie sie in der Herzengüte sich äußert,

die sein tiefster Wesenszug war. Als ganz kleines Bürscherl, als seine Beinchen noch vom Klavierhocker herunterbaumelten, frug er die Zuhörer „habt Ihr mich lieb?“, und erst nach der Bestätigung spielte er.

Später schreibt der Vater in einem Brief an den Zwanzigjährigen: daran erkenne er seinen Sohn — an dem Fehler, daß er allen Leuten auf das erste Wort glaube, sein gutes Herz jedermann bloßstelle, dem Nutzen fremder Leute seinen eigenen Ruhm und Nutzen opfere.

Aber ohne diesen „Fehler“ wäre wohl Mozart nicht „Mozart“ geworden, ohne dieses Herz wäre ihm wohl nicht die so zu Herzen gehende Musik entströmt, so ganz ungekünstelte, teilweise geradezu naiv einfache Musik.

*

Ein erfreuendes Buch; Lembke „Städte am Wasser“, im Großformat, mit vielen guten Aufnahmen aus allen Teilen Deutschlands. Unter dem Motto von Moritz von Schwind: „Das Schöne ist das Allernotwendigste auf Erden“. Es sind freilich meist Bilder aus vergangenen Zeiten. Es kann kaum anders sein, denn mir scheint in unserem augenblicklichen Vaterländle hat man nicht gar so viel Sinn für dieses „Allernotwendigste“.

7. 8. 1960

Daß die Ablehnung dessen, was zur Zeit als Musik gilt — als letzte Errungenschaft, wie ich las, mechanische d. h. elektronisch komponierte „Musik“ — nur mit mangelndem Verständnis gegenüber „Kontemporärem“ zu erklären wäre, diese Musik aber in der nächsten Generation ebenso anerkannt und hochgewertet werden würde wie heute etwa die Schöpfungen der Komponisten des 18.

und 19. Jahrhunderts: daß diese Meinung unhaltbar ist, geht doch schon daraus hervor, wie umjubelt Mozart, Haydn, Gluck, Beethoven bereits von ihren eigenen Zeitgenossen waren.

Um so unbegreiflicher ist freilich, daß das anerkannte Genie Mozart materiell so gut wie ohne Unterstützung blieb — allenthalben wurden seine Werke zwar aufgeführt, besonders die Opern, aber da es damals keine Tantieme gab, nutzte es ihm gar nichts. Noch kurz vor seinem Ende fehlte nicht viel, und „der große Mozart" wäre verhungert. Diese leibliche Not trug zu seinem frühen Erlöschen bei. Erst als er bereits auf dem Sterbebett lag, erhielt er eine Nachricht, daß endlich ungarische Adlige sich zusammengetan hatten, jährlich eine Summe aufzubringen, die ihn aller Sorgen enthob, und gleichzeitig sollte nun eine regelmäßige Spende, ich glaube aus England, kommen, nicht minder großzügig. Nun hätte er plötzlich im Überfluß schaffen können, ohne Zeit zu vertun mit Stundengeben um des täglichen Brotes willen, da starb er. Welch eine Tragik! Welch ein Spiel des Schicksals!

Ganz eigenartig ist, wie sein letztes großes Werk, das Requiem, zustandekam; wie er veranlaßt wurde, gewissermaßen die eigene Totenmesse zu schreiben. Als er schon selbst sein Ende kommen fühlte, erschien ein kleines ihm unbekanntes Männchen in düsterem grauen Mantel und bestellte im Namen eines, der nicht genannt sein wollte, eben dies Requiem, zahlte gleichzeitig ein hohes Honorar in Goldstücken auf den Tisch. Aber er müsse sich eilen, sehr eilen. Und Mozart eilte sich, brachte das Requiem beinahe ganz fertig. Nur Weniges dazwischen war skizzenhaft in einer Stimme ausgeführt, ein Schüler vollendete es.

In der Biographie, steht kein Erklärungsversuch für das Rätsel um das graue Männlein mit seinem Auftrag für das

Requiem. Mir wurde aber erzählt, nach neueren Forschungen nehme man an, ein wohlhabender Adliger, der vom bevorstehenden Sterben wußte, hoffte das Werk später als seine eigene Komposition ausgeben zu können. Dann hätte er unbewußt Schicksal gespielt: ohne ihn wäre die Menschheit um eine der herrlichsten Schöpfungen der Musik ärmer.

So wie ich zu der rätselhaften Macht „Schicksal" stehe, glaube ich allerdings, daß der geheimnisvolle Unbekannte vielleicht hinterher selbst glaubte, Schicksal „gespielt" zu haben, tatsächlich aber ein Werkzeug des Schicksals war, ohne es zu ahnen.

21. 8. 1960

Auf daß ich es nicht vergesse: die Eurem letzten Brief beigegebenen Bilder habe ich deshalb nicht ausgehändigt bekommen, weil nur solche zugelassen sind, die Familienangehörige zeigen, nicht aber irgendwelche Gebäude — und seien es auch die von diesen bewohnten! Was anderes ist es, wenn außer dem Familienkonterfei im Hintergrund oder daneben sich Häuser auf der Aufnahme befinden, und seien es auch die von den Konterfei-Inhabern nicht bewohnten (Lacher). Also nehmt es gebührend zur Kenntnis und richtet Euch künftig danach. Sonst ist es einfacher und billiger, Ihr behaltet die Fotos gleich bei Euch (Lacher).

Bewundernd und mich verwundernd las ich gerade ein Buch „Millionen in einem Bau", das den Ameisenstaat behandelt, die ganze Vielzahl von Staatsbürgergruppen mit ihren unabweichlich festgelegten verschiedenen Aufgaben; Arbeiter an einem im Verhältnis zu ihnen riesenhaften Bau, in dessen obere Stockwerke die Nachwuchs-Betreuerinnen Larven und Kinder bringen, wenn sie der Wärme bedürfen, sie umgekehrt bis in die mittleren Etagen

und gegebenenfalls tief in die Kellergeschosse schleppen, wenn heiße Witterung es erfordert. Viehhirten, die die eingefangenen Läuse behüten, während die Melkerinnen den süßen Saft aus ihnen herausstreichen, um damit Jung und Alt, nicht zuletzt die Königin, von der der Fortbestand des Staates in erster Linie abhängt, zu ernähren. Natürlich fehlt auch das für die Begattung der Königin nötige Mannsvolk nicht, das zur rechten Zeit Flügel ansetzend im Hochzeitsflug die Auslese des Tüchtigsten bewirkt, dessen Zeugungsakt dann für das ganze Leben der Königin ausreicht, sie befähigt, jahrelang ununterbrochen befruchtete Eier zu legen, insgesamt Millionen. Auch hier geht also die Natur verschwenderisch vor im Hinblick auf die dann überflüssige Unzahl von „Herren der Schöpfung". Nicht zu vergessen ist die Kriegerkaste, die von Zeit zu Zeit mit benachbarten fremden Ameisenstaaten wilde Schlachten auskämpft, so leidenschaftlich, daß selbst Schwerverwundete, ja tatsächlich Halbierte mit ihrem Vorderteil weiterringen und -beißen, bis sie endlich sterbend die Kraft verläßt.

Das Tollste an zielstrebiger Leistung vollbringen gewisse Ameisenarten in Asien, bei denen das anfangs nicht für möglich Gehaltene, von den Wissenschaftlern daher als undenkbar Bestrittene schließlich unzweifelbar festgestellt wurde: nämlich daß sie Spinngespinste weben; sie tragen Larven als Weberschiffchen so hin und her wie es nötig ist, damit ein Gewebe entsteht — Larven, die sie pressen, wodurch diese einen Spinnfaden aus einer Drüse aussondern.

Selbstredend wissen diese Ameisen nicht, warum sie das tun, so wenig wie alle anderen „Spezialarbeiter" und „Staatsfunktionäre" wissen, warum sie ihre verschiedenen Aufgaben erfüllen. Sie handeln eben aus ihrem Instinkt heraus, womit freilich kaum viel zur Erklärung des Rätsels

gewonnen ist, denn woher haben sie diesen Instinkt oder besser diese innerhalb der gleichen Art voneinander so abweichenden Instinkte, die alle sie zwingen, das zur Erfüllung der jeweiligen Sonderbetätigungen Notwendige zu tun. Verfügen sie über keinen nennenswerten, dem menschlichen vergleichbaren Verstand, so muß doch die rätselhafte Macht, die ihnen die so ausgeklügelt zweckvollen Instinkte verlieh, über einen um so bestaunenswerteren, unfaßlich und überwältigend hohen Verstand verfügen.

Wir denkenden Menschen sind derart von Wundern umgeben und selber in Wunder verstrickt, ja bestehen vom Anbeginn im Mutterleib bis zum Ende in einer Handvoll Erde nur aus Wundern, daß wir uns dessen meist gar nicht bewußt werden. Oder auch nicht bewußt werden wollen, weil alles jenseits der Grenzen unseres Verstandes liegt, jedenfalls soweit es sich nicht nur um die rein materiellen Zusammenhänge und Erkenntnisse handelt, sondern wir über die tieferen Ursachen nachzudenken uns unterfangen, die endlosen Rätsel zu enträtseln uns anmaßen. Gelingt es wirklich einmal hier und da, einen Zipfel über den Geheimnissen zu lüpfen, stellen sich sofort um so mehr und um so größere ein, wenn nicht gar eine furchtbare Strafe ob der fürwitzigen Wißbegier unheimlich dräuend aufsteigt*.

16. 10. 1960

Der Genosse meiner Wanderung im Garten erzählte mir auf die Frage hin, ob er Musik mit offenen oder geschlossenen Augen höre — er behält sie offen —, in Wien gäbe es gelegentlich „Dunkelkonzerte", die bei Vielen sehr beliebt seien, aber die meisten Konzertsäle blieben

---

* Vgl. dazu auch Brief vom 5. 2. 1961.

doch erhellt. Ich verstehe letzteres nicht, denn mich lenkt Licht vom Hören ab. Ich schließe daher die Augen immer, wenn ich entsprechende Musik höre, also Musik höherer Ordnung; nur dann kann ich mich voll auf sie konzentrieren, wenn ich die Augen ausschalte. Nur dann bereitet sie mir den höchsten Genuß. Aber wahrscheinlich ist die große Mehrheit des weiblichen Geschlechts gegen Verdunkelung bei Konzerten. Sie wollen auch ihre Toiletten zeigen, sonst haben sie nur die halbe Freude an der Sache. Doch ich habe nichts dagegen, daß in den Pausen das Licht voll erstrahlt, im Gegenteil: da erfreue ich mich dann auch an schönen Frauen in schönen Kleidern. Während der Musik aber will ich nur Musik — und auch die schönen Frauen sollten sich dann gefälligst vom Äußerlichen ab- und, getragen von den Tönen, in sich kehren (Lacher). Kurz — ich plädiere entschieden für „Dunkelkonzerte", mag vor Beginn, in den Pausen und hernach noch so viel Revue sein!

30. 10. 1960

Neben einem Buch des spanischen Philosophen Ortega y Gasset. „Signale unserer Zeit" und einer Geschichte der Entwicklung der Straße von den alten Bernsteinrouten bis zu den modernsten Autobahnen, lese ich augenblicklich das Büchlein einer Österreicherin, Margarete Rohrer: „Ca c'est Paris". Mit reizenden Federzeichnungen, leichthin geschrieben, zumindest scheinbar, im Stil wie im Inhalt erfolgreich bemüht, den Charme wiederzugeben, den diese in ihrer Art wohl einzige Stadt unbestreitbar hat. Wie lange ihr dieser Liebreiz noch erhalten bleibt, diese alten winkligen Quartiers, die vielen kleinen Librairies, die Antiquariate mit ihren alten Buchausgaben, ihren alten Stichen, die Unzahl winziger Hotels, kleinbürgerlich bis spießig inmitten einer Weltstadt, aber mit gepflegter

Küche, die den Gast in individuellster Weise umsorgt durch Menschen, die noch dem vergangenen Jahrhundert anzugehören scheinen — wie lang dergleichen durch unsere Zeit und ihre Wandlung durchgerettet werden kann, das scheint mir freilich eine andere Frage.

Ich gebe zu, ich bin ein ausgesprochener Kulturpessimist — doch wer wollte mir das verübeln? Dahin zu gelangen braucht man ja nur eine Zeitung aufzuschlagen; Text und Bild fast auf jeder Seite genügen zum Pessimismus, sofern man nicht stark in dem wurzelt, was ich echte Kultur nenne. In dieser Hinsicht graut mir manchmal vor dem Gedanken, eines Tages wieder in diesen Betrieb heutiger Zivilisation ausgesetzt zu werden. Es gäbe wohl nichts anderes als die Flucht in möglichste Einsamkeit, so fern jeder größeren Stadt wie nur angängig.

Im übrigen scheint es mir nicht so, als ob dergleichen „Gefahr" im Verzug wäre (Lacher).

Ilse Hess an R. H. z. Z. Bederkesa, 15. 11. 1960

Auf dem Weg zur Kur nach Bederkesa fuhren wir über die Autobahn bis Bremerhaven, passierten dort den Hafenzoll und Buz, der Frechling, sauste nun, während ich halb zitterte, halb es herrlich fand, auf sicherlich für Privatautos unerlaubten Pfaden durch das ganze Hafengebiet bis an die äußerste Spitze der Columbuskaje. Rechts vor uns ein wunderschöner großer Norweger an den Pollern zerrend, vor uns grau in grau, wildbewegt, aber herrlich die weite Wesermündung und rings um uns herum der Ruch nach Teer und Wasser, Schiff und Ferne — es war ein wunderschöner Abschluß unserer kurzen gemeinsamen Fahrt. Ich wunderte mich einmal mehr, daß wir, womit ich jetzt Dich und mich meine, nie eine große Fahrt zusammen machten, wo doch in uns beiden immerhin

der Drang dazu steckt?! Es war halt niemals Zeit — vielleicht läßt uns das Leben noch für das Ende unserer Tage so etwas übrig?

*

Am Sonntag hatte ich Besuch von Inge; wir zwei Schwestern fuhren frohgemut gen Cuxhaven und zur „Alten Liebe“. Aus dem Dunst tauchten im starken Ebbstrom, der gerade auslief, ein großer Frachter nach dem anderen auf, das kleine flinke Lotsenboot holte die Lotsen herunter, es roch wieder herrlich nach Meer und Teer und Tang — die genaue Stelle, an der ich einst wartete*, konnte ich nicht wiederfinden, aber es war eben doch die „Alte Liebe“ (Lacher).

Ich weiß nicht, ob Ihr in Eurer Bücherei eine Anthologie deutscher Gedichte habt — als ich heute morgen meinen ersten Spaziergang machte und in den Hochwald kam, der großteils aus Eichen, Hainbuchen und Lärchen besteht, da mußte ich an das Gedicht von Gottfried Keller denken „Arm in Arm und Kron an Krone steht der Eichwald verschlungen, heut hat er bei guter Laune mir sein altes Lied gesungen“. ... Es wehte ein wilder West-Sturm und pfiff und orgelte in den Gipfeln, während man unten im goldenen Laub wie in einem stillen Zimmer ging.

z. Z. Bederkesa, 24. 11. 1960

Ich bin eine ganz dumme Person, daß ich Dir, vielleicht von der in mir doch schlummernden „dichterischen“ Ader dahingetrieben, so lyrisch-romantisch von dem Besuch an der Columbuskaje schrieb und dann auch gleich noch einmal von dem mit Inge an der „Alten Liebe“ und dem Spaziergang im Wald ...

Wenn es mir schon so nahe ging, wie erst Dir!

* Erinnerung an ein Zusammentreffen in Cuxhaven im Jahre 1936.

Spandau, 4. 12. 1960

Nein, Du bist durchaus keine „dumme Person“: weder Deine „lyrisch-romantische“ Beschreibung Eures Besuchs der Kolumbuskaje, noch der Blick auf die „Alte Liebe“ ist mir so nahegegangen wie Du glaubst. Du brauchst Dir somit auch keine Vorwürfe zu machen. Das Schicksal hat dafür gesorgt, daß ich viel abgebrühter bin, als Du denkst. Selbst die tristeste aller Jahreszeiten, der Spätherbst, düster, naßkalt, die Sonne spät erscheinend und noch am Nachmittag verschwindend, die Natur kraftlos, absterbend, kahle Bäume, vergilbte Blätter wirbelnd im Wind, kurz, alles dazu angetan, Schwermut zu erzeugen, gar wenn einem — eindeutig auf dem absteigenden Ast — die Welt rings zum Symbol für das eigene Ich wird, selbst all dies trübselige Geschehen gleitet wirkungslos an mir ab. Gefreut hat mich Dein Erinnern!

Ich möchte nicht in einer südlicheren Zone leben, in der es keinen Herbst und keinen Winter, kein Neuerwachen im Frühling gibt, wo es dauernd schön warm und der Himmel ewig blau ist. Obwohl ich doch in einem solchen vom Klima begünstigten Lande geboren und aufgewachsen bin, liebe ich den Norden über alles. Vielleicht aber auch gerade weil ich als Nordländer — Nordländer seit unzählbaren Generationen — in ein mir nicht gemäßes Klima verschlagen wurde und das erbmäßig Unbewußte in mir die fremde Natur tief innerlich ablehnte, zieht mich der Norden so an.

5. 2. 1961

Ich habe nichts dagegen, daß Du mir gelegentlich einmal solch ein Hemd mit neuem Verschluß schickst, das ich dann, sofern der dazu gehörige Schal mitkommt, der neuesten Mode gemäß tragen werde. Es ist natürlich insgesamt wichtig, mich mit allen Feinheiten der heutigen

Mode vertraut zu machen (Lacher) — außerdem errege ich mit dergleichen selbstverständlich den Neid der beiden Kumpane (viele Lacher). Ihr hinwiederum könnt Euch dann lebhaft vorstellen wie ich als Dandy hier einherwandle, von oben herab die nicht soo Eleganten neben mir betrachte (Lacher). Zwegen der Hygiene muß wohl der inwendig zu tragende Schal allwöchentlich, wie das Hemd, gewaschen werden? Oder geht der Filius über diese Seite der Schal-in-ihm-Mode großzügig schweigend hinweg? (Lacher). Doch laß es bei dem einen Hemd bis auf weiteres bewenden; häufigere Sendungen nehmen der Sache den Reiz, und äußern sich auf die Dauer lediglich in unnötigen Kosten, die meine Eleganz nicht wert sind (Lacher).

*

In den „Gesprächen mit Eckermann“ las ich, daß Goethe der Ansicht sei, jedes Geschöpf sei um seiner selbst willen da und nicht etwa „der Korkbaum, gewachsen, damit wir unsere Flaschen pfropfen können“. Dies habe Goethe mit Kant gemein (Gespräch vom 18. 4. 1827). Und doch — ich meine, man kann dem entgegenhalten, daß es Geschöpfe gibt, die nur existieren, weil ein anderes vorhanden ist, dessen Brut die Entwicklung und das Fortbestehen ermöglicht.

In der gleichen Linie liegt — wenn es sich dabei auch nicht um die Voraussetzung für das Weiterleben der Art handelt — Folgendes: einer meiner Kollegen machte mich darauf aufmerksam wie die Ameisen auf Pflanzen herumkrabbelten, die schwarz von Blattläusen waren, sie strichen den Läusen mit ihren Beinen den Unterleib und saugten einen dabei ausfließenden Saft — so behauptete der Andere; genau sehen konnte ich nicht, was bei den Läusen hinten und vorne ist (Lacher). Bei schlechtem Wetter

und im Winter nähmen die Ameisen Massen solcher „Milchkühe" mit in den Bau unter der Erde. Vielleicht wurden doch diese Läuse für die Ameisen hervorgebracht?

Wie dem auch sei, man muß sich vor Augen halten, daß unser Planet aus glühenden Gasen bestand, die sich in andere Formen wandelten und immer weiter wandelten, bis all das Vielfältige erreicht wurde, das wir heute als Erde unter und als Geschöpfe um uns kennen, einschließlich unserer selbst: sinnvoll „konstruierte" Wesen darunter mit kaum feststellbar feinen biologischen Vorgängen im Inneren, laufend reguliert durch Sekrete unerhört komplizierter, doch bis zum Letzten zweckmäßiger Zusammensetzung, Verletzungen aus sich selbst heraus „reparierend", dabei je nach Notwendigkeit, je nach dem Ort am oder im Körper die gleiche Materie variierend. Darüber hinaus aber noch sinnvoll handelnde millionen- und milliardenfach existierende kleine Lebewesen wie besagte Ameisen, die allesamt nach den gleichen Instinkten sich verhalten, die andere Tierchen sich zum Nutzen verwenden.

Will jemand ernsthaft behaupten, all das, was aus den einstigen Feuergasen geworden ist, sei zufällig geworden, diese Wandlung des Chaos in höchste Zweckmäßigkeit, ja teilweise noch mehr als Zweckmäßigkeit: in Individuen, fähig zu subtilsten Seelenregungen?! Es ist nicht anders möglich, als daß hier ein uns allen unbekannter, weit überlegener Geist am Werke war. Ein Geist, den wir wohl niemals zu erkennen, zu erfassen vermögen — wir ahnen ihn nur nach seinem Wirken. Fürwitzige Versuche, hinter seine tiefsten Geheimnisse zu kommen, hinter seine Urgeheimnisse — so möchte ich sie nennen — werden tödlich ausgehen für die Menschheit*.

---

* Vgl. dazu auch Brief vom 21. 8. 1960, Seite 440, und Brief vom 20. 8. 1961, Seite 449f., Brief vom 3. 6. 1961, Seite 145 und Brief vom 4. 11. 1962, Seite 482.

25. 6. 1961

Höchst interessant Dein Bericht über das Verhalten der Vogelmutter: vor allem ihr vom Instinkt geprägtes stures Hinausfeuern der toten Jungen einerseits, ihr ebenso stures und doch wiederholtes sorgfältiges Zurückholen der lebenden andererseits, das eine wie das andere absolut vom Zweck bestimmt, bar jeden Gefühls — wie wohl stets wenn es sich um Instinkt handelt. Woher stammt aber die „Weisung", die alle Individuen der gleichen Gattung in völliger Übereinstimmung das instinktiv Richtige tun läßt, millionen- und milliardenfach unendliche Generationen zuvor, unendliche hernach?!

Meist sehen und denken wir ja über all die Wunder in der Natur um uns hinweg; es kann nicht anders sein, sonst kämen wir aus dem Staunen und vergeblichen Nachsinnen nicht heraus, ob wir in den Himmel schauen oder eine Mücke betrachten!

So unrecht haben die Mohammedaner nicht, wenn sie bei der Erziehung der Jugend eine alles leitende Gottheit in den Mittelpunkt ihres Lehrens stellen. Goethe sagte zu Eckermann, sie befestigten dabei in den jungen Seelen die felsenfeste Überzeugung, daß dem Menschen nichts begegnen könne, als das, was ihm von Gott längst bestimmt worden sei. Dadurch seien die Schüler „für ihr ganzes Leben ausgerüstet und beruhigt". Freilich liege im Grunde in uns allen doch etwas von diesem Glauben, auch ohne daß es uns gelehrt werde; bei Goethe selbst war diese Seite sogar besonders stark ausgebildet.

Den Unterricht in der Philosophie begännen die Muselmanen mit der Lehre, daß nichts existiere, von dem sich nicht das Gegenteil sagen lasse. Sie übten die Jugend geistig, indem sie aufgäben, zu aufgestellten Behauptungen die entgegengesetzte Meinung zu finden und zu äußern. Daraus müsse — sagte Goethe — eine große

Gewandtheit im Denken und Reden hervorgehen. Aus den sich widersprechenden Behauptungen entspringe der Zweifel, was nun das Richtige und Wahre sei. Die Lernenden würden angehalten, die Behauptungen näher zu untersuchen und zu prüfen, bis sie zur Gewißheit gelangten — Gewißheit als Ziel, vollkommene Beruhigung für den Menschen.

Nach Goethe sind wir mit all unseren Systemen auch nicht weiter, und niemand könne „überhaupt weiter gelangen“. Auch in der griechischen Tragödie würden wir über den Zweifel schließlich und endlich zur Gewißheit geführt: durch das Schicksal „welches sich an das Sittliche anschließt und dessen Partei ergreift.“ Lessing hätte einmal geäußert, wenn Gott ihm die Wahrheit geben wolle, er sich dies Geschenk verbitte; er ziehe die Mühe vor, sie selbst zu suchen — also ganz nach der Art des philosophischen Systems der Mohammedaner. Im Gegensatz zu Lessing, der sich gern in der Region der Widersprüche und Zweifel bewege, habe er — Goethe — sich nie auf Widersprüche eingelassen, die Zweifel im Inneren auszugleichen gesucht und nur die gefundenen Resultate ausgesprochen.

*

Wir hörten Mozarts „Krönungsmesse“ mit herrlichen Chören. Sie ist überhaupt insgesamt unsagbar schön.

20. 8. 1961

„Anregungen“ von mir über Einkochen oder sonstiges Kochen sind — darauf kannst Du Dich verlassen — keine Anregungen von mir*. Solche zu geben, fehlt mir den

* Antwort auf eine vorangegangene briefliche Diskussion über Haushaltsfragen der „Bergherberg“.

doch die Erfahrung; die könnte ich mir nur erwerben, indem ich selbst mich entsprechend betätigte. Aber ich koche oder einkoche hier nicht — das fehlte mir noch! Davor hat mich das Schicksal bewahrt, Gott sei Dank — davor bewahrt auch die armen Opfer, die essen müßten, was dabei zuwege käme (Lacher). Es soll zwar Männer geben, die leidenschaftliche Amateurköche sind, ich gehöre nicht zu dieser Abart. Meine Anregungen sind nur aus Zeitungen weitergegeben, ich lehne jede Verantwortung dafür ab. Und was Du an Einwänden anführst, lasse ich von vornherein als stichhaltig gelten: als von einer Fachmännin, die Du bist ja — „leider" —, wie ich hinzufügen muß nach dem, was Du hinsichtlich Hilfen und Nichthilfen schreibst.

*

Mit der „tropischen Zone" wirds bei Euch auch inzwischen wieder vorbei sein. Jedenfalls las ich sogar von Schnee in den Alpen, herunter bis auf 1800 Meter. Wenn es so weitergeht, wie der Sommer sich zur Zeit anläßt, werden Deine Gäste bald nicht mehr baden sondern schlittschuhlaufen. Alles ist durcheinander in dieser Welt einschließlich des Wetters — vielleicht doch als Ergebnis des frischfröhlichen Herumexperimentierens der angeblich Sachverständigen. Sie verstehen aber eben doch nichts von den letzten oder vorletzten Dingen, mit denen zu befassen sie sich berufen glauben.

Mag sein, die Natur hat ihre tiefsten Geheimnisse mit einem Zauberkreis umzogen und wehe denen, die ihre Nase fürwitzig da hineinstecken! An Warnungen dürfte es eigentlich nicht fehlen!

Aber alle Erfahrungen bei diesem Spiel mit dem Feuer — ach, wenn es nur Feuer und nichts Schlimmeres wäre!

—, bei diesem Spiel mit dem Unerklärlichen, Undurchschaubaren, Unheimlichen, das sich tückischerweise erst in den Folgen bemerkbar macht, wenn es bereits zu spät ist, alle Wunder negativen Vorzeichens halten ja offenbar niemand ab, weiter zu schreiten auf der Bahn, die ich für eine Bahn des Unheils halte.

Wenn man sich wenigstens vorerst beschränken würde auf die notwendigsten Entwicklungsversuche, bis man klarer sieht und soweit möglich vorzubeugen gelernt hat — aber nein, jeder kleine, gerade aus dem Urzustand herauskriechende „Staat", dessen „Staatsbürger" fernab in ihren Strohhütten mitten im Busch noch kaum wissen, was eine Wasserleitung ist, deren Speisezettel nicht über handzerstoßenen Mais und Bananen hinausreicht, setzt offenbar seine Ehre drein, möglichst morgen ein Atomkraftwerk sein eigen zu nennen.

Doch was hilft alles Schimpfen über solchen Unfug — zurück zur lebendigen Natur: Du fragst, ob ein kleines Viecherl es wohl ahnt, daß es demnächst ein Hundsengerl sein wird, sein Verhalten in letzter Zeit lasse darauf schließen? Was kann ich dazu sagen? Was wissen wir im Grunde von den Seelenvorgängen beim Menschen? Wieviel weniger bei Tieren? Wenn Menschen wirklich das Herannahen des Endes fühlen, warum sollte es dann bei Tieren ausgeschlossen sein?

Natürlich kann ein Tier nicht das Wissen um das kommende „Ende" haben, aber doch den Instinkt, der es zu einem „Nahestehenden" hinzieht. Und der Instinkt ist wahrscheinlich beim Tier noch stärker und sicherer als beim Menschen, ist auf alle Fälle unabhängig von größerer Intelligenz. Vielleicht fühlt sich Deine alte Dackeline auch nur schwach, kränklich, hat Verlangen nach etwas Bemitleidung und körperlicher wie seelischer Wärme, die es bei seinem Fraule sucht und findet.

3. 9. 1961

Der Sommer scheint sich darauf besonnen zu haben, nicht nur Sommer zu heißen, sondern verpflichtet zu sein, sich auch als Sommer zu gebärden. So holt er zu guter Letzt das Versäumte konzentriert nach, und ich verfluche ihn darob, mich an den Nordpol wünschend oder noch weiter nach Norden (Lacher). Geburt und Jugend in Afrika haben keine Akklimatisierung hervorgerufen, im Gegenteil: es ist mir eine schreckliche Vorstellung, ich müßte dauernd in der Glut südlicher Breiten leben. Mir das erspart zu haben, gehört zu den Freundlichkeiten, die mir das Schicksal erwies — zu den wenigen. Möge Buz weniger empfindlich sein gegenüber tropischen Temperaturen!

Er soll mir gelegentlich mal schreiben, ob er mit der geplanten oder im Bau befindlichen Brücke in Duisburg näher vertraut ist, von der ich eben las. Sie soll die größte Straßenbrücke Westeuropas sein, 1,8 Kilometer lang, den Hafen und einen Kanal überquerend.

Was auf allen Gebieten laufend entsteht — ich blättere eine Bauzeitschrift durch —, ist wirklich erstaunlich. Freilich ist teilweise auch erstaunlich, wie es aussieht; ich würde lügen, wenn ich behauptete, alles befriedigte mich hinsichtlich des Ästhetischen. „Plastiken" konnte ich bewundern — kaum glaubhaft!!

Sehr interessant sind die Anzeigen neuer Materialien darunter fraglos auch viel Schönes. ...

*

Etwas ganz anderes: spricht Buz eine Mundart d.h. beherrscht er eine? Ich komme drauf, weil ich einen schönen Satz Goethes aus „Dichtung und Wahrheit" las: „Jede Provinz liebt ihren Dialekt, denn es ist doch eigentlich das Element, aus welchem die Seele ihren Atem schöpft." Goethe hat daher auch das schöne Plattdeutsch

hochgeschätzt. Wie ich einem Aufsatz entnehme, wird leider die Zahl der Menschen, die es sprechen können, immer kleiner. Man sollte die Mundarten in den Schulen lehren, finde ich; nur hinsichtlich des Sächsischen habe ich da freilich Bedenken (Lacher).

*

Wir hörten zwei Klaviersonaten (Opus 109 und 110) von Beethoven aus seinem letzten Jahr: sehr schwermütig, teilweise ganz eigenartig, direkt an moderne Musik anklingend; man muß sich hineinhören, mit ihnen vertraut werden, erst dann wird man sie voll zu schätzen vermögen. Hinterher kam eine schöne melodische Sonate für Cello und Klavier von Schubert, übrigens die einzige Sonate für diese beiden Instrumente, die er schrieb — was aus dem Begleittext auf der Plattenhülle hervorgeht (damit Ihr nicht glaubt, ich hätte das gewußt — Lacher).

An den Sohn 18. 11. 1961

Du wirst mal wieder um eine Sonnenumkreisung älter, zu welchem Jubiläum ich Dich von Herzen beglückwünsche. In Deinem Alter kann man solch einen Jubeltag wirklich noch bejubeln. Mit den Jahren läßt die Freude daran immer mehr nach, allmählich zeigt man nur nach außenhin Vergnügen, innerlich garnicht; man empfindet schmerzlich, so hilflos unabänderlichen Schicksalskräften ausgeliefert zu sein, gegen die nach wie vor kein Kraut gefunden ist. Bis man schließlich ein „alter Krauterer" geworden ist wie ich, der am liebsten gar nicht daran erinnert werden möchte, wenn wieder zwölf Monate vergangen sind. Wie man in diesem Fall obendrein noch jemanden gratulieren kann, das ist völlig unerfindlich — es geschieht rein aus gedankenloser Überlieferung! Ein schöner Ge-

burtstagsbrief — dieses weltschmerzgeschwängerte Philosophieren! Novemberstimmung, die sich von der Natur draußen aufs Innere überträgt! Das gibt sich wieder.

Du, der Du erst dabei bist, ein richtiger ausgewachsener Mann zu werden — hier untertreibe ich etwas, ich gebe es zu (Lacher) —, Du wirst den Tag hoffentlich recht vergnügt feiern.

Aber es macht nichts, wenn Du Dich gelegentlich erinnerst, wie schnell die Zeit verrast, nicht aus eigener Erfahrung doch der des alten Vatis; glaub mir, man ist siebzig ehe man sichs versieht. Man kann die Jahre gar nicht genug nutzen, im Schaffen und im Genießen dessen, was des Genießens wert.

*

Ich las von zwei Autos, deren Antrieb auf neuen Prinzipien oder vielleicht auch älteren, doch verbesserten beruht: Einem elektrischen und einem mit Wasserstoffsuperoxyd gefütterten. Ob sie sich noch im Versuchsstadium befinden oder schon in praktischer Verwendung laufen, weiß ich nicht. Das Beste daran wäre natürlich, daß sie die Luft in den Städten nicht verstänkern und vergiften; beim elektrischen liegt es auf der Hand, aber auch das andere führt sich anständig auf, meine ich, denn das Verbrennungsergebnis ist doch Wasser, d.h. aus dem Auspuff kommt Wasserdampf, der wohl kondensierend lediglich Tröpfchen zu Boden fallen läßt und höchstens bei Frost die unangenehme Begleiterscheinung der Glatteisbildung zeitigt.

Am Nordpol, 17. 12. 1961

Ich hab zwar das Datum an den Nordpol versetzt, denn letzte Nacht waren es hier minus 17 Grad, doch gerade sehe ich aus der Wettermeldung, daß es bei Euch unten

bereits in der vorletzten Nacht minus 23 Grad waren — auf des Gailenbergs Höh mag es sogar noch kälter gewesen sein.

Die armen Tundra-Singvögel: ich las, sie fliehen aus ihrem arktischen Gebiet zu uns, weil es dort minus 20 Grad habe, und nun kommen sie vom Regen in die Traufe, oder wie man es bildgerechter nennen mag. Besonders schön seien die schneeweißen Singschwäne, die in Großformationen eintrafen und mit trompetendem „Anghö“ an den Uferkanten der Seen niederrauschten. Ob sie sich freilich bis an oder in die Alpen verirren auf ihrer Flucht vor der Kälte — die armen Irren! — weiß ich nicht.

Apropos Irren: ich sah in einer Zeitung die Abbildung vom Bau der deutschen Sammlung im Museum of Modern Art in New York, erbaut 1949. Auf Anhieb würde ich das für eine Bretterbude halten, die als Geräteschuppen dient — auch kaum größer als ein solcher. Dabei ist das nicht etwa als Provisorium gedacht. Der Entwurf dazu wird offenbar als bedeutende Leistung angesehen, denn der Name des Architekten wurde ausdrücklich genannt. Man könnte wirklich an der geistigen Zurechnungsfähigkeit derartiger „Künstler“ zweifeln — und derer, die ihre Werke ernstnehmen. Was ist in diese Menschen hineingefahren!? Das durch sie „Geschaffene“ hat doch auch keinerlei Beziehung zu einer bestimmten Kultur, es könnte irgendwo in der Welt stehen oder hängen. Dabei wurzelt aber meines Erachtens jede echte Kunst in dem Volk und dem Land, dem der Künstler angehört, andernfalls ist es eben keine echte Kunst, und der repräsentativ gedachte Bau der Kunstausstellung einer Nation bekommt das Aussehen der behelfsmäßigen Austretegelegenheit, die am Rande einer Massenkundgebung errichtet wurde.

Übertragen auf das Gebiet der Sprache: Herder schrieb, nur an der Muttersprache, nur in ihr forme sich ein origineller Geist. Denn jeder Originalautor sei ein National-

autor; wer über den Ausdruck herrschen wolle, müsse seinem Boden treu bleiben. Mittels der Sprache werde eine Nation erzogen und gebildet. So betrachtet könnte man freilich im Augenblick an der Erziehung und Bildung unserer Nation verzweifeln.

20. 12. 1961

Wir hörten das herrliche „Tedeum“ von Bruckner in schöner Wiedergabe durch das Symphonieorchester des Münchner Rundfunks, hörten Mozarts Konzert in C-Dur für Flöte und Harfe, dann das über alles schöne Beethoven Klavier-Konzert Nr. 2 in B-Dur mit Kempff als Pianisten und den Berlinern Symphonikern unter van Kempen. Als unbeschwerter Abschluß kam eine Serenade (op. 48) von Tschaikowsky mit einem Walzer darin, melodiös bis an die Grenze des Schmalzigen, beinahe Kitschigen — gelegentlich habe ich gar nichts dagegen (Lacher).

Silvester 1961

Meine Lieben, da sitze ich nun wieder einmal am Ende eines Jahres — in drei Stunden werden Glocken und allerhand Krach von Böllern und dergleichen das neue ankündigen —, gedenke Eurer, hoffend wie Ihr, daß wir bei der nächsten Wende „einen guten Schluck“ gemeinsam trinken werden. Wer kann es voraussagen? Die Sterndeuter vielleicht?!

Ich hoffe, die erwarteten jungen Freunde kamen und erfreuten Euch durch ihr Musizieren. Wir hier hörten Bachs H-Moll-Messe, wenigstens zum Teil, die Fortsetzung wird folgen. Die Schwartzkopf sang Mozartlieder, dank der zarteren Begleitung Giesekings am Klavier anstelle eines volltönenden Orchesters etwas gedämpfter

als neulich die Weihnachtsgesänge. Daß es außerhalb der Oper Mozart-Lieder gibt, wußte ich nicht. Das Schönste war für mich „Die Trennung", ein ganz ungewöhnlicher, schwermütiger Mozart.

25. 2. 1962

Wir haben augenblicklich ein Büchlein verführerischen Inhalts hier, Proppe: „Die russische Küche" — verführerisch freilich nur in der Vorstellung, nicht in der Wirklichkeit. Wir drei letzten Mohikaner vertreiben uns keineswegs die Zeit etwa damit, daß wir abwechselnd oder gar gemeinsam an einem Puppenherd stehen und russische Volksgerichte nach dem Rezeptbuch kochen, so sehr mich diese auch interessieren würden.

22. 3. 1962

Deinen kulinarischen und haushälterischen Brief erhielt ich. Du hast recht: freilich interessiert mich solch ein Bericht, der ein lebendiges Bild von Deiner täglichen Arbeit vermittelt. Du täuschst Dich auch darin nicht, daß Du befürchtest, Deine ins Einzelne gehenden Schilderungen von Rezepten herrlicher Gerichte und Kuchen könnten mir das Wasser im Munde zusammenlaufen lassen — Kaskaden gabs (Lacher)! Wem erginge das nicht so, es sei den, er hätte sich zum Asketen entwickelt, wobei noch fraglich, ob „entwickelt" hier recht am Platz, „zusammengeschrumpft" wäre treffender (Lacher).

Schade wäre es, Du könntest den guten Gedanken nicht doch noch einmal verwirklichen, die Reihe der Kochbücher um eines „über die Kunst, Reste originell und gut zu verwerten" zu verlängern — schade um der Hausfrauen und der Volkswirtschaft willen. Daß es sich

dabei um immer neues Improvisieren handelt, um immer neue schöpferische Betätigung, sollte kein Hinderungsgrund sein. Der Hinweis darauf erhöht den Anreiz, sich auch in dieser Kunst zu versuchen. Allgemeine Grundsätze, verbunden mit Rezepten, die beispielgebend, durch Beispiel lehrend sind, würden schon vermitteln, wie es gemacht wird, anregen zu eigener Erfindung. Wohl dem, der dafür außerdem noch die „geniale Ader" besitzt, die nicht erwerbbare, die in der Wiege lag (auch ein Bild! — Lacher), wie bei meinem tüchtigen Weibe!

Insgesamt hast Du gewiß das „größte Examen", wie Du es nennst, das Examen des Lebens glänzend bestanden: in der großen Linie der Gesamtprüfung wie in den Details der Einzelfächer.

*

Einer aus Höfinghausen über Elze im Hannoverschen schrieb kürzlich an eine Zeitung: der dem Rationalismus entstammende Grundsatz sei abzulehnen, daß Anspruch auf Wirklichkeit nur erheben kann, was sich kausalgesetzlich nachweisen läßt, und alles, was sich nicht in diese Form pressen lasse, ins Kuriositätenkabinett neuzeitlicher Narretei gehöre. Er weist auf die Mikrophysik hin: das Verhalten der kleinsten Teile der Kräfte im Atomkern ist kausalgesetzlich nicht erfaßbar und wird vielleicht nie erfaßt werden; trotzdem ist die Atomkernspaltung eine Realität.

*

Wieder etwas Interessantes und Schreckliches auf dem medizinischen Gebiet: nach Röteln, einer an sich harmlosen Krankheit, entstehen, wenn Schwangere von ihr

befallen sind, Kinder mit Mißbildungen. Und zwar so regelmäßig, daß in Kanada und Australien in diesem Fall Schwangerschaftsunterbrechung erlaubt ist.

Hast Du die gräßliche Meldung gelesen, daß in England sechs Säuglinge starben, und eine ganze Reihe noch mit dem Tode ringen, nur weil eine Schwester im Krankenhaus versehentlich der Milch Salz statt Zucker beifügte? Ein einziger Löffel Kochsalz wirkt bei Kleinkindern als tödliches Gift.

*

Um nicht mit so Tragischem zu schließen, noch etwas Heiteres aus Memoiren, die ich las. Die Umgebung des bayrischen Prinzregenten Luitpold lud ihm in Berchtesgaden gern siebzig- und achtzigjährige Bergler ein, weil er selbst — alt aber kerngesund — sich an ihrer guten körperlichen Verfassung erfreute. Als er einen dieser würdigen Greise fragte, wie es ihm ginge, meinte der Gute: „Körperlich geht's ja noch, aber geistig werden wir halt alle allmählich gebrechlich." „Davon merke ich gar nichts", erwiderte etwas pikiert der Prinzregent. „I a net", gab der brave Alte zurück, „aber die Lait merkens, die Lait! Dös derfst mir glauben." Er sei nicht mehr zu Seiner Königlichen Hoheit befohlen worden. Mich hat diese herrliche Geschichte köstlich amüsiert, wenn auch mit einem weinenden Auge, im Hinblick auf das eigene Alter und „die Lait". Ich glaub aber, vorerst merken sie wirklich noch nichts (Lacher).

Euer Noch-nicht-Achtzigjähriger.

25. 3. 1962

Ich weiß wirklich nicht, was Du dagegen hast, daß Buz ein wilder und leidenschaftlicher Kegler ist!? Kegeln ist

eine herrliche Art, auszuspannen nach getaner anspannender Arbeit, gescheiter noch als Skat — was dem Gleichen dient —, gescheiter jedenfalls beim geistigen Arbeiter, weil Kartenspiel höherer Ordnung auch Geistesschärfe und Konzentration erfordert, was man dem Kegeln bestimmt nicht vorwerfen kann (Lacher), das statt dessen gesunde körperliche Betätigung bietet und so als „Ausgleichssport“ gelten mag. Eine Bezeichnung für das Kegelspiel, die freilich von Sportlern „höherer Art“ vermutlich mit mitleidigem Lächeln hingenommen werden dürfte. ...

*

Das Buch von Rehmann über das physikalische Weltbild von morgen* will ich zu bekommen versuchen. Es ist mir unverständlich, inwiefern ein Meinungsstreit stattfindet über die Priorität von Geist und Materie. Was hat Materie mit Achtung oder Verachtung zu tun? Wie kann man diese wertenden Begriffe auf die Tatsache des Bestehens von Materie anwenden? Gerade so könnte man Achtung oder Verachtung für das Vorhandensein der Erdkugel hegen.

Nicht sinnvoller scheint mir die Frage, ob Geist oder Materie höher zu stellen seien: wie die Materie ist der Geist vorhanden; beide miteinander abwägend vergleichen, wäre meines Erachtens nach nicht logischer, als zu fragen ob, sagen wir, Wasser oder ein gleichschenkliges Dreieck höher zu werten sei.

Ob aber die von Rehmann vertretene Ansicht, die Materie sei der Urgrund alles Geistigen, jemals end-

---

* Günter Rehmann: „Das physikalische Weltbild von morgen — eine kritische Untersuchung der Gegenwartsituation der theoretischen Physik und die Möglichkeiten ihrer zukünftigen Entwicklung.“

gültig entschieden werden kann, möchte ich bezweifeln. Man könnte auch hier die umgekehrte Behauptung aufstellen: nämlich, daß Geist die Voraussetzung aller Materie sei, zumindest dann, wenn man einen Schöpfungsakt als Ursprung des Seins in jeder Form annimmt — das aber wird sich ebensowenig je beweisen lassen.

Was die Fundamente der Physik betrifft: daß die Physik sich mit Materiellem befaßt, ist doch ebenso unbestreitbar wie die Tatsache, daß der Mensch bei dessen Erforschung auf Grenzen stößt, die unerforschlich sind oder besser: jenseits derer Unerforschliches liegt, das — selbst wenn die Grenzen noch weiter hinausgeschoben werden können — unerforschlich bleiben wird. Und dort wirkt, oder gab anfangs den Anstoß der unbekannte und ewig unbekannt bleibende Geist — geistig im Sinne einer geistigen Kraft, jedenfalls für mich. So gesehen, freilich, ist Geist dann das Primäre, aber ohne daß dies eine Wertung bedeuten würde, weil Wertung gar nicht hierher gehört.

*

Aus: „Tausendundeine Weisheit" durch Rolf Italiaander in Arabien zusammengetragene Sprüche:

„Setzt Eure Zelte weit auseinander, aber nähert Eure Herzen."

„Wer Honig liebt, sollte mit dem Stachel der Bienen Geduld haben."

„Die Wunde durch Eisen heilt, die Wunde durch Worte heilt nicht."

Zwischen allgemein Gültigem steht viel uns Fremdartiges: das aber erhöht den Reiz.

*

Schnell noch etwas Heiteres: die Gattin eines Ghana-Ministers kaufte in London ohne viel Verhandeln ein

Bett aus purem Gold, Wert 32000 Mark. Hast Du Dein Bett aus purem Gold noch? (Viel Lacher).

31. 3. 1962

Ein Maler in London hat auf einem Hinterhof ein zehn Meter langes Stück Leinwand ausgebreitet und 142 Tuben Künstler-Ölfarben samt 10 Liter flüssiger Farbe darauf verteilt. Dann fuhr er mit einem alten Auto kreuz und quer darüber hin. Kaum getan, verkaufte er schon zwei Meter des „Werks" an einen „Kunstliebhaber" für 1760 Mark(!). Warum auch nicht!? Die schöpferische Seele muß doch nicht unbedingt einen Pinsel als Instrument ihrer Offenbarungen zwischenschalten. Zylinder, Kolben, Kurbelwellen, Zahnräder, Achsen und Gummireifen sind lediglich etwas komplizierter und umständlichere Medien; etwas, das man dann als Gemälde bezeichnet, entsteht auch so, wie man sieht. Abstrakter als manches Handpinsel-Gemalte kann es kaum sein. Besitzer der schönen Seele: so fahre denn fort — mit oder ohne Auto — und fabriziere meterweise moderne Kunst!

Schlimmer sind vielleicht die Nicht-abstrakt-sein-Wollenden, sondern etwas Konkretes-darzustellen-Behauptenden (was für Wortungeheuer die deutsche Sprache erlaubt!): ich sah die Reproduktion eines Bildes von Henri Matisse aus dem Anfang des Jahrhunderts, das kürzlich in eine öffentliche Gemäldesammlung aufgenommen wurde, d.h. wieder aufgenommen, sein Galeriedirektor „alter Schule" hatte es eigenmächtig verkauft, zur Wut der Anhänger der „neuen Schule", die nun triumphieren (Lacher). Leider sind sich die sachverständigen Hohenpriester nicht einig, was ein in die obere Mitte beherrschendes kreischendes Etwas, freischwebend im Raum, sein soll: viele Jahre galt es als „Mütze", neuerdings neigt man

aber mehr und mehr dazu, es für etwas „Keramisches" anzusehen. Eine aus der Keramik-Mütze sich entwickelnde Zeitung solle — so heißt es — nach der darunterstehenden mit größerer Sicherheit erkennbaren Vase hinleiten, worin — so wird angedeutet — „etwas Philosophisches" sich ausdrücke. Dieses offenbar epochemachende Werk wurde um die Kleinigkeit von 500000 DM angekauft (250000 davon stiftete ein Begeisterter, die restlichen 250000 stammen aus öffentlichen Mitteln)*.

An den Sohn 31. 3. 1962

Hinsichtlich Fertighäusern habe ich schon versucht, mir ein etwas ins Einzelne gehendes Bild zu machen. Warum nicht längst, d. h. seit Beginn des Wiederaufbaus in Westdeutschland, Wohnungsbauten in vorfabriziertem Verfahren, also in der Massenherstellung errichtet wurden, ist mir rätselhaft. Ich denke hierbei weniger an Einzelhäuser bei denen, wie Du richtig meinst, wohl der starke Hang des Deutschen zum Individuellen und zur althergebrachten Bauweise im Wege steht, sondern an die vielstöckigen Miet-Wohnungsblöcke der großen Städte, die fabrikmäßig hergestellt doch sicher die Behebung der Wohnungsnot schneller und kostensparender ermöglicht hätten. Hier konnte doch das individuelle Wünschen keine Rolle spielen, da Etagenwohnungen immer bereits fertig und über den Leisten geschlagen angeboten werden. Andere Länder haben es ja auch geschafft: so bauten die Schweden zehn- und mehrstöckige Wohnblocks in Serien, wie ich gerade las; das Zusammensetzen der Teile ist — natürlich mit Spezialkränen usw. — in jeweils erstaunlich kurzer Zeit zu schaffen. Auch in Ostdeutschland, zumindest in

* Über „moderne Kunst" siehe u. a. auch die Briefe vom 24. 5. 1963, vom 25. 9. 1965 und vom 13. 12. 1965.

Ost-Berlin, werden laufend solche Etagenblocks von je zehn Stockwerken reihenweise aus Beton-Einzelteilen errichtet. Ich sah ein eindrucksvolles Foto der Serienfabrikation dieser Einzelteile: in der Mitte zwei Gleise für die Kräne, die die Verladung zum Transport an die Bauplätze vornehmen. Inwieweit die Bewohner in den bereits bezogenen Bauten zufrieden sind, oder worüber sie sich gegebenenfalls beklagen, stand leider nicht dabei. Solche Klagen können meines Erachtens nicht das Grundsätzliche betreffen, sondern Dinge, die sich bei gutem Willen abstellen lassen, wenigstens bei den weiteren Bauten. Ich denke da besonders an die Schallsicherheit, etwas, das man bei den ohnehin strapazierten Nerven der Menschen von heute gar nicht hoch genug bewerten kann, nicht nur bei Massenwohnungen sondern auch bei Einzelhäusern. Du scheinst Dich für letztere besonders zu interessieren. Ich glaube gern, daß hier schwierige zusätzliche Probleme auftauchen, wenn man ein variables Zusammensetzen der Einzelteile ins Auge faßt, um individuellen Wünschen entgegenzukommen — aber zur Lösung seinen Verstand erfolgreich einzusetzen, macht dann auch um so mehr Freude und gibt Befriedigung.

8. 4. 1962

Ach ja, es ist etwas Schönes um den Humor, den Humor in allen Abarten: den bei uns im Norden beheimateten — wenn er auch manchmal ein paar ätzende Tropfen beigemischt bekommt —, um den im Süden, den meist liebenswürdigen, nicht so leicht verletzenden, um die Spielarten dazwischen. Daß der süddeutsche Dich so völlig eingefangen hat, freut mich sehr, nicht zuletzt um Deiner selbst willen. Leid tun mir nur die Menschen, die bar allen Humors sind: sie haben es so viel schwerer im Leben und

beschweren zugleich das Leben derer um sie herum. Ihr Wesen ist blechern, gleicht einer Trommel mit geplatztem Fell, unfähig eines warmen Tones. Sie sind die Nüchternheit selbst, und ich vermute Hand in Hand mit der Humorlosigkeit geht: unfähig zu sein zu leidenschaftlich entfesselter Freude.

22. 4. 1962

So beglückwünsche ich Dich denn zum Dipl.-Ing. — Dich, ja in erster Linie Dich! Zugleich danke ich Dir von ganzem Herzen, daß Du es dem Nachwüchsler ermöglicht hast, zu studieren und den Abschluß des Studiums zu erreichen, allen Schwierigkeiten und Widerständen zum Trotz. Wenn ich auch die Knüppel auf unebenem Wege im einzelnen nicht kenne, vorstellen kann ich sie mir nur zu gut.

Du schriebst im vorhergegangenen Brief, der junge Mann trage sich mit dem Plan, die Zeit, die er nach dem Studienabschluß sowieso auf einem Bau zubringen müsse, mit einem einjährigen Aufenthalt in Afrika zu verbinden, im Rahmen der Entwicklungshilfe. Du selbst seiest freilich weniger begeistert bei dem Gedanken an so lange Trennung, obwohl die Entfernungen in der Welt der Düsenflugzeuge in unvorstellbarem Maße geschrumpft seien.

Von dieser persönlichen Seite des Unternehmens abgesehen, habe ich viel Verständnis für seinen Drang in die Weite und für den Wunsch, möglichst oft in fremden Ländern neue zusätzliche Eindrücke aufzunehmen. Ich begrüße es, wenn die Absicht sich verwirklichen läßt. Es bedeutet eben doch ergänzendes Lernen, Erfahrung sammeln, praktisch sich weiterbilden über die theoretische Schulung hinaus, sich einstellen auf Ungewohntes und Außergewöhnliches, mit Menschen völlig anderer Art

umgehen, Schwierigkeiten und Widerstände überwinden — alles in viel höherem Maße als es daheim möglich wäre.

An den Sohn 22. 4. 1962

Mein lieber Herr Diplomingenieur, nun bist Du ein solcher wirklich! Du hast damit einen bedeutenden Meilenstein auf Deinem Lebensweg erreicht, einen schönen Titel, der nicht nur klingend vor dem Namen geführt wird, sondern auch wirklich über ein überprüftes Können mit Brief und Siegel aussagt.

Einer hier, der selbst die Technische Hochschule besuchte und an ihr als Assistent tätig war, versichert mir, daß das Examen mit seinen Anforderungen bestimmt nicht leicht ist, demgemäß sei aber auch das Ansehen des Titels.

Mit dem Glückwunsch zum Abschluß der „Lehrjahre" verbinde ich gleich alle guten Wünsche für erfolgreiche Anwendung des Gelernten auf dem weiteren Lebensweg.

29. 4. 1962

Mich für ein Jahr ins tropische Afrika oder auch nur ins subtropische zu setzen, wie es Buz erwog, wäre mir ein unerträglicher Gedanke; freilich bin ich ja auch leider „etwas" älter als er. Im Hinblick auf diese seine Absicht, las ich neulich interessiert eine Abhandlung über die Ovambo, einen Negerstamm in Südwestafrika: Fremde seien früher stets entsetzt gewesen über die Armut und Primitivität ihrer Wohnungen, ihrer Kleidung, der Menschen selbst — aber nicht minder erstaunt über den übermütigen, unermüdlichen Singsang, über ihr Lachen und Spielen, über die echte Lebensfreude. Diese Menschen waren sichtlich zutiefst glücklich. Sie spürten, daß die

Weißen anders waren, belastet mit vielen Gedanken und Erfahrungen, abhängig von Geld und Gütern. Sie merkten stets, wenn der „Große Vater" und die „Große Mutter" — wie sie die beiden deutschen Arbeitgeber unter den alten patriarchalischen Verhältnissen nannten — sich bedrückt fühlten. Ja, sie bemühten sich, ihnen ihre Lebensfreude beizubringen, nicht an morgen zu denken, das Heute mit allem Erfreulichen zu genießen. Diese Eingeborenen hatten die Gedankenwelt von Kindern, vermischt mit dem Wissen alter Überlieferungen und Erfahrungen und den ihrem Leben in der Wildnis angepaßten Sitten.

Aber die Missionsarbeit, evangelische wie katholische, so gut sie an sich war, raubte den Ovambos allmählich diesen inneren Halt. Sie lebten vordem für die Sippe und für den Stamm. Egoismus kannten sie nicht. Die Kirchen hingegen stellen die Einzelperson in den Mittelpunkt: der Mann nimmt eine Frau, die Kinder gehören den Eltern, die Sippe, die weit mehr als die engere Familie umfaßte, zerfällt, die Alten sind verlassen und verhungern. Die Missionare haben die geschnitzten Holzfiguren, in denen die Ovambo die Seele der Verstorbenen anbeteten, als „Götzen" verbrannt (wie man ihnen freilich klarmachen will, daß geschnitzte Christusbilder keine „Götzen" sind, möchte ich wissen?!), Trommel und Schmuck vernichtet, altüberlieferte Feste zu feiern verboten.

Alles sollte ein Ende haben — „sollte"! Als aber mitten in der Trockenzeit ein durch die Medizinmänner vorausgesagter Regen tatsächlich zu strömen begann, war das der „Sieg der Medizinmänner über die Christen". Hundert Jahre waren die Ovambos in die Kirchen gegangen, ein einziger Regen wusch alles wieder ab, die alten „Götzen" wurden neu geschnitzt, Kälber für Regen geopfert. Trotzdem entstand die alte Sippenordnung und -Strenge mit ihrem Segen nicht wieder, der Individualismus hatte

seinen Einzug gehalten, die Menschen sind heute weniger glücklich als einst. (Ich fürchte, was so und ähnlich in bester Absicht, gesündigt wurde und wird, machen sich nur wenige klar!)

Einer der Ovambos hat in Europa studiert: nach Erlangung der „Selbständigkeit" solle man ihnen keine Traktoren geben — so forderte er —, keine komplizierten Maschinen, Automaten, teure Mustergüter, dafür aber Vorschläge für richtiges Nutzen des Bodens, einfache Bearbeitungswerkzeuge, Düngemittel, einen Markt für Vieh — das helfe dem gesamten Volk. Der Verfasser des Buches, das ich las, brachte ihnen bei, wie man Häute und Felle zur Lieferung an die europäische Industrie bearbeitet. So, entsprechend abgewandelt nach den Gegebenheiten der verschiedenen Länder, sollte „Entwicklungshilfe" geleistet werden, an solchen praktischen Erfahrungen zeigen sich die Möglichkeiten und Grenzen.

20. 5. 1962

Ich sah das Foto eines modernen „Kirchturms", eines nicht weit von hier soeben fertiggestellten, über und über bedeckt mit großen in den Beton gearbeiteten Figuren, Hieroglyphen nachgebildet und tatsächlich auch ganz wie solche wirkend. Was soll das bei uns?!

In Ägypten ließe ich das noch gelten. Hier, in unserer Landschaft, geht mir das nicht weniger gegen den Strich wie etwa ein hierher versetzter Griechentempel oder ein ihm nachempfundener Bau. Der Unterschied ist wohl nur, daß moderne Hieroglyphen originell sein sollen, während der Erbauer des griechischen Tempels die uralte klassische Bautradition pflegen will. Mir freilich liegt nur die Fort-

führung der eigenen Tradition, weiterentwickelt und neuzeitlichen Erfordernissen angepaßt. Nur so behalten auch Zivilisations-Landschaften ihr individuelles Gesicht, Völker ihre eigene Prägung.

Wenn überall die gleichen Wolkenkratzer, mit oder ohne Hieroglyphen, gleichgekleidete Menschen, das gleiche schlechte Allerweltsenglisch sprechend, in gleichen Straßen und mit dem gleichen Verkehrsrummel, mit der gleichen Coca-Cola-Reklame, mit dem gleichen Jazz aus Lautsprechern, überall die gleichen internationalen Hotelmenüs zu genießen sind, dann weiß ich wirklich nicht, warum künftig jemand noch in fremde Länder reisen sollte.

3. 6. 1962

Über das Rauchen gehen die Meinungen erstaunlich auseinander und gelegentlich gegeneinander. Bestritten werden kann nicht, daß es Raucher gibt oder richtiger gab, die ein sagenhaftes Alter erreichten — wobei man allerdings nicht wissen kann wie alt sie ohne zu rauchen geworden wären (Lacher). Unbestreitbar ist: die physische „Kondition" ist besser ohne Nikotin. Das beweist die Tatsache, daß alle Sportler, die sich auf eine Höchstleistung vorbereiten, Fußballer, Rudermannschaften usw. unter heiligen Eiden wochen- oder gar monatelang neben Alkohol auf Tabak verzichten müssen. Das würde diesen „Armen" nicht zugemutet, lägen nicht eindeutige Erfahrungen vor.

Von solchen Kämpfern um den Siegeslorbeer abgesehen bin ich freilich der Meinung, man solle es einem jeden überlassen, wie er sich entscheiden will. Ich habe Verständnis dafür, wenn einer sagt: lieber bleibe ich beim Sport hinter anderen etwas zurück, empfehle mich etwas früher von dieser ohnehin zweifelhaften Welt, als daß ich



Mit Adolf Hitler (1932)

dem Rauchen entsage, das mir nun mal einen hohen, alles andere mehr als ausgleichenden Genuß bedeutet.

Aber viele nehmen einen weit unduldsameren Standpunkt ein als ich: von einem großen Dirigenten, von Furtwängler, las ich, daß er den Standpunkt vertrat, Rauchen sei ein Zeichen mangelnder Selbstbeherrschung, verminderter Willenskraft. Dabei hatte ich eigentlich gedacht, Künstler benötigten unbedingt solche Anregungsmittel und seien zumindest hier schwach im Fleisch. Vielleicht hat bei Furtwängler in entgegengesetzter Richtung gewirkt, daß er nebenher ein leidenschaftlicher und guter Skiläufer war, daß er sich höchstmögliche körperliche Leistungsfähigkeit erhalten wollte — Skiläufer war; daß er das im Alter nicht mehr sein konnte, ist sicher — leider! (Leider, weil auch „andere" solch ein Alter erreicht haben.)

Was Deinen Verdacht betrifft, das Wiedereinsetzen der Regenperiode nach den letzten Atomversuchsexplosionen, hänge mit diesen zusammen, halte auch ich für möglich. Den Einwand, im Vergleich zur Gesamtatmosphäre der Erde sei die Wärmeeinwirkung oder radioaktive Ausschüttung zu gering, selbst bei großen Bomben, als daß dies so weit entfernt derartige Folgen zeitigen könnte, lasse ich nicht gelten. Warum sollte nicht auch hier, im Weltenausmaß, eine kaum oder überhaupt nicht mehr meßbare Menge eine logisch unerklärliche Reaktion auslösen wie im Rahmen der Medizin die homöopathische Dosis? Aber obwohl nicht nur Laien die Zusammenhänge nach wie vor nicht durchschauen, sondern auch hochrangige Wissenschaftler vor möglichen katastrophalen Überraschungen warnen, wird immer weiter gebastelt, herumgestochert und umeinandergezündelt.

*

Noch etwas Vergnügliches als Abschluß: Papst Leo XIII., der Deutsch konnte und offenbar eine Ader für Originale besaß, hatte einen Kammerdiener Alois, also einen Bayern — ausgerechnet! Dieser pflegte ihn allmorgendlich zu wecken mit dem Satz: „Eure Heiligkeit, acht Uhr ist's und die Sonne scheint" oder sonstiges Wetter anzusagen. Worauf Seine Heiligkeit stereotyp erwiderte: „Gott der Herr und der Heilige Vater wissen es."

Eines Tages meldete Alois wieder: „Acht Uhr ist's und die Sonne scheint"; wieder kam die Antwort: „Gott der Herr und der Heilige Vater wissen es."

Daraufhin Alois: „An Dreck wißt's alle zwoa! Halber neine ist's und regna tut's!" Der Stellvertreter Christi hat sich geschüttelt vor Vergnügen — Gott der Herr vermutlich auch (viele Lacher).

Zufolge ihrer ganzen Art bezweifle ich nicht: die Anekdote um Leo XIII. ist wahr (man irrt sowieso, wenn man glaubt, „Anekdote" beträfen stets nur Erfundenes: Im Duden steht „Anekdoten = kennzeichnendes Geschichtchen." Natürlich muß sie auf eine Pointe hinauslaufen, aber das gehört meines Erachtens von vornherein zum Begriff „Geschichtchen").

An den Sohn 24. 6. 1962

Daß Du mit einem Freund zusammen in den Bayerischen Wald gefahren bist, um ihn „so ganz langsam auf den verborgensten Wegen zu durchschlängeln", war ein hervorragender Gedanke, und ich bedauere nur, daß das Wetter das Unternehmen größtenteils Gedanke bleiben ließ. Wobei ich freilich nicht ganz verstehe, warum: entsprechend bekleidet, d.h. mit einem wasserdichten Überzug und einem ebensolchen Hut, kann man doch auch bei Regen stunden- und tagelang dahinwandern, die ganze Zeit

wird's nicht „schnürln", mag es auch weiternieseln. Dazwischen macht das Wetter schon eine Schnaufpause, hellt vielleicht sogar etwas auf. Den Blick, den man dann hat in ein Tal oder von einer Höhe aus über die Gipfel und Wipfel — überall dampft es, ziehen Nebelschwaden — entschädigt in seiner naturhaften Eigenart für viele Stunden der Nässe und beschränkter Sicht. Regenschwangere Luft ist doch herrlich, gerade für lange Wanderungen, mir jedenfalls angenehmer als klares Wetter und Hitze.

Ich kann mir vorstellen, wie wohltuend es ist, heutzutage, da alle Straßen, selbst Nebenstraßen, von Autos wimmeln, umgeben von Motorenlärm und Auspuffgasen fernab vom großen Betrieb auf einsamen stillen Waldwegen, im Duft der Fichten im Rhythmus zügigen Wanderschrittes unter dem Kronendach einherzugehen; das Vogelgezwitscher bringt die umgebende Ruhe nur noch stärker zum Bewußtsein — Du siehst, schon der Gedanke daran versetzt mich geradezu in lyrische Stimmung (Lacher).

Der Drang zum Fußmarsch scheint um sich zu greifen. Der jüngste Sohn des einen meiner Kollegen — er steht vor seinem Abitur — hat mit einem Spezi ausgeheckt, in den großen Ferien den „Spaziergang nach Syrakus" zu machen, angeregt durch Seumes Reisebericht gleichen Namens (das reizvolle Büchlein steht in unserer Hausbibliothek); am Ende des 18. zum 19. Jahrhundert schrieb Seume ihn, teilweise könnte er aber von heute stammen, so modern wirkt das kleine Buch.

Freilich finden wir Älteren die Idee, in dieser Jahreszeit ausgerechnet in Italien täglich dreißig Kilometer zu wandern, den ganzen Stiefel entlang, reichlich ausgefallen. Entweder die Zwei schreiten auf Nebenwegen, mit weniger Autos, dafür aber bei brütender alles dörrender Hitze dahin, die Knöchel tief im Staub — oder aber auf einer geteerten Straße erster Ordnung mit etwas weniger

weißem Mehl, zum Ausgleich dafür Fahrzeug hinter Fahrzeug. Dazu kommen dann vermutlich noch Blasen an den Füßen, die solchen plötzlichen Anforderungen kaum gewachsen sind. Der zuständige Vater sieht entsprechend schwarz, hütet sich aber, Bedenken zu äußern oder Ratschläge zu geben, weil — erfahrungsgemäß — diese, wenn auch noch so vorsichtig vorgebracht, nur dazu führen, daß die Herren Söhne das Gegenteil tun (viele Lacher). Du freilich bist die Ausnahme unter den Söhnen von heute, da habe ich keinen Zweifel (noch mehr Lacher).

Zur Probe aufs Exempel: Dein Brief zeichnet sich dadurch aus, daß er ohne Kommata geschrieben ist. Entweder Du hast vergeßen, daß es sowas gibt, oder die verwendete Maschine führt dieses Zeichen nicht (Lacher). Wie wäre es, wenn Du zwischendurch es doch einmal verwenden würdest? Es dient der Klarheit. Das Fortlassen scheint allerdings modern zu sein, obwohl es sogar zu Irreführungen des flüchtigen Lesers verleiten kann. In Deinem Bericht las ich von einer Kathedrale, „die 22 Jahre nach Zerstörung der Stadt, in einem Bombenangriff in Gegenwart der englischen Königin, feierlich eingeweiht wurde". Alle Kommas fehlten; die obenstehenden setzte ich, das eine absichtlich an falscher Stelle. Natürlich geht in diesem Fall aus dem Zusammenhang hervor, wie es gemeint ist, aber oft ist das gar nicht sicher. Geh in Dich! (Lacher).

Ich lese oder besser studiere gerade ein über jedem Lob stehendes Buch: Ludwig Reiners „Stilkunst — Ein Lehrbuch deutscher Prosa". Das Buch ist ebenso klar wie lebendig geschrieben, in sich selbst beispielhaft. Positiv oder negativ beweiskräftige Sätze und Absätze, vielfach aus den Werken der großen Schriftsteller anführend, gespickt mit amüsanten Anekdoten (auch die über Leo XIII. und seinen Kammerdiener Alois stammt daraus). Das Lesen ist von Anfang bis Ende ein hoher Genuß.

Besonders beeindruckt haben mich die Ausführungen über das Fremdwörter-Problem, der Eindeutschung derjenigen, auf die nicht verzichtet werden kann; im Zusammenhang damit Vorschläge zur Vereinfachung unserer Rechtschreibung. Nur wenn wir die „Gastwörter" so schreiben wie deutsche Wörter, würden sie völlig in unseren Wortschatz eingehen, denn nur so könne sie auch der einfache Mann richtig schreiben, sprechen und verstehen.

Wenn je eine Geschichte der Dummheit geschrieben werden sollte, werde die heutige Schreibung unserer Fremdwörter einen Ehrenplatz darin einnehmen. Schon im Spätlatein schrieb man in griechischen Worten statt des ph-Lautes einfach: f. Daher heute Italiener, Spanier, Nordländer und Slawen ebenso verfahren. Im Land der Lateiner heißt der Philosoph „filosofo". Wir schreiben unlogischerweise zwar Fasan, Elefant, Efeu nicht mehr mit ph, obwohl vom Griechischen stammend, wer aber „Filosof" schriebe, gelte als ungebildeter Trottel.

Den o-Laut schreiben wir mal mit ow, oa oder au: „Bole", „Tost", „Soße" täten es auch. Man gewöhnt sich schnell daran. Wer stößt sich heute noch am Büro statt Bureau?! Warum nicht „Kor", statt Korps, das frühere C wurde ohnehin in K geändert?! Oder „Kakau", „Klaun"? Bei Scheck, Schokolade haben wir auf das Ch verzichtet, warum nicht auch bei „Scheff" und „Scharm"?

Was hättest Du gegen „Tron", „Teater", da ohnehin niemand mehr die „Thorheit" begeht, „Hausthor" zu schreiben, wie vor 60 Jahren.

Die Griechen sprachen ihr Ypsilon wie das deutsche ü; es würde daher „karaktervoll" sein, zu schreiben: „Hüdrant", „Hüazinte". Wem dergleichen gegen das Gefühl und seine wissenschaftlichen Grundsätze geht, bedenke: die Art, in der wir heute die Fremdwörter schrei-

ben und sprechen, ist völlig willkürlich, unwissenschaftlich und widerspruchsvoll. Alle großen deutschen Sprachmeister sind für Eindeutschung durch Deutsch-Schreiben und Sprechen solcher Gastwörter eingetreten (Reiners belegt dies).

Ganz stimme ich seinem Vorschlag zu, Elektrizität auf „Elk" zu vereinfachen, der Ursprung ist doch das griechische Electron. Ich begrüße dabei die Anwandlungsmöglichkeit, die Reiners in diesem Fall nicht so betont: statt der scheußlichen „Elektrifizierung" hieße es einfach „Elkung"*. ...

8. 7. 1962

Aus der Besprechung eines Buches ersah ich, daß der Verfasser — selbst Diplomat eines der beiden angelsächsischen Länder — sich entschieden dagegen wendet, den jungen Nachwuchs seines Berufstandes als Juristen auszubilden, „denn Diplomatie sei eine Kunst".

Ich denke, diese Warnung trifft für alle Berufe zu**, d.h. für die in ihnen auf höherer Ebene Handelnden, die — nicht zuletzt in der Wirtschaft —, Führungsaufgaben zu erfüllen und Entscheidungen zu fällen haben, zu denen Intuition d.h. Einfühlungsvermögen gehört, positives Wissen ergänzt durch Fingerspitzengefühl, durch „Nase". Das aber steht im Gegensatz zu dem Denken und Handeln, zu dem Juristen zwangsläufig erzogen werden, zu dem sich ihr Geist entwickelt, weil sie sich fortgesetzt mit Paragraphen und starren Normen, mit Klischees befassen müssen, gewißermaßen als Handwerkszeug — besser Geisteswerkzeug — ihrer Arbeit.

---

* Zu Fragen der Sprache und des Stils s. auch Brief vom 19. 8. 1962, Seite 476ff.

** Über das juristische Studium s. auch Brief vom 31. 3. 1957, Seite 375.

Das bedeutet natürlich nicht, eine Führungskraft sollte keine juristischen Kenntnisse besitzen, dies ist im Gegenteil erwünscht — schon um nicht abhängig zu werden von juristischen Fachleuten, um diesen eine abweichende Meinung begründen zu können —, nur sollte beim Diplomaten das Rechtstudium nicht zum Hauptinhalt der Ausbildung gemacht werden, er sollte kein „Volljurist" sein. Daß ein solcher ihm zur Hand sein muß, ist selbstverständlich, aber nur beurteilend und beratend, nicht entscheidend; entscheiden muß der „Künstler".

Wie überall gibt es auch hier Ausnahmen: Persönlichkeiten mit hervorragendem Können, in allen Lagen sich bewährend, erfolgreiche Diplomaten, überragende Staatsmänner darunter, deren Geist souverän und wendig blieb, die sich den „gesunden Menschenverstand" bewahrten, obwohl sie ein reines Rechtsstudium hinter sich hatten. Eben die berühmten Ausnahmen, die die Regel bestätigen — am Grundsätzlichen ändert es nichts.

29. 7. 1962

Immer wieder erstaunt es, welche Voraussicht die Natur entwickelt*. Ein Beispiel: ein Insekt legt sein Ei in Erbsen, solange diese noch weich genug sind, um den Legestachel eindringen zu lassen. Aus dem Ei entwickelt sich eine Made, noch so rechtzeitig, daß sie bevor die Erbse erhärtet, einen Gang bis zur Außenwand zu fressen vermag; in die Außenwand nagt sie einen kreisrunden Ritz. Beides ist nötig, damit der aus der Made sich metamorphosisch entwickelte Wurm später, trotz dem inzwischen eingetretenen Verhärten der Erbse, hinausschlüpfen kann; der letzte Verschluß des Ganges springt

* Zu biologischen Fragen siehe u. a. auch Brief vom 25. 11. 1962, Seite 484ff.

zufolge der Anritzung bei der geringsten Berührung als winzige Scheibe ab. Der Drang, sich so zu verhalten, ist also der Made mitgegeben, sich vererbend, sie handelt wie in einer Vorschau, Kommendes vorbereitend. Freilich, dem Wesen nach spielt sich in der organischen Natur unübersehbar Vieles ähnlich ab; im beschriebenen Fall ist es nur besonders eindrucksvoll. Bereits jede Zelle trägt von Anbeginn ihren Entwicklungsgang, ich möchte sagen, ihr Programm in sich, ausgerichtet auf ein vorausbestimmtes Ziel, sinnvoll abweichend vom Ziel und damit von der zwangsweisen Entwicklung anderer Zellen, die sich alle ursprünglich nicht voneinander unterscheiden. Und bis in wie kleinste Einzelheiten ist dann das Ganze, das aus dieser Unzahl verschiedener Zellen entsteht, auf den von Anbeginn feststehenden Zweck mitsamt des für die Erhaltung und artmäßige Forterhaltung Notwendigen vorausschauend hinentwickelt! Rätsel über Rätsel, Wunder über Wunder!

An den Sohn 19. 8. 1962

Reiners empfiehlt in seiner „Stilkunst" kurze Sätze. Ich will aber nicht versäumen, auch die Warnung davor weiterzugeben: ganz kurze Sätze, abgeschlossen durch Punkte, nebeneinander gesetzt, obwohl ein innerer Zusammenhang besteht, der Haupt- und Nebensätze mit Kommata oder Semikolon erheischt, nennt Reiners „Asthma-Sätze". Der Asthma-Stil werde auf die Dauer — es gäbe Schriftsteller, die laufend so schrieben — quälend langweilig, er biete nur gleichbleibende Helle, ohne Licht und Schatten. Beispiele:

„Kein Mensch weiß, warum das Schloß Schweigen heißt. Wo die Herren ihre lärmende Jagd abhalten" (Agnes Günther).

„Niemand wird uns stören. Bis es pocht.“ (Novack)
„Ich erschrak vor Ratten. Weil mir ekelt.“ (Ganghofer)
Die jeweils zweiten Sätze sind für sich sinnlos, die Trennung ist unbegreiflich.

Und was nicht minder wichtig ist: meines Erachtens bedeutet sprachliches Bemühen, den Willen trainieren, Selbstbeherrschung üben, sich geistig disziplinieren.

Goethe weist auf den Einfluß der Sprache auf die „wissenschaftliche Ansicht“ der Welt hin. Wie anders würde sie sein, wenn statt des Lateinischen in der Wissenschaft das Griechische lebendig geblieben wäre. Griechisch sei „naiver, zu einem natürlichen, heiteren, geistreichen, ästhetischen Vortrag viel geschickter“. Es werde durch das Wort „eigentlich nichts bestimmt, bepfählt und festgesetzt, nur eine Andeutung um den Gegenstand in der Einbildungskraft hervorzurufen“. Interessant in diesem Zusammenhang sei, daß Herder die deutsche Sprache eine „Stiefschwester“ der griechischen nenne.

Ich glaube freilich gerade nach dem, was Goethe über das Charakteristische des Griechischen sagt, und nach dem, was das Wesen des Lateinischen ausmacht, daß die Sprache Roms die geeignetere für die Wissenschaft ist. Sie ermöglicht die schärfsten Formulierungen, mit klarstem Denken als Folge.

Dies würde dafür sprechen, den Lateinunterricht in der Schule beizubehalten oder von neuem einzuführen, wenn man ihn bereits wegfallen ließ, auch in den auf die Naturwissenschaften ausgerichteten Schulen, ja, gerade in diesen — doch nur um der Geistesübung willen. Das betone ich, denn ich bin dagegen, die Schüler etwa möglichst viel lateinische Schriftsteller in der Originalsprache lesen und übersetzen zu lassen. Ich halte dies für eine Überforderung, um so mehr als heutigentages nach allem, was ich lese und von meinen Genossen höre, ohnehin

unmäßig und wohl unnötig viel von den jungen noch in der Entwicklung begriffenen Hirnen verlangt wird. Übersetzen fremder Sprachen bedeutet für den sprachlich durchschnittlich Begabten — und den Überdurchschnittlichen darf man nicht zur Norm erheben — so große Konzentration, daß das gleichzeitige Erfassen des Inhalts zu viel verlangt, ja kaum möglich ist. Obendrein wird dadurch die Freude an derartiger Lektüre, vielleicht für das ganze Leben, vergällt; ebenso wie durch den Mißbrauch von Werken deutscher Literatur zum Zerfieseln und zu edelquatschigen Aufsatzthemen. Humanistische Bildung durch Aneignung dessen, was die bedeutenden Geister des Altertums uns hinterlassen haben, läßt sich am besten durch Lesen guter Übertragungen in der eigenen Muttersprache vermitteln. Dabei kann man sich voll einstellen auf das, was sie einem zu sagen haben, hat Muße, darüber nachzudenken, es zu verarbeiten und, wenigstens teilweise, für dauernd aufzunehmen. Nur gelegentlich sollte mal der eine oder andere Abschnitt in der Originalsprache gelesen werden, um einen Begriff von der Eigenart des Stils zu vermitteln, der ja besonders beim Lateinischen mit seiner unerhört knappen, in wenige Worte zusammenpreßbaren Form, in anderen Sprachen unmöglich wiedergegeben werden kann.

Mit Genuß las ich letzlich in deutschen Ausgaben Ciceros Reden und Briefe und vor allem Caesars „Gallischen Krieg". Ob Du Dich in letzterem — sicher hast Du ihn gelesen — der Beschreibung der Brücke entsinnst, die der Römer über den Rhein schlug? Als Tiefbau-Ingenieur und damit Brückenbauer wird Dich diese für die damalige Zeit gewaltige Leistung gewiß interessieren: bei Neuwied, 400 Meter lang, mit verstrebten starken Pfählen stromaufwärts zum Abweisen der Baumstämme, die die Germanen dagegen treiben lassen wollten. Das Ganze in

zehn Tagen (!) gebaut. Neben dem Stromübergang des Heeres erreichte Caesar damit, den Germanen zu imponieren, darüber hinaus allen, die davon erfuhren — im Altertum wie heute!

28. 10. 1962

Was du den Besuchern über die Genesis und den Inhalt Eurer Galerie samt der Geschichte der Malerfamilie Modersohn berichtest, interessierte mich sehr — ich kann mir nun eine lebhaftere Vorstellung machen. Es veranlaßte mich, über die „Worpsweder" in Springers Kunstgeschichte nachzulesen. Viel steht freilich nicht darin; Frau Paula Modersohn-Becker wird gar nicht erwähnt, was nicht verwunderlich ist, da das Werk aus dem Jahr 1907 stammt.

Ein ganz neues Bilderbuch liegt vor mir: R. Löbel und A. Weitnauer „Schönes Land der sieben Schwaben — Allgäu und Bodensee". Prachtvolle Aufnahmen in großen Reproduktionen, aber durchaus geeignet, mir weh ums Herz werden zu lassen — u. a. „Blick von der Jochstraße auf Hindelang im Ostrachtal; im Hintergrund die Hörnergruppe und die Nagelfluhberge bei Immenstadt" — „Nagelschmiede im Ostrachtal; jahrhundertelang wird das Handwerk nur im Winter ausgeübt, im Sommer sind die Werkler Hirten oder Käser auf den Almen".

Ich ersah aus dem Buch auch, was ich noch nicht wußte: daß die zweite Silbe von „Allgäu" ursprünglich „geäu" war, eine Bildung wie Gebirg, Gefild, Gebüsch, eine Ansammlung also von „Auen" in den Alpen oder Almen, für die die erste Silbe „All" steht. Habt Ihr das gewußt? Sonst wird es Zeit, daß Ihr es wißt!

An den Sohn 4. 11. 1962

Im Vorwort des Buches von Vershofen „Wirtschaft als Schicksal und Aufgabe" schreibt der Verfasser, die meisten Menschen seien der Wirtschaft gegenüber in der Lage

eines Halbzivilisierten, der einen Dynamo bedienen solle und dazu nur die notwendigsten Handgriffe gelernt habe, der auch vom Wesen dieses Energie-Umformers keine Ahnung besitze, geschweige denn von der damit zu erzeugenden Energieform, der Elektrizität. Solange keine Störungen aufträten, mag alles gutgehen, aber wehe wenn es sie gibt und auf Verständnis fußendes Handeln notwendig wird!

Diese „Halbzivilisierten" aber müssen im Bereiche der Wirtschaft immer wieder Entscheidungen treffen, die voraussetzen, daß sie diesen heutzutage so komplizierten Organismus erfaßt hätten. Solange es keine Störungen gäbe... usw. Durch Gebete und Zaubersprüche lasse sich ein defekter Dynamo nun einmal nicht wieder in Gang bringen und durch Gewalt meist ebensowenig, eher gehe hierbei noch zusätzlich etwas kaputt! Verführt durch dieses gute, allgemein verständliche Bild und die Ankündigung des Verfassers, im folgenden Buch so etwas wie ein „Laienbrevier" der Wirtschafts- und Gesellschaftslehre zu schreiben, „so einfach und gemeinverständlich wie nur möglich" ging ich erfreut und hoffnungsvoll an diese verhältnismäßig kleine, doch anscheinend interessante und anregende Lektüre heran.

Statt dessen: abstrakt und trocken bis zum äußersten, fast ohne jedes Beispiel aus dem Leben geht es dahin; auch seine im Vorwort bewiesene Fähigkeit, leichtfaßliche und anschauliche Bilder zu ersinnen, hat der Verfasser völlig vergessen. Obwohl ich doch kein absoluter Laie bin, muß ich mich durchwürgen; ein Laie wird das Buch bald zuklappen — ich wahrscheinlich auch, bevor ich zum Ende komme. Und ein etwaiger Versuch der „Halbzivilisierten", sich zu zivilisieren, wird im Keim erstickt!

*

Aus dem Gesichtswinkel der Allgemeinverständlichkeit betrachtet hat der geschichtliche Roman eine gewisse Berechtigung, besonders dann, wenn der Leser durch ihn angeregt wird, ein rein geschichtliches Werk, das nicht unbedingt „nüchtern" zu sein braucht, über die behandelte historische Persönlichkeit oder Zeitspanne zu lesen. Ein guter Romanschriftsteller, der sich eingehend mit der Materie befaßt und sich in die Gestalten einer Epoche hineingelebt hat, mag sogar für den Durchschnittsleser ein für diesen wahrheitsgemäßeres Bild zu vermitteln als ein Historiker, der nur Belegtes sagen und in der direkten Rede nur anführen darf, was seinerzeit als wirklich gesprochen authentisch überliefert ist. Ein künstlerisch begabter Schriftsteller hingegen, der Einfühlungsvermögen und Phantasie besitzt, ohne daß sie ihm durchgeht, der kann auf exaktem Studium fußend, dem Dargestellten so viel wirkliches Leben einhauchen, daß Leser, die nicht genug Schulung und zu wenig eigene Phantasie haben, um rein historisch Wiedergegebenes sich selbst zu verlebendigen, mehr Gewinn davon haben. Das Gleiche, nur in noch höherem Maße, trifft für die dramatische Bearbeitung durch ein Genie wie Shakespeare zu.

Mich freilich stört am historischen Roman, daß ich nie genau weiß, was nun authentisch ist und was nicht.

*

Ich las einen Aufsatz über die Frage, ob die Weltraumfahrt die Forschung bedroht. Der Verfasser hatte schon vor fünf Jahren einen Vortrag mit den Worten beendet: „Die Raumfahrt ist ein Triumph des Verstandes, aber ein tragisches Versagen der Vernunft." Heute sei er mehr denn je der Meinung, die erreichten und erreichbaren Ergebnisse hätten wohl einige Bedeutung für spezielle Zweige der Naturwissenschaft, sie entsprächen aber in

keiner Weise den aufgewendeten Mitteln; es gäbe tausend andere wissenschaftliche und menschliche Probleme, die unvergleichlich wichtiger seien. Auch britische Gelehrte ersten Ranges hätten auf der diesjährigen Naturforscherversammlung gewarnt: technologisches Können habe die Oberhand gewonnen über dem Drang nach tieferem Verstehen; eines der deutlichsten Zeichen sei die Raumfahrt. Dringend fordern die Forscher, keine weiteren künstlichen Störungen des natürlichen Erdstrahlungsgürtels, vorzunehmen ohne gründliches vorheriges Studium der möglichen Folgen. Das beabsichtigte Verteilen von 350 Millionen kleiner Drahtstücke in einigen hundert Kilometern Höhe würde einen reflektierenden Ring ergeben, der — im Dunkeln aufgehellt — die schwächeren und besonders interessanten Objekte für die Astronomen unsichtbar mache, und — Radiowellen der Erde reflektierend — die Forschung mittels Radioteleskopen schwerwiegend stören könnte.

Auf dem anderem Gebiet, aber im Wesen gleich, nur vielleicht noch viel folgenschwerer ist, was in einem Vortrag im „Deutschen Atomforum" mitgeteilt wurde: über Spätschäden durch Strahlung wisse man noch so gut wie nichts. Der Nachweis von genetischen Schäden sei schwierig; es könne sein, daß sie erst nach Generationen aufträten!

Aber es wird lustig weiter drauflos gebastelt — das sage ich, nicht das „Atomforum" (Lacher).

17. 11. 1962

Recht ist es mir ja nicht, daß Du Dir Deinen Lebensunterhalt selbst verdienen mußt. Freilich kann ich mir vorwerfen, nicht vorgesorgt zu haben, wie es ein braver Familienvater tun muß. Aber zugutehalten wird man mir wohl, daß bei normalem Verlauf der Dinge die Meinen

wie bei jedem Mann in entsprechender Stellung versorgt gewesen wären für den Fall, daß mir etwas zustieße. Wer aber konnte voraussehen, daß solch eine Katastrophe eintreten würde? Hätte ich mich wirklich so einer Kleingläubigkeit hingeben dürfen? Ich kam gewiß nie auf einen derartigen Gedanken.

Im übrigen: selbst wenn ich eine Versicherung abgeschlossen hätte, oder in der Lage gewesen wäre, ein Bankkonto mit viel Nullen anzulegen, genutzt hätte es wohl wenig; nach der Währungsreform wäre kaum etwas übrig geblieben. Durfte ich aber mit einer Inflation rechnen? Wer sollte Vertrauen in unser Geld haben, wenn nicht unsereins?! Hätte ich Grundstücke zur wertbeständigen Anlage kaufen sollen, ein schlechtes Beispiel geben — sofern ich den Mammon dazu überhaupt gehabt hätte? Oder sollte ich gar etwas ins Ausland verschieben, aus Mißtrauen gegenüber unserer eigenen Wirtschaft und gegen unseren eigenen Staat?! Daß Du selbst Derartiges nicht gewollt hättest, weiß ich. ...

Ganz anders steht es bei den Jungen von heute. Sie haben erlebt oder gehört, wie alles entgegen jeder Voraussicht zusammenbrechen kann, haben die Folgen gesehen und am eigenen Leib empfunden. Da ist kein Wunder, daß das Bestreben, soweit als möglich vorzubauen und Lebensgrundlagen zu sichern, ihnen in Fleisch und Blut übergegangen ist. Ich las gerade einen längeren Aufsatz wie illusionslos und kühl-sachlich unsere Jugend sei — es ist begreiflich.

Im Ganzen gesehen glaube ich nicht, daß die Jugend immer in dem Extrem beharrt, in dem sie sich heute befindet. Mit wachsenden Abstand von dem Erlebten und beim Eintritt wieder normalerer Zeiten wird sie sich auch wieder mehr der Einstellung nähern, die unserer entspricht. Die erbmäßige Grundlage unseres Volkes kann

nicht durch äußeres Erleben vernichtet werden, die schlägt über kurz oder lang wieder durch, das Gute und freilich auch das weniger Gute — das ist meine feste Überzeugung!

Man muß nicht nur die Menschen, auch die Völker nehmen, wie sie sind; ändern lassen sie sich nicht, gewiß nicht im Kern ihres Charakters.

25. 11. 1962

Hier hat es vor einigen Tagen zu frieren und zu schneien begonnen und schneite dann gleich 45 Stunden durch — ich hab die Stunden nicht gezählt, aber die Zeitung sagt es. Nun ist prächtige Winterstimmung um uns, Sträucher und Bäume unter dichter Schneelast. Ein paar Rosen, die letzten Blumen, leuchten noch unter weißen Hauben hervor; sie sind gefroren und sobald der Frost aufhört, wird sich zeigen, daß ihr Leben nur vorgetäuscht war — „tief gekühlt"; sie schließen sich dem großen Vergehen der Jahreszeit an. Du siehst, der winterliche Herbst läßt auch mich elegisch werden (Lacher).

„Der Nebel steigt, es fällt das Laub, schenk ein den Wein, den holden; wir wollen uns den grauen Tag vergolden, ja vergolden." So steht es in einer Gedichtsammlung hier, in der auch Storm vertreten ist. Ich hoffe, Ihr habt den Wein, den holden, im Keller und vergoldet Euch dazwischen das Dasein, den Jammer der Welt vergessend.

Ich las letzter Tage über diesen Jammer, wie er sich am und im Bodensee dartut: es stinkt der See, verölt und trüb, statt zu lächeln — das sagt alles! Der Freund*, dessen Buch „Ein Leben für die Landschaft", Du mir empfiehlst und das zu bekommen ich versuchen werde,

---

* Professor Alwin Seifert.

der Arme wird wenig Freude haben an all dem, was er sehen muß, ohne es ändern zu können. Statt einer Kulturlandschaft entsteht eine Zivilisationslandschaft schlimmster Art. Im Rhein soll man bereits nicht mehr baden können, ganz zu schweigen vom Trinken seines Wassers — „schenkt ein den Wein, den holden“ ... einmal wird auch er nicht mehr trinkbar sein am Rhein und an der Mosel, weil das Wasser, das er aus dem Boden zieht, verölt ist! (Lacher —, Lacher, um nicht zu heulen.)

Wäre ich eine Generation später geboren, würde ich auf den Mond auswandern; bevor es den lieben Menschen gelungen ist, auch ihn zu verschandeln und zu verseuchen, würde ich mich empfehlen und ihn um das Häuflein Erde vergrößern, das von mir bleibt.

Der Mond, der uns nächste kreisende Körper des Makrokosmos und ein Bericht über den Tod eines Atomforschers leiteten mich hin zu dem Kreisen im Mikrokosmos: es ist doch eine eigenartige Vorstellung, wenn man sich — etwa ein Stück Granit in der Hand haltend — klar macht, daß in dieser starren, in sich anscheinend völlig unbeweglichen Masse Myriaden selbst für stärkste Mikroskope unsichtbare Miniatur-Planetensysteme kreisen — seit Jahrmillionen, für Jahrmillionen. Und in unserem eigenen Körper, im lebenden, beweglichen, sich wandelnden, sich anpassenden, werdenden und vergehenden Organismus: das gleiche Schauspiel — oder besser gesagt, da es ja nicht zu schauen ist, die gleiche Vorstellung unseres Geistes. Jede Zelle unseres Leibes zusammengesetzt aus Atomen, in denen wieder die Elektronen um ein Zentrum schwingen. Urbaustoffe, die dann zu so verschiedenen Baustoffen vereint worden, daß hier eine Knochenhaut wuchs, dort eine Drüse, die ein bestimmtes Sekret erzeugt, und so fort und so fort. Alles aufs Höchste zweckbestimmt, zielstrebig sich entwickelnd, unerklär-

licher Weise „Programme“ in sich tragend, die sich, aufeinander abgestimmt, erfüllen und ergänzen, bis dieser in sich vollendete Organismus des menschlichen Körpers entstanden ist. Einmal geworden, beharrt er nicht, er verändert sich ununterbrochen, stimmt dabei weiterhin dauernd die Teile und Teilchen aufeinander ab, bringt sie in Einklang.

Aber auch in seinem Werden aus einer Urzelle heraus, in der Fortentwicklung durch alle Phasen, wird ein vom großen Unbekannten bestimmter „Plan“ erfüllt. Bis zur Krönung mit einem Hirn — auch in ihm, wie überall, die wirbelnden Planetengetriebe —, einem Hirn, das schließlich eine Vollkommenheit erreicht, die es ihm, jedenfalls in den Höchstzüchtungen — ermöglicht, einen „Blick hinter die Kulissen“ zu tun, gedanklich und experimentell bis zu den kreisenden „letzten Dingen“ zu gelangen. Bevor er zu den allerletzten zu stoßen vermag, wird er vielleicht sich, die ganze Menschheit und die Grundlage, den Erdball, vernichten. In dem aber, was übrigbleiben mag — glühende Gase vielleicht —, werden die Miniaturplaneten-Systeme weiterkreisen, fort und fort zu neuem Aufbau.

12. 1. 1963

Nach den Zeitungsnachrichten ist es in Süddeutschland nicht mehr ganz so eisig wie hier — nachts gehe das Thermometer bis auf Minus 20 (!) herunter — „Mittelmeerströmungen“ streifen Euch, aber ich fürchte, in Eurer Höhe macht das wenig aus.

Insgesamt ist der bisherige Winter ein kleiner Hinweis darauf, wie es Mitteleuropa und den sonstigen entsprechenden Breitengraden bekäme, sänke die durchschnittliche Jahrestemperatur für eine längere Periode wegen

irgend welcher Vorgänge auf der Sonne auch nur um wenige Grade. Die neu einsetzende Eiszeit würde sich mit den gleichen Erscheinungen ankündigen, wie sie jetzt schon zu beobachten sind: im Inland ist auf den zugefrorenen Flüssen und Kanälen der Schleppschiff-Transport notgedrungen eingestellt, den Seeschiffen kann mittels dauernden Eisbrechereinsatzes gerade noch eine Fahrrinne in Flußmündungen zu den Welthäfen freigehalten werden — wie lange noch?!

Würde umgekehrt die Durchschnittstemperatur steigen, so bedürfte es nur eines Mehr von wenigen Graden, daß im Sommer das Wasser verdunstete, die Quellen versiegten, die Wasserläufe zu leeren Rinnen würden, die Felder und Wiesen verdorrten, die Wälder mit ihren ausgetrockneten Bäumen bald in Flammen aufgingen, aus den Wasserleitungen kein Tropfen mehr flöße, die Menschen innerhalb weniger Tage verdursteten; nicht ohne daß sie sich vorher erbarmungslose Kämpfe geliefert hätten um das letzte noch verbliebene Naß.

Auf ein paar Grade mehr oder weniger ist unsere Zivilisation, unser Sein überhaupt, gegründet. Diese paar Grade sind keine nur theoretische Erwägung, jenseits aller Möglichkeit. Zumindest die Vergletscherung Nord- und Mitteleuropas, deren Überdeckung mit hausdicken Eisschichten, war doch erwiesenermaßen schon einmal Tatsache; eine kleine Beruhigung ist nur, daß eine Eiszeit wohl nicht von einem Tag zum anderen, auch nicht innerhalb weniger Monate kam — sondern ihre Entstehung eine längere Zeitspanne brauchte. Die Bewohner der bedrohten Zonen würden sich also in Sicherheit bringen, in neuer Völkerwanderung nach dem Süden ziehen können, wenn auch kaum freudig begrüßt von den angestammten Einheimischen Afrikas und Mittel- wie Südamerikas oder den entsprechenden Gebieten Asiens — den ohnehin

schon übervölkerten. Daß die „Zugroasten“ das Wissen und Können um die gepriesene, heißbegehrte Zivilisation, vor allem die Technik, mit sich brächten, dürfte schwerlich als Entgelt für die Aufnahme ausreichen.

Doch genug der Apokalypse! Zu Erholung davon etwas letzten Endes Hoffnungsgebendes: der Historiker Heinrich von Treitschke sagte als Reichtstagsabgeordneter im November 1871, also auch nach einem Kriege, es könne einem Jeden, auch dem Hoffnungsstärksten, die Seele erschüttern, zu sehen, wie in diesem jungen Geschlecht die Gewinnsucht, der Materialismus, die Abwendung von allen idealen Gütern des Lebens zunähmen.

Es ist doch ein Trost und berechtigt, der Zukunft nicht ganz schwarzseherisch entgegen zu blicken, daß es um die Jugend schon einmal so stand, wie um die Jugend von heute; und da die damals — zumindest eine nach ihr kommende — sich wieder „fing“, darf man den Glauben hegen, unsere Jugend oder ihre Nachkommen finden wieder zurück zu einer Lebensart und einer Lebenseinstellung, die wir, „die Alten“, als die edlere betrachten — allen Kulturpessimisten zum Trotz.

*

Wir hörten Beethovens „Missa solemnis“, mit dem Londoner Philharmonikern unter Karajan, mit der Schwartzkopf als Sopran. Ob Ihr die „Missa“ wohl auf Platten habt?

Merkt Euch auch für alle Fälle: ausnehmend schön, heiter mit jubelnder Flöte ist Mozarts Konzert in C-Dur für Flöte, Harfe und Orchester, Köchel-Verzeichnis 299, in der Reihe „Berühmte Künstler — unsterbliche Musik“. Auf dem Umschlag steht eine Äußerung Feruccio Busonis über Mozart: „Die vollkommene Erscheinung musika-

lischer Begabung... jung wie ein Jüngling und weise wie ein Greis — nie veraltet, nie modern."

7. 4. 1963

Ich las die Besprechung eines Klavierabends der „im Musikleben einzigartigen Erscheinung" der Elly Ney. Mit „zwingender Bildkraft" habe sie u.a. den Trauermarsch aus den As-Dur-Variationen von Beethoven (Opus 26) „zu voller Größe" entfaltet.

Wir hatten hier, wenn auch nur über Platte, ebenfalls einen hohen Genuß: Beethovens herrliches Violinkonzert mit Oistrach als Solisten und dem Orchester des Pariser Rundfunks. Ich kann mich nicht entsinnen, je einen Violinisten gehört zu haben, der Oistrach übertroffen hätte, der solch ein Instrument spielte; besonders in den mittleren und tiefen Lagen war es einzigartig. Das war wirklich ein Singen und kam heran an das schönste „Instrument", das es gibt: die menschliche Stimme zur höchsten Vollkommenheit entwickelt.

*

Ob Ihr wohl einmal im Kaiserstuhl wart? Sonst versäumt nicht, kommt Ihr je in die Gegend, einen Abstecher dorthin zu machen: er soll außerordentlich still und reizvoll sein; auf einsamen Fußgängerwegen hätte man schöne Ausblicke auf Vogesen und östlichen Schwarzwald. Geologisch interessant („jungvulkanisch"), mit höchster Durchschnittstemperatur Deutschlands, daher auch botanisch beachtenswert mit Blumen, die sonst bei uns nicht vorkommen, darunter weiße Veilchen und wundervolle wilde Lilien. Von den Weinen des Kaiserstuhls ganz zu schweigen! (Lacher).

Ach ja, ich wollte, ich könnte noch einmal den einen oder anderen stillen Winkel des Heiligen Reichs durchwandern, so unheilig es heut wohl meist ist, dabei genießend, was uns Gott gegeben, einschließlich des Weines! (Viele Lacher) Kommt Ihr vor mir hin, gedenket mein, beim Wein. Nun aber Schluß — sonst werde ich gar noch sentimental wie nach einem Humpen Wein! (Lacher)

24. 5. 1963

Was Du von dem reizenden älteren Gast „Monsieur Emile“ berichtest, ist wirklich ein Roman, den das Leben sich ausgedacht hat. ...

Bevor Dein Brief kam, sprachen wir hier gerade davon, wie häufig in der Generation oder Halbgeneration vor uns solche nicht umzubringenden Typen sind, ein hohes Alter erreichend, bis zum Schluß zäh und ausdauernd, unternehmungslustig, lebenslustig, hart gegen sich und andere, vielfach knorrig wie Wurzelmännchen. Du nanntest schon einige Deiner und meiner Familie. Noch einer, auch an die 80, führt seinen umfangreichen Fabrikbetrieb, den er gegründet und auch mit viel Energie durch schwierige Zeiten durchgebracht und immer höher entwickelt hat, noch immer persönlich, soo persönlich, daß die zur Fortführung bestimmten Erben nur Hilfsdienste leisten dürfen, nichts Entscheidendes mitzureden haben — zu deren Kummer, da sie, die Jungen, viel vorsichtiger und skeptischer sind, als der Alte. Wie selbstverständlich — ein Greis! — reist er in der halben Welt herum, nur um seine technischen Kenntnisse und geschäftlichen Beziehungen zu erweitern. Doch nicht genug damit: gelegentlich fliegt er „erholungsweise“ nach Afrika, Großwild zu jagen, oder auch nach Grönland, Robben zu schießen.

Zur gleichen Generation rechnet ja auch der alte Herr, der demnächst von seinem hohen Amt zurücktreten will,

oder richtiger soll, denn er will ja eigentlich durchaus nicht*. Der ist von ähnlichem Schrot und Korn, zäh *wie ein Indianerhäuptling, einem solchen selbst äußerlich* immer ähnlicher werdend. An *Originalität fehlt* es *ihm* auch nicht.

*

Dem Alter nach gehört auch Picasso zu dieser Gruppe. Ob man ihn freilich in seinem Schaffen, oder sagen wir lieber: in seiner Tätigkeit — „Schaffen" greift meines Erachtens nach zu hoch — als originell charakterisieren will, ist Auffassungs- und Geschmackssache.

Letzter Tage las ich, er habe eine Malmaschine erfunden — endlich! Sie ermögliche es, durch einfachen Fingerdruck auf eine Tastatur Farben und Formen nach den Inspirationen des Künstlers auf die Leinwand zu übertragen. Es gibt zwar Leute, die meinen, er sei ein Filou und wolle sich damit über die Menschen, die ihn ernst nehmen, nur lustig machen. Ich wollte es gerne glauben, wären nicht alle seine „Werke" so verwandten Geistes. Die Masse der Zeitungsschreiber und Kunstkritiker steht jedenfalls in maßloser Bewunderung vor diesen Produktionen. Um so mehr halte ich es hinsichtlich ihrer mit Hebbel, der in sein Tagebuch vermerkte, die Journalisten sollte man alle einsperren, dann gäbe es bald viel weniger sonstige Gefängnisinsassen — was anerkennenswerter Weise sogar eine Zeitung selbst dieser Tage dem Vergessen entriß.

Die Bewunderung der Zeitungsschreiber und Kunstkritiker erstreckt sich ja auch auf die „abstrakten Gemälde" eines Schimpansen. Ich ziehe aus ihnen — gerade zuvor sah ich die Abbildung solch eines „Kunstwerkes" — weniger Rückschlüsse auf die Genialität des Affens, als

---

* Anspielung auf den damaligen Bundeskanzler Adenauer.

vielmehr in umgekehrter Richtung auf den Geisteszustand der Menschen, die gleichartige Bilder wie der Affe malen oder ernsthaft preisen. Das Preisen kommt ja auch in den Preisen zum Ausdruck, die für diese Bilder gezahlt werden, nicht zuletzt für die Originale des Affens. Letzterer hat neuerdings die Malerei sattbekommen, sehr zum Leidwesen seiner Besitzer und der Kunsthändler. Zur Fortsetzung seiner Produktion aufgefordert, schmeißt er unmißverständlich mit Pinsel und Farbtopf um sich, womit er, scheint mir, doch wieder mehr Verstand zeigt, als man bisher bei ihm annehmen zu können glaubte.

*

Etwas Heiteres zum Schluß: in Amerika tauchen dazwischen Zweifel auf, ob Entwicklungshilfen und ähnliche Gelder seitens mancher Staaten wirklich absichtsgemäß verwandt werden, daher nimmt man gelegentlich Stichproben vor. So wurden Anthropologen, Sprachkundige usw. mit Einverständnis der zuständigen Regierung viele Monate in ein Eingeborenendorf gelegt, wohlversehen mit Konserven, Bädern und Klima-Einrichtungen. In vielen Gesprächen mit den Dorfbewohnern überzeugten sie sich, daß die Gelder tatsächlich nutzbringend dahin gelangten, wo sie hin gelangen sollten. Bis leider herauskam: vor der Ankunft der Amis war das Dorf evakuiert worden, dafür wurden Regierungsbeamte mit Familien hineinverlegt, die wohlinformiert sagten, was gesagt werden sollte. Ob es nur mit den amerikanischen Hilfsgeldern so und ähnlich zugeht? (Lacher)

Ilse Hess an R. H. Gailenberg, 11. 6. 1963

Schon wenn Du diesen Brief aufmachst, wird Dich die Kürze verwundern — glaub mir, ich hab jetzt zwölf Briefe an Dich geschrieben und jeden wieder vernichtet.

Es ist so sinnlos, Dir viele Worte zu machen, darum herum noch anderes zu schreiben: unser Afried* ist am vergangenen Sonntag Morgen nach einem Herzinfarkt kurz und schmerzlos in seine ewigen Jagdgründe gegangen, wo ihm hoffentlich sein kleiner Kneisel entgegenspringen wird.

Wir haben alle nur den einen Gedanken gehabt — an Dich! Er, in den letzten Jahren für seine gesundheitlichen Verhältnisse überangespannt, hat nun die Ruhe, die wir ihm gönnen wollen. Die Lücke bleibt, und sie wird für Dich am fühlbarsten sein, der Du in den Gedanken an all die Deinen nun auch ihn vermissen mußt, wie Vater und Mutter. ...

Spandau, 23. 6. 1963

Wie nah ich ihm stand, weißt Du am besten. Deshalb hast Du auch an die zwölf Briefe entworfen und wieder vernichtet. Der zum Schluß — ich erhielt ihn gestern — war der rechte: die knappe Mitteilung mit ein paar lieben Worten. Ich weiß aber auch, wie gut Du ihn kanntest, und daß er auch für Dich mehr war als nur der Schwager.

Was wird einem doch auferlegt in dieser angeblich besten aller möglichen Welten!

Ich hatte soo gehofft, das Brüderlein wiederzusehen. Freilich auch immer wieder gebangt, die schwere Nachricht käme eines Tages doch hierher, bei seinen Jahren und seiner angeschlagenen Gesundheit. Jetzt, da die gefürchtete Nachricht eingetroffen ist, werde ich mich trotz allem bald abgefunden haben mit der unabänderlichen Tatsache, das Bangen ist weggefallen. ...

18. 8. 1963

Habt Ihr einen neueren Duden? Der unsere ist etwas ältlich, und in diesem wird zu meiner Verwunderung nicht

* Alfred Hess, geboren am 29. März 1897 in Alexandrien, gestorben am 9. Juni 1963 in Reicholdsgrün, Fichtelgebirge.

zwischen „so wie" und „sowie" unterschieden; er verzeichnet nur „sowie", also in einem Wort. Ich aber behaupte, die Logik schon verlange die beiden Formen mit verschiedener Bedeutung, nämlich: „so wie" in vergleichendem Zusammenhang, dagegen „sowie" im zeitlichen.

Es gibt sogar Fälle, in denen man nicht weiß, welche Bedeutung gemeint ist. So las ich folgenden Satz: „Er scheiterte so wie sein Vorbild scheiterte." Aus dem Zusammenhang ging nicht hervor: scheiterte er ebenso wie sein Vorbild (in welchem Fall man, meiner Meinung nach, „so wie" setzen müßte), oder scheiterte er in dem Augenblick, da sein Vorbild scheiterte (auch ich schriebe dann „sowie").

*

Brahms liegt mir nicht besonders, aber sein 2. Klavierkonzert ist doch sehr schön, vor allem das Adagio. Wir hörten auch sein Streichquartett Opus 67, desgleichen Dvoraks Streichquartett Opus 96; beide gespielt vom Amadeus-Quartett. Fischer-Dieskau sang Goethe-Schubert-Lieder. Furtwängler dirigierte Beethovens 3. Symphonie mit den Berlinern, über jede Kritik erhaben.

14. 12. 1963

Feiert das Fest so schön wie Ihr es nur feiern könnt. Ich werde das gleiche tun (Lacher, nämlich hinsichtlich des Könnens). Auf alle Fälle wird gute Musik uns erfreuen.

Schon im voraus erklangen „Gregorianische Gesänge", wohl die älteste uns überkommene kirchliche Musik, die erste, die schriftlich festgehalten wurde und so erhalten blieb. Freilich ist der Gesang sehr monoton — der eine meiner Genossen meint, im frühen Mittelalter seien die Menschen, schon gar klösterlich zurückgezogene Mönche, noch empfindsam gewesen für sehr geringe Reizwirkun-

gen, während wir Heutigen, als Opfer der Zivilisation mit ihrer dauernden Reizüberflutung, die Aufnahmefähigkeit für so schwache Reizabwandlungen verloren hätten, viel Gröberes benötigten, um beeindruckt zu werden.

Man muß so uralte Musik wohl auch in der ihr gemäßen Umgebung hören, d.h. in einem katholischen Dom im gedämpften Schein kaum bewegter Kerzenflammen, alles Ruhe atmend, in Weihrauch gehüllt.

In großem Kontrast zu der Schwere der Gregorianischen Gesänge steht der — auch in einem Kloster aufbewahrte — mittelalterliche Text der „Carmina burana" mit seiner überschäumenden Ausgelassenheit. Die Musik von Orff entspricht dem, aber die ist ja modern; seltsamerweise moderne Musik, die auch mir gefällt. Im Gegensatz zu dem Meisten dessen, was sich heutigentags als modern bezeichnet — und nicht nur auf dem Gebiet der Musik.

Vor mir liegen Abbildungen des neuen Frankfurter Schauspielhauses: eigentlich soll doch ein anspruchsvoller Großbau schon äußerlich irgendwie zum Ausdruck bringen, welchem Zweck er dient. Hier muß man annehmen, es handle sich um die Glaskastenfront eines neuzeitlichen Warenhauses — nicht gerade schön, aber in Gottes Namen! Mein zuständiger Genosse ist ebensowenig erbaut. Er meint aber: immerhin habe selbiger Glaskasten ganz gute Verhältnisse. Na ja, das fehlte ja gerade noch, daß nicht ein mal diese Mindestforderung an ein „repräsentatives" Gebäude erfüllt wird!

Und das Innere! In der Wandelhalle wildes Durcheinander von an der Decke baumelnden überdimensionalen Konservendosen, offenbar Beleuchtungskörper; den Zuschauerraum habe ich noch nicht zu genießen bekommen — er wird dem übrigen entsprechen.

Eine schöne Adventstimmung in der ich mich befinde (Lacher)! Ich will mich fürderhin bemühen bis zum

„Fest“: „Friede auf Erden ...“, zumindest in mir — modernen Künstlern und noch vielen anderen gegenüber, welches Ausmaß von Wut, Hohn und Verachtung sie auch verdienten. ...

Bekamt Ihr schon Bilder von der „Meisterleistung“ der neuen Berliner Philharmonie vor Augen, außen und innen? An der Zirkusarena des „festlichen“ Saales wird besonders gepriesen, die rundum ansteigenden, wirr durcheinander gestückelten Zuhörer-Sitzgruppen erinnerten an Weinberge. Dem stimme ich zu; wenn ich nur wüßte, was Weinberge mit philharmonischen Konzerten zu tun haben?! Es sei denn, es ist ein leiser Hinweis darauf, daß der Architekt vom Rebensaft überwältigt war, als die Idee zu dem Entwurf über ihn kam (Lacher).

Da lob ich mir unsere Münchner, die keine Ruhe gegeben haben, bis die alte Staatsoper außen wie innen wieder aufgebaut wurde im strahlenden Festesglanz von ehedem.

An den Sohn 12. 1. 1964

Die Geschichte von dem in München „wieder aufgetauchten“ Tunnel* — kann man das so sagen? (Lacher) — habe auch ich schon einmal gehört oder gelesen; sie wird also schon stimmen. Schade, daß die Wühltrupps der ahnungslosen Stadtväter nicht tatsächlich unvermutet auf ihn gestoßen sind, staunend ob des Naturwunders, der Höhle des Lindwurms unter der nach ihm benannten Straße, angefüllt mit Schwammerln — dieser moderne Drache scheint Vegetarier zu sein! Nur gut, daß es die nicht minder moderne Einrichtung der Meinungsbefragung gibt, sonst wäre der sagenhafte Tunnel auch weiter-

* In München wurde eine vor 1945 bereits weitgehend fertiggestellte Teilstrecke für eine Untergrundbahn neu „entdeckt“.

hin im Dunkeln geblieben, zumindest für den Stadtrat des hauptstädtischen Millionendorfes (Lacher).

Deine „andere lustige Geschichte“ vom Straßenbau* hat doch auch einen ernsten Hintergrund: das Problem der Prüfungen im allgemeinen und des Abiturs im besonderen. Hinsichtlich des letzteren las ich gerade die „Für“ und „Wider“, die ein Oberstudienrat einer Zeitung zusandte — wobei er aber den Punkt, den ich im Zusammenhang mit Deiner Geschichte im Auge habe, nicht erwähnte. Ich meine die Rolle, die Glück und Pech eingeräumt ist und zu großen Ungerechtigkeiten führen kann, sowohl bei den schriftlichen Arbeiten wie bei den Fragen im Mündlichen. Du meinst ganz richtig, was es bedeutet hätte, wenn Du unter den Prüflingen gewesen wärest, denen die Straßentrassierung über den Gailenberg als Aufgabe gestellt worden ist, nachdem Du diesen Berg als „Hausberg“ durch und durch oder besser: kreuz und quer kennst. Wie wärest Du vor den anderen Examinanden bevorzugt gewesen! Umgekehrt kann es einem zustoßen, daß er in dem zu prüfenden Fach in den meisten Gebieten beschlagen ist, vielleicht sogar überdurchschnittlich, nur gerade aus irgend einem Zufall in einem Teilgebiet höchst mangelhaft; aber gerade dieses kommt dran. Steht er im Zeichen eines „unfreundlichen Sternes“, wird er von einer augenblicklichen Pechsträhne verfolgt — das kann wirklich vorkommen! —, dann mag ihm das in mehreren Fächern so ergehen; womöglich fällt er durch, während Genossen, die weniger können als er, mit Glanz bestehen. Welch ein Unrecht! Zumindest sollte nicht eine Aufgabe allein ausschlaggebend sein oder nicht nur die an einem einzigen Tage zu bearbeitenden Aufgaben — eben wegen der

* Wolf Rüdiger Hess hatte berichtet, daß im Jahr vor seiner Referendarprüfung die Trassierung eines Straßenstückes im Hindelanger Tal als Prüfungsaufgabe gestellt worden war.

Perioden des Glücks und des Unglücks im Leben eines Menschen (mögen es „ernste“ Wissenschaftler auch bestreiten, es ist doch etwas dran!), sicher aber wegen der verschiedenen Stimmungen und der wechselnden geistigen Disposition, gerade bei Begabten und häufig zugleich Sensiblen.

Wäre es nicht richtiger, statt der Abitur-Prüfung im Laufe des letzten Jahres, oder auch der letzten zwei Jahre, eine ganze Reihe von Klausurarbeiten in verschiedenen Fächern schreiben zu lassen und schließlich das Mittel aus ihnen zu ziehen? Was die allgemeine Reife betrifft — ich nehme an, die Prüfung dient dazu, auch diese festzustellen, damit nicht Für-und-Wider-Voreingenommenheit des Klassenlehrers ausschlaggebend ist —, so könnte ja ein Gremium von Prüfenden entsprechende Fragen an den Examinanden richten, besser mit ihm disputieren, am besten sich zwanglos unterhalten. Wobei es wirklich auf den Eindruck ankommen sollte, der von der geistigen Reife entsteht: von der Fähigkeit zu denken, Probleme anzupacken, und nicht darauf, was einer sich an Tatsachenmaterial, an Daten, an Zahlen eingetrichtert hat. Hinsichtlich des letzteren bin ich der Meinung, daß bei dem heutigen Umfang des Gesamtstoffes viel zu viel verlangt wird. Das führt zur Überlastung und zur Übermüdung des Gehirns, auf Kosten der Schärfe des Denkens und der inneren Ruhe als Voraussetzung für das Durchdenken der Probleme und schöpferisches Beherrschen.

Kommst Du gelegentlich nach München, hast Du vielleicht das Glück, und zwar nicht nur zum Fasching (Lacher)? Ich las zufällig, dort werde der „Prinz von Homburg“ gegeben, ich holte ihn mir daraufhin — wir haben Kleists sämtliche Werke in der Hausbücherei. Ihn in einer guten Aufführung zu sehen — und die wird doch sicher geboten — muß ein Genuß sein. ...

An die Schwägerin Frau Irmgard Beinert Spandau, 8. 3. 1964

Sei bedankt für die schönen tröstenden Worte über die Pluspunkte des Alters — „Reife“ sagst Du sehr netter Weise, ich weiß das zu würdigen (verhaltene Lacher) — also: über die Pluspunkte der Reife im „ungestörten psychischen Bereich“, gegenüber der knochen- und muskelelastischen Jugend.

Da mir nichts anderes übrigbleibt, stimme ich Dir zu, wenn auch etwas „mit Gewalt“, Deine Philosophie bewundernd, die der abgeklärten „Reife“ würdig ist — um so mehr bewundernd, als Du doch, im Vergleich zu mir, der Reife nur von weitem entgegenblickst. (Ich las, daß die Biologen den Beginn der Vergreisung mit den Siebzig ansetzen — hols der Teufel!! — Lacher). Ganz offen gesagt, würde ich gern einiges des „ungestörten psychischen Bereiches“ hingeben für die Rückkehr entsprechender Menge von Elastizität; sie beschränkt sich nicht nur auf Muskeln und Knochen, sondern umfaßt auch das Geistige, und was so noch zwischen beiden ist (Lacher). Kurz, ich bin in der psychischen Reife trotz des nächsten runden Jahresjubiläums durchaus nicht so weit, um nicht der Jugend nachzutrauern.

14. 3. 1964

Freuen tut es mich wie Euch, daß Ihr mir zum Siebzigsten und darüber hinaus durch die Büchersende-Freigabe* mit ihren Möglichkeiten Freude bereiten könnt. Und ich nehme an, daß dies wiederum diejenigen, die die Entscheidung fällten, freut. Womit allenthalben alle in Freude erstrahlen. Es fehlt nur noch ein himmlischer

* Erstmals seit der Verlegung der Verurteilten aus dem Nürnberger in das Spandauer Gefängnis (Sommer 1948) wurde die Sendung von Büchern durch Angehörige gestattet.

Engelschor, der dazu sein Halleluja anstimmt. Vielleicht findet er an meinem Jubeltag doch irgendwie den Weg hier herein — solchen Sendboten ist doch nichts unmöglich! Und sei es mittels einer Schallplatte (viele Lacher).

Ganz so jubelhaft ist es mir freilich nicht zumute im Gedanken an diese beinahe dreiviertel-jahrhundertste Wiederkehr des Beginnes meines Erdenwandels. Und es will mir gar nicht in den Sinn, warum die Menschen dergleichen zum Anlaß einer freudigen Feier nehmen. Sehe ich in den Spiegel als Narziß, muß ich durchaus nicht an Narzissen denken, viel eher an eine uralte verrunzelte Schildkröte (Lacher, weils immer noch das Beste ist).

Hätten wir hier Leihbibliotheken „ausgelesen", wie Du meinst, so wäre das natürlich eine erstaunliche Tatsache. Es stimmt aber nicht: lediglich habe ich ausgelesen, was teilweise von dem vorhanden war, was meine vielfach ausgefallenen Wünsche zu befriedigen vermochte — an anderem gäbe es selbstverständlich noch die Hülle und Fülle.

20. 3. 1964

So sehr ich mich freue, zu hören, Du hast Bücher herausgegeben*, so begreife ich nicht, inwiefern darin enthaltene Briefe von mir, Äußerungen von mir, die Welt außerhalb Eures engsten Kreises interessieren sollten. Solche Briefe, die ich in der Gefangenschaft schrieb, nun wieder lesen solange ich noch Gefangener bin, Vergangenes von hier wieder in Erinnerung bringen — nein, danke bestens!

* Der Band „England-Nürnberg-Spandau" — Ein Schicksal in Briefen" war bereits im Herbst 1952, der Band „Gefangener des Friedens — Neue Briefe aus Spandau" im Jahre 1955 erschienen.

Auch die schönsten Bilder dazwischen vermögen mir den Gedanken nicht schmackhafter zu machen. Sollte ich je hier herauskommen, ich alles hinter mir haben, dann wäre es etwas anderes. Dann kannst Du mir ja Deine Bücher als Empfangsgruß hinlegen — hoffentlich sind sie nicht vergilbt bis dahin.

An den Sohn 28. 3. 1964

Hast Du von dem neuen Verfahren gehört, durch das ein Kunststoff gewonnen wird, indem Holz mit einer bestimmten, dafür entwickelten Flüssigkeit durchtränkt und dann Gamma-Strahlen ausgesetzt wird?! Das Ergebnis soll eine Härtung und Widerstandsteigerung um ein Mehrfaches sein. Dieser Holzkunststoff könne bearbeitet werden wie Metall, behalte aber die erwünschten Eigenschaften des Holzes, Faserung usw. Aber freilich: das ist alles sehr schön, doch woher auf die Dauer das Holz für immer mehr Zwecke hernehmen?! Bei Demoll* habe ich gelesen, wie es darum steht — darum und um vieles Andere. Nicht zuletzt um das Wasser.

So habe ich auch die Überzeugung gewonnen, das Hauptproblem bei der unheimlichen Vermehrung der Erdbevölkerung wird nicht in der Erzeugung von Nahrung liegen, sondern in dem Beibringen von genügend Wasser, schon gar im Laufe der fortschreitenden Industrialisierung in weiß-ich-wie-viel Entwicklungsländern — die Industrie braucht das meiste Wasser und aast wohl auch damit — und im Beschaffen der mit der Zeit immer knapper werdenden Rohstoffe.

Der Kampf um diese Grundlagen der Zivilisation wird dann vermutlich der Anlaß zu neuen Kriegen sein. Ins-

* Reinhard Demoll „Bändigt den Menschen — Gegen die Natur oder mit ihr?“

gesamt ist dieses Buch, so interessant es ist, niederdrückend, weil so vieles ausweglos zu sein scheint — ausweglos bei der Unvernunft der Masse Mensch.

Ich gehöre nicht zu den „Schnellesern", wenigstens nicht bei Büchern von Niveau, bei denen es gar nicht möglich ist, wenn man sie erfassen und verarbeiten will. Abgesehen davon lese ich nebenher noch anderes, meist etwas leichteres. So die „Memoiren der Herzogin von Abrantès", der Frau eines Generals Napoleons I. Napoleon verkehrte schon in seinen frühen Jugendjahren in deren Elternhaus. Und bei dem, was sie aus dieser Zeit berichtet, kommt er besser weg als später. Da hatte auch er noch Herz und Anstand.

Ich fand noch einige ältere Notizen, sein Ende betreffend, von denen ich nicht weiß, ob ich sie bereits für Euch verwandte. Wenn ja, dann ist die Wiederholung auch kein Unglück: einer meiner Kumpane nimmt Napoleon mir gegenüber in Schutz gegen den Vorwurf, nicht den Tod auf dem Schlachtfeld gesucht und gefunden zu haben, oder — wenn das nicht gelang — ihn sich selbst gegeben zu haben, schon 1814, erst recht 1815 nach der Katastrophe von Waterloo. Der Gesprächswiderpart sagt, durch das Weiterleben habe er ermöglicht, auf St. Helena die „Legende", die Darstellung seiner Geschichte, vor allem seiner Feldzüge, so wie er sie sah oder sehen wollte, niederzuschreiben und zu verbreiten. Dies habe seinem Ruhm in der ganzen Welt, nicht zuletzt im französischen Volk genutzt.

Ich jedoch vertrete die Meinung: es ist einer bedeutenden historischen Persönlichkeit, obendrein des Kaisers einer stolzen Nation, unwürdig, sich nach dem Sturz seinem unerbittlichsten Feinde auf Gnade und Ungnade auszuliefern, sich einer herabwürdigenden Behandlung auszusetzen, nur um — statt „Legende zu bilden" drücke ich

es realistischer und ungeschminkter aus — die Mitwelt und die Nachwelt irrezuführen, zu beschwindeln und zu belügen, Geschichtsfälschung zu betreiben, die eigenen begangenen Fehler anderen zuzuschieben, im Glauben, damit seinem Ruhm zu dienen. Wenn er auch vorerst sein Ziel erreichte, auf weite Sicht mußte es gegen ihn ausschlagen, bei ernsthafter Forschung mußte der Schwindel aufkommen und das Bild seines Charakters verdüstern.

In einem lichten Augenblick meinte er selbst auf St. Helena, vielleicht wäre es doch besser für seinen Nachruhm gewesen, er wäre in Rußland oder später bei Leipzig gefallen.

Ich aber begebe mich nun wieder zum jungen strahlenden Helden, der am Anfang seines Siegeszugs steht, zum Napoleon der Herzogin von Abrantès — und das ist schöner, als über den späteren, und was er tun oder nicht tun sollte, nachzudenken.

2. 5. 1964

Es wurde mir gesagt, das Buch Schelsky's, „Die skeptische Generation“ könne nicht ausgeliefert werden, sondern werde zu einem späteren Zeitpunkt gelegentlich an Euch zurückgesandt, weil wir, die hiesigen Insaßen darin genannt würden — ich weiß nicht, in welchem Zusammenhang; es ist auch unwichtig. Ihr werdet gebeten, Euch die Bücher daraufhin durchzusehen, ob nichts darin steht, was uns hier und andere „unserer Zeit“, ja überhaupt jene Zeit betrifft, außer kritisch Negatives — dagegen ist nichts einzuwenden; aber auch bei nur Sachlichem: erspart also der Zensur unnütze Arbeit und Euch das Porto.

Hinsichtlich der noch nicht gesandten Porträtaufnahmen von Mutter und Sohn: macht mir die Freude, Euren guten Vorsatz der Nachlieferung zu verwirklichen. Und zwar je einen stark vergrößerten Kopf. Deine weibliche Eitelkeit braucht nicht im Wege zu stehen! Daß wir alle älter geworden sind, sogar erheblich, weiß ich von mir selbst, werde jeden Morgen erneut mir dessen bewußt, wenn ich beim Rasieren in den Spiegel schaue.

Ich stelle mir dabei vor, wie Du und andere aussehen müssen, nach den 23 vergangenen Jahren. Aber ich bin nun so abgeklärt, daß mir die äußere Veränderung unwesentlich, es mir nur auf das Innere ankommt, nur das Wesen wesentlich ist — und daß sich an diesem kaum etwas geändert hat, weiß ich. Kaum etwas geändert: denn um einiges doch, nämlich in der Entwicklung nach oben, wie es mit der Reife Hand in Hand geht.

Es gibt ein vermutlich aus dem Griechischen stammendes Wort dafür, das mir letzter Tage im philosophischen Wörterbuch der Hausbibliothek vor Augen kam, doch ists mir wieder entfallen. Es neu heraussuchen will ich nicht — so sehr ich damit auch Eindruck machen würde indem ich solch ein Fachwort höherer Regionen der Bildung aus dem Ärmel schüttele (Lacher).

Zum geringen Ausgleich — ich kann es doch nicht ganz unterdrücken — noch etwas Sprachliches. „Eine Unzahl von Menschen schrie ‚Hurra'", so ist es richtig nach der deutschen Grammatik*; nach meinem Gefühl und nach meiner Logik müßte es „schrieen" heißen; denn nicht die Unzahl schrie, sondern die Menschen schrieen. Ich sehe Menschen, Menschen in Massen vor mir, die schrieen, aber keine Unzahl: etwas Abstraktes, das man nicht sehen

* Zu Fragen der deutschen Sprache siehe auch u. a. Brief vom 24. 6. 1962, und Brief vom 18. 8. 1963.

kann. Meine Form geht vom Anschaulichen aus, und so sollte es sein. — „Ein Haufen Kartoffeln waren faul“: Ich sehe Kartoffeln die Menge, die faul sind. Haufen, Unzahl und dergleichen steht für mich einfach für „viele“. Gebt mir recht! (Lacher).

Von dem Feuilletonredakteur Karl Korn lese ich häufig einen Beitrag*, meist mit Vergnügen. Mit der Übersendung seines Büchleins „Sprache in der verwalteten Welt“ braucht Ihr keineswegs zu warten, denn es interessiert mich tatsächlich sehr, so wie Ihr annehmt. Auch geht es mir wie ihm und Euch, daß eine Hemmung einsetzt, wenn ein Wort, das einen übergeordneten Begriff ausdrückt, modernisiert, nach der Sprechweise geschrieben wird, wie Phrase, These. Aber das hindert m. E. nicht, daß nach kurzer Übergangszeit man sich auch daran so gewöhnt, daß die Hemmung schwindet, „Frase“, „Tese“ einem ebenso selbstverständlich in ihrer Schreibweise sind, wie eine Unzahl anderer Wörter ähnlicher Art, die noch vor gar nicht langer Zeit anders geschrieben wurden, meist dem Ursprung aus den klassischen alten Sprachen entsprechend. Auch hier wieder: im Hinblick auf die „Unzahl“ mußte es eigentlich nach der Grammatik „geschrieben wurde“ heißen — aber die Feder samt der Logik sträuben sich. Denn nicht die Unzahl wurde einst anders geschrieben, die Wörter wurden einst anders geschrieben. Mein Sprachgefühl fußt eben nicht auf toter Grammatik, sondern auf lebendiger Anschauung. Die beste Lösung des Problems ist natürlich, die Hauptworte zu umgehen, also: „Unzählige Menschen ...“, „sehr viele Kartoffeln ...“ zu setzen; das ist auch sprachlich schöner.

*

* In der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“.

Da wird immer getönt gegen den Wiederaufbau, gar Neubau von Gebäuden, die zerstört wurden, ich lese aber, daß die Staatliche Oper Unter den Linden in Berlin, der Bau Knobelsdorfs, 1843 durch Brand anscheinend völlig vernichtet, dann aber durch Karl Ferdinand Langhans, den Sohn des Erbauers des Brandenburger Tores, neu gebaut wurde: äußerlich genau wie sie war, im Inneren unter Vermehrung der Sitzplätze, einen vierten Rang hinzufügend. Regt sich vielleicht heute jemand über diese „Kulturbarberei“ auf?! Die Wenigsten wissen es überhaupt.

24. 5. 1964

Auch wir hier haben augenblicklich das zarte Grün frischer Birkentriebe und einen fröhlichen Rasen. Auf ihm stehen statt Eurer blinkenden kleinen Sterne der Gänseblümchen die goldenen Tupfen der Löwenzahnblüten, von weitem sieht es aus wie darüber gestreute Goldkörnchen — ich liebe dies besonders. Aber freilich der Barbar von „Gärtner“ köpft sie immer wieder gnadenlos mit der Mähmaschine bei der Pflege „seines“ Rasens. Er kann eben den Architekten nicht verleugnen, ist also aus der Art von Künstlern, die die schönsten Bäume hassen und abhacken wollen, wenn sie vor ihren Bauten stehend die klar hervortretende Linie stören — abgesehen wohl von den ganz Modernen der Gilde, die keine Linien mehr kennen (Lacher).

Aber zugeben muß ich, sein Rasen ist ein prächtiger Teppich; nicht ganz so „englisch“ wie ein englischer, nicht völlig glatt, doch die Unebenheiten, die Wellungen, machen im Spiel von Licht und Schatten das Bild noch reizvoller; dazu duftet der Flieder — kurz ein Paradies! (Angemessener, stark ironischer Lacher).

Ich glaube, die wirkungsvollste Zwischenlösung, wenn nicht sogar die Lösung überhaupt des Verkehrsproblems in größten Städten ist: die öffentlichen Verkehrsmittel zwar nicht umsonst zur Verfügung stellen, aber sie so bequem wie möglich machen, in solcher Zahl mit insgesamt so viel Sitzplätzen, daß man jederzeit, also auch zu den Stunden da sich der Verkehr zum und vom Arbeitsplatz zusammendrängt, sitzend in ihnen unterkommt — und so schnell, mit Vorfahrtsrechten und dergleichen, daß man viel rascher zu seinem Ziel gelangt, als mit einem eigenen Wagen.

Dem gleichgestellt müßten Werksomnibusse werden, die Betriebsangehörige nicht fern von deren Wohnungen und von weiter außerhalb Kommende an Parkplätzen des Stadtrandes morgens aufnehmen, und nach Arbeitsende wieder absetzen. Für diese Werks- und die öffentlichen Omnibusse müßten während der Hauptverkehrszeiten bestimmte Straßen zur zügigen Durchfahrt freigehalten und ihnen an den Kreuzungspunkten mit dem Privatwagengewimmel viel länger „grün" gegeben werden als den letzteren.

Wenn dadurch die Misere für die privaten Autofahrer noch größer wird als heute schon, sie noch weniger vom Fleck kommen, desto besser! Um so mehr werden sie die Nase voll haben und auch ihrerseits „umsteigen" in die Vehikel der Allgemeinheit, so Zeit und Nervenkraft sparen, in Ruhe lesen oder einfach entspannen, ohne sich um Steuer und Pedal, Vor- und Nebenmann zu kümmern.

Je mehr aber mit der Zeit vom eigenen Gefährt ins öffentliche hinüberwechseln, desto mehr werden die Straßen entlastet und wieder besser benutzbar für diejenigen, die aus irgendwelchen Gründen beim Privat-

wagen bleiben müssen; nicht zuletzt für Lieferwagen von Geschäften.

Wie sehr die Straßen entlastet würden, wird einem klar, wenn man sich vor Augen hält, welchen Raum im Verkehrsstrom ein Omnibus benötigt, dessen vielleicht vierzig Insassen aber, säßen sie nicht in ihm, sondern benutzten sie den eigenen Wagen (die meisten fahren ja doch allein), ein Vielfaches des Raumes beanspruchen würden.

Die Kosten aber, die einer Stadt aus der Erstellung wirklich bequemer Fahrzeuge in der erforderlich großen Zahl erwüchsen, würden bestimmt eingespart an Straßendurchbrüchen, Straßenneubauten, Hoch- und Untergrundstraßen, Parkplätzen und dergleichen. Soweit auf die Dauer doch nötig, könnten die Stadtverwaltungen sich zumindest Zeit lassen — noch mehr Zeit als heute!

Nicht zuletzt würde auch die Luftverbesserung durch Auspuffgase geringer, wenn statt jeweils 30—40 Motoren von Privatwagen nur ein, wenn auch ein etwas größerer Motor eines Omnibusses stänkerte.

In gleichem Maße würde vermutlich auch der Straßenlärm reduziert, soweit er von Fahrzeugen stammt. Um den Lärm scheint es — nach allem was ich darüber lese — heutigentages ganz besonders schlimm bestellt zu sein. Aber soviel auch geschrieben und geschimpft wird, wirklich dagegen vorgegangen wird offenbar kaum. Eine löbliche Ausnahme macht die Züricher Polizei — freilich auch erst, nachdem ein besonders rühriger Verein zur Lärmbekämpfung keine Ruhe gegeben hat: sie bildete eine Art Überfallkommando gegen Lärm-Attacken jeder Art, bestehend aus einem Offizier und drei besonders geschulten Sergeanten, das Tag und Nacht telefonisch erreichbar ist.

Die Züricher erzwangen durch Volksabstimmung auch die Verlegung ihres Verkehrsflughafens. In einigen Städ-

ten, so in Paris-Versailles soll das Tönenlassen von Transistorgeräten verboten sein. Doch was bedeutet schon dergleichen gegenüber den allgemeinen Lärmorgien! Eine kleine praktische „Tat“ für die Leute, die wenigstens in den Ferien dem Krach entfliehen wollen, hat ein „Arbeitsring für Lärmbekämpfung“ in Düsseldorf zuwege gebracht: eine Liste lärmfreier Orte und Hotels.

Eine arge Belästigung scheint auch die Flut unerbetener Prospekte und Reklameschriften verschiedener Art zu sein, die einem „jeden Morgen im Briefkasten entgegenquillt“. Ich las in einer Zeitungszuschrift die Frage, warum hiergegen nicht gesetzlich etwas geschieht. Schon in Babylon habe es eine Polizeiverordnung gegeben: wer seine Ware zu lärmend anpreise, müsse sie dem Kunden um die Hälfte billiger liefern, „weil eine gute Ware gewiß auch leise zu verkaufen sei“ (Lacher), also die mit Lärm verbundene schlechter sein dürfte. ...

*

Hier ist es augenblicklich kühl, Gott sei Dank! Morgens um ½10 Uhr noch 10—12 Grad! Bei Deiner glücklichen, hitzeunempfindlichen Veranlagung, mein Sohn, geh Du nach Afrika! Baue einem schwarzen Präsidenten eine moderne Zufahrtstraße für seinen Palazzo, pflastere sie mit Gold und Onyx. Dann kehrst Du als „Sir Buz“ heim, und der Orden „Zum weißen Rhinozerus“ hängt Dir zum Halse heraus — neben manchem Anderen aus Entwicklungs-Afrika. Vielleicht gehörst Du dann zu den wenigen Weißen, die bei ihrer Betätigung dort weiser geworden sind und aus dem Namen des Ordens „weiße“ Selbsterkenntnis geschöpft haben. Das ist des Schweißes einiger Monate mit 45° im Schatten wert (Lacher). Ob Du willst oder nicht, Du trainierst ja augenblicklich das Braten bei

Deinem Sommerzwangsaufenthalt im Stein- und Asphaltmeer Münchens. Nutze die „einmalige Gelegenheit" (Lacher) — man weiß nie im Voraus, wofür etwas gut ist. Mach immer das Beste aus Eh-nicht-zu-Änderndem — zumindest im Geiste — das erleichtert, es zu tragen.

Mit diesem Ratschlag praktischer Philosophie (Lacher) schließe ich. ...

An die Schwägerin Ingeborg Pröhl 22. 8. 1964

Ich bin dafür, unsere Mundarten in der Schule zu üben, so wie es in der Schweiz gang und gäbe ist; es braucht deshalb noch lange nicht soweit getrieben zu werden wie dort — gerade zuvor las ich, daß für die Mehrheit Schwyzerdütsch die einzige Sprache ist, die sie beherrschen, Hochdeutsch als nur schwer verständliche Fremdsprache gilt, und selbst bekannte und bedeutende Schriftsteller wie Dürrenmatt sich hart tun, hochdeutsch zu sprechen und zu schreiben. Demgegenüber besteht bei uns die Gefahr, daß unsere vielen schönen Volkssprachen aussterben.

Sehr erwünscht war mir Deine Wiederholung der Anweisungen zu meinen Turnübungen*. Manche Einzelheiten waren mir doch entfallen; so habe ich sie mir erneut eingeprägt und bemühe mich, sie brav zu befolgen. Freilich würdest Du nicht in jeder Hinsicht mit mir zufrieden sein. Die Balance ist für einen „älteren Herrn" eine nicht ganz einfache Sache — auch ohne „Alkohol-pro-mille" (Lacher).

Insgesamt, und das ist mir das schmerzlichste, gehöre auch ich zu den „Haltungsschwachen", wie einige Deiner Kinder. Wie in so Vielem treffen auch hier wieder das

* Meine Schwester Ingeborg Pröhl ist Heilgymnastin.

Alter und das Kind zusammen, oder wenigstens ein Teil der Kinder. Zwar bemühe ich mich mit allerhand Willensaufwand mich einigermaßen zu „halten“, aber — soweit ich es am Schatten nachprüfen kann — ohne viel Erfolg. Du wirst mir in dieser Hinsicht kaum helfen können, weder Hopfen noch Malz noch sonstwas dürfte in diesem Fall wirken; sei es drum!

An den Sohn 26. 12. 1964

Hochzuverehrender Herr Regierungsbaumeister

hatten die große Güte mir freundlichst Mitteilung zukommen zu lassen, daß Herr Regierungsbaumeister das Assessor-Examen bestanden und somit vorstehenden hohen Titel zu recht führen. Gleichzeitig nahm ich zur Kenntnis, Herr Regierungsbaumeister beabsichtigen dero nicht hochgenug einzuschätzenden Dienste einer Regierung, die — gleichfalls zu recht — im In- und Ausland gebührendes Ansehen genießt, fernerhin vorzuenthalten, um statt dessen in der Privatwirtschaft Herrn Regierungsbaumeisters hervorragendes Können und Wissen einzusetzen. Selbiger Entschluß dürfte vielfach als um so unverständlicher angesehen werden, als doch bekannt ist, mit wieviel mehr Arbeit solch ein Posten in der Industrie heutigentages verbunden ist, verglichen mit dem Staat — eine Tatsache, die Herr Regierungsbaumeister selbst mir gegenüber huldvollst zu erwähnen sich herbeiließen. Aber da des Menschen Wille bekanntlich sein Himmelreich ist, unterlasse ich den untertänigsten Versuch, Euer Hochwohlgeboren davon abzubringen, ins Himmelreich einzuziehen, zugleich erlaube ich mir zum Einzug und zum Aufenthalt in demselben, submißest Glück zu wünschen. — Genehmigen Herr Regierungsbaumeister ... (viele Lacher).

Briefe dieser Tonart wirst Du nun also erhalten oder richtiger würdest Du erhalten, zögest Du nicht vor, Deinen Lebensweg fürderhin außerhalb des Staates zu wandeln. Hierfür habe ich — nun ernsthaft werdend — Verständnis, wie Du Dir denken kannst. Ich gratuliere Dir von Herzen zum bestandenen Examen, mitsamt den zugehörigen Titeln, und wünsche an dem wichtigen Meilenstein viel Erfolg und Befriedigung in Deinem Beruf. Ich glaube Dir gern, daß Du Dich wohler fühlen wirst, wenn das „Faß einen Boden bekommt und wenigstens einige Geräusche von der Leistung zeugen". Dann wird der, wie Du meinst, bereits angesammelte Kalk schon wieder ausgeschwitzt werden (Lacher). Für mich war die heute am zweiten Festtag erhaltene Nachricht des „bestanden" natürlich eine große Weihnachtsfreude. Dies um so mehr, als sie ganz überraschend kam, da der eine meiner Kollegen sagte, es dauere nicht nur Wochen, sondern Monate bis man nach der Prüfung das Ergebnis erhalte. Aber vielleicht ist es beim Bauassessor anders als beim Justizassessor, den dessen Sohn gemacht hat. Welch letzterer übrigens auch aufs Beamtensein verzichtete und nun Rechtsanwalt in München ist.

Ich bezweifle, daß der Anwaltsberuf mich auf die Dauer befriedigen würde — dies fortgesetzte Sich-Befassen mit Streit, Niedertracht, Gaunerei, Verbrechen; wobei man im Grunde auch noch wünschen müßte, die Menschen betätigten sich soviel wie möglich mit dieser unerfreulichen Charakterseite des homo sapiens, auf daß das Geschäft blüht. Wenn überhaupt, so doch nur eine sehr indirekt schöpferische Lebensaufgabe. Eher noch Rechtsprechen als Richter; aber das bedeutet wieder Beamtendasein, dem Du und jener Kollegensohn ja entfliehen wollt.

*

Vor mir leuchten, bei halb dunklem Hintergrund hellbeschienen, Eure weihnachtlichen Zweige mit den Tannenzapfen, ein Goldbandl glitzert, daneben der schön verzierte Wachsklotz — „Kerze“, kann mans doch kaum nennen — auf dem feingedrechselten Holzteller, es duftet nach Christbaum, Wachs, Kölnisch Wasser. Ich danke Euch für das sicht- und riechbare Gedenken, vor allem aber auch für das übers Gedenken weit Hinausgehende: die Bücher, die gerade rechtzeitig zum Fest in Hülle und Fülle eingingen, acht an der Zahl. Ich bekam auch alle gleich bis auf den Röpke „Gegen die Brandung“, mit dem sich die Zensur etwas länger befassen will, wie Du hellseherisch vorausgesehen hast* (Lacher).

Heiligabend und am Christtag nahm ich mir die Tierbeobachtungen Lorenzens** nochmals vor, und ich habe sie sehr genossen. Wie schön ist es vor allem, ein Buch zu lesen, von dem ich weiß, Ihr habt Euch kurz vorher daran gefreut.

Als festliche Musik hörten wir wieder die Gregorianischen Gesänge, dazu Händels „Concerti grossi“, Weihnachtslieder von Knabenchören, Volkslieder von Fischer-Dieskau und der Schwartzkopf gesungen, Klavier- und Violinsonaten Beethovens und Chopins.

Zum Vierundzwanzigsten bescherte uns das Wetter wenigstens einen weißen Streuzuckerhauch, der über den ersten Feiertag anhielt; heute ist es richtig weihnachtlich, an die 10 Zentimeter Pulverschnee bei minus 6 Grad bereits, als wir uns vor ein paar Stunden am Nachmittag in der glitzernden Herrlichkeit ergingen.

---

* Das erwähnte Buch wurde von der Zensur nicht ausgehändigt (vgl. Anmerkung zum Brief vom 7. 2. 1965, Seite 514).

** Konrad Lorenz: „Er redete mit dem Vieh, den Vögeln und den Fischen“.

7. 2. 1965

Dein Geschätztes vom 25. Januar liegt vor — freilich nicht allerseits geschätzt und daher mit einigen Lücken versehen. Nach dem, was mir offiziell zur Kenntnis gegeben wurde, hast Du Dich darin offenbar über die Zensur ausgelassen, oder etwas geschrieben, das wie „Ratschläge" wirkte*. Kurz, ich soll Dich ersuchen, dergleichen freundlichst zu unterlassen, was ich hiermit tue. Soweit ich mein liebes Weib kenne, ist ihm wohl das Temperament etwas durchgegangen, indem seine Meinung von der der Zensur abwich. Woraus ich entnehme, es verfügt noch immer nicht über die weise Abgeklärtheit und vernunftgetragene Selbstbeherrschung, die sich inzwischen auf den Gemahl herabgesenkt haben (Lacher). Wenn Du erst mal so alt bist wie ich... (Lacher). Außerdem hast Du halt kein so vieljähriges Training zur Selbstzügelung hinter Dir wie ich. Kurz, es fehlt noch weit, bis Du meine Vollkommenheit erreichst. Doch was nicht ist, kann noch kommen. Hoffen wir es — im Interesse der Briefe, die mich erreichen (Lacher).

*

Mit welchem Vergnügen ich die teilweise echt bajuwarische Auseinandersetzungen über den Standort des geplanten Protonenbeschleunigers unter mißbräuchlicher Heranziehung der heiligsten Dinge — wie des Schuhplattlers — verfolge, aber auch zugleich mit welcher Empörung über das Attentat auf den Ebersberger Forst bei München,

* Ich hatte, nachdem Röpkes Buch „Gegen die Brandung" in Spandau nicht ausgehändigt wurde, ebenso wie schon einige Male vorher feststellen müssen, daß der dortige Zensor auch dann nicht bereit war, abgelehnte Bücher zurückzusenden, wenn für diesen Zweck das Porto beigefügt wurde. Kritisch hatte ich die Frage aufgeworfen: „Wäre nicht wenigstens das Herausreißen des ‚Inflations'-Artikels, den Du haben möchtest, dort möglich?"

könnt Ihr Euch denken. Aber groß ist meine Sorge über den Ausgang der Sache nicht, da kenne ich die Dickschädel und ihre Massenwirkung zu gut. Den Vorwurf, „rückständig" und „wissenschaftsfeindlich" zu sein, nehmen die eiskalt auf sich, wenn es um ein Stück Wald geht. Ich glaube kaum, daß die „Zugroasten" da viel geändert haben; die werden eher angesteckt von dieser Art.

*

Zeigt Dein Purzel eigentlich Fremden gegenüber Zuneigung oder Abneigung? Bei Brauer „Im Dienste Bismarcks" las ich, daß dessen „Tiras" Besuche knurrend oder freundlich beschnuppernd, oft sogar schweifwedelnd empfing und Bismarck ernstlich daran glaubte, dies sei — nicht „des Volkes" — aber des instinktsicheren Tieres „Stimme" und bekam dadurch selbst eine Voreingenommenheit im Guten oder Bösen gegenüber den Betreffenden. Was soll man dazu sagen? Vielleicht hatte er recht. Wenn ich mal heimkehren sollte, wie wird dann Purzel **mich** empfangen?! (Lacher)

13. 2. 1965

Deinen Brief aus Bremen erhielt ich. Von der zweiten Seite fehlt freilich der größere Teil. Ich nehme an, Du hast Dich nochmals ausgelassen über etwas, in dem Du anderer Meinung bist als die Zensur. Denn Dein Brief liegt noch vor meinem der vergangenen Woche, worin ich Dich bat, solch eine Meinung lieber für Dich zu behalten, so schwer es Dir auch fallen mag (Lacher). Die Zensur hat ihre bindenden Vorschriften, an denen sie nichts ändern kann und Ihr und ich können es noch weniger, ob uns das paßt oder nicht. Läßt Du Deinem Ärger schriftlich Lauf, bekomm

ichs gar nicht zu Gesicht, sehe nur Leere statt dessen — der Brief wird kürzer. Die es aber hier lesen, die werden höchstens verärgert, und Verärgerung wirkt sich psychologisch kaum je positiv aus, in welchem Bereich des Lebens es auch sei. Kannst Du aber nicht an Dich halten, mußt Du es unbedingt von Dir geben, wirf es woandershin heraus, tippe es wild klappernd an Buz, der hat Verständnis für solch einen Temperamentsausbruch (Lacher).

*

Welch ein Jammer, daß es zu Napoleons Zeiten nicht schon Tonbandgeräte gab. Ich lese gerade die Gespräche mit ihm. Bei solchen Berichten aus zweiter Hand weiß man nie, ob alles richtig verstanden und wiedergegeben wurde. Manchmal tauchen einem Zweifel auf. So auch bei Goethes Gesprächen mit Eckermann und anderen, die wir hier haben. Die sind ja doch nicht wörtlich mitstenographiert, sondern hinterher aus der Erinnerung niedergeschrieben worden, vermutlich meist nur eine gedrängte Inhaltsangabe: das Wesentliche. Aber wieviel wurde vergessen oder ganz anders gesagt, viel weniger lebendig und geistvoll. Heitere Randbemerkungen fielen weg, und was mag alles unterdrückt worden sein, was dem Berichterstatter nicht zur eigenen Ansicht paßte. Wie viele mögen großzügig genug gewesen sein, der Nachwelt zu vermitteln, wie der überlegene Geist das, was sie selbst äußerten, widerlegte?

Hudson Lowe, der englische Gouverneur, der Napoleon auf Sankt Helena bewachen mußte, erzählt, daß bereits vor dessen Rückkehr von Elba nach Frankreich die Gesandten und Bevollmächtigten der Monarchen auf dem Wiener Kongreß über Napoleons Verlegung auf die einsame Insel mitten im Ozean berieten, also nicht erst nach

seiner neuen Machtergreifung und als Strafe dafür. Er, Lowe, wisse dies aus „zu guter und hoher Quelle, um nur einen Augenblick daran zu zweifeln“.

Die Insel St. Helena habe Wellington vorgeschlagen, der sie auf der Rückfahrt von Indien einst kennengelernt hatte.

Von der Freiheitsberaubung abgesehen ging es dem Gefangenen der Mächte übrigens alles andere als schlecht. Er hatte einen Hofstaat bei sich, hatte einen eigenen Haushalt mit Köchen, sein Tafelsilber. Empfing dauernd Besuche neugieriger Durchreisender—ohne Aufsicht. Konnte gehen oder reiten, wohin er wollte, aber er beschwerte sich, daß auf größeren Ausflügen (nur auf solchen) ein englischer Offizier ihn begleitete (!). Oder wurde ungehalten, weil einmal der Gouverneur — doch gewissermaßen der vorgesetzte Gefängnisdirektor — infolge eines Versehens bei ihm erschien ohne vorher gefragt zu haben, ob und zu welcher Zeit es seinem Hohen Gefangenen passe!

Wie sich aber, auch unter noch so milde gehandhabter Haft und selbst bei einer so mutigen und überlegenen Persönlichkeit Gefängnispsychose einstellt, beweist, daß Napoleon die ganzen Jahre hindurch bis an sein Ende unter der „tief in seinem Geist eingewurzelten Vorstellung“ litt, man wolle ihn ermorden. Und Lowe sei der „vom englischen Ministerium abgesandte Erdolcher oder Vergifter“. Dieser Gedanke war „der gewöhnliche Gegenstand seiner Klagen, und die Ursache seiner Schrecken, die ihn bis zum Übermaß marterten“.

27. 3. 1965

Hochinteressant war mir, was Du wiedergegeben hast aus Professor Helboks „Deutscher Volksgeschichte“ über den so vollkommenen eisernen Pflug der alten Ger-

manen, den sie schon Jahrhunderte vor ihrer Völkerwanderung nach dem Süden besaßen und der ihnen eine hochentwickelte intensive Ackerkultur ermöglichte. Auch ich war bisher der Meinung, die Kultur unserer Urvorfahren sei in jeder Hinsicht der römischen weit unterlegen gewesen. Und dann stellt sich heraus, auf einem Gebiet, das in jenen Zeiten von so überragender Bedeutung war — eben der Bodenbearbeitung und der Agrikultur mitsamt dem wichtigsten dazu gehörigen Instrument — waren sie vorbildlich für die Römer, trotz deren Hochkultur! Ich glaube sogar, der Pflug, seine Primitivität oder seine Vervollkommnung, kann als Maßstab für die Kulturhöhe eines Volkes genommen werden.

Das, was Du schriebst, kam mir um so erwünschter, als ich gerade eine Debatte mit einem meiner Genossen hatte, der die Germanen zur Zeit ihres Zusammenstoßes mit den Mittelmeervölkern als Beispiel für seine Meinung anführte, daß Völker niederer Kultur — um was für Völker auch immer es sich handele — sich stetig fortzuentwickeln vermöchten zu einer Kultur wie der unseren heute. Ich hingegen vertrat die Überzeugung, es gäbe Völker, die die Veranlagung hierzu in sich trügen und andere, denen sie nicht gegeben sei. Andernfalls müßten manche Primitive von heute längst eine viel größere kulturelle Reife aus sich selbst heraus erlangt haben; auch sie hätten doch hierzu Jahrtausende Zeit zur Verfügung gehabt. Tatsächlich aber seien sie über ein Mindestmaß nicht hinausgekommen, einfach auf dem gleichen Niveau stehengeblieben. Vielfach seien sie auf Nächstliegendes nicht gekommen, so etwa: nach Wasser zu graben, um sich Brunnen zu schaffen. Obwohl sie in diesem Fall gar nicht tief unter der Erdoberfläche auf gutes und reichliches Wasser gestoßen wären, hätten sie wie seit undenklichen Zeiten — selbstverständlich die Frauen einspannend (Lacher) — mühsam das

Wasser hergeschleppt in hohlen Kürbissen oder dergleichen, weil ihnen auch der Gedanke, Töpfe aus Lehm zu formen und zu trocknen, nicht kam. Erst wenn Angehörige von Völkern, die das Zeug in sich hatten, sich zu höheren Kulturen fortzuentwickeln, in Erscheinung traten, lernten sie derartiges von ihnen. Wehe aber, wenn sie wieder sich selbst überlassen würden und etwas gehe nicht im gewohnten Trott! Funktioniere vielleicht eine für sie gebaute Wasserleitung nicht mehr, dann seien sie hilflos. Über kurz oder lang wären sie wieder auf dem Niveau von vordem angelangt. Sobald etwas mehr von ihnen verlangt werde, als Angelerntes zu wiederholen, zeige sich das Fehlen aller schöpferischen Fähigkeit, erweise sich ihre kulturelle Sterilität.

Zufällig hatte ich kurz vor diesem Streitgespräch eine längere Abhandlung über dieses Thema gelesen, ich bezweifelte auch, daß die Kultur der alten Germanen zur Zeit der Völkerwanderung wirklich noch so niedrig war, wie die der primitiven Völker von heute. Daher meine Freude über Deine zufällige Wiedergabe der Forschungsergebnisse hinsichtlich des Pflugs.

*

Kannst Du mir folgende grammatikalische Frage* beantworten. Zu dem Satz: „Niemand weiß, wieviel Menschen die Seuche dahingerafft hatte“ behaupte ich, es muß heißen: „dahingerafft hat“ oder „dahinraffte“. „Hatte“ ist richtig, wenn ein bestimmter Zeitpunkt ausgedrückt werden soll und es mit „als“ weitergeht; hier also: „... als endlich die Ärzte ihrer Herr wurden“. Oder: „niemand weiß, wieviel Menschen die Seuche bis zu dem Zeitpunkt

* Zu Fragen der deutschen Grammatik vgl. auch Briefe vom 24. 6. 1952 und 10. 5. 1964.

bereits dahingerafft hatte, als das Erdbeben ein übriges tat". Oder ein anderes Beispiel: „Ingenieur X., der vorher schon dem Vorstand angehört hatte, wurde nun Vorsitzender." Immer wieder kommt mir die meines Erachtens falsche Form unter — in Zeitungen, ja selbst Büchern —, und jedesmal stoße ich mich daran. Weißt Du es nicht bestimmt, schau doch in einer Grammatik nach und beantworte gelegentlich die Frage, damit's endlich a Ruh gibt (Lacher) — ein Kollege ist nämlich anderer Meinung.

11. 4. 1965

Schön wäre es, wir könnten unter der Last des Winters bei Euch gemeinsam Schnee schaufeln — das hat mir das Buch „Bei uns im Allgäu"* eindrucksvoll gezeigt. Eigentlich wollte ich mich zuerst ganz groß in Selbstbeherrschung üben, es nicht aufmachen bis zu dem Tag, für den es bestimmt ist. Aber ich bin schwach geworden, muß ich zu meiner Schande gestehen; wobei ich als mildernd anführen kann, daß ich —vorbeugend — keinen „unbedingten Entschluß" gefaßt hatte (Lacher), und daß das Buch gar zu verführerisch vor mir lag mit dem entzückenden Farbbild des Margaritenhanges vor sommerlichen Bergen auf dem Umschlag. Es ist wirklich ein in jeder Hinsicht ungewöhnlich schöner Band: Die prachtvollen Aufnahmen — gegenüber den bunten lasse ich jeden bisherigen Vorbehalt fallen, die hier wiedergegebenen stehen jenseits aller Kritik —, die reizenden Zeichnungen, der gescheite, zugleich witzige Text, erheiternd und dabei lehrreich, so ganz wie nebenher Interessantes und Wissenswertes beibringend. Eine Kunst, die bei uns selten ist; die Angelsachsen be-

* Alfred Weitnauer: „Bei uns im Allgäu". Vgl. auch Brief vom 13. 12. 1965, Seite 228.

herrschen sie viel häufiger und vollendeter. Sie beweisen damit, daß Wissenschaftliches nicht durchaus schwerfällig und langweilig bedeuten muß; deutsche Verfasser setzen sich der Gefahr aus, bei allgemein verständlicher und unterhaltsamer Schreibweise als „unwissenschaftlich" verschrieen zu werden. Kurz, ich lese mit viel Vergnügen und immer wieder schmunzelnd darin, erhole mich dazwischen von oft schwierigen und nur selten vergnüglichen volkswirtschaftlichen Abhandlungen. Gailbraith* freilich bringt oft eine heitere Auflockerung selbst bei seinen nüchternen Themen; er ist halt auch Angelsachse.

Nochmals zu den Bildern des Allgäu-Buches: Ich genieße sie besonders, wenn ich sie so betrachte, daß sie perspektivisch wirken. Für den Fall, das wäre Euch unbekannt: jede Photographie kann man plastisch erscheinen lassen, indem man sie mit nur einem Auge aus einer bestimmten Entfernung ansieht. Letztere richtet sich nach der Vergrößerung und wohl nach dem Fokus des Aufnahmeapparats; man muß es ausprobieren, bei den großen Allgäu-Bildern sind etwa 40 Zentimeter richtig. Hat man die gemäße Entfernung gewonnen, so ist die plötzlich auftretende Tiefenwirkung verblüffend, vorweg bei Innenaufnahmen von Kirchen und dergleichen. Ich kann mich gar nicht genug tun vor Begeisterung über die Farben, etwa bei den Blicken in die herbstlich gefärbte Landschaft; Zugleich ein ausgezeichnetes Training — zur Härtung der Seele! (Lacher)

*

Eine Härtung der Seele wird wohl auch zu den Voraussetzungen gehören, die einen längeren Weltraumflug ermöglichen, von der physischen ganz abgesehen. Allein

---

* John Kenneth Gailbraith: „Gesellschaft im Überfluß".

das Bewußtsein, mit nur wenigen Schicksalsgefährten verlassen in der ungeheueren Weite und Einsamkeit zu schweben, zwischen Weltkörpern, losgelöst selbst von dem einen, der bis dahin die selbstverständliche Grundlage des Seins war, der dahinschwindet, immer mehr in sich zusammenschrumpfend in der Sicht, nicht einmal seine Anziehungskraft als letzte Verbindung mehr spürend, ungewiß ob die Rückkehr gelingt, — das alles muß an die Grenze des seelisch Ertragbaren gehen, ja vielleicht bis jenseits dieser Grenze!

Möglicherweise wird das Problem, den während des Fluges auf Schwerelosigkeit umgestellten menschlichen Körper zu befähigen, sich innerhalb kurzer Frist wieder an die Schwerkraft zu gewöhnen, ohne daß für die Dauer zurückbleibende Störungen auftreten — möglicherweise wird dieses Problem eher zu lösen sein, als die bei längerer Ausdehnung des Fluges sich einstellenden seelischen Wirkungen.

Habt Ihr gelesen, daß die beiden sowjetischen Kosmonauten — von denen einer vorübergehend in den Weltraum „ausstieg" — einen Farbfilm mit zurückgebracht haben, immerhin so lang, daß die Vorführung etwa 15—20 Minuten dauern soll? Er wird vermutlich auch im Westen gezeigt werden, als erster seiner Art. Erhaltet Ihr die Gelegenheit, ihn zu sehen, laßt sie Euch nicht entgehen. Es bedeutet doch das Dabeisein — wenn auch nur durch das Medium des Bildes, so immerhin des farbigen und bewegten — bei einem Ereignis, für das die Bezeichnung „epochal" nur ein schwacher Ausdruck ist: die Erfüllung dessen, was den Menschen durch Jahrtausende hindurch in der Phantasie vorschwebte, ohne daß sie an die Verwirklichung in noch so ferner Zukunft ernsthaft zu glauben vermochten. Ihr aber könnt sagen, „wir sind dabei gewesen"!

Der Vergleich der im Menschen schlummernden Anlagen mit dem, was in der belichteten photographischen Platte der Entwicklung harrt, ist eindrucksvoll. Wie klar eine solche Parallele doch aufzuzeigen vermag, was das Wesentliche ist!

Interessant auch der Hinweis, daß auf dem afrikanischen Kontinent Rad, Pflug, Segel bis zum Erscheinen des weißen Mannes unbekannt waren.

Meines Erachtens muß man als „weißen Mann" hierbei bereits die führende Schicht der alten Ägypter im Auge haben, die immerhin einige tausend Jahre früher nach Afrika kamen als die, die heute darunter verstanden werden. Denn auch die damaligen Ägypter kannten Rad und Pflug; hinsichtlich des Segels weiß ich es nicht bestimmt. Aber diese zeitliche Vorverlegung ändert nichts an dem, worauf es ankommt: daß die Ureinwohner diese so wichtigen Hilfen aus Eigenem nicht zu entwickeln vermochten, ihnen diese Ideen gar nicht kamen und erst Angehörige einer schöpferischen Menschenart — die einen wie die anderen wohl Indogermanen oder indogermanischer Abkunft — sie ihnen brachten, „Kolonialisten" (Lacher).

Was für einen kulturellen Stand andererseits offenbar schon zur Steinzeit Menschen unserer Breiten erreichten, zumindest auf gewissen Gebieten, — in diesem Fall der Heilkunst, der Chirurgie — ersah ich letzter Tage aus einem Bericht über einen Schädelfund in Niedersachsen aus jener Periode: das Schädeldach war kreisrund abgesägt zu nichts geringerem als zu einer Hirnoperation, wie es hieß. Ich muß gestehen, daß ich beim Betrachten der Abbildung es für viel wahrscheinlicher hielt, ein lieber Vorfahre habe aus dem Schädel des besiegten Feindes sich eine Trinkschale abgeschnitten, also eine kulturell weniger hochstehende „Operation" vorgenommen (Lacher); wobei mir

freilich dabei eigenartig schien, daß die Forscher nicht auf diesen näherliegenden Gedanken kamen. Ich wurde denn auch ob meiner Primitivität beim Lesen der näheren Darlegungen beschämt. Mediziner stellten am Abtrennungsrand des Schädelknochens Verwachsungen fest, die darauf schließen ließen, der „Patient" habe noch wenigstens zwei Jahre gelebt, ja bei einem anderen Exemplar — es wurden früher bereits Schädel gefunden an denen chirurgische Eingriffe vorgenommen worden waren, — habe man sogar auf etwa zwanzig Jahre Weiterleben deuten können. Aber trotz allem: mir bleibt noch immer einiger Zweifel. Was gehört doch zu einer derartigen Operation an Wissen und Können und gar, daß sie erfolgreich ist! „Instrumente" aus Steinsplittern! Wie steril diese gemacht sein müßten! Welch peinliche Vorkehrungen der Aseptik heutigentages innegehalten werden müssen, soll die Sache nicht von vornherein hoffnungslos sein! Nein, ich glaube nach wie vor, meine Trinkschalen-Theorie ist des Rätsels Lösung, wobei die „Verwachsungen" an den Sägerändern Veränderungen an der Knochenmasse sind, die im Laufe der vergangenen Jahrtausende eintraten und Verwachsungen ähneln. Daran ändert auch nichts, daß bei den alten Ägyptern solche Operationen einwandfrei nachgewiesen sind — die lebten immerhin um einiges später als unsere Steinzeit-Altvorderen und waren kulturell in jeder Hinsicht weit über diese hinaus.

*

Ich sah im Bild Eures schönen Wiesbadner Kurparks einen Teich mit hochspringendem Wasserstrahl, davor der blütenstrotzende Zweig eines Tulpenbaumes. „Rieche den Frühlingswind" nennt der Araber ein Fest. Rieche ihn und

genieße das Dasein nach des Tages Arbeit und zwischen sauren Wochen. Was man hat, das hat man, kommts später wie es wolle! (Lacher)

16. 5. 1965

Du magst wohl recht haben mit Deiner Meinung, die Unvergleichlichkeit Walter Giesekings als Pianist sei mit auf seine Jugendzeit, die er in voller Freiheit genießen durfte, zurückzuführen. Wobei die Freiheit in der Natur, der unberührten, erhabenen der Bergwelt, vielleicht ausschlaggebend war, fern dem Asphalt und dem Getriebe der städtischen Zivilisation, die den Menschen nicht mehr zur Sammlung, zur Verinnerlichung kommen läßt. Im Fortfall des Schulbesuches kam ein Extrem zum Ausdruck, von dem ich nicht glaube, daß es entscheidend war: auch mit täglich etwas Unterricht, aber auf dem Land, so daß er anschließend in Gottes freier Welt sich austoben oder dazwischen besinnlich sie betrachtend ruhen konnte, wäre ein „Gieseking" aus ihm geworden. „Gebildet" wurde er darüber hinaus sicherlich durch sein Zuhause, durch einen Vater, der allein schon durch sein Vorbild und seine anregenden Interessen — die Schmetterlings-Wissenschaft — auf den Sohn wirkte. Von der Mutter schreibst Du nichts. Wahrscheinlich hat sie aber auch auf ihre Weise beigetragen.

*

23. 5. 1965

Man muß nur gelegentlich — etwa im Zoo oder noch schöner in der freien Natur, wo es geht, beobachten, wie rührend Tierpärchen miteinander sind, wie sie aneinander

hängen, wie sie sichtlich leiden, verzweifelt rufen, wenn eines abhanden gekommen ist. Solche Szenen erleben wir hier im Garten unter den kleinen Vögeln. Und wie unsere Turteltauben miteinander schnäbeln, gerade jetzt — „wie die Turteltauben" lieben sie sich —, aber vielleicht fehlt demnächst ein Pärchenteil, weil ein Taubenbraten so etwas Gutes ist. Ein Wildenten-Ehepaar wandelte jüngst häufig durch das Gelände und erkor sich dann ein Eck zum Brutplatz, wohl weil hier mehr Ruhe herrscht als im öffentlichen Park draußen. Eines Tages war denn auch eine kinderreiche Familie daraus geworden, sechs Junge wackelten hinter den Eltern daher, doch plötzlich waren es nur noch drei — große Aufregung unter uns. Aber wir trösteten uns mit der Hoffnung, da Vater Erpel auch fehlte, daß dieser die Hälfte seiner kleinen Sippschaft nacheinander am Schlafittchen über die Mauer hinweg in den größeren Lebensraum trug. Ob es das wirklich gibt, wissen wir freilich nicht; auf alle Fälle wurde aber, als die Entenmutter mit den übrigen dreien bei ihrem täglichen Spaziergang in die Nähe des Tores kam, dieses geöffnet, und prompt watschelte die gesamte Kiellinie hinaus in den Park. Dort nehmen sie nun wohl das Mehr an Betrieb auf sich, weil dieser sie wiederum besser vor den Turmfalken schützt, die hier in der Ruhe ungestört ihre Metzelei unter der übrigen Vogelwelt betreiben.

Vor einigen Tagen konnte ich beobachten, wie ein Falke überraschend sich im Bogen um einen Busch herum — so daß er vom Opfer erst gesehen werden konnte als es zur Flucht zu spät war — auf einen ahnungslos am Boden sitzenden Spatzen stürzte, ihm die Fänge einschlagend. Der arme kleine Kerl schrie natürlich jämmerlich. Das beeindruckte aber seinen Peiniger nicht im Geringsten; sichtlich ungerührt von dem Leiden der Kreatur unter ihm, blickte er mal dahin, mal dorthin oder im Kreise,

wohl sichernd gegen einen etwa noch Stärkeren, der ihm seinerseits das gleiche Schicksal bereiten könnte. In aller Gelassenheit krampfte er wieder und wieder seine Fänge zusammen, drückte die kleinen Dolche immer tiefer in die Beute, kümmerte sich im übrigen aber gar nicht weiter um sie. Um so mehr kümmerte aber das, was da vor sich ging, die Vogelwelt des Gartens. All ihr Gezwitscher hörte ob der Jammerschreie des kleinen Spatzen mit einem Schlag auf; sie waren wie gelähmt vor Entsetzen. Als das Spätzlein sich nicht mehr rührte und verstummte, strich der Falke mit ihm ab. So seelenruhig und mit so wenig „schlechtem Gewissen" wie ein Jäger seinen geschossenen Hasen heimträgt, um ihn sich schmecken zu lassen.

Aber das ist der große Unterschied: der Falke und die anderen tierischen Bestien haben kein schlechtes Gewissen, denn sie haben überhaupt kein Gewissen; der Mensch aber ist mit diesem Wunder beladen — so muß man es wohl nennen. Wenn er darüber nachdenkt, was er tut, kann es nicht anders sein, als daß ihm das Gewissen schlägt.

Und deshalb zieht er es im allgemeinen vor, nicht darüber nachzudenken.

Selbst wenn er zufällig einer solchen Tierkatastrophe beiwohnt, verdrängt er unbewußt alle doch so naheliegenden Gedanken an Parallelen im eigenen Verhalten und zeigt sich „empört". So wie er sicher ungern in ein Schlachthaus geht, wo täglich hundert- und tausendfach am laufenden Band Lebewesen umgebracht werden, damit er sie ebenso täglich als Nahrung genießen kann. Kommt er doch einmal trotz inneren Widerstrebens in so eine Massenmetzgerei, schaltet er die Erinnerung daran so schnell wie möglich wieder aus, weil es ihm den Genuß verderben würde, er aber doch nun mal Fleisch so gerne ißt. Denn gezwungen ist er ja nicht, Fleisch zu essen, er könnte sich auch auf pflanzliche Kost beschränken. Darin unter-

scheidet er sich von den Raubtieren: diese sind von Natur auf Fleisch eingestellt, sie kommen gar nicht auf die Idee, Vegetarisches zu fressen. Und deshalb, weil der Mensch die Wahl hat und darüber nachdenken könnte, was er tut indem er andere Individuen umbringt — oder angenehmer Weise durch andere umbringen läßt —, um sich von ihnen zu ernähren ohne es zu müssen: deswegen ist der fleischfressende Mensch in meinen Augen ethisch tiefer stehend als das fleischfressende Tier.

Bei welcher Feststellung ich mich leider nicht ausschließen kann, denn ich bin ja auch kein Vegetarier — obwohl ich die Erkenntnis der Barbarei nicht verdränge. Im Hinblick auf letzteres bin ich also n o c h schlechter als andere (Lacher).

29. 5. 1965

Ich las das Ergebnis einer Meinungsumfrage nach dem Ansehen der einzelnen Berufstände in der westdeutschen Bevölkerung. Danach stellten 77 Prozent den Arzt an die Spitze, knapp darauf folgte der Ingenieur mit 60 Prozent, Geistlicher 47, Bergarbeiter 32, Richter 39 Prozent, anschließend der Reihe nach mit niedrigeren Hundertsätzen: Direktoren von höheren Schulen, Künstler, Offiziere, leitende Bankbeamte, Fabrikanten, Politiker, Redakteure. Großkaufleute — in Norddeutschland — 18 Prozent. Bei letzteren hätte ich mehr erwartet; es fehlen auch Universitätsprofessoren, Rechtsanwälte und noch manche andere. Das Interessanteste aber war mir — und natürlich besonders erfreulich —, welchen hohen Rang der Ingenieur einnimmt, mit am höchsten. Das hätte ich wieder nicht gedacht, den Richter z. B. vermutete ich weit vor ihm. Unser Sohn kann sich also viele Federn an den Hut stecken! (Lacher) Im Hinblick auf die Bedeutung, die der Ingenieur in der Welt von heute hat, ist dies auch berechtigt.

Im Großen und Ganzen wird das Befragungsergebnis stimmen, da es sich nicht um etwas Politisches handelt. Denn diesbezüglich las ich eine bezeichnende und erheiternde Meldung: zwei Parteien hatten je ein demoskopisches Institut für sich eingespannt, um feststellen zu lassen, wie beliebt die betreffende Vertreterin des Volkes bei diesem ist und wie demgemäß ein Wahlergebnis heute aussehen würde. Erstaunlicherweise fand nun das eine Unternehmen heraus, daß „seine" Partei über 50 Prozent der Stimmen erhalten würde, während das andere das gleiche hinsichtlich seines Auftraggebers herausdestillierte! Dabei behaupten aber doch die Meinungsumfragen ihre Ergebnisse seien absolut zuverlässig. Die wahrscheinliche Lösung des Rätsels war der Meldung denn auch hinzugefügt, nämlich daß vermutlich die betreffenden Büros auch sonst die gleichen Parteien zu ihren Kunden zählen (Lacher). Es lebe die Wahrheit — und der Profit! (Lacher)

Vielleicht braucht man aber keine so zweifelhaften Institute mit ihren menschlichen Schwächen mehr, um die Meinung der Leute herauszubringen: in den Vereinigten Staaten hat ein Wissenschaftler einen Apparat konstruiert, der feinste elektrische Ströme aufnimmt und in einer Kette von Verstärkern — so stelle ich mir das vor — zu einem Impuls gelangt, der ausreicht, eine mechanische Wirkung auszulösen. Damit brachte er experimentell zuwege, rein durch seinen Gedanken elektrisches Licht einzuschalten. Ich kann mir den Vorgang — denn nur dieser wurde berichtet — auf alle Fälle nicht anders vorstellen, als daß der Gelehrte die beim Denken auftretenden minimalen Ströme in dieser Weise nutzt.

Darin liegt dann aber auch die prinzipielle Erklärung für das Phänomen der Gedankenübertragung; wohl zum ersten Mal wurde das experimentell bewiesen — allerdings nur im Prinzip. Daß es sich bei dem Senden und Emp-

fangen ganzer Mitteilungen und Ideen noch um viel mehr handelt, als um das Einschalten elektrischen Lichtes, ist selbstverständlich. Das Wissen um nach außen wirkende Hirnströme genügt; die Erklärung für den weiteren Vorgang ist an Hand dessen, was der Rundfunk zuwege bringt, kein Problem mehr.

Um auf den Ausgangspunkt zurückzukommen: man braucht später einmal keine demoskopischen Institute mehr; wer wissen will, was die Volksgenossen denken, steckt sich den fortentwickelten Apparat des Professors in die Tasche, der im Vorbeigehen aufzeichnet, was durch deren Hirn an Meinungen strömt. Welch herrliche Aussicht!

An die Schwiegermutter, Frau Else Horn 12. 6. 1965

Liebe Uroma, nicht vielen ist es vergönnt, so nahe an die Hundert heranzurücken wie Du nun, und dabei obendrein — gemessen am Alter — noch so gesund zu sein, geistig und körperlich.

Was gäbe ich darum, könnte auch ich an diesem Tag bei Dir sein! Ich war nahe daran, hier um Urlaub einzureichen. Aber da es doch hoffnungslos war, habe ich's mir verkniffen — so sensationell die Idee zweifellos gewirkt hätte (Lacher).

Etwa mit Dir zugleich feiert ja Euer Bremen ein Jubiläum, ein noch runderes, und noch ein wenig älteres (Lacher) — tausend Jahre. Ich las gerade, was einer aus diesem Anlaß über das Bremen von heute berichtet. Manches sagt er mit einem gewissen Unterton, so wenn er feststellt: „langweilig ist es in Bremen nicht", doch gleich hinzufügt: „aber es ist auch nicht besonders viel los".

Nach dem was ich den Zeitungen entnehme, wie es heutigentags dort zugeht, wo „besonders viel los ist", muß sich glücklich schätzen, wer in einer Stadt leben kann, die nicht in dieser Art bevorzugt ist. Der Berichter gibt zu,

das „Knallige, Protzige, auf laute Manier Moderne" fehle dieser Stadt durchaus. Wie schön! Wenn schon nicht auf dem Gailenberg, in Reicholdsgrün oder sonst auf dem Land fern dem Getriebe, wenn in einer Stadt größeren Ausmaßes, dann möchte ich mich in Bremen niederlassen.

Nicht einmal „bauliche Wagnisse" gebe es dort, freilich die Stadthalle ausgenommen, von der die Bremer sagten, „Außen hui, innen pfui"! Aber ich habe ein Bild selbiger Stadthalle gesehen, und da frage ich mich, wie muß die erst innen ausschauen, wenn sie außen nur mit „hui" und nicht auch mit „pfui" bedacht wird — neben die würdigen historischen Bauten des alten Marktplatzes gestellt! Na ja, ich bin nun einmal ein altmodischer Mensch, mit schrecklich antiquiertem Geschmack, am Vergehenden hängend, da ist nichts mehr zu ändern. Ich glaube aber, Du hast Verständnis dafür, denn ich kann mir kaum denken, Du brachtest es fertig, Dich umzustellen auf das „Neue".

Das bremische Theaterleben wird gelobt, stürmische Leute von außerhalb hätten es in allerjüngster Zeit aus den „provinziellen Tiefschlaf" herausgerissen. Das macht mich mißtrauisch....

Damit keiner Zweifel hegt, wäre es zweckmäßig, unter abstrakte Gemälde die Feststellung zu heften „Das ist ein Bild" — ein Bild und kein Tapetenentwurf (als solches ließe ichs gelten, wenn auch nicht für meine Wände). So wie auf das Programmheft eines Konzerts mit modernster Musik, atonaler, zwölftöniger, elektronischer, groß aufgedruckt werden müßte „Das ist Musik"; für die Herstellung von Schallplatten solcher Musik wäre es einfacher, die Firmen komponierten sie sich selbst, indem sie etwa mehrere Beethovensymphonien zugleich auf eine Platte prägten — und so viel billiger, weil es dann weder abstrakte Komponisten noch Orchester zu bezahlen gäbe. Abstrakte Gemälde wiederum entständen ebenso mühelos

wie vollendet, wenn man Farbfotos im Großformat übereinander kopierte. Bei so geschaffenen Porträts müßte nur darauf geachtet werden, daß nicht etwa die Augen sich deckten, sondern eins auf den Bauch gerät, eine Nase an die Stelle eines Ohrs, während die Ohren wiederum, frei um den Kopf schwebend, sich gut ausnehmen würden. Nur in dieser Art wird höchste künstlerische Wirkung und tiefstes seelisches Erlebnis erzielt (Lacher).

Es hat zwar mit moderner Kunst nichts zu tun, aber es ist doch, finde ich, ebenfalls ein Sakrileg: wir haben hier eine Platte mit Beethovens herrlichem Violinkonzert, gespielt von dem dessen würdigen Oistrach. Aber er ergeht sich in Kadenzen, die Beethoven nicht hineingeschrieben hat — wie anscheinend viele Virtuosen, weil sie damit ihre Virtuosität ganz beweisen können. Diese Kadenzen stammen, wie man mir sagt, von Kreisler. Ich hätte nie gedacht, daß ein Musiker hohen Ranges hergeht und Beethoven „verbessert", richtiger: fälscht! Was ist das für eine Pietätlosigkeit!

Wohl wird gesagt, die „gute alte Zeit" gäbe es gar nicht, es seien nur die Alten jeder Generation, die daran glaubten. Ich aber behaupte, die Alten von heute, so Du und ich, hätten in diesem Fall doch recht. Es ist keine Selbsttäuschung: es war wirklich vieles besser, zumindest auf dem Gebiete der Kunst, der Kultur im eigentlichen Sinne überhaupt. Daß wir auch in Manchem vorangekommen sind, vor allem im Sozialen, im Wohlstand der breiten Masse, wer wollte das bestreiten!

Und bei allem Unbehagen am Heute — auf weite Sicht bin ich doch Optimist. Ich halte mich daran, daß auch die Kultur in Wellenbewegungen verläuft. Wir sind im Tal, mal geht es wieder aufwärts, kehren wir zurück zum Besseren, Schöneren, vielleicht auf höherer Stufe.

Mag sein, Du erlebst es noch.

11. 7. 1965

Mit großer Spannung sehe ich der Nachricht entgegen, bis auf welche Entfernung die amerikanische Marssonde an diesen Planeten herankam und ob es tatsächlich gelang, Aufnahmen von ihm machen zu lassen und zu empfangen, die klar genug sind, um neue Aufschlüsse zu erhalten. Zwar bin ich der — leider unmaßgeblichen — Meinung, die unerhörten Mittel, die für jedes solcher Unternehmen zur Befriedigung der Neugier verpulvert werden, sollten besser für vorerst noch vorhandene viel wichtigere Aufgaben eingesetzt werden. Aber da nichtsdestotrotz diese Sonden in den Weltenraum hinausgeknallt werden, interessieren mich die Ergebnisse eben doch, so klein sie im Verhältnis zum Aufwand auch sein mögen. Und von den Zweifeln an der Vernunft in dieser Sache abgesehen — die Leistung des menschlichen Geistes, die sich darin ausdrückt, kann nicht genug bewundert werden.

Welche *Spitzen*leistungen der Forschung und ihrer Umsetzung durch die Ingenieurkunst in die materielle Wirklichkeit auf so vielerlei Gebieten sind dafür nötig, daß selbst der Fachmann Mühe haben würde, sie alle aufzuzählen! Die sich summierende, zu immer größerer Vollkommenheit führende Arbeit von Generationen war Voraussetzung, allein schon etwa — um nur *ein* Beispiel unter Hunderten bereits der primären Grundlagen zu nennen — auf dem Gebiete der Metallurgie. Wäre es nicht gelungen, Legierungen zu entwickeln, die die unvorstellbare Hitze aushalten, wie sie in den Antriebskammern und Düsen auftritt, und auch im Falle der Rückkehr zur Erde bei den Reibungen mit der Atmosphäre, so wäre das Sondieren im Weltenraum unmöglich, und würden auch alle anderen Voraussetzungen gegeben sein. Winzig ist, von hier aus gesehen, ein Ziel wie der Mars, ein Lichtpünktchen, das nur mittels Linsen zu einer

ganz kleinen Fläche vergrößert werden kann! Dieses Ziel aber bewegt sich dauernd in rasender Geschwindigkeit auf seiner Bahn um die Sonne. Wie viele Berechnungen erfordert es, damit das Ziel tatsächlich haarscharf — nicht getroffen — in im voraus bestimmter Entfernung passiert wird! Höchste Mathematik und höchste Physik — bis ins Altertum zurückreichende Generationen erlesener Geister haben sie bis zum heutigen Stand entwickelt. Und selbst dies würde wohl nicht genügen, gäbe es nicht die erneuten Wunder der Elektronenrechenmaschinen, die es ermöglichen, die beobachteten Bahnelemente während des Fluges zu verwerten und in ebenfalls unvorstellbar komplizierten Rechnungen die notwendigen Korrekturen anzugeben — anzugeben auf Grund von Rechnungen, die sie innerhalb Sekunden, äußerstenfalls Minuten ausführen. Ohne diese Rechenmaschinen würden sie Monate erfordern, so daß die Korrekturen also erst hinausgefunkt werden könnten, nachdem die Sonde längst auf falscher Bahn weit am Ziel vorbei hinausgeschossen wäre in den Raum des ganzen Sonnensystems auf Nimmerwiedersehen — vielleicht auf dem Fluge ins Nichts! Des Menschen Geist aber zwingt den von ihm geschaffenen und gelenkten Weltkörper auf den gewollten Weg. Wie groß kann doch der Mensch sein, zumindest im Wirken seiner ganz großen Geister!

19. 9. 1965

Was sich „Künstler" heute alles leisten: ich sah den Entwurf für die neue Oper in Madrid. Stünde nicht darunter, was es darstellen soll, ich hätte das Ganze für eine Felsgruppe des Freiluft-Löwengeheges in einem modernen Zoo gehalten. Ernsthaft, ich wüßte nicht, worin der Entwurf sich von Letzterem unterschiede. Niemals wäre ich

aber auf den Gedanken gekommen, dies stelle ein Gebäude, geschweige eine Oper, dar. Der Rezensent kann diese altmodische Auffassung im tiefsten Inneren, wohl auch nicht ganz unterdrücken, daher er sich veranlaßt fühlt, darauf hinzuweisen, man möge sich einen Längsschnitt vorstellen, dann würde man doch etwas Theaterhaftes entdecken. Natürlich hat dieser Entwurf den ersten Preis bekommen.

*

Ein einfach erstaunliches Buch: „Unser Arabisches Erbe"! Ich hatte zwar manches erwartet, das aber nicht! Du wirst kaum hineingesehen haben — hier konnte von vornherein angenommen werden, daß der Text „hasenrein" ist.

Von der Mathematik — den so wichtigen Dezimalbruch (¼ = 0,25) verdanken wir den Arabern — und den Astronomen zu schweigen, was sie in der Medizin weit über das von den Griechen Vermittelte hinaus dem Abendland an grundlegenden Erfahrungen und Erkenntnissen gegeben haben, hätte ich nie für möglich gehalten. Noch die Ärzte Kaiser Maximilians I. waren hilflos gegenüber Infektionskrankheiten, behaupteten, sie würden durch den Blick der Erkrankten übertragen, insgesamt eine Strafe Gottes. Erst Ende des 18. Jahrhunderts bahnte sich bei uns die Schutzimpfung gegen die schwarzen Pocken an, die Araber aber entwickelten diese bereits in vorislamischer Zeit!

Örtlichen Krebs erkannten sie um 1200 als allgemeine Erkrankung des Organismus. Sie operierten damals schon unter Narkose (Haschisch), desinfizierten dabei mit Alkohol (Wein). Verfaßten Krankengeschichten in vorbildlich großen Krankenhäusern mit Chefärzten und Assistenten,

die von Krankem zu Krankem gingen, gefolgt von Studenten — wie heutigentags. Und sie kannten und behandelten Krankheiten, die bei uns erst Hunderte von Jahren später zur Kenntnis genommen wurden.

Der Engländer Harvey galt bisher als Entdecker des Kreislaufes (1616), aber 1924 hat ein junger Araber in einer Dissertation in Freiburg den dann anerkannten Nachweis geführt, daß im 13. Jahrhundert der arabische Arzt Ibn an-Nafis den Blutkreislauf bis ins einzelne richtig durchdacht und beschrieben hat, einschließlich der Funktionen der Herzkammern, der Rolle der Lunge, der Blutreinigung und der Auffrischung durch den Sauerstoff.

Rund tausend Jahre vor Darwin spricht ein arabischer Gelehrter von der Entstehung der Arten durch ihre zweckmäßige Anpassung an die Umwelt (!). Sie berichtigen die Griechen in ihren Irrtümern, liefern differentialdiagnostische Beschreibungen der Genickstarre, der infektiösen Gehirnhautentzündung, der sekundären in Unterscheidung dazu, und so fort „alles klar und vollständig, wie wir es heute kaum besser machen können". Sie verfassen dickleibige Bücher; im 10. Jahrhundert entsteht ein medizinisches Kolossalwerk, das der europäischen Ärzteschaft Jahrhunderte hindurch als Lehrbuch dient. Aber auch ein „Buch der ersten Hilfe" für Laien, wenn kein Arzt zur Hand, unter Anwendung des in der Küche und unter den Pflanzen Greifbaren. Sie waren die ersten, die die Chemie für die Medizin nutzten. ...

Ich glaube kaum, daß unseren heutigen Ärzten das alles bekannt ist.

Selbstverständlich hatte Kaiser Friedrich II. arabische Ärzte. Sein Sizilien bildete neben Spanien eine Brücke zur arabischen Kultur.

Dies alles, damit Ihr wißt, in welcher Atmosphäre ich einst aufgewachsen bin (Lacher).

25. 9. 1965

Jetzt habe ich die wissenschaftliche Bestätigung dessen, was ich schon immer vermutete und behauptete: dieser Tage las ich einen Bericht über das III. Colloquium der „Internationalen Gesellschaft der Psychopathologie des Ausdrucks", die — nebenbei bemerkt — zum ersten Mal nicht in einem Land romanischer Sprache stattfand, sondern in einem, in dem „anglo-germanisch gesprochen wird", wie ein Teilnehmer bemerkte. Ob er diese leider zutreffende Feststellung bewußt traf als heiteren Beitrag oder unbewußt, geht aus der Wiedergabe nicht hervor.

Unter anderem referierte ein Professor Walter Winkler; er hat seinerzeit als junger Tübinger Psychiater ein Buch „Psychologie der modernen Kunst" verfaßt, das bei seinem Erscheinen 1949 „beträchtliches Aufsehen" erregte. Winklers damalige „sehr sorgfältige Analyse" gipfelte in der Zuordnung der modernen Kunst zu einer „psychopathologischen Daseinsform", benannt „Schizothymie". Der Verlust der Integration sollte die moderne Kunst und ihre Wesensart erklären. Unter dem Einfluß seines großen Lehrers Ernst Kretschmer hatte Winkler bei den modernen Malern, von Kandinsky bis Klee, aber auch bei den Surrealisten, Charakteristika der Schizothymie entdeckt, die sich durch innere Gespaltenheit „auszeichnet".

Heute distanziere sich Winkler von seiner „Jugendsünde", heißt es weiter — ich vermute unter dem Angriffshagel, den die empörten Anhänger der modernen Kunst auf ihn niedergehen ließen; dabei schenkte er jedoch dieser Kunstrichtung nicht weniger Aufmerksamkeit als einst. In Freudenstadt, dem Tagungsort, trat er mit einer „modifizierten Analyse" hervor, wobei er sich auf Freud und C. G. Jung bezog. Wahrscheinlich sei die „Desintegration" mit dem „Verlust der Mitte", dem „umstrittenen Begriff" Sedlmayrs, identisch. Und dann

bringt der Bericht als Entschuldigung für den „früheren Irrtum“ das für mich Aufschlußreiche: Winkler sei heute Direktor des westfälischen Landeskrankenhauses (offenbar die deznete Umschreibung einer Irrenanstalt) in Gütersloh; wenn man sich in die Kunst der Schizophrenen vertiefe, finde man „alle Elemente der modernen Kunst“ wieder. Aber was bei den Modernen Absicht sei, sei bei den Schizophrenen fast ein Zwang. Ich aber meine, die „Absicht“ kann auch einem unbewußten Zwang entspringen, der „Kunstwerke“ zuwegebringt, die sich im Wesen mit denen der Geisteskranken decken.

Zugleich erhielt ich ein bezeichnendes Beispiel, was eine Zeitung aus dem Inhalt eines Vortrages machen kann, den ihren Lesern zur Kenntnis zu geben, ihr nicht genehm ist — in diesem Falle weil die herrliche moderne Kunst als Ergebnis von Geistesstörungen erscheint: ein Blatt tut das ganze Referat mit dem einen Satz ab, Winkler habe eine tiefenpsychologische Annäherung an die moderne Kunst mit Hilfe der Schemata von Desintegration, Regression und Introversion unternommen. So kann man mit Worten die Wahrheit verschweigen!

Später wird freilich im gleichen Bericht die Katze doch etwas aus dem Sack gelassen. Im Kurhaus sei eine Sammlung der Bildnerei Geisteskranker aufgestellt gewesen, die aber nur den Teilnehmern der Tagung zugänglich war. Wohl aus dem gleichen Grunde, aus dem ein Farbfilm zwar dort gezeigt, jedoch nicht in die Lichtspieltheater für die Öffentlichkeit gegeben wurde: „Der Dichter und das Einhorn“. Idee, Drehbuch, Trickzeichnungen und Kameraführung blieben ganz den Kranken einer Irrenanstalt in Lausanne überlassen, mit dem Ergebnis unerhörter „surrealer Phantasie“ und Symboleinfälle. So erwünscht — heißt es — auch sei, den Film jedermann zugänglich zu machen, um Vorurteilen gegen

geistig Erkrankte entgegenzuwirken, die Verantwortung gegenüber der modernen Kunst gebiete Diskretion, um „demagogisches Ausschlachten oder mißverstehende Analogien zu vermeiden (!)". (Viel Heiterkeit meinerseits. Offenbar sind die Analogien sehr in die Augen springend.)

Im zweiten Bericht wird geäußert: streng genommen lasse sich nicht von einer Kunst der Schizophrenen sprechen, weil Kunstwerke nur von Künstlern geschaffen werden könnten, die freilich wie andere Menschen auch krank sein könnten. Mit diesem kühnen Salto sucht sich der Kritiker aus der Klemme zu ziehen — insoweit Irre Kunstwerke schaffen, sind sie nicht irre, daher kann ihre Kunst auch nicht krankhaft sein, womit der peinliche Rückschluß auf die moderne Kunst entfällt.

Ich aber schließe umgekehrt: wenn Kunstwerke nur von Künstlern geschaffen werden können, Irre aber Werke schaffen, die Gesunde nicht als Kunstwerke, sonder als Krankheitsausflüsse empfinden, dann sind auch diese Irren keine Künstler. Und wenn Leute, die sich Künstler nennen, Werke herstellen, die denen der Irren ähneln, so sind sie im Analogieschluß auch keine Künster — sie sind Kranke wie diese, zumindest im Hirnfach „Kunst".

3. 10. 1965

Von Eurer Postkarte mit dem Farbfoto vom Weißensee bei Füssen bin ich begeistert. Besser können die Buntaufnahmen gar nicht mehr werden. Die übersandte ist ein kleines Gemälde, in der feinen Abtönung des Sees, die Wolkenschatten darauf, dem leicht herbstlich goldigen Hauch über Bäumen und Wiesen. Vom Fototechnischen abgesehen: wie herrlich ist diese Landschaft! Ich hab das Bild in Augenhöhe nahe vor mir, da wirkt es, als ob viel

weiter weg ein riesiges Fenster wäre, durch das ich einen Blick auf eine nicht schöner auszudenkende Ansicht der herrlichen weiten Welt habe, reine Natur voll tiefen Friedens.

*

Bei Büchern denk ich an meine lieben Araber, die mir immer lieber werden, je weiter ich den Bericht über diese Erblasser des Abendlandes lese — was nur in Abständen geschieht, wenn ich ziemlich genug habe, des schwereren Stoffes und zugleich des Ärgers, für den der gute Röpke reichlich sorgt (Lacher). Heute kam ich zu den arabischen Büchernarren — so kann man sie schon nennen, im freundlichen Sinn des Wortes. Zu einer Zeit, da die Mönche — die einzigen, die damals in Frage kamen, die Hinterlassenschaft der Griechen zu pflegen, in Abschriften und Übersetzungen für die Forterhaltung zu sorgen, das Wissenschaftliche zu überprüfen und weiter zu entwickeln — Verbote ihrer Kirche erhielten, sich mit den „heidnischen Schriften" zu befassen; da manche Mönche sogar das „Teufelszeug" gleich verbrannten — sicher ist sicher! —, sie Unwiederbringliches, Einmaliges vernichteten: zur selben Zeit sammelten es die Araber, rüsteten Expeditionen aus, um griechische Texte aufzustöbern und teuer zu bezahlen, oder die siegreichen Herrscher forderten sie als Kriegskontributionen. Sie wurden gesäubert und behutsam vor weiterem Verfall geschützt, vor allem aber ins Arabische übersetzt und großen Bibliotheken einverleibt — oder auch Privatbibliotheken — denn das geistige Niveau der Söhne des Islams wurde damals nach dem Besitz an Büchern eingeschätzt, wobei sie es offenbar nicht am Besitz bewenden ließen, sondern sie die Werke auch lasen, studierten und zu Grundlagen des wissenschaftlichen Fortschritts machten, sich schöpferisch anregen ließen.

So hinterließ ein Wesir im Jahre 963 eine Sammlung von 117000 Bänden. Die Bibliothek des Kalifen al-Asis in Kairo enthielt 1 Million 600000 Bände, darunter 6500 mathematische und 18000 philosophische. Zwar kann ich mich des Verdachtes nicht enthalten, daß da eine Neigung zur Übertreibung im Spiele ist, aber selbst wenn man halbiert oder sogar viertelt, bleibt es erstaunlich. Der Bibliothek der Nisamija, der berühmten Hochschule in Bagdad, allein dieser schon stand für Neuerwerbungen ein Jahresbudget im Gegenwert von 1 Million Goldfranken zur Verfügung. Die Übersetzungen in der schönen arabischen Schrift auf feinstem Papier — sie hatten Papiermühlen — oder Pergament (Gazellenhäute) wurden kostbar eingebunden und verziert.

„Bei den Buchhändlern“ heißt ein Bazarviertel. Einer der berühmtesten unter diesen, selbst Gelehrter, ist Herausgeber einer Titelsammlung der in arabischer Sprache erschienenen Übersetzungen und Originalwerke, eines „Katalogs der Wissenschaften“ — wobei jedem Titel bibliographische Anmerkungen hinzugefügt sind; auch dies im 10. Jahrhundert!

Erst 300 Jahre später führt ein deutscher Kaiser eine Reisebibliothek mit sich, auf Kamelen — Friedrich II. natürlich, nicht umsonst ist er umgeben von arabischen Gelehrten! Unter den Buchhändlern gab es Antiquare, die auf den An- und Verkauf wertvoller Ausgaben für Bibliophile spezialisiert waren.

Nach all dem ist gar nicht abzuschätzen, was wir den Arabern allein auf dem Gebiete der Überlieferung von Schriften des Altertums und solchen ihres eigenen Geistesschaffens zu danken haben. (Demgegenüber „verdankt“ es die Menschheit christlichen Eiferern, daß die von Augustus gegründete Palatinische Bibliothek in Flammen aufging, und die etwa 100000 Pergamente und

Papyri der größten Bibliothek des Altertums in Alexandrien angezündet wurde; man könnte heulen im Gedanken daran!)

Hinter allem stand Mohammed, der „jedem Muslim, Männern wie Frauen" befahl: „Suche Wissen von der Wiege bis zum Grabe, wer nach Wissen strebt, betet Gott an." (Was die Frauen betrifft, so glaube ich allerdings nicht an ein leidenschaftliches Befolgen dieses Befehls; ich kann mir nicht vorstellen, daß die Wände der Harems mit Büchern der Wissenschaft angefüllt waren. Und Männer legten auch kaum großen Wert darauf, dort mit den Frauen tiefgründige Gespräche über Astronomie und Philosophie zu führen — hierin dürften sie sich kaum von den Männern des Abendlandes unterscheiden. So sind nun einmal die Söhne Adams, diese und jene! Es sei denn, ein Mann ist von Gott und der Natur verlassen, dann aber hat er Glück, folgt das Weib diesen beiden nicht bald nach — viele Lacher.)

Die kluge Verbindung von Lernen und Religion durch Mohammed hatte wiederum zur Folge, daß damals Lesen und Schreiben unter den islamischen Völkern viel weiter verbreitet war als unter den christlichen. Im Mitteleuropa des 9. bis 12. Jahrhunderts gab es wenigstens 95 Prozent Analphabeten; Bildung des Volkes war gar nicht erwünscht; im Heiligen Buch, der Bibel, durfte es nicht lesen. 1291 sei im ganzen Kapitel des Klosters St. Gallen nicht ein einziger Mönch des Schreibens kundig gewesen, so wird berichtet (!).

Jeder gläubige Muslim aber soll so viel wie möglich des Korans auswendig lernen und immer wieder darin lesen. Daher gibt es „tausend und tausend" Schulen in arabischen Dörfern und Städten, in denen die Halbwüchsigen die Schriftzeichen malen, die Suren entziffern und im Chor singen — Allah zum Ruhme und seines

Propheten dazu. Kinder aller Stände sind dabei, die Lehrer staatlich angestellt, Unbemittelte haben freie Plätze.

Aber nun genug des Lobgesanges auf die Araber, in Erinnerung an die Jugend — schon mangels Platzes (Lacher).

*

Ich hoffe, Ihr habt ebenso schöne Herbsttage wie wir, beinahe sommerlich, doch gesichert vor Hitze; alhamdul allah (Gedankt sei Gott)! In Neuruppin verlor ein Fliederstrauch nach einem Gewitter alle Blätter, trieb daraufhin zum zweiten Mal und steht jetzt in voller Blüte....

Vielleicht, habe ich mir gedacht, wär dies ein Hinweis wie man insgesamt Flieder zu einer zweiten Blüte im Jahr bringt. Aber zugleich ist mir doch nicht wohl bei dem Gedanken, einem lebenden Wesen, wenn auch einem pflanzlichen, die ganzen Blätter, durch die es atmet, völlig abzureißen, nur um noch einmal das Vergnügen der Blüten zu bekommen.

Seid gegrüßt und gehabt Euch wohl, mit und ohne Flieder!

An den Sohn 23. 10. 1965

Heute las ich in einer Zeitung etwas, das mich erheiterte: in Südwestafrika leben in dem Gebiet von Rehoboth — das ein Berichterstatter besuchte — „Basters“, wie sich diese Mischlinge aus Weißen und Schwarzen nennen. Sie lehnen Rassentrennung ab, weil sie den Weißen gleichgestellt sein wollen. Aber in ihrem eigenen Machtbereich führen sie die Rassentrennung gegenüber der schwarzen Minderheit in schärfster Form durch.

Vor einiger Zeit forderte der „Volksraad“ sogar von der Regierung, Ehen zwischen Basters und Schwarzen zu verbieten. Sie sehen in den lieben schwarzen „Halb-

brüdern“ nichts anderes als billige Arbeitskräfte, die man beliebig ausnutzen kann. Daher wollen sie die Schwarzen auch nicht fortlassen, was bedeuten würde, sie müßten selbst etwas mehr arbeiten. So richten sich die Klagen der Schwarzen nicht gegen die Weißen, sondern ausschließlich gegen die Bastarde, die zur Hälfte ihres Blutes sind!

Auch hier sieht sich also die Sache ganz verschieden an, ob sie von oben oder von unten her betrachtet wird.

6. 11. 1965

Dich verblüfft mein Interesse an den „Kriminalfällen“*. Sie würden auf Dich äußerstenfalls wirken wie ein relativ guter Kriminalroman. Auf mich vermutlich auch. Und das ist der Sinn der Sache. Wie einer nach des Tages ermüdender schwerer Geistesarbeit zum Ausspannen gern mal einen solchen liest oder einen Film sieht, so ich nach volkswirtschaftlicher und ähnlicher, Dir sicher schrecklicher Lektüre. Nur mit dem Unterschied, daß es sich hier nicht um Erfundenes handelt, sondern um Wahres, aus dem Leben Genommenes, das obendrein doch auch hier und da juristisch Interessantes enthält.

Im übrigen: wie sollte ich voraus wissen, um was es sich im einzelnen handelt, und daß es „mehr gehobene Kolportage“ ist? Deshalb streiche ich vorerst die weiteren Bände. Übrigens meint der Genosse Literaturkenner, solche Darstellungen von Rechtsfällen stammten teilweise von berühmten Schriftstellern; im alten „Pitaval“ mehrfach aus der Feder eines nicht ganz Unbekannten namens Friedrich Schiller (Lacher), eines Willibald Alexis (eigentlich Landgerichtsdirektor), auch des Rechtsgelehrten Feuerbach. Und ich muß sagen, im „Neuen Pitaval“,

* Zu den bestellten Büchern gehörte die Sammlung Jacta: „Berühmte Strafprozesse“.

von dem wir gerade zwei Bände aus der Leihbibliothek bekommen haben, ist die Mehrzahl der Beiträge literarisch überdurchschnittlich gut, einiges hervorragend.

An den Sohn 6. 11. 1965

Ein kleines Geschenk liegt in meinem Namen auf Deinem Geburtstagstisch; ein Büchlein nüchternen Inhalts, vielleicht aber nicht ganz so nüchtern wie es nach dem Haupttitel scheint. „Die Unwirtlichkeit unserer Städte" von Alexander Mitscherlich. Nicht ganz so nüchtern hoffentlich schon deshalb, weil der Verfasser kein Städteplaner, sondern Professor der „Psychosomatrie" ist. Verheißungsvoll hinsichtlich des Nicht-nur-Nüchternen ist auf alle Fälle der Untertitel „Anstiftung zum Unfrieden", und obendrein bezeichnet der Verfasser das Ganze als der „in Vergessenheit geratenen Gattung der Pamphlete" angehörig, also als bewußte Herausforderung.

Wir haben die Schrift hier — der Genosse Architekt bekam sie dieser Tage geschickt —, doch gelesen habe ich sie noch nicht. Dies nebenher, damit Du Dich nicht wunderst, falls im einzelnen etwas darin steht, von dem Du annehmen kannst, es finde keineswegs meine Billigung. Als Ganzes, in der Tendenz, dürfte es mir aus der Seele geschrieben sein. Das vermute ich aus einer Besprechung der Schrift und aus dem Abdruck eines Vortrages des Pamphletisten zum gleichen Thema*.

*

Ich nehme an, die Französische Revolution ist Dir, trotz des Abstandes von den Schulstunden, in denen sie „dran" war, noch „etwas" in Erinnerung (Lacher). So

* Vgl. dazu Brief vom 21. 11. 1965.

auch das Genie der ersten Zeit, der Graf Mirabeau. Ich las gerade eine Lebensbeschreibung, verfaßt vom Duc de Castries. Mirabeau war eine eigenartig zwielichtige Erscheinung. Freilich hatte er sich eine schier unlösbare Aufgabe gestellt — unlösbar unter den Verhältnissen der fortgeschrittenen Revolution: die Monarchie zu retten (das wollte er offenbar wirklich). Hierzu mußte er sich sowohl das Vertrauen der Nationalversammlung wie das des Hofes erwerben und immer wieder neu erwerben. Ohne Demagogie ging es dabei gegenüber dem Volk und der Volksvertretung nicht ab, was stets das Mißtrauen des Königs und dessen Kreis, vor allem auch der Königin, der „Österreicherin", neu erweckte. Bemühte er sich nun, dieses durch Äußerungen zu deren Gunsten zu zerstreuen, war er beim „peuple" und den Abgeordneten unten durch, und so fort, in dauerndem Schaukelspiel. Als er schließlich trotz allem daran war, sein Ziel zu erreichen — die Ausführung seines kühnen und gefährlichen Planes, die Deputierten zu immer neuen unsinnigen Beschlüssen und Dekreten zu verleiten, die solche Unordnung anrichten mußten, daß das Volk schließlich genug haben sollte von dieser Art Staatsführung — als er knapp davorstand, als Ministerpräsident die Diktatur im Namen des Königs zu ergreifen, wurde er vergiftet. Letzteres ist zwar nicht einwandfrei erwiesen, aber alles spricht dafür. Welch eine Tragik!

An den Sohn 21. 11. 1965

Nun habe ich den Mitscherlich großenteils gelesen, habe mich hindurchgewürgt, da es ja nicht gerade eine erbauliche und leichte Lektüre ist.

Obwohl es eigentlich zum Fach des Verfassers gehört, von Psychologie scheint er nicht allzuviel zu verstehen, sonst würde er nicht eine Schrift, die als Pamphlet — also

für eine breite Leserschaft — gedacht ist, teilweise so schwer verständlich schreiben, mit Fremdwörtern und Ausdrücken spicken, die nur Leuten seines Fachs bekannt sein dürften. Daß er ein gelehrter Mann ist, glaubt man ihm auch ohne dies (Lacher).

Eine „Nase" aber hatte ich, als ich Dir vorbeugend schrieb, ich hätte das Büchlein selbst noch nicht gelesen, nur nach der Besprechung scheine es mir gut! Freilich, das hatte ich doch nicht geahnt, was ich dann dazwischen fand, diese Haßausbrüche und diese Tatsachenverdrehungen bis zum Kindischen. Letzten Endes habe ich mich aber doch nicht geärgert, sondern nur vergnüglich gelacht, es nicht mehr ernst genommen.

Auch die Logik läßt dabei aus; einmal sind die Bauten zu riesig und damit Ausdruck von Größenwahn, dann wieder bezeichnet er sie als „kleinbürgerlich". Letzteres ist anscheinend ein heute beliebter Modeausdruck, der abwerten soll. Ganz zu unrecht: „Kleinbürgerliches" stammt aus der „guten, alten Zeit" und schließt vor allem Anständiges, Zuverlässiges, Solides ein, Fest-in-sich-Ruhendes, frei von „Betrieb" und Hysterie — freilich vorwiegend das Gegenteil von dem, was heutigentages die städtische Masse darstellt. Insgesamt hatte ich wenig Freude bei dem Gedanken, daß ich Dir das Elaborat als Geburtstagsgruß zukommen ließ. Es bestätigte sich wieder die Regel, daß man kein Buch verschenken soll, ohne es vorher selbst gelesen zu haben.

*

Ich las, in den Vereinigten Staaten seien Untergrund-Schnellzüge in luftleeren Röhren geplant, mit Höchstgeschwindigkeiten von 600 Kilometern die Stunde; unter Einrechnung des Halts auf den Bahnhöfen würden sie

auf durchschnittlich 325 Kilometer kommen. Man glaubt, ohne weiteren Antrieb diese Leistung erzielen zu können durch Luftleere vor den Zügen und Druckluft dahinter, also im Prinzip eine riesige Rohrpost — Menschenrohrpost. Da die Wagen knapp in die Röhren eingepaßt sind, ist natürlich ein Entgleisen, Aus-der-Kurve-getragen-Werden und dergleichen unmöglich, die Sicherheit also viel größer als frei über der Erde oder auch im Flugzeug. Gedacht sind Züge von mehreren hundert Metern Länge, mit tausenden von Passagieren, Abstand zehn Minuten, stündliche Beförderung 36000 Personen pro Rohr.

Ein sehr origineller Gedanke wird erwogen: die Röhren im größten Teil zwischen den Bahnhöfen mit steilem Gefälle zu bauen — innerhalb dreizehn Kilometer bis zu vierhundert Meter Tiefe zu gehen — mit entsprechender Beschleunigung, um dann das letzte Stück vor dem nächsten Bahnhof wieder steil nach oben zu ziehen, abbremsend und mit der Höhe die Kraft sammelnd für die nächste beschleunigende Talfahrt — eine rationelle Berg- und Talbahn. Vorgesehen ist ein Netz von 120 Kilometern rund um New York, für 5 Milliarden DM, aber auch über Land — richtiger „unter Land" — zwischen den großen Städten.

Ich dachte nun, so einleuchtend alles ist, die Kosten müßten unvergleichlich höher sein als über der Erde. Zu meiner Überraschung wurde aber berichtet, daß der Bau der Doppel-Tunnelröhren pro Kilometer 10—12,5 Millionen DM kostet, während die Oberflächen-Schnellbahn Tokio—Osaka mit 240 Kilometern die Stunde in der Doppellinie auf 15 Millionen DM je Kilometer kommt. Wobei noch zu berücksichtigen ist, daß — dem Bericht gemäß — zufolge der ständig gleichbleibenden Temperatur unter der Erde der Materialverschleiß geringer ist als überirdisch.



Im Spandauer Gefängnishof (Fernaufnahme)

Unter diesen Aussichten wäre es vernünftiger solche Rohrzugverbindungen mit 600 Kilometer pro Stunde zwischen den größten Städten auch bei uns ins Auge zu fassen, statt daran zu gehen, die Überlandschienenwege für 200 Kilometer je Stunde auszubauen, unter bestimmt auch hohem Geldaufwand, obwohl es sich nur um eine Verbesserung schon vorhandener Linien handelt. Freilich, wie lange es noch dauert bis die Vorarbeiten in den Staaten beendet, die erste Teilstrecke gebaut ist und Erfahrungen vorliegen, die ein abschließendes Urteil zulassen — das ist eine Frage für sich.

4. 12 1965

Der Kritik, ja Empörung stimme ich zu, daß zwar für Straßen jederzeit der Zwangsverkauf von Grundstücken von einer Behörde angeordnet werden kann, nicht aber für Kinderspielplätze in der Stadt. Hinzu kommt, daß die armen Kleinen in den heutigen Wohnungen keinen Raum für sich haben, geschweige denn wenigstens hier sich austoben können. Das Fehlen dieser Möglichkeit, sowohl in der frischen Luft — was bestimmt schon rein physisch schädlich ist—wie zu Hause der Mangel an Kontakt mit anderen Kindern vor den Schuljahren, muß sich psychisch verheerend auswirken, vielleicht fürs ganze Leben. Denn die frühesten Jahre sind es ja, die die Entwicklung bestimmen. Wird der Spiel- und Bewegungstrieb gehemmt, das Schließen von Freundschaften unmöglich gemacht in dieser Zeit, führt das nur zu häufig zu Psychosen. Und heute werden doch Hunderttausende, wenn nicht Millionen von Kindern betroffen — welche Wirkung muß das auf ein Volk insgesamt haben, wenn diese Kinder heranwachsen!

Ich gehe noch weiter: auch der Mangel an Möglichkeiten für die Erwachsenen, nicht allzufern der Wohnung

aktiv Sport zu treiben, muß schwerwiegende Folgen zeitigen, körperliche wie geistige. Ein Großteil der Erwachsenen leidet offenbar mitten in den Städten unter Vereinsamung, nicht weniger die Jugend — beim Sport dagegen werden Beziehungen geknüpft.

Daher sollte man großzügig sein und nicht nur Spielplätze für Kinder, sondern gleich Plätze in Ausmaßen anlegen, die zu anderen Zeiten von den Erwachsenen ebenso benutzt werden können.

Es wird geklagt, daß die Bundesbürger so wenig Körperbewegung treiben. Ich bin aber überzeugt, unübersehbar viele täten es gern, wenn ihnen nur einigermaßen erreichbare Gelegenheiten dazu geboten würden. Nach ohnehin langer Fahrt zum und vom Arbeitsplatz eine solche nochmals auf sich nehmen, im eigenen Wagen durch das Verkehrsgewühl oder in einem öffentlichen Transportmittel eingezwängt und in schlechter Luft — das ist eben zuviel verlangt. Aber für den Erwerb entsprechend umfangreicher Grundstücke für so „unproduktive" Zwecke werden den Stadtverwaltungen kaum die Gelder bewilligt. Gelder, die bei der Zahl der benötigten Plätze in einer Großstadt mit ihren wucherischen Bodenpreisen freilich erkleckliche Summen ausmachen würden. Aber was wird sonst alles ausgegeben für viel weniger Wichtiges!

Daß diese Probleme zu lösen sind, beweist Schweden. Dort treiben zwei Drittel der Menschen gemäßen Alters Sport, sommers und winters; im Sportverband sind 9000 Vereine zusammengefaßt, mit 1,3 Millionen Mitgliedern — in einem kleinen Land mit soviel weniger Einwohnern als in der Bundesrepublik! Jedes Schulkind kann schwimmen; bei uns ertrinken Ausgewachsene, weil sie diese „Kunst" nicht gelernt haben.

*

Mit Peter Bamm „Alexander der Große oder Die Verwandlung der Welt“ wirst Du mich zu Weihnachten sehr erfreuen, nach dem was Du darüber schreibst. Ich lese gern etwas der heutigen Schriftsteller-Generation, wenn es meisterlich geschrieben und „wunderbares Deutsch“ obendrein enthält. Es wird mir sicher zum Fest ausgehändigt, ich kann ja dafür den „Abruf“ eines anderen Buches verschieben.

Soeben bekam ich Navratil „Schizophrenie und Kunst“ ausgehändigt. Dank. Bin neugierig.

Was übrigens Röpke in „Maß und Mitte“ über die moderne Kunst schreibt und seine Zivilisationskritik insgesamt, das ist so gut, daß ich ihm dafür vieles sonst verzeihe. Wohl immer habe man die Menschen einteilen können in solche, die „Hermann und Dorothea“ als Idealbild ihrer eigenen Welt ins Herz geschlossen haben, und die anderen, die über solche vermeintlichen Sentimentalitäten und Hausbackenheiten nur mitleidig lächeln. Das ist für einen Volkswirtschaftler der technisierten Welt von heute doch allerhand!

Aber freilich: indem er sich leidenschaftlich für Welthandel bis zum äußersten einsetzt, setzt er sich für etwas ein, das in der Wirkung genau das Gegenteil des auch ihm vorschwebenden Idealbildes erreicht, immer weitere Technisierung aus Konkurrenzgründen, mit immer weiterer Konzentration zum Groß- und Riesenbetrieb, unter Vernichtung der Kleinen und Mittleren, der dem „Hausbackenen“ auf alle Fälle Näherstehenden.

Und mit dem Welthandel einher geht eben doch die Ausbreitung einer Weltzivilisation, die alle noch verbliebenen „vermeintlichen Sentimentalitäten“ der Völker ausrottet und in einem allgemeinen kulturellen Brei endet, soweit hier „kulturell“ überhaupt noch ein anwendbarer Ausdruck ist. Eine Entwicklung, die Röpke gar nicht

scharf und verächtlich genug geißeln kann: das „begeistert fortgeführte löbliche Werk, die Welt in eine einzige Fabrik, eine einzige große Stadt und einen einzigen Lunapark“ zu verwandeln.

Auf die allgemeine „Denaturierung“, auf die Vergewaltigung seiner elementaren Bedürfnisse, auf die Zertrümmerung seiner Ideale, reagiere der Mensch dadurch, daß er sich elend fühlt, und alles aufwende, die Leere zu betäuben. Das Elendfühlen aber faßt der Kritiker immerhin als eine trostreiche Reaktion auf, so wenig sie bereits die Gesundung selbst darstelle.

Ich hoffe mit ihm.

13. 12. 1965

Meine lieben Zwei, einen „Weihnachtsbrief“ schreiben einen halben Monat vor Weihnachten und in einer Stimmung, die auch nicht festlich zu nennen ist — draußen im Garten brauner Matsch, drinnen im Innersten blanke Wut, daß ich hier bin und nicht woanders (Lacher) — das ist so schwierig, daß ich es aufgebe, „mit Gewalt“ mich umzustellen und einzustellen auf christliche Demut, Ergebung und Vergebung (Lacher).

Wenigstens aber habe ich es fertiggebracht, mich in die Welt um Euch zu versetzen. Es gelang mit Hilfe des schönen Buchs, das Ihr vor langem schon schicktet: „Bei uns im Allgäu“*. Freilich bin ich an den wundervollen großen Bildern, teilweise hinreißend in den Farben, beinahe hängengeblieben, am heiteren Text des Verfassers nicht minder. Fast wäre dieser Brief mangels Zeit nur sehr kurz ausgefallen.

Sicher werde ich mir das heimatliche Prachtbuch am Heiligen Abend wieder hervorholen. Mit meinen Gedan-

* Vgl. Brief vom 11. 4. 1965.

ken sollen meine Wünsche zu Euch gehen — alte und noch immer nicht erfüllte Wünsche. „Noch immer nicht“; denn wenn es auch reichlich lang dauert, mein Glaube an die endliche Erfüllung ist unerschütterlich. Diese Wünsche sind die Gemeinschaftswünsche für Euch und für mich....

*

Die Bilder im Allgäu-Buch waren eine Erholung von dem, was ich mir vorher zu Gemüte gezogen hatte: die Wiedergabe der modernen Gemälde, zusammengestellt und besprochen von Gaiser; „zu Gemüte gezogen“ ist freilich nicht der rechte Ausdruck — zu Verstande genommen trifft eher zu. Denn das Gemüt wird gewiß nicht angesprochen durch sie — von wenigen Ausnahmen abgesehen, meist Landschaften schon älteren Datums wie etwa Hodlers, einem „Blick auf den Walchensee“ Lovis Corinths oder diesem und jenem der französischen Impressionisten des 19. Jahrhunderts. Letztere liegen mir sogar, vor allem die, bei denen es den Malern gelungen ist, in der Tupfentechnik die südliche glitzernde Helle leuchten zu lassen.

Aber es gibt vieles anderes, gegen das sich alles sträubt, auch der kühl betrachtende Verstand. Doch um so mehr Interesse bringe ich diesen — wie soll ich mich ausdrücken: „Bilder“ ist nicht am Platze? — diesen farbigen Gebilden entgegen, seit ich letzter Tage Navratils Büchlein „Schizophrenie und Kunst“ studiert habe. Im Zusammenhang damit stand es auch, daß ich Gaisers Auswahl nochmals durchblätterte. Überwältigend, wie bei solchen Extremen des Manierismus fortgesetzt das eine oder andere dessen in Erscheinung tritt, was Navratil als den „Modernen“ und den Schizophrenen gemeinsam nachweist! Er bringt ja nur Zeichnungen von Geisteskranken seiner Anstalt

als Beleg. Bei Gaiser finden sich Belege für die andere Seite, für die „normalen“ Künstler. Dabei hat doch Gaiser die Auswahl keinesfalls im Hinblick auf die Feststellungen der Irrenärzte getroffen; er beschränkte sich offensichtlich auf das, was er für das Beste in den modernen Richtungen hält, ließ viel des Extremen fort. Und trotzdem diese erstaunliche Bestätigung!

Für besonders interessant und bezeichnend halte ich, daß das, was sich bei den Manieristen und den Schizophrenen deckt, bei Letzteren meist nur auftritt während sie sich in einer akuten Psychose befinden und mit deren Abklingen in den Zeichnungen wieder schwindet. So der Hang zu „Geheimzeichen“: symbolisch sein sollende Zahlen und Buchstaben dazwischen zu setzen, die ebenfalls auf den „Werken“ moderner Künstler auftreten, auch so bekannter wie Picasso und Paul Klee.

Immer wieder taucht bei den Irren wie bei den „Künstlern“ das „gemischte Profil“ auf, das heißt: ein Kopf, der gleichzeitig im Profil und von vorn gesehen dargestellt ist (ebenso wie häufig bei Zeichnungen kleiner Kinder). Beide haben die Neigung zum Schamlosen, zum Exhibitionismus. Beide haben eine Vorliebe für das Ungewöhnliche, Abnorme, Abstruse, Monströse. Beide, die Manieristen, die Schizophrenen, aber auch Primitive und Kinder ergehen sich gern in Deformationen, die ersten beiden bis zur Zerstückelung, Porträts, deren Einzelteile auseinandergerissen im Raum verteilt sind, zusammenhanglos! Auch Henri Moore wird erwähnt, der eine Frauenskulptur halbiert hat — Ihr kennt ja solche „Kunstwerke“, die jeder Normale und Unvoreingenommene auf Anhieb als Produkte Geisteskranker ansieht. Die Psychiater haben ihre Erklärungen für all dies.

Gemeinsam sei auch der Hang, ungegenständliche Werke mit einem Titel oder Namen zu versehen, ohne

Rücksicht auf Ähnlichkeit — ein Hang, der auch wieder bei Primitiven und Kindern festzustellen ist.

Das halte ich den Anhängern und Verfertigern der abstrakten Kunst besonders vor: ich habe ja gar nichts dagegen, ja kann es oft als ästethisch empfinden, wenn sie Farbkombinationen malen, bei denen nichts Gegenständliches erkennbar ist. Nur sollen sie das dann „Farbsymphonie" oder dergleichen nennen, nicht aber etwa: „Kind an der Seine". Da hört für mich der Spaß auf, oder auch: hier fängt er richtig an.

„Kind an der Seine" ist ein Gemälde betitelt, das Gaiser bringt. Es ist angefüllt mit einer Unzahl feiner länglicher, ziemlich gleichförmiger Rechtecke in allen Farben, in verschiedenen Stellungen zueinander. Auf mich macht es den Eindruck eines hübschen „Fleckerlteppichs". Mit einem meiner Kollegen hatte ich einen Disput darüber. Er behauptet allen Ernstes — ich hielt es erst für einen Scherz, für Ironie —, in einem Eck erkenne man „ganz deutlich" eine kleine Gestalt, an anderer Stelle sähe man den Eiffelturm. Ich aber konnte, mich zur Objektivität zwingend, beim besten Willen nichts dergleichen ausmachen — selbst nicht als „Vexierbild". Die Auseinandersetzung, ins Grundsätzliche der modernen Kunst übergehend, wurde immer lautstärker, endete aber schließlich auch im Spaß, in gegenseitiger heiterer Frozzelei.

24. 12. 1965

Heiliger Abend. Draußen klingen gerade die Glocken. Vor mir flackern Eure Kerzen, der angezündelte Tannenzweig verbreitet weihnachtlichen Duft. Aber trotz dieser Ingredienzien kommt keine festfeierliche Stimmung auf. Es ist erstaunlich, mit welchem Panzer mein Gemüt sich gewappnet hat. Zum Glück! Sonst wäre solch ein Abend unerträglich.

Wenigstens ein dem Fest angemessenes Buch blätterte ich zuvor durch, das die Leihbibliothek schickte: „Weihnachten —Kult und Brauch einst und jetzt." Schöner Text eines Riemenschneider, mit interessanten, oft originellen Wiedergaben aus Berichten alter Zeit, samt dazu gehörigen Bildern und Skulpturen (Marion von Schröder-Verlag Hamburg). Geeignet, jemandem nächstes Jahr eine Freude zu machen. Wobei ich ersehe, daß der Christbaum weiter zurückgeht, als ich dachte. Das „Bäumli" erscheint schon auf einem Kupfer, dessen Stecher 1697—1777 lebte — in der Schweiz natürlich, wie „Bäumli" besagt. Ein typischer Ludwig Richter darin in seiner ganzen naiven Innigkeit, das Jüngferlein schmückt das Bäumchen, der alte gebückte Vater handlangert. — Eine Weihnachtsstube in Buntstift von Heinrich Hoffmann. Sein „Struwwelpeter" lehnt auf dem Gabentisch. Holzschnitte, auch kolorierte aus Evangelienbüchern, bis zurück ins 14. Jahrhundert. Unter anderem ist eine der ältesten und zugleich schönsten Weihnachtskrippen Deutschlands abgebildet: die aus dem Benediktinerinnenkloster Frauenwörth im Chiemsee, nun wahrscheinlich in einem Museum. — Uralter Brauch in modernster Wiedergabe, in Farbenfotos: Knaben, die als Sternsinger am Drei-Königstag von Haus zu Haus ziehen und „Buttmandeln" (ein schwieriges Wort — Lacher — auch mir kein Begriff) in der Berchtesgadener Gegend — ganz „wuid"*! Sie könnten nämlich im innersten Afrika ihr Unwesen treiben, schauten nicht aus der Strohverkleidung unten europäische Schuhe und moderne Socken heraus. Doch freilich, die gibt es im Innersten Afrikas heute auch — gepriesen sei die Entwicklungshilfe! (Lacher)

*

* Bayerischer Dialektausdruck für „wild" im Sinne von abenteuerlich.

Das Büchlein von Navratil ist mir immer wieder wertvoll; ich sehe Werke der modernen Kunst nun mit ganz anderem Verständnis an.

Was für Unfug ist doch bei uns importiert worden, den die große Masse hingenommen hat, ohne nachzudenken. Diese „große Masse“ aller Schichten ist noch dümmer, als ich je gedacht habe.

Mit dieser wenig feierlichen Feststellung, die aber ganz zu meiner Stimmung paßt (Lacher), Schluß für heute!

An den Sohn 24. 12. 1965

Du hast sicherlich recht, indem Du meinst, hinter der „Menschenrohrpost“ stecke — so wie es dargestellt wurde — ein phantasiebegabter Reporter, der etwas Erwogenes, aber nicht Ausgereiftes zur einträglichen Sensation aufbauscht.

Hinsichtlich der Unanwendbarkeit innerhalb des Stadtverkehrs hast Du mich überzeugt. Was die Möglichkeit auf großen Strecken, von Stadt zu Stadt über hunderte von Kilometern angeht, stimmen wir ohnehin überein. Ich gebe Dir auch darin recht, daß die Fahrt etwa von München nach Wiesbaden dauernd unter der Erde wenig eindrucksvoll sein dürfte. Aber dafür fährt man eben nur eine Stunde, rein zum Zweck der schnellen Ortsveränderung wie jetzt im Flugzeug fliegend, nur bestimmt sicherer.

Würde man zusammenrechnen, was laufend an Subventionen für den Flugverkehr hingegeben wird, was der fortgesetzte Bau neuer Flugplätze und Ausbau vorhandener kostet, was die Umstellung der Bahn auf die 200-Kilometer-Geschwindigkeit für Unsummen verschlingt, dann käme wahrscheinlich schon ein ganz ansehnlicher Teil des für den Untererdverkehr benötigten Kapitals

heraus. Nicht zu vergessen, daß durch diese Entlastung auch weniger zusätzliche Straßen und Autobahnen gebaut werden müßten, und sie uns — was mir mindestens ebenso wichtig scheint — von der Notwendigkeit befreit, immer mehr des ohnehin so knappen Bodens für Ausbau der Straßennetze zu verwenden.

Gefreut hat mich in Deinem Brief die Randbemerkung: „man muß ja nicht um jeden Preis reisen, befördern, transportieren usw.", — gefreut um der Gesinnung willen, die sich darin ausdrückt.

15. 1. 1966

In Sengers gemordetem Apollo* ist mir das über Tristan Tzara Berichtete besonders beachtlich, und zwar im Zusammenhang mit der Kunst der Schizophrenen und ihrer Verwandtschaft mit „normalen" modernen Künstlern. Hier ist eine Parallele der dichtenden zur darstellenden Kunst. Daß in diesem Falle der von seinen Anhängern für normal Angesehene verrückt ist, darüber kann kein Zweifel bestehen, wenn man nur ein paar Zeilen von ihm genießt: „... daß helldunkle Flecken und im großen Munde voll Honig und voller Exkremente schwimmen." — „Beim Etikettaufkleben wurde die Schlacht der Philosophen entfesselt und man begriff zum zweiten Male, daß Mitleid ein Gefühl wie die Diarrhöe ist in bezug auf Ekel, der der Gesundheit schadet, unreiner Aasfleck, der die Sonne entstellt." — „Ich zerstöre die Gehirnschubkästen und die der sozialen Organisation, die Hand vom Himmel in die Hölle werfen...." Vielleicht wollte er aus instinktivem Haß andere Gehirnschubkästen zerstören, aus Rache, weil die eigenen zerstört waren. Denn das

* Alexander von Senger: „Mord an Apollo", Kapitel 14: „Tristan Tzara".

stellte ein Züricher Psychiater gutachtlich fest: „Dementia praecox“, Jugendirrsinn. Man bräuchte sich daher mit dem Mann und seinen „Schöpfungen“ gar nicht zu befassen, es lohnte sich nicht, wäre er nicht der Begründer der „Dada“ Kunstrichtung, die er bereits im Zustand hochgradiger Verblödung mit einer Rede aus der Taufe hob, die sich aus Sätzen wie den skizzierten zusammensetzte. Aber auch das wäre noch nicht erwähnenswert, daß ein Irrer Irres tut, hätten nicht moderne Künstler an der Feier teilgenommen, frenetisch Beifall gezollt und ergänzend Ansprachen voller Lobes gehalten.

An den Sohn 22. 1. 1966

Ich vermute — nach dem, was ich gelegentlich lese — daß bereits ein großer Teil der Menschen in den Wohlstandsstaaten sich alles eher als glücklich fühlt, meist ohne recht zu wissen, warum. So ähnlich wohl wie — auf Einzelne und auf eine kurze Zeitspanne übertragen — jemand nach einer Reihe von „guten Tagen“ sich fühlt, nachdem er in allem, was ihm schmeckte, geschwelgt hat, nicht zuletzt in „geistigen Getränken“ — auch die braven Wohlstandsbürger wünschen, wie die Verkaterten, aus dem Zustand herauszukommen, wenn sie nur wüßten wie — mit einem Hering ist es hier nicht getan!

Du aber deutest den Weg an: die Entwicklung des Gegenteils dessen, was heute in Einstellung und Verhalten gang und gäbe ist. Die Frage ist nur, wie dieses Heilmittel beigebracht wird; wer es versucht, macht sich kaum beliebt, wie jeder, der eine bittere Medizin empfiehlt, gar ergänzt durch eine Diät der Enthaltsamkeit von den gewohnten tagtäglichen Leckerbissen. Bis die Leute dahinterkommen, daß auf die Dauer Schwarzbrot viel besser schmeckt als immerfort Kuchen, und geistige Disziplin

mehr Befriedigung gibt als Sichgehenlassen. Mag sein, es entwickelt sich schließlich eine Umkehr, mehr oder weniger von selbst, aus einem naturnotwendigen Prozeß ein Heilungswunder (das der Arzt dann am liebsten leugnet, weil es ohne ihn ging, aller Theorie zum Trotz — Lacher).

Dann mögen die Gesundeten endlich darangehen, statt immer mehr Überflüssiges zu produzieren und zu konsumieren — so Überflüssiges, daß es einer überwältigenden Reklame bedarf, um es an den Mann zu bringen — den „vergessenen Menschen in diesem Plan" zu berücksichtigen; und dabei den „perfekten Bürger" zu schaffen als Voraussetzung für eine perfekte Verfassung gemäß dem von Dir angeführten Wort Schillers* (das ich noch nicht kannte).

*

Natürlich ist es wichtiger, alles auf den Bau von Schulen, Krankenhäusern, Wohnungen, auf Forschung und Hygiene u.s.f. zu konzentrieren, als auch auf das Hervorbringen immer neuer Konsumgüter — vorerst wichtiger auch als der Bau von unterirdischen Menschen- und Güterblitzbahnen. Aber es wird die Zeit kommen — ich erlebe sie nicht mehr, Du vielleicht — da, bei der dauernd fortschreitenden Rationalisierung, die erwähnten Gemeinschaftseinrichtungen bis zum Überfluß vorhanden sind, bzw. Forschung usw. mit Mitteln überhäuft werden und trotzdem noch materielle und menschliche Kräfte vorhanden sind, neue große, der Gesamtheit zugutekommende Aufgaben anzupacken, ohne daß man auf die Kosten zu sehen braucht. Und dazu rechne ich dann — nicht zuletzt

---

* „Man wird damit anfangen müssen, für die Verfassung Bürger zu erschaffen, ehe man den Bürgern eine Verfassung geben kann, und das ist gewiß eine Arbeit für mehr als ein Jahrhundert."

— die „Rohrpost“. Es wäre ein Segen, wenn der reine Nützlichkeitsverkehr unter die Erde verschwände, noch dazu bei tollen Geschwindigkeiten in der Rohrführung sicherer als oben — die Straßen über der Erde aber wieder frei würden für Leute, sie sich Zeit nehmen zum gemächlichen Dahinrollen, die Landschaft genießen, die Nerven schonen und wieder „Mensch“ sein wollen.

Ilse Hess an R. H. Gailenberg, 25. 1. 1966

Du hast in den letzten Briefen so oft das Thema der modernen Kunst angeschnitten; ich muß Dir berichten, was ich während meiner Krankheit in unfreiwilliger Muße las: daß Plutarch uns erzählt, die Bauten der Akropolis waren nicht nur von Perikles geplant, nein sie wurden auch in einer Generation, als Perikles früh darüber hinwegstarb, vollendet — „in kurzer Zeit geschaffen für ewige Zeiten. In seiner Schönheit trug schon damals jeder Bau den Atem der Frische, blüht seine Jugend ewig; unberührt von der Zeit, waren die Werke Schönheit wie am ersten Tag, als trügen sie den ewigen Hauch einer nie alternden Seele in sich.“

Und als zeitgenössischen Gegensatz dazu — allerdings leben wir ja auch nicht im Zeitalter eines Perikles! — die tiefschürfenden Erkenntnisse einer Jury (11 von 15 Mitgliedern entschieden sich positiv), über ein zum „Kunstpreis der Jugend 1965“ erkorenes Werk „Sterco d'elefante“. Hier sollte der Geist erkannt werden, der in der Plastik heute wohne. Was der Kunstkritiker aber vergaß, zu sagen war, daß die Plastik bevor sie „zum „Kunstwerk“ wurde, im Popo eines Elefanten steckte. Experten hatten übersehen, an diesem Werk einmal zu schnuppern und es unterlassen, seinen italienischen Namen ins Deutsche zu übersetzen. Sie hätten dann erfahren, daß

„sterco d'élefante" Elefantenkot bedeutet. Und um nichts anderes handelte es sich bei dem preisgekrönten „Meisterwerk der Jugend", um ganz ordinären Elefantendreck! Dies zur Abrundung Deiner Beispiele.

Spandau, 29. 1. 1966

Ich las einen Auszug aus einer neuen Veröffentlichung von Navratil „Schizophrenie und Sprache. Zur Psychologie der Dichtung." Die Beobachtungen in der Pflegeanstalt scheinen sich auch auf diesem Gebiet mit denen in der Kunst zu decken: im Anfall produzieren die Irren wie „moderne Künstler" teilweise ebenso ungereimtes und zusammenhangloses Zeug wie die „Dadaisten", die mit ihren Exkrementen in Sengers Buch* vertreten sind. Wobei „Exkremente" nicht nur als Auswurf ihres Geistes zu nehmen sind, sondern auch in des Wortes wörtlicher Bedeutung; denn sie können es ja offenbar nicht lassen, fortgesetzt mit der entsprechenden Bezeichnung der deutschen Vulgärsprache um sich zu werfen; aus dem Mund eines rauhen Landsers mag das stilgemäß, daher nicht weiter störend sein, aber niedergeschrieben — niedergeschrieben durch angebliche Dichter — unerträglich! Und dann gar in Verbindung mit Gott, Jesus, Engeln! Aber auch in bezug auf die Kunst werfen sie damit um sich.

In der „Zwiesprache" über das Thema wurde mir entschuldigend entgegengehalten: das beweise, daß diese Leute die Kunst verachteten, daß sie „Anti-Kunst" bieten wollten — sie sprächen selbst von ihrer Anti-Kunst —, und daß sie nicht Künstler zu sein beabsichtigten. Abgesehen davon, daß ich nicht begreife, was der Sinn ihrer Betätigung dann sein soll — einer nicht nur

* Vgl. Brief vom 15. 1. 1966.

gelegentlich einmal ausgeübten Betätigung, besoffen in Faschingslaune, sondern fortgesetzt als Lebensinhalt — stellte ich die Frage, wieso dieses nicht-Kunst-seinsollende Geschreibe und Gemale in Zeitungen, Kunstzeitschriften, dann als Kunst nicht nur besprochen sondern sogar hochgepriesen werde. Und alle herabgesetzt oder lächerlich gemacht werden, die anderer Meinung sind. Diesen Widerspruch konnte man mir freilich auch nicht lösen.

Schließlich beendete ich das Zwiegespräch mit Schweigen. So gehts gelegentlich (Lacher). So viel Selbstbeherrschung weisen Alters — bis zum Schweigen — bringe ich schon auf — gelegentlich (Lacher).

Um so mehr erfreute ich mich an Deinen Bemerkungen über den Bau und die Vollendung der Akropolis in einer Generation, so vollendet, daß sie für ewige Zeiten ihre Schönheit wahrt. Das ist eben das Kriterium echter Kunst — denke ich —, daß sie zeitlos schön ist. Nicht nur die Bauten, die Bildwerke, selbst Vasen oder Schüsseln der Griechen erscheinen uns heute noch ästhetisch bis zum Letzten. Und nach weiteren Jahrtausenden werden Menschen, die sich noch ein gesundes Empfinden, ein natürliches Schönheitsgefühl bewahrt haben, in gleicher Bewunderung davor stehen.

12. 2. 1966

Soeben höre ich, daß Röpke gestorben ist. Das tut mir sehr leid, trotz seines Haßkomplexes. Den Komplex muß man ausklammern, Krankhaftes zählt nicht; insgesamt war er ein bedeutender Kopf, ein scharfer Denker über das Wirtschaftsleben hinaus. Seine Kulturkritik war großartig, ethisch hochstehend, mit tiefem Sinn für die echten Werte, für Sauberkeit und Schönheit, gerade auch als Gegengewicht zum rein Materiellen der Wirtschaft. In seinem Buch mit dem bezeichnenden Titel „Jenseits

von Angebot und Nachfrage" fordert er „Widerstand gegen die Zerstörung von Würde und Poesie." Im Volk sei noch immer Gefühl dafür vorhanden. Wer Weihnachtskarten absetzen wolle, die, wie sentimental auch immer, zum Gemüt sprächen, der müsse uns verträumte Städtchen und lustige Pferdeschlitten oder eine verschneite Landschaft vorführen, aber keine Autos und Garagen einer von Reklame flimmernden Betonwürfelstadt. Und könne man sich auf dem bekannten Bild Segantinis in der Münchner Pinakothek „Pflügen im Engadin" im Vordergrund statt der Pferde einen Traktor vorstellen?

19. 2. 1966

Bücher über den Ersten Weltkrieg darf ich bekommen. Ein Verdun-Buch steht schon bei mir. Soeben las ich in der Zeitung eine Erinnerung an diese grauenhafte Schlachterei, deren Beginn sich übermorgen zum fünfzigsten Mal jährt. Gerne werde ich daher das von Dir gesandte Erinnerungsbuch des „prächtigen Kerls" lesen*. Nur laß Dir mit der Übersendung noch Zeit, bis die anderen von mir bestellten Bücher eingetroffen sind, sonst müßte eines von diesen zurückstehen. Es ist ja „Entspannungslektüre", da habe ich noch den Hamsun und Fontanes „Vor dem Sturm". Letzteres schenkte mir unser Pfarrer zu Weihnachten, nachdem er um einen Wunsch gefragt hatte, glühende Kohlen häufend auf das sündige Haupt, das sich in seinem Gottesdienst nicht sehen läßt (Lacher).

*

Es wird gemeldet, daß 40 Bewohner der Insel Tristan da Cunha im Südatlantik sich wieder aufgemacht hätten,

* Gemeint ist Cordt von Brandis: „Vor uns der Douaumont — Aus dem Leben eines alten Soldaten". Vgl. dazu auch Brief vom 7. 5. 1966, Seite 576.

zurück nach England. Die ganze kleine Bevölkerung war 1961 wegen eines Vulkanausbruchs nach dem britischen Mutterland evakuiert worden. Nachdem der Feuerspeier sich beruhigt hatte, fuhren sie wieder heim in ihr Robinson-Dasein, der Zivilisation gründlich überdrüssig, wie es hieß. Eine Anzahl hat sich aber an das einfache Leben doch nicht erneut anpassen können. Sie hatten von dem süßen Gift schon zuviel genossen, nun hielten sie es nicht mehr aus ohne Fernsehen, ohne Autofahren; die Hausfrauen ohne Wasserleitung und Elektroherd. Jüngere sind es wohl, denke ich, die so schnell hinfällig wurden gegenüber der Verführung. Glücklicher werden sie im modernen Getriebe auf die Dauer kaum sein — ich denke dabei an das, was Albrecht von Haller in seinem schönen, aufschlußreichen „Die Letzten wollen die Ersten sein" schreibt — er habe kaum je so glückliche in sich selbst ruhende Menschen gesehen, wie die Bewohner der noch unberührten afrikanischen Dörfer im Busch. Hierbei spielt das Vertrauen zu den Dämonen, zu den guten, die über die bösen obsiegen, eine große Rolle. Schutzlos in die Existenz geworfen fühlen sich diese Naturkinder erst dann, wenn die „Entwicklung" ihre angestammte Welt zertrümmert. Und die ahnungslosen Zivilisationsträger, die dieses Unheil anrichten, sind auf ihre Leistung noch stolz — nicht zuletzt die Missionare! Aber man muß auch wieder gerecht sein: sie erreichen jedenfalls, und das kann man nicht hoch genug anrechnen, daß die bisherigen Heiden ihre Blöße mit Kattun bedecken. Es lebe der Fortschritt! (Lacher)

6. 3. 1966

Rede mir keiner von höherer Gerechtigkeit, wenn jemand für Samariterdienste, für das Pflegen gleich dreier Grippekranker, selbst die Grippe aufgehalst bekommt!

Schopenhauer hat sich ja auch nicht genug tun können im Hohn über die Philosophen, die von der besten aller möglichen Welten faselten. Es braucht wirklich nicht viel Nachdenkens, um eine schier endlose Liste aufzustellen dessen, was besser sein könnte in der uns umgebenden Welt, ohne daß man damit der Erfindungskraft ihres Schöpfers Unmögliches zumuten müßte.

Wenn manches sich auch vorerst noch so schön anläßt, über kurz oder lang zeigt sich doch des Teufels Pferdefuß! So etwa beim Herumspritzen mit chemischen Insekten- und Unkrautvertilgungsmitteln, ganz zu schweigen vom Anzapfen der Urkräfte des Atoms, um sich das Leben noch bequemer zu machen.

*

Notiere bitte Harold Percy Romberg „Die Richter Ihrer Majestät". Ein Vergleich zwischen Deutschland und England. Interessant: in England werden die Richter aus der Elite der Anwälte berufen, insgesamt nur 200, Gehalt 7460 DM monatlich, in der Bundesrepublik 12000 Berufsrichter mit 1300 DM monatlich (!); englische Amtsgerichte fällten 1959 etwa 33000 Urteile, die der Bundesrepublik 154000. Dafür in England 1,3 Millionen Verurteilungen durch Friedensrichter. Leicht faßlich geschrieben und mit Anekdoten gewürzt. Der Verfasser läßt jedoch offen, welches System besser, den Völkern gemäßer ist.

12. 3. 1966

Volles Verständnis habe ich dafür, nur dem Boden und dem Klima Gemäßes zu pflanzen. Das entspricht ganz meinem Wesen; ich gehe so weit, daß typisch Exotisches in einem Garten hier oder in unserer Landschaft mich

stört, mir innerlich gefühlsmäßig zuwider sein kann, selbst wenn es gut gedeiht und besonders schön ist. Etwa Palmen: ich weiß es nicht, aber vielleicht halten sie sich in günstigen südlichen Gefilden an einem Sonnenhang auch bei uns; dennoch wollte ich keine Palmen in meinem Park stehen haben — so ich einen hätte (Lacher). So wenig wie einen griechischen Tempel am Königsee. Und wenn eine Pflanze gar kümmert, wie die Hammamälis in kalkigem Boden, wenn sie dahinsiecht, weil der Mensch sie gewaltsam in einen Grund setzte, der ihr nicht entspricht und dem sie nicht entfliehen kann wie ein Tier, dann kann ich Mitleid mit ihr empfinden — wirkliches Mitleid in dem Gedanken, daß wir ja nicht bestimmt wissen, ob sie nicht etwa auch richtigen Schmerz empfindet wie die höheren Geschöpfe.

An den Sohn 21. 3. 1966

Auf die Sprache zurückkommend: was für ein Genuß ist schon allein stilistisch die Lektüre Schopenhauers! Welche Klarheit, welche Schärfe des Ausdrucks, soo temperamentvoll, soo lebendig! Oft witzig, freilich auch kaustisch, ätzend seinen Gegnern gegenüber, den „Kathederphilosophen“. Sie mögen es nicht immer ganz so verdient haben, wie er es ihnen gab. Was ihre Sprache anbelangt aber auf alle Fälle! Von der kristallenen Klarheit abgesehen, Schopenhauer erhebt sich dazwischen zu künstlerischer Schönheit, so etwa im Schlußkapitel seines Hauptwerkes: „Die Welt als Wille und Vorstellung“.

Was Du mir aus besagter Rede über Kunst herausgeschrieben hast*, ist allerdings sehr beachtlich. Am meisten interessiert mich daran, daß das darin Gesagte Deinen

* Wolf Rüdiger Hess hatte in einem Brief — ohne die Quelle zu benennen — mehrere Absätze aus einer Kulturrede in Nürnberg zitiert.

Ansichten „entspricht“ — es deckt sich auch mit meinen Auffassungen. Freilich kann es auch traurig stimmen, liest man etwa den Satz: „Ob sachlich oder rein geistig, es verkörpert sich in ihnen (den Höchstleistungen des Gemeinschaftslebens) stets die tiefe Wesensart eines Volkes“. Blickt man auf das, was zur Zeit bei uns als Höchstleistung auf dem Gebiete der Kunst gilt, sei es in der Bildhauerei, der Malerei, der Architektur, sei es in der Musik oder Literatur — wenn sich darin die nunmehrige Wesensart unseres Volkes ausdrücken sollte, dann könnte einem weh ums Herz werden. Sogar gescheite Köpfe scheinen dabei in ihrem Urteil durcheinander geraten zu sein, las ich doch erst kürzlich aus der Feder eines sonst „rechtsstehenden“, „konservativ“ eingestellten Kritikers, Picasso sei ein Genie. Picasso! Mit seinen Albernheiten, von denen selbst ihm Wohlwollende häufig nur entschuldigend sagen, er führe seine Mitmenschen an der Nase herum, mache sich lustig über die, die das als wirkliche Kunst ernst nehmen.

An den Sohn 27. 3. 1966

Deinen Brief mit der Fortsetzung der Auszüge aus der Kunstrede* habe ich erhalten. Interessieren würde mich, wer die Rede gehalten hat. Weniger der Name — der ist mir vermutlich kein Begriff — aber: ob es sich um jemanden „vom Fach“ handelt, also ob er etwa Kunstgeschichtler, ob Dozent an einer Hochschule oder Kunstakademie und an welcher ist. Vielleicht ist er auch „nur“ Künstler, oder steht im ausübenden Berufsleben, beispielsweise als Architekt.

Wie sehr mir Dein Redner aus dem Herzen gesprochen hat mit dem, was er über Dadaisten, Kubisten, Futuristen

* Vgl. Anmerkung zum Brief vom 21. 3. 1966.

oder „eingebildete“ Impressionisten sagt, kannst Du Dir denken. Wobei ich ergänze: sie stellen nicht nur in ihren „Werken“ Degenerationserscheinungen dar, sondern sind selbst Degenerationserscheinungen. Ich kann mir schwerlich vorstellen, daß das, was sie sich leisten, einem gesunden Hirn zu entspringen vermag. So wie die großen Kulturschöpfungen der Menschheit Ausdruck der Gemeinschaftsseele sind — was ja auch in der Rede erwähnt wird —, so ist das, was der Einzelne zuwegebringt, Ausdruck seiner eigenen Seele. Mag er beeinflußt sein durch seine Umgebung, durch den Zeitgeist, mag er kopieren, es wird doch immer abgewandelt sein gemäß s e i n e m Wesen. Sage mir, was Du malst, zeige mir, wie Du malst — und ich sage Dir, wie Du bist.

„Wühlen im Unrat um des Unrates willen“, das ist die zutreffende Bezeichnung für eine bestimmte Richtung in dem, was sich heute Kunst nennt. Manchmal gerate ich beim Betrachten nahe an körperliche Übelkeit. Hier zieht Schopenhauer eine Grenze: die Kunst dürfe auch Häßliches darstellen, nicht aber so weit gehen, Abscheuliches, Anwiderndes zu zeigen, denn dies stünde im Widerspruch zu ihr selbst, sei also keine Kunst.

*

Ich lese gerade so nebenher als Auflockerung meiner Lektüre Briefe der Marie-Luise, der zweiten Frau Napoleons, an diesen zwischen Anfang 1813 und seiner Rückkehr von Elba. Darunter auch — die interessanteren — Briefe Napoleons an Marie Luise. Die Originale tauchten erst vor kurzem in Schweden auf. Die Briefe vermitteln von dieser Frau einen anderen Eindruck als die bisherige Geschichtsschreibung. Sie scheint ihren großen Gemahl nicht nur bewundert, sondern wirklich geliebt zu haben.

Ihre Sorge um ihn ist rührend, sie hält sich freilich im Gesichtskreis einer guten Mutti ohne Sinn für die ihr angetraute geschichtliche Größe. Während er an der Spitze seiner Armeen im Entscheidungskampf ganz Europa bekriegt, schreibt sie ihm ins Feld: „Halt Dich nur schön warm; erkälte Dich nicht.“ — „Versuch doch Dich zu schonen und nicht zu sehr zu ermüden.“ — „Begib Dich nicht in Gefahr. Gott weiß, ob Du es in diesen Tagen nicht schon getan hast.“ Sie ist auch ehrlich genug — und auch das spricht für ihren Charakter — zuzugeben, von den militärischen Dingen verstehe sie nichts, ja, sie läßt durchblicken, daß sie das alles auch gar nicht interessiere. Doch es ist keine einseitige Liebe. Beweis: die Geburt des Sohnes war schwierig, die Ärzte glaubten vor der Notwendigkeit zu stehen, sich entscheiden zu müssen; genauer gesagt: den Mann um die Entscheidung anzugehen, ob die Mutter oder das Kind geopfert werden solle. Ohne zu zögern forderte Napoleon, die Mutter zu retten, auf Kosten des Kindes. Dabei ging es aber doch nicht nur um ein Kind wie viele andere, es ging um den so lange und heiß ersehnten Thronerben! Sein Verhalten hier wiegt manches weniger Schöne in Napoleons Charakter auf, ja, es gibt Anlaß, das Urteil etwas zu überprüfen.

3. 4. 1969

Im Jacta „England II“* finde ich unter den behandelten Gerichtsverfahren das über „Lady Chatterley's Lovers“ das erstaunlichste. Ich kenne das umstrittene Buch nicht, aber nach dem, was der Ankläger sagt, und da angesichts der heutigen Einstellung überhaupt Anklage erhoben würde, muß es sich hier schon um allerhand von Eindeutigkeit handeln.

---

* Vgl. Anmerkungen zum Brief vom 6. 11. 1965, Seite 544.

Nun bin ich nicht etwa der Meinung, dergleichen müßte verboten werden. Erwachsene, die so geschmacklos sind, daran Gefallen zu finden, braucht man nicht zu hindern, das Buch zu lesen. Aber, daß es nicht Jugendlichen in die Hände gerät, dafür sollte man sorgen.

Die vor dem Gericht vernommenen Sachverständigen — eine lange Reihe — äußern sich freilich dahin, das würde gar nicht schaden, im Gegenteil es sei sogar wünschenswert, ja, siebzehnjährigen Mädchen müßte man es geben. Alle die als Zeugen auftreten, sind dieser Meinung, sogar Geistliche beider Konfessionen! Einer fand: „Ein Buch, das alle Christen lesen sollten!" Es würde — beantwortete er eine entsprechende Frage — mit der christlichen Moraltheologie weniger im Einklang stehen, wenn einige Partien darin gestrichen würden. Insgesamt sei der Roman „moralisch, ja puritanisch" (!). Und das in England, dem als so sittenstreng verschrieenen Land! Wohlgemerkt: von den Einzelheiten, von den gebrauchten Wörtern abgesehen — durch das ganze Buch zieht sich der fortgesetzte Ehebruch einer Frau hinter dem Rücken des kriegsverletzten Mannes, der nicht mehr Gatte sein kann. Gleichgültig wie man menschlich zu einem solch außergewöhnlichen Fall stehen mag, zum Fundament der Kirche gehören doch schließlich die „zehn Gebote", gegen deren eines hier ununterbrochen verstoßen wird! Und da setzen sich ihre Vertreter in dem Prozeß für die Verbreitung des Buches ein, nennen es beispielhaft erzieherisch, und durch und durch christlich. Man sollte meinen, sie würden die Tendenz der Zeit bedauern, darüber klagen, daß einem Teil der Jugendlichen ja halben Kindern, die „Aufklärung" in niederziehender Weise, in vulgären Ausdrücken, alles Schönen entkleidet, geboten wird. Statt daß sie die Gelegenheit eines solchen Sensationsprozesses benutzen, dagegen Stellung zu nehmen,

auf die Folgen hinzuweisen, auf die Verrohung, die um sich greifen muß, statt sich dafür einzusetzen, daß die Verbreitung eines derartigen Romans negativer Sitte wenigstens unter den jungen Menschen, denen die Hoch-Zeit des Lebens als etwas Edles und Heiliges gilt, verhindert wird — statt diese Möglichkeit wahrzunehmen, machen sie Propaganda dafür! Es läßt sich denken, was für eine Auflagenziffer mit der „billigen Ausgabe" erreicht wurde. Was ist in diese Welt gefahren, in der die „Seelsorger" selbst den Teufel unterstützen?! Gewiß haben Schriftsteller und Dichter auch früher vor dieser Seite des Lebens nicht zurückgescheut. Aber sie hielten doch Grenzen der Ästethik ein, deuteten mehr an, als daß sie brutal aussprachen oder benutzten Bilder, bei denen jeder Wissende zwar den Sinn erkannte, und sie sich aber vorsehen mußten, daß die Kirchen sie nicht in Acht und Bann taten. Sobald es sich aber um Pornographie handelte, die es natürlich auch gab, wurde sie nicht öffentlich gepriesen, gar durch die Wächter christlicher Sitte.

So, nun habe ich mir die Empörung wieder einmal von der Leber geschrieben! Mir ist leichter (Lacher).

16. 4. 1966

Der Krüger beansprucht mehr Zeit als ich dachte, nicht nur wegen des Umfangs, auch der Inhalt ist nicht grad leicht zu lesen. Dieses Sichergehen in ausgefallensten Substantivbildungen hintereinander weg, wie es die Juristengilde liebt, ist fürchterlich! Oft muß man sich einen Satz erst in vernünftiges Deutsch übertragen, bevor er verständlich wird.

Trotzdem arbeite ich das Werk mit Vergnügen durch. Um so mehr als der Verfasser, wenn ihn das Temperament fortreißt — und das ist gar nicht so selten der Fall — das

juristische Sprachgedrechsel vergißt und sogleich von erfrischender Deutlichkeit wird. Er sagt es, „wie es ist"; so ist er mit Recht der Meinung, je anfälliger die Einzel- wie die Gemeinexistenz in der sich immer mehr differenzierenden und komplizierenden Gesellschaft sei, desto mehr sei ein Ausgleich durch Sicherung gegen Krisen nötig, also der „Wohlfahrtsstaat". Aber immer mehr werde dieser bereits durch die „Wohlhäbigen" in Anspruch genommen, damit er für ihre „Unterhaltung" sorge; je mehr freie Zeit der Bürger bekomme, desto mehr. Bei der Diskussion um ein „Zweites Fernsehen" hätten sich Zeitungen, Politiker, selbst Juristen im Pathos überboten. Da war von einem „Recht des deutschen Volkes" auf ein solches Fernsehen die Rede. Der Eindruck entstand, die Existenz dieses Volkes stehe und falle mit dem Zweiten Fernsehen. Und niemand wage zu widersprechen, wenn eine kostspielige Flutlicht-Anlage für ein Fußballstadium verlangt werde. Derartiges sei nur aus der Spätantike bekannt.

30. 4. 1966

Wildenbruchs „Das edle Blut" kennt mein literarischer Genosse „selbstverständlich". Als ich von Deinem Weinen beim „edlen Blut" erzählte, wurde mir versichert, das könne niemand lesen, ohne zu heulen (Lacher). Es sei aber auch Wildenbruchs Bestes — nach den ersten Zeilen seines Gedichtes bei Bismarcks Entlassung wenigstens. Wobei anzufügen ist, daß für ihn „gartenlaubenhaft" gar nicht so herabsetzend ist; er versucht sogar Bücher dieses Genres sich antiquarisch besorgen zu lassen, nicht weil sie ihm einen reinen Genuß bedeuten, aber aus literarischem Interesse im Hinblick auf die einstige große Breitenwirkung und natürlich auch zur Erheiterung an sehr Ernstgemeintem, heute nur noch komisch Wirken-

dem. So bekam er gerade etwas von der Courths-Mahler, der Marlitt, von Ganghofer. Einiges sei gar nicht so schlecht, wie oft getan werde.

Das „edle Blut" steht, wie Du selbst berichtigend bemerkst, über diesem Niveau. Daß Du über ihm, wie als Kind, Tränen vergossen hast, rührte mich. Glücklich, wer sich noch so naiv — im besten Sinne — umfangen lassen kann von dem, was er liest, noch so lebendig mitfühlend! Selbst ich alter Krauterer vom anderen Geschlecht empfinde gelegentlich dieses Glück, beim Sentimentalen wie beim Heiteren, wobei die Tränen beim letzteren die Backen herunterlaufen können, „vor lauter Lachen"!

*

Daß es „drüben" zumindest eine Ausbildungsstätte gibt, in der die Erziehung äußerst hart ist, bestätigte mir mein halbamerikanischer Gesprächspartner. Dort gehe es geradezu „überpreußisch" zu, was ein Besucher aus dem heutigen Deutschland vor einiger Zeit staunend und mit Befremden festgestellt und berichtet habe. Geradezu schockiert sei er aber gewesen, an der Wand das große Porträt eines deutschen Heerführers jüngster Geschichte zu sehen; ob seiner verblüfften Frage leicht kritisierenden Untertons sei er ziemlich scharf zurechtgewiesen worden....

Ich habe nichts gegen spartanische Erziehung — im Gegenteil! Die Grenze muß freilich dort liegen, wo beim Materiellen, beim Essen, die Gesundheit Schaden leidet, und beim Geistig-Seelischen, wo der Charakter einen Knacks kriegt, Stolz, Selbstsicherheit, Selbstvertrauen verloren gehen.

*

Ich bin zu einem Anhänger des Papstes Paul VI. geworden, so ketzerisch das bei einem Evangelischen auch sein

mag (Lacher): Anfang vergangenen Jahres sagte er vor Angehörigen einer römischen Kunstschule, sie sollten dem Hauptweg der christlichen Kunst treu bleiben, der immer neue Schönheiten suche. Zugleich aber warnte er vor den „irrationalen Narreteien, die heute den Garten der menschlichen und religiösen Ästhetik verwüsten". Das hält aber leider die Hierarchie der katholischen Kirche bei uns nicht ab, Gotteshäuser errichten zu lassen, die Ausbünde neukünstlerischer Narretei sind — von dem was die evangelische diesbezüglich leistet, ganz zu schweigen! Sie werden es beide in nicht ferner Zeit bereuen, wenn nämlich das Pendel wieder einmal zurückschlägt, die augenblickliche Mode überholt ist, und niemand mehr dergleichen sehen will.

An den Sohn 7. 5. 1966

Dein Brief vom 4. rutschte gerade noch vor Zensurschluß herein, ganz anderen Inhaltes als erwartet. Ich hatte mich schon mit Schopenhauer versehen zum großen Wortgefecht — als Ersatz für das an völliger Übereinstimmung gescheiterte über Kunst und „Kunst", da stellt sich heraus, Deine so guten Vorsätze, Dich mit der Philosophie des alten Bärbeißers vollzustopfen, sind ihrerseits gescheitert.

Die ebenso unerklärliche wie kostbare, völlig undefinierbare Erscheinung „Zeit", die immer schneller und leider unaufhaltsam dahinrast, je älter wir werden, die — gleich, wo wir uns herumtreiben oder verbergen — mit uns ist, und sei es in einem noch so abgeschiedenen einsamen Kämmerlein (Lacher).

Diese meine Zeit habe ich heute ganz anders genutzt, als ursprünglich beabsichtigt.

Ich ließ Krüger sein, noch einiges Schwerwiegende dazu und nahm mir endlich den Cordt von Brandis* vor, in welchem ich mich so festlas, daß ich nicht mehr davon loskam. Es ist wirklich ein köstliches Buch. Es gibt ein so lebendiges Bild einer gar nicht weit zurückliegenden Kulturperiode, die jedoch völlig vorüber ist. Da kommt einem erst zum Bewußtsein — „einem", der sie noch erlebte —, was für eine Wandlung sich vollzogen hat innerhalb weniger Jahrzehnte, eine Wandlung, wie sie noch keine Generation mitgemacht hat — und zwar auf fast allen Gebieten. Eindrucksvoll in der Darstellung ist auch, wie in dem Kreis jener jungen Menschen, die das Leben nicht gerade schwer nehmen, bei allem Holdriö es dazwischen immer wieder im Unterbewußtsein rumort, Ahnungen hochsteigen von Furchtbarem, das herankommt, unabwendbar. Bei manchen verbunden mit einem klaren Blick für die Lage, wenn es einmal so weit sein wird; für die Kräfteverhältnisse pessimistisch, aber, da dies nun einmal nicht zu ändern ist, es hinnehmend, mit Schnoddrigkeit übertünchend. Prachtvoll die leichte Hand, mit der das gezeichnet wird, die verschiedenen Temperamente, die Menschen, wie sie sich geben, indem sie reden, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, gewachsen vom Küken im Kadettenkorps, einer Rasselbande, weiter geprägt im Kreise der jungen Offiziere. Alles lebendig bis zum Letzten, wie ein guter Film mit spritzigem Dialog. Und voll herrlichem Humor.

Und ebenso wie einen guten Film, nach des Tages Last und Mühen und Ärger zur Ablenkung, zum Ausspannen, so empfehle ich Dir, das Buch zu verschlingen. Ich verschlinge auch! Es tut mir nur leid, daß es kein Wälzer, also bald verschlungen ist.

---

* Vgl. Brief vom 19. 2. 1966, Seite 564.

Natürlich weiß ich nicht, wie es auf einen wirkt, der nicht „dabei" war. Aber ich könnte mir denken, daß er auf knapp hundert Seiten einen Begriff vom Ersten Weltkrieg in all seinen Phasen bekommt: aus der Froschperspektive ganz vorn gesehen, wie es kaum besser möglich ist. In der typischen Mischung: tödlich Ernstes, Grauenhaftes und gleich darauf wieder vergnügtes Sichhingeben an die heitere Seite, unbeschwertes Genießen des Daseins ohne daran zu denken, daß es in wenigen Tagen, wenn man wieder drin ist im Schlamassel, endgültig vorbei sein kann — ja im nächsten Augenblick schon, wenn eine von weit weg daher schlurfende Granate wahllos einschlägt — wahllos und doch gerade dort, wo sich Drei zum Skat niedergelassen haben: und dummerweise ist man einer von den Dreien!

„Wahllos?" Zweimal steigt Brandis in schwieriger Lage der rettende Gedanke im Halbschlaf auf: „... wie elektrisiert sprang ich vom Lager und schrieb und zeichnete". Ließ mit Sprengstoff gefüllte Fässer in die kaum einnehmbare gegnerische Stellung, tiefer am Hang, rollen, nahm sie im Schock der Detonation ohne eigene Verluste und mit der gegnerischen Scharfschützenschießerei war es vorbei. Was „der Herr im Schlaf gab", brachte den Erfolg.

Und zuvor las ich an anderer Stelle, es sei typisch für „Eingebungen", daß sie im Halbschlaf sich einstellen. Die Dinge zwischen Himmel und Erde kommen einem also, indem man zwischen Wachsein und Bewußtlosigkeit schwebt....

Ilse Hess an R. H. Gailenberg, 11. 5. 1966

Inzwischen wird auch „Das edle Blut" bei Euch angekommen sein — ich war doch baß erstaunt, daß es noch

zu haben war, wenn es natürlich auch eine uralte Ausgabe aus den 30er Jahren ist und die Illustrationen wirklich ad usum von Schulkindern hergestellt sind. Was mich allerdings noch basser erstaunte, und was ich als einen groben Mangel meiner Bildung ansehen muß, ist die Tatsache, daß Wildenbruch in gerader Linie vom großen Preußenprinzen Louis Ferdinand abstammt. Das wußte ich bisher nicht und es hat mich sehr berührt! Was hat doch alles in diesem Hohenzollerngeschlecht gesteckt, das nun schon so lange verteufelt wird. Freilich — die Wahl des Namens ist nicht so von ungefähr, denke ich; „der wilde Bruch" dieses Geschlechtes mag im Erbgang schlummernde künstlerische Anlagen noch besonders hervorgeschleudert haben. Inzwischen glaube ich, ist das, was der Neffe des Alten Fritz darstellte, soldatisches und künstlerisches Können in hervorstechendem Maße, wohl doch einem allmählichen Verschleiß anheimgegeben. Meiner historischen Erinnerung nach war es doch gerade Prinz Louis Ferdinand, der auf dem Umweg über die Königin versuchte, den ewig zaudernden Onkel vorwärts zu reißen?

Es würde mich biologisch interessieren, ob es eine Art Regel gibt, warum gerade in Herrscher-Geschlechtern immer und immer wieder Hervorragende auftauchen; der Beispiele könnte man genug aufführen. Während der Durchschnitt der Generationsfolgen doch eigentlich beweist, daß eine hervorstechende Gestalt die Reihe erschöpft.

Spandau, 14. 5. 1966

Ich erhielt nun „Das edle Blut"; habe es sogar sofort gelesen; diese Rosine legte ich nicht zurück, um so mehr, als ich ja wußte, daß sie gar nicht süß, im Gegenteil ziemlich bitter ist. Und wenn ich auch nicht bitterlich weinte —

bei mir haben sich Hornhäute wie Jahresringe angesetzt (Lacher) — recht nahegegangen ist mir's schon. Freude hatte ich an der Art, wie die kleine Erzählung geschrieben ist, an der breiten Einleitung, der alte Oberst in der behäbigen Weinstube, eingetaucht in Kleinstadtatmosphäre, der sich schließlich herbeiläßt, seine Kadettenkorps-Erinnerungen auszupacken. Die Zeichnungen sind freilich gartenlaubenhaft, rührend bis in die kleinste Einzelheit; ich habe mich auch durch sie erfreuen lassen. Sie passen so gut zum Stil des Ganzen, der „guten alten Zeit" und könnten verqualmt an der Wand dieses Stammlokals der Honoratioren hängen.

Das Büchlein ist jedenfalls eine gute kleine Ergänzung zum Anfang des Douaumont-Buches. Brandis selbst kann ich mir vom Geist des „kleinen L" vorstellen. Der hätte sich bei Verdun mit der gleichen Leidenschaft in den Kampf gestürzt und mit der gleichen Leidenschaft den hohen Vorgesetzten gegenüber seine Meinung vertreten.

Das erstaunt mich nicht, daß in Herrschergeschlechtern häufig Erscheinungen auftauchen, die nicht nur „König" heißen, sondern auch König sind. Einstmals am Beginn der Laufbahn ihrer Vorfahren, wurden die Stammväter wohl zu Häuptlingen gewählt, oder sie machten sich selber dazu, setzten sich durch, weil das Zeug dazu in ihnen steckte. Die hatten's im Blut und vererbten das, worauf es hierbei ankommt, weiter, ergänzt und verstärkt durch die wesensgleichen Eigenschaften der anderen Geschlechter, mit denen sie „standesgemäße" Verbindungen eingingen.

Die Fähigkeit, Hervorragende ihren Völkern zu schenken, ließ nur dadurch allmählich nach, daß dieses „System" zur Inzucht innerhalb der europäischen Fürstenhäuser ausartete. Und es war ein Glück für sie und ihre Untertanen, wenn dazwischen ein „Seitensprung" in das grausam alte Blut frisches brachte, sofern die Seitenspringerin verant-

wortungsvoll genug war, sich einen mit herrscherlichen Eigenschaften oder künstlerischer Begnadung, am besten mit beidem auszusuchen. An den Höfen gab es ja solche Erscheinungen zur Auswahl, junge Offiziere und Nachwuchs auf staatsmännischem Gebiet, oder auch noch „Leistungsfähige" (Lacher), obwohl sie bereits die Stufenleiter erklommen hatten. Der vielleicht etwas vertrottelte Gemahl mag dann selbst sich gewundert haben, was für einen Kronprinzen er zuwege brachte. Biologisch gilt es wohl als Regel, daß Genies sich gewissermaßen verausgaben, ihre Nachkommen meist unter den Durchschnitt absinken. Deshalb war der „wilde Bruch" auch kein Nachkomme Friedrichs des Großen, sondern eines seiner Brüder. Ich weiß nichts Näheres über das Bäumchen, dem er sein Reis aufpfropfte. Künstler, der er war, fühlte er sich vielleicht hingezogen zu etwas geistig Verwandtem, so daß Begabungen sich auch hier potenzierten.

An den Sohn 28. 5. 1966

Gewiß ist es beruhigend, festzustellen, daß man nicht nur „reines Konversationslexikon-Wissen" zu lernen befähigt war, sondern auch begabt ist, das Hirn zur wichtigeren Fähigkeit des Verarbeitens und schöpferischen Verwendens des angeeigneten „Wissens-Materials" weiter auszubilden. Das Material kann man auch Handbüchern entnehmen — dazu sind sie ja da —, teilweise bleibt einem gar nichts anderes übrig, denn alles kann man nicht im Kopf haben — bei der heutigen Stoffmenge, die immer weiter wächst, schon gar nicht mehr!

Die „Bausteine", gleich woher man sie erhält, richtig verwenden, sie zueinander in Beziehung und in Harmonie bringen, neue Wege und neue Erkenntnisse dabei gewinnen — darauf kommt es an! Und wenn sich dabei fun-

dierte, von anderen abweichende Meinungen ergeben, sich Auseinandersetzungen über Probleme entwickeln, so beweist dies, daß die entsprechende Fähigkeit vorhanden ist. Das Ausmaß mag sich daran zeigen, wie groß die Kapazität des Widerparts ist, wie weit man ihr standzuhalten oder sie sogar zu übertrumpfen vermag. Erfolgreiche Materialsammler gibt es viele, wirklich schöpferische Menschen sind dünn gesät. Daß auch die größten und vervollkommnetsten „Elektronengehirne" letztere nicht ersetzen können, weißt Du. Ihnen fehlt eben doch das, was das Entscheidende und Kennzeichnende des Menschenhirns ausmacht, eben das Schöpferische, das aus sich heraus Neues produziert, das nötigenfalls ganz andere Wege einschlägt, ohne daß es mit anderen „Daten" gefüttert wird — ohne daß andere Knöpfe gedrückt oder Hebel gestellt werden dank der Hirntätigkeit des den „Computer" bedienenden Menschen.

*

29. Mai: ein strahlender Pfingstsonntag. Mich freut es auch für die heutige Feier auf Douaumont. Auf ihr wird — das halte ich für sicher — der einst in der Verdunschlacht verwundete damalige französische Hauptmann und jetzige Staatschef* dem seinerzeitigen dortigen Befehlshaber**, der — nächst den Fehlern auf unserer Seite — den deutschen Sieg verhinderte, das Vergeben verkünden für das, was er ihm vorwerfen zu müssen glaubte — eine Rehabilitierung als Soldat ist ohnehin nicht nötig.

Wie freue ich mich, daß auch Du das Buch vom Douaumont „verschlungen" hast und — nicht minder — die deutschen Heldensagen liest, in Ergänzung zu jenem Heldenlied!

---

* General de Gaulle.

** Marschall Petain.

Dank Dir für Deine Einblicke — leider nicht Lichtblicke — in die heutige Praxis im Straßenbau und in die Mittelverteilung.

Daß im Geiste des Egoismus der ungehemmten heiligen Marktwirtschaft die Gemeinden Straßen bauen, wo sie besser Massenverkehrsmitteln den Vorzug geben sollten, nur weil sie zum ersteren Zuschüsse vom Bund bekommen, zum letzteren nicht, ist bedauerlich genug, wenn auch begreiflich. Daß aber diese Tatsache — sie wird wohl nicht Dir allein zur Kenntnis gekommen sein (Lacher) — nicht wenigstens nach Ablauf der Zeit, die nötig ist, bis eine zuständige Stelle reagiert, zu einer sinngemäßen Änderung der Bundeszuschüsse führt, ist noch bedauerlicher und völlig unbegreiflich. Vielleicht steckt auch hier der Einfluß von Interessenten dahinter, von Straßenbaufirmen und solchen, die eine Abwanderung der Kraftwagenbenützer auf die Massenverkehrsmittel verhindern wollen, da letztere kein oder nur viel weniger Rohöl verbrauchen.

Zum Thema „Kraftverkehrssteuer-Aufkommen und dessen Verwendung“ las ich eine Stellungnahme mit Gesichtspunkten, die mir neu, aber richtig sind. Die Herren Kraftfahrer sollten nur nicht dauernd schimpfen, sie zahlten mehr Steuern als zu ihren Gunsten verwendet würden. Man solle doch nicht vergessen, daß die Autobahnen einst beileibe nicht durch die Abgaben des Kraftverkehrs finanziert wurden — dazu sei dieser damals viel zu gering gewesen —, nein diese Rollbahnen, auf denen sie heute mit größter Selbstverständlichkeit kreuz und quer durch die Bundesrepublik rasen, wurden gebaut mit Steuergeldern der Allgemeinheit, durchaus nicht „zweckgebundenen“, sonst hätten sie nicht hierfür verwandt werden dürfen. Außerdem habe die Reichsbahn beigetragen — die arme mußte diese Schlange künftiger Konkurrenz aus ihren

Überschüssen mit aufziehen! Es würde also nur gerecht sein, wenn der Kraftverkehr laufend an den Staat zurückzahlen, zugleich die übrigen Steuerzahler entlasten oder zusätzliche Leistungen im allgemeinen Interesse ermöglichen würde. Wie sähe es um den Verkehr aus, wenn alle die Autobahnen nicht existieren würden, die bereits vor dem Krieg erstanden!

Und ein Zweites: damals hatte die Bahn Überschüsse. Wenn heute nicht, so doch in erster Linie deshalb, weil ein so großer Teil dessen, was sie einst beförderte, auf die Straße abgewandert ist. Bahn und Post mußten seinerzeit sehr ins Gewicht fallende Geldmittel zugunsten der Allgemeinheit aufbringen. Wo — so fragt der Kritiker — stehe es denn geschrieben, daß der heutige Verkehr durch den Straßenverkehr nicht auch als Finanzquelle herangezogen werden dürfe als Ersatz für das, was die Bahn nicht mehr zu erwirtschaften vermag zufolge des Aufschießens des jüngeren Bruders? Und dank diesem fällt ja die Bahn nicht nur als Finanzierungsinstitut des Staates aus, er muß obendrein fortgesetzt aus den allgemeinen Steuerabgaben deren riesige Defizite decken. Die Gesamtbelastung unseres Volkes für den Kraftverkehr sei auf 33 Milliarden jährlich errechnet worden. Mineralöl- und Kraftwagensteuer müßten erhöht werden, um die Subventionen zu beseitigen und vor allem, um mehr Mittel für öffentliche Verkehrsmittel und den beschleunigten Ausbau der Verkehrswege zu erhalten. Wenn durch die höheren Abgaben das Wachstum des Verkehrs auf den Straßen etwas gebremst wird, ist es ein Vorteil für alle — außer für die Mineralölfirmen (Lacher).

Ich stimme ganz mit Dir überein, wenn Du meinst, Steuern dürften nicht zweckgebunden sein, sondern müßten zur Verfügung stehen, um nach der Dringlichkeit der zu deckenden staatlichen Aufgaben abwandelbar ver-

wendet zu werden. Dürften die durch den Straßenverkehr eingehenden Steuern grundsätzlich nur zu dessen Gunsten verausgabt werden, dann müßten ja auch die Vergnügungssteuern nur zugunsten der Vergnügungseinrichtungen, Zigarettensteuern nur im Interesse der Raucher verwendet werden — jetzt wäre ich fast zynisch geworden (Lacher).

9. 7. 1966

In einem Buch über die Schweiz war mir das Interessanteste, was über das Entstehen der Tellsage beigefügt ist: daß zweifellos kein historisches Geschehen zugrunde liegt, daß die österreichischen Landvogte sogar gut und milde verwalteten, also gar keinen Anlaß zu einer „befreienden Tat" gaben.

Tell selbst ist für mich mit dem besten Willen kein „Held". Hätte er, statt zuerst einmal das Leben seines Kindes aufs Spiel zu setzen, gleich auf Geßler geschossen, aller Wahrscheinlichkeit nach sein eigenes Leben opfernd — das wäre etwas anderes gewesen! Aber den „Tyrannen" aus dem Hinterhalt abzuknallen ohne dabei viel für sich zu wagen, das ist und bleibt Meuchelmord! Daran ändert auch alle Verklärung durch Schiller nichts.

30. 7. 1966

Warst Du einmal in einem „Planetarium"? Ich las, daß irgend ein neuer afrikanischer Staat das dringende Bedürfnis hat, eines zu besitzen und daß die Lieferung ihm auch zugesagt wurde — vermutlich auch Entwicklungshilfe (entsprechender Lacher). Davon abgesehen halte ich die Errichtung dieser künstlichen Himmelsgewölbe selbst bei uns für eine teuere Spielerei. Die Erwachsenen, die die auf- und untergehenden Sternbilder und die dazwischen

sich bewegenden Planeten betrachten, sagen: „wie interessant", sind hinterher so klug oder besser so dumm wie vorher, kommen ein Mal und damit genug. Die Kinder hingeführter Schulklassen sagen „ach wie schön!" und werden erst recht nicht klüger als die Erwachsenen.

Man führe sie unter das Phänomen des echten gestirnten Winternachthimmels und zeige in der Schule gute bewegliche Modelle der Planetenbahnen — das ist eindrucksvoller, lehrreicher und billiger. Das, was man an dem teuren Kunsthimmel spart, verwende man, um den ernsthaft Interessierten gute Lehrbücher verbilligt zugänglich zu machen, Erwachsenen wie Schülern — das lohnt sich!

*

31. 7. Zum umstrittenen „dritten Tor" der Engländer*: Wenn ein Ball von der Torlatte herabfällt und sogar abprallt, so daß er nach der Bodenberührung wieder hochspringend außerhalb des Tores ist — er wurde ja dort geköpft —, kann er unmöglich völlig innerhalb des Tores gewesen sein, wie es die Regel verlangt. Das ist meine Meinung, bist Du etwa anderer?! Wage es!!! (Lacher) Fiel der Ball senkrecht von der Latte, springt er senkrecht hoch, nicht nach außen; prallte er nach außen ab, war er eh und je nicht drinnen; prallte er nach innen ab, mußte er im Einfallswinkel weiter ins Tor springen. — Es gibt halt keine Gerechtigkeit in dieser Welt — nicht einmal beim Fußball! (Lacher)

An den Sohn 5. 8. 1966

Ein ebenso witziges wie zuletzt doch deprimierendes Büchlein habe ich gelesen: von Studnitz „Glanz und keine Gloria". Ein Spiegel für den Bundesbürger, wie er ihm

* Im Fußball-Weltmeisterschaftsspiel England: Deutschland in London

wohl kaum zuvor entgegengehalten worden ist, insbesondere dem Bonner. Natürlich verallgemeinert — man kann sich wenigstens etwas damit trösten, daß es auch andere gibt, die nur nicht so in Erscheinung treten. Kaum mehr erheiternd, dafür um so niederschmetternder ist das letzte Kapitel über die neudeutsche Bauerei, über die nochmalige Zerstörung unserer Städte beim „Wiederaufbau" durch die Architekten. Niemand wagte ein Urteil, niemand stellte Maßstäbe zur Verfügung. Was von Niemeyer oder Alto, von Mies van der Rohe oder Le Corbusier komme, gelte unbesehen als Evangelium. Die Berliner Philharmonie: keine Hafenverwaltung hätte sich die Errichtung eines Kornspeichers von so abstruser Häßlichkeit gefallen lassen; dazu das „schreckliche" neue Hansaviertel in Berlin! Verkehrsplanung und städtebauliches Denken seien zweierlei. Wenn Zweckbauten schon sein müssen, warum nicht an der Peripherie der Städte? Gruppen für sich stehender unharmonischer Gebäude seien allenfalls noch zu ertragen. Waschbecken und Dusche, Bidet und Klosett könnten sich zu einem gelungenen Badezimmer fügen; das Bidet im Salon, die Brause in der Bibliothek, der Abtritt im Speisezimmer wären schreiende Dissonanzen. Der Hausherr, der sie hier plazieren würde, müßte sich gefallen lassen, auf seinen Geisteszustand untersucht zu werden. Kein Bürgersinn fühle sich herausgefordert, kein Widerstand lehne sich gegen das Ungeheuerliche auf. Geschehe es ausnahmsweise doch einmal, wie bei der Verschandelung des Bremer Marktplatzes, setze man sich einfach über den Volkswillen hinweg.

*

Ich halte es für unsinnig, daß jemand, der für die Geisteswissenschaft, für Philologie, für Geschichte begabt ist,

um dergleichen studieren zu können, sich auf der höheren Schule in einem Ausmaß mit Chemie und Physik befassen muß, das weit über das hinausgeht, was man im Rahmen guter Allgemeinbildung verlangen muß. Und das, obwohl er keine Ader für diese Fächer hat, die Quälerei um so größer ist, und unverantwortlich viel Kraft darauf verwendet werden muß — mit dem Ergebnis eines übermüdeten Hirns beim Abitur und in der Hochschule.

Ich bin der Meinung, es sollten an den höheren Schulen in allen Fächern die Anforderungen — der Lehrer könnte ruhig nach seinem Ermessen und gemäß der Befähigung der jeweiligen Schüler etwas darüber hinausgehen — nicht höher gestellt werden, als für angemessene Allgemeinbildung nötig ist. Dafür müßte dann an Universität und Technischer Hochschule mit den Fachstudien entsprechend tiefer begonnen werden. Das Fehlende würde um so schneller nachgeholt werden, als es sich ja durchwegs um Studierende handelt, die für die einschlägigen Fächer begabt sind, sich für sie interessieren und nicht durch das Abitur überanstrengt wurden.

6. 8. 1966

Das Wort „diskriminieren" geht ja noch, aber ich las, in unseren Sprachgebrauch seien nun auch Wörter wie „essentials", „presence" „nonprofileration", „contingency planning" übergegangen. Hinzugefügt wurde, vor einigen Jahren habe die „Times" einen Leitartikel über die Deutschen mit der Überschrift veröffentlicht: „Linguistic submissiveness" also: „Sprachliche Unterwürfigkeit".

Dabei glauben die solches Kauder-Anglo-Deutsch Sprechenden bestimmt, das mache einen besonders guten Eindruck im Ausland, als Zeichen von „Aufgeschlossenheit". Wobei ich ans Luther-Deutsch denke und zugleich

an einen Satz, der Dich alte Hundefreundin besonders erfreuen wird. Mostar* berichtet in seiner „von ihm selbst gezimmerten Arche", daß Luther, Theologie hin, Theologie her, eines Tages unversehens das gewagte, das wunderschöne Wort entfährt: „So glaube ich denn, daß auch die Belferlein in den Himmel kommen; und daß jede Kreatur eine unsterbliche Seele hat."

Ist „Belferlein" nicht herrlich?! Man spricht und hört ihn richtig „belfern", den kleinen Spitz. Mir wurde gesagt, daß die protestantische Geistlichkeit diesen peinlichen Satz unterschlägt — Hunde im Himmel, Kreaturen mit unsterblicher Seele! Ungeheuerlich?! Dabei sollten sie ihn doch lieber von allen Kanzeln sprechen, wieder und wieder die Gläubigen mahnen, sich der armen Kreatur anzunehmen im Geiste des Reformators — auch hier Reformator!

Wolf Rüdiger Hess an R. H. Wiesbaden, 15. 8. 1966

Dank für Deinen Brief vom 31. 7., der mich mit der Andeutung über die bis nach Spandau hineingeschwappten Wogen der Fußballbegeisterung erheitert hat. Erheitert vor allem deswegen, weil das moderne „panem et circenses" sogar jemanden in Bann gezogen hat, der dazu auf Grund seiner Neigungen, seiner Veranlagung nicht gerade prädestiniert erscheint, zum anderen auch noch sein Desinteresse zuvor bekundet hat, und es ihn dann doch erwischt hat. Ich habe mich, abgesehen vom Endspiel, damit begnügt, mir am Morgen im Büro die Ergebnisse sagen zu lassen und hier und da einen Blick in die Zeitung zu werfen. Das Endspiel aber habe ich mir im Fernsehen be-

* Gerhard Hermann Mostar: „Die Arche Mostar, von ihm selbst gezimmert — Die Geschichte der Stubentiere und die Stubentiere in der Geschichte".

trachtet — die einzige Form von Sendungen, bei denen ich diesem Massenverdummungsmittel nicht unbedingt die Daseinsberechtigung abspreche. An Spannungen hat es ja wahrlich nicht gefehlt, und als in der letzten Minute der Spielzeit der Ausgleich fiel, hat es uns regelrecht von den Stühlen gerissen. Um so fester saßen wir dann natürlich bei dem „dritten Tor“ der Engländer drauf, von dem schon in der Flimmerkiste zu erkennen war, daß es keines war. Inzwischen ist ja auch durch unzählige Aufnahmen und Filme dieser Sachverhalt eindeutig geklärt, was Deutschland in der öffentlichen Meinung den Titel „moralischer Weltmeister“ eingebracht hat, auch bei uns im Büro; und bei der amtlichen Stelle, bei der ich am darauffolgenden Montag vorsprechen mußte, wurden die Gesetze der Physik eifrig zu Rate gezogen; man kam einheitlich zu Deinem Schluß: der Ball kann nicht drin gewesen sein (Lacher).

Ilse Hess an R. H. Gailenberg, 16. 8. 1966

Daß Luther einmal meinte, auch „die Belferlein kämen in den Himmel und hätten eine unsterbliche Seele“, das wußte ich schon und habe mich daran gefreut. Ich glaube, daß in einer so großartigen Persönlichkeit wie Luther über alle Schranken des Theologischen und Christlichen hinaus das lebte, was wir als die geheimnisvolle Einheit alles Kreatürlichen bezeichnen, seien es die „Belferlein“, ein Baum, eine Blume oder wir selbst — und er bezeichnete es aus dem Gedankengut seiner Zeit heraus eben als Eingang in den Himmel.

*

Vielleicht kann man den deutschen Hang zur babylonischen Sprachverwirrung außer mit unserem unausrott-

baren Bedürfnis zur „linguistic submissiveness" insofern etwas entschuldigen, als wir auf einer höheren Ebene den ebenso unausrottbaren Drang haben, über unser eigenes geistiges Sein hinaus auch das unserer Umwelt zu erarbeiten — was vielleicht zwangsläufig zu solchem sprachlichen Durcheinander führt. Und würde, worüber auch die Gelehrten sich keineswegs einig sind, in den Schulen einmal radikal das Erlernen von Griechisch und Latein abgeschafft, wäre damit ein Riegel vorgeschoben, aus diesen Sprachen dauernd etwas zu benutzen, weil die Leute es nicht mehr verstehen würden. Ich allerdings finde, daß man das Latein und Griechisch nicht abschaffen sollte. Und seitdem Buz sich so intensiv geistiger Arbeit befleißigt wie seit einigen Jahren, bedauert er plötzlich sehr seine schulische Faulheit: daß er in den Lateinstunden — Griechisch hat er ja niemals gehabt — noch weniger als das unumgänglich Nötige tat (Lacher). Auch Du warst früher ab und an ärgerlich, daß Vater Hess es ablehnte, Dich ein humanistisches Gymnasium besuchen zu lassen, daß auch Du Mängel an Dir feststelltest, die Du gern schon als Kind ausgeräumt hättest. Freilich — wenn ich den Umfang Deines Lesens seit 25 Jahren betrachte, so dürftest Du diese „Mängel", wenn man sie überhaupt als solche bezeichnen darf (Lacher), gründlich ausgeräumt haben.

Spandau, 19. 8. 1966

Eine herrliche Karrikatur des glänzenden Zeichners Köhler war letzter Tage in einer unserer Zeitungen — voller Ironie, bitterbös aber berechtigt — anschließend an den Empfang der Fußballer in Frankfurt: ein Flugplatz auf dem Tausende Kopf an Kopf sich drängen, eine schwarze Menge, Fähnchen schwingend, alles offenen

Mundes schreiend vor Begeisterung, Polizisten salutieren, das „Deutsche Fernsehen“ kurbelt von eigens errichteten Tribünen: ein paar Mann entsteigen der gerade gelandeten Sondermaschine. Darunter steht: „Vision. Empfang des deutschen Wissenschaftlerteams, das bei der in Oxford vorgenommenen Weltwertung zweitbestes wurde.“

Soll man lachen oder weinen? Lieber lachen, weil das Weinen eh nichts nutzt — und außerdem bei der Hitze! (Lacher)

An den Sohn 21. 8. 1966

Du hast also das Weltmeisterschafts-Endspiel mit eigenen Augen gesehen. Daß es Dich und andere von den Stühlen gerissen hat, als das Ausgleichstor fiel, kann ich mir vorstellen, nachdem ich selbst im Zeitungsbericht noch Einiges von der Spannung mitbekam. Und zu meiner Schmach muß ich gestehen, daß schließlich auch bei mir alle Vernunft und höhere Einsicht zum Teufel ging, und ich liebend gern ein eigenes Siegestor erlebt hätte, auch wenn darüber die Beziehungen zwischen uns und den „Vettern“ jenseits des Kanals abgebrochen worden wären! (Lacher)

Zur Milderung und Entschuldigung dieser Ungeheuerlichkeit vor mir selbst dachte ich zugleich, ewig hätte es ja nicht gedauert, da die Leute heutigentags doch so schnell vergessen. Und der verfluchte Nationalismus ist ja beim Fußball eine die ganze Welt umfassende Erscheinung, bis zum krassen Chauvinismus und daher erlaubt, ja legal — wer wollte es mir daher zum Vorwurf machen! (Lacher) Was das „dritte Tor“ betrifft, so steht ja nun endgültig fest, daß es eines war. Denn unser Landesvater hat es doch „ganz genau“ gesehen — wenn auch als einziger. Welch braver Bürger dürfte nun noch zweifeln?! (Lacher)

3. 9. 1966

Ich gebe zu, daß ein guter historischer Roman mich wohl zu fesseln vermag*, er mich anregen kann, die behandelte Zeit mitzuerleben, aber dazwischen wird doch immer wieder die Freude daran verdorben, wenn sich bei Wichtigem, mich besonders Interessierendem die Frage stellt: beruht das nun auf einer Tatsache oder hat es die Phantasie hineingeflochten, wenn auch zugegebenermaßen in erstaunlichem Sich-hinein-Versetzen, so daß es so hätte gewesen sein können.

Ich gebe zu, ein dichterisch einfühlsamer Geist vermag über eine Geschichtsepoche oder eine bedeutende Persönlichkeit in ihr ein eindrucksvolleres und sogar der Wahrheit näher kommendes Bild zu vermitteln, als ein Historiker, besonders wenn genügend Zeit verstrichen ist, die es ermöglicht, Abstand zu gewinnen. Was bei modernen Schreibern — Historikern oder nicht, die über die eigene Zeit schreiben — gewiß nicht der Fall ist.

Was Du hinsichtlich unserer Zeitgenossen andeutest, da geht das Danebengreifen und Entstellen so weit, daß es auch mit mangelndem Abstand nicht mehr zu entschuldigen ist. Zwar kenne ich die Werke selbst nicht, aber was auszugsweise bei Buchbesprechungen aus den Zeitungen zu entnehmen ist, genügt. Wenn spätere Geschichtsschreiber oder Verfasser historischer Romane sich auf solche Veröffentlichungen von heute stützen, dann werden allerdings „Romane“ daraus.

*

Wie schön sind wieder die Farbphotos mit der Blumenpracht vom Balkon, und wie sehr habe ich mich gefreut über alle, die darauf zu sehen sind! Ein sommerliches

---

* Vgl. Brief vom 4. 11. 1962, Seite 481.

Bild — man sollte nicht glauben, daß es in diesem „Sommer“ aufgenommen wurde. Herbst wird’s bereits wieder. Die Linden gilben schon, die Mauersegler haben unsere unwirtlichen Gefilde dankend verlassen, die Mücken sind offenbar gar nicht erst ausgekrochen. Aber vielleicht haben die Wetterschnüffler doch diesmal wieder recht, und es gibt einen schönen Herbst anschließend an einen September, der noch den Monaten zuvor entsprechen soll. Also hoffen wir auf den Oktober; daß wenigstens dann noch einige Wochen glitzerklar und warm uns vergönnt werden. Um Euretwillen würde es mich freuen — und um meiner zwei Kumpane willen, die doch demnächst auch gen Süden ziehen wie die Schwalben. ...

»UND EINER HALTE DIE FLAMME LEBENDIG«

„... Also hoffen wir auf den Oktober, daß wenigstens dann noch einige Wochen uns glitzerklar und warm vergönnt werden. Um Euretwillen würde es mich freuen — und um meiner zwei Kumpane willen, die demnächst auch gen Süden ziehen wie die Schwalben....“

So endete der Spandauer Brief vom 3. September 1966. Mein Sohn und ich freilich hofften nicht nur auf warme, wir hofften auf Oktobertage, die endlich eine Trennung von fünfundzwanzig Jahren beenden würden; noch einmal stieg jener zehnte Münchner Maitag 1941 vor meinem inneren Auge auf, auch er „warm und glitzerklar“, in der weit offenen Tür zum sonnendurchfluteten, mailich blühenden und duftenden Garten stand mein Mann, um sich für „wenige Tage“ zu verabschieden*.

Fünfundzwanzig Jahre und vier Monate waren seitdem vergangen, immer wieder leise Hoffnungen zu neuen Enttäuschungen zerronnen. Aber zum ersten Male seit den Tagen der Nürnberger Urteilsverkündung schien es mir, als müßten der unabdingbaren Entlassung von Albert Speer und Baldur von Schirach als logische und menschlich selbstverständliche Konsequenz (von einer rechtlichen — nach 25 Jahren Haft — ganz zu schweigen) zwangsläufig die Auflösung des Spandauer Gefängnisses und damit auch die Entlassung meines Mannes folgen.

Mit dieser nur allzu verständlichen Hoffnung verband ich allerdings im Unterbewußtsein eine Sorge: ich wußte, daß das Verhalten der alliierten Gewahrsamsmächte, die

---

* Vgl. Seite 68 ff.

für sich den Nimbus gerechter und fortschrittlicher Staatswesen beanspruchen, im Laufe der letzten Jahrzehnte nicht immer mit den Maßstäben denkender Vernunft und menschlicher Einsicht meßbar war. So mußte in meinen Augen der 1. Oktober 1966, wenn er — ohne die Hoffnung auf Freilassung zu erfüllen — vorübergehen und meinen Mann als einsamsten Gefangenen der Welt zwischen den düsteren Mauern des Spandauer Zuchthauses zurücklassen würde, für ihn eine neue, eine zusätzliche und nur schwer zu ertragende Belastung bringen.

Ich überlegte, wie wir ihm diese — in unseren Augen — bittere Enttäuschung würden erleichtern können.

Es ist nicht unbekannt, daß mein Mann während seiner ganzen Gefangenschaft stets einen Besuch der engeren Familie abgelehnt hat. Schon in Nürnberg sah er darin ein moralisches Zugeständnis an diejenigen, die sich ein Richteramt über ihn anmaßten*.

Daß er seine Weigerung, während der Gefangenschaft meinen Besuch zu empfangen, aufgeben würde, bezweifelte ich nach vierzig Jahren Kenntnis seiner im Grundsätzlichen stets unbeugsamen Art. Im Wunsche jedoch, ihm an dem ersten Tag seines Alleinseins in Spandau unsere Zuneigung so stark wie nur irgend möglich zu zeigen, schlug ich ihm Anfang September vor, zugleich mit dem Besuch seines Rechtsanwaltes Dr. Seidl den unseres Sohnes zuzulassen. Umsomehr als Dr. Seidl (dessen seit einiger Zeit regelmäßigen Besuche ihn stets erfreut und abgelenkt hatten) erzählte, mein Mann wolle es sich „noch einmal überlegen", ob er gelegentlich das Kommen des Sohnes erlauben wolle.

Fast beschämt mußte ich aus Antwortbriefen vom 15. September und 1. Oktober 1966 ersehen, daß ich sehr un-

---

* Vgl. Seite 111 und 112.

begründete Zweifel an seiner Unbeugsamkeit gezeigt hatte:

„Natürlich freue ich mich, wenn Dr. Seidl mich aufsucht; auch ich bin der Ansicht, daß es manches zu besprechen gibt. Was allerdings Deinen Wunsch betrifft, Buz möge Dr. Seidl begleiten, so ist dazu Folgendes zu sagen: meine Einstellung zu der Frage Eures Kommens dürfte Euch nicht ganz unbekannt sein. Desgleichen, wie gering bei mir die Neigung entwickelt ist, einmal gefaßte Entschlüsse in mir wichtig Erscheinendem umzuwerfen — jedenfalls so lange sich nichts Grundsätzliches geändert hat.

So müssen Dr. Seidl oder der über seinen Rechtsanwalt-Sohn meine angebliche Bereitschaft übermittelnde ‚Genosse a. D.'* etwas gründlich mißverstanden haben: ich habe bestimmt nie einen Empfang zugesichert. Hingegen ist es wohl möglich, daß ich gesagt habe, ich wolle es mir noch einmal überlegen! Wenn man in einer Sache gar so gedrängt wird, kann man eben einmal in diese unverbindliche, alles offenlassende Zusage flüchten: kein sehr heldenhaftes aber bewährtes Mittel (Lacher).

Nach wie vor aber wünsche ich kein Wiedersehen hinter Gefängnismauern und in Gegenwart anderer Menschen, weder mit Dir noch mit Buz. Von der Gemütsbewegung abgesehen: es wird hier Würde berührt.

Natürlich habe ich mir aus Euren ‚nüchternen Zeilen' und zwischen diesen vorstellen können, was Euer Anliegen ist. Aber nichtsdestotrotz: ich wäre dankbar, Ihr ersparet es mir künftig, mich in die schmerzliche Lage zu versetzen, Euch derartige Bitten abschlagen zu müssen — abschlagen um einer höheren ethischen Einstellung willen; es fällt mir schwerer, als Ihr vielleicht glaubt.

Ihr könnt nicht wissen, was ein Gefängnis und die Verhältnisse darin bedeuten — aber ich weiß es...."

Doch auch ich entsann mich meiner eigenen kurzen „automatischen Haft" im Sonthofener Amtsgerichtsge-

* Gemeint ist Baldur von Schirach.

fängnis vor meiner Verbringung in das Arbeitslager Göggingen im Jahre 1947*; glasklar begriff ich die Haltung eines Mannes, der — feinnervig, stolz und gerecht — sich niemals, bis zu seinem Tode nicht, einem ihm zugefügten Unrecht beugen oder Unehre dulden würde.

Uns aber blieb, nachdem der 1. Oktober 1966 ohne seine Heimkehr vorübergegangen war, nur noch ein Weg: wir gaben die Jahrzehnte hindurch bewahrte Zurückhaltung auf, um uns mit einer eigenen „Erklärung" zum Fall meines Mannes an „alle menschlich Denkenden" in der Welt zu wenden. Wir übermittelten diese „Erklärung" am 3. Oktober 1966 der In- und Auslandspresse und sandten je einen Abdruck mit einem kurzen Begleitbrief, einer „Bitte um Aufmerksamkeit", an Papst Paul VI., die Staatsoberhäupter der vier Gewahrsamsmächte, den Weltkirchenrat und die Menschenrechts-Kommission der Vereinten Nationen in Straßburg**.

---

* Vgl. Seite 142.

** Diese Erklärung hatte nachstehenden Wortlaut:

„Nach vielen Wochen des Hoffens auf eine erstmals in den Bereich des Möglichen gerückte Freilassung von Rudolf Hess, unseres Gatten und Vaters, ist es heute, am 1. Oktober 1966, zu unserer tiefsten Bestürzung Gewißheit geworden, daß er nunmehr als Alleininhaftierter weiterhin im alliierten Gewahrsam gehalten werden soll. Wir sind überzeugt davon, daß diese grausame, der modernen Rechtsgeschichte bislang unbekannte Situation vom seinerzeitigen Nürnberger Gerichtshof weder vorhergesehen noch gewollt war.

Das Tribunal hat in seinem Urteil vom 1. Oktober 1946 Rudolf Hess von der Anklage, Kriegsverbrechen oder Verbrechen gegen die Menschlichkeit begangen zu haben, freigesprochen. Der Schuldspruch wurde ausschließlich mit dem historisch-politischen Vorwurf begründet, er habe an der Vorbereitung und Durchführung eines Angriffskrieges mitgewirkt. Rudolf Hess hat dazu während des Gerichtsverfahrens nicht Stellung genommen, wir als seine nächsten Angehörigen enthalten uns eines Argumentes.

Selbst wer das Urteil anerkennt, wird dennoch den Umstand zu würdigen wissen, daß Rudolf Hess durch die persönliche Tat seines Englandfluges in der Nacht vom 10. zum 11. Mai 1941 dem Kriegsgeschehen ein

Ein Exemplar der „Erklärung" gaben wir Dr. Seidl mit, der seinen Besuch in Spandau auf Wunsch meines Mannes auf den 10. Oktober gelegt hatte — zu seiner Überraschung und unserer Beruhigung fand er den „letzten Spandauer" voll heiterer Gelassenheit, humorvoll, lebhaft und interessiert am Geschehen der Welt, wie er es den vier ihm zugänglichen Zeitungen täglich entnimmt. So be-

---

Ende zu setzen hoffte. Seit damals — also länger als ein Vierteljahrhundert — befindet er sich in Haft: der Nürnberger Gerichtshof hat ihn nicht mit der Höchststrafe belegen wollen und daher nicht zum Tode verurteilt — in allen zivilisierten Staaten aber wird ein auf „lebenslänglich" ausgesprochenes Urteil nach fünfzehn bis fünfundzwanzig Jahren als abgegolten gehandhabt; auch die bisherige Spandauer Entlassungspraxis hat humanitäre Gesichtspunkte nicht außer acht gelassen. Sowohl Großadmiral Raeder wie Reichswirtschaftsminister Funk — beide wie Rudolf Hess vom Nürnberger Gerichtshof zu lebenslänglicher Haft verurteilt — wurden bereits im Jahre 1955 bzw. 1957 ihren Familien zurückgegeben und durften ihre letzten Lebensjahre friedlich verbringen, der frühere Reichsaußenminister von Neurath, in Nürnberg zu fünfzehn Jahren Haft verurteilt, wurde 1954 ebenfalls vorzeitig entlassen.

Was jedoch nun in Spandau in absoluter Vereinsamung beginnen soll, ist nach unserem Empfinden eine nachträgliche Verschärfung des Urteilsspruchs und ein vielleicht noch schrecklicherer Prozeß der Tötung als die in Nürnberg durchgeführten Todesurteile — vorgenommen an einem über Siebzigjährigen! Wir appellieren an alle menschlich Denkenden, diesem Martyrium zu widersprechen, ehe es sich vollendet."

Die Europäische Menschenrechtskommission teilte mir am 14. Oktober 1966 mit, daß sie nur auf Grund einer Konvention über Menschenrechte und Grundfreiheiten zu handeln in der Lage ist, der weder die Vereinigten Staaten, noch Frankreich und die Sowjetunion beigetreten sind, während Großbritannien bei seinem Eintritt einschränkende Vorbehalte geltend machte.

Am 9. Dezember 1966 informierte mich die Britische Botschaft in Bonn, daß die Regierung Ihrer Majestät die Angelegenheit meines Mannes ernstlich erwogen habe und daß darüber Vier-Mächte-Verhandlungen in Aussicht stehen. Nahezu den gleichen Wortlaut hatten kurz darauf Mitteilungen der Botschaft der Vereinigten Staaten und Frankreichs. Der französische Botschafter Excellenz Seydoux hatte den Takt, die Mitteilung persönlich zu unterzeichnen.

Vom Bundeskanzler-Amt in Bonn wurde ich am 28. Dezember 1966 verständigt, daß sich die deutsche Bundesregierung aus humanitären Gründen um die Freilassung meines Mannes bemühe und „hierbei auch

grüßte er Dr. Seidl gleich zu Beginn ihrer Unterhaltung mit der Frage, wie es dem „Vergnügungsreisenden durch den chinesischen Hexenkessel und gesittetere Gebiete östlich von uns ergangen sei?"*

In Abänderung bisheriger Zensurgepflogenheiten waren meinem Mann nicht nur die Berichte über die Entlassung seiner „Genossen a. D." — wie er Speer und Schirach seit dem 1. Oktober 1966 humorvoll in seinen Briefen bezeichnet — sondern auch Auslassungen über ihn selbst nicht vorenthalten worden. So hatte er Äußerungen der Beiden während ihrer Presse-Konferenzen in der Entlassungsnacht gelesen. In einem Brief vom 8. Oktober machte er zu dieser Lektüre recht ironische Randbemerkungen:

„Inwiefern ich ‚drei schreckliche Tage' durchgemacht hätte, ‚seit ich wußte, daß die anderen Zwei ihre Sachen packen', ist mir unerfindlich. Tatsächlich habe ich nämlich schon ‚etwas' früher als drei Tage vorher gewußt, daß die beiden mich am 1. Oktober treulos verlassen, und daß damit Packen verbunden sein würde (Lacher). Von ‚schrecklichen Tagen' kann keine Rede sein — ich war im Gegenteil ausgeglichen wie immer.

Einer meiner ‚Genossen a. D.' fragte mich, ob mir der Betrieb nicht auf die Nerven ginge? Worauf ich erwiderte, direkt ein Vergnügen sei es ja nicht, zuzusehen, wie die

---

Verständnis bei den USA, Frankreich und Großbritannien gefunden" habe.

Ihre Mitwirkung am Spandauer Gefängnisbetrieb einzustellen und ihn — wie in englischen Zeitungen vorgeschlagen wurde — in einem der Monate zu beenden, in denen die Leitung des Gefängnisses in westlicher Hand liegt, scheint keine der verantwortlichen Regierungen in Erwägung zu ziehen.

Vom Weltkirchenrat in Genf, aus dem Vatikan und von seiten der Regierung der UdSSR ist bis zu Drucklegung dieses Buches eine Antwort auf die Erklärung nicht eingegangen.

* Rechtsanwalt Dr. Alfred Seidl hatte im September 1966 eine Reise durch China und die Sowjetunion unternommen.

anderen ihre Sachen packten, während meine durchaus unverpackt blieben. Sie sollten schauen, daß sie endlich weiterkämen, damit es hier wieder ‚a Ruah' gäbe — sonst steckten sie mich mit ihrer Nervosität noch an (Lacher)."

Ebenfalls aus knappen Pressemeldungen wußte er von unserer Erklärung. Den vollen Wortlaut kannte er noch nicht. Er wurde ihm von Dr. Seidl zwar mitgebracht, durfte ihm aber nicht übergeben werden. So beunruhigte ihn der Gedanke, diese „Erklärung" könne etwa als „Gnadengesuch" aufgefaßt werden:

„Ich las die Meldung, Ihr hättet einen Appell an Papst Paul VI., den Weltkirchenrat, die UNO-Menschenrechtskommission und die Staatsoberhäupter der vier Gewahrsamsmächte gerichtet, meine lebenslange Haftstrafe nach 25 Jahren Internierung als abgegolten zu betrachten. Die Meldung war ausführlich und enthielt wohl alles Wesentliche. Ich habe nichts dagegen einzuwenden, daß Ihr Euch an die ersten drei genannten Stellen wandtet, um so mehr aber gegen die Einbeziehung der Staatsoberhäupter. Bei ihnen ist zu befürchten, daß die Öffentlichkeit, trotz der vorsichtigen Formulierung und obwohl das ominöse Wort vermieden wurde, es dahin auslegt, ich hätte ein ‚Gnadengesuch' an die für meine Freilassung Zuständigen gerichtet. Nur hätte ich meine Familie zwischengeschaltet, damit ich mich nicht zu früheren Erklärungen in Widerspruch setzte.

Wie auf Bestellung las ich letzter Tage: der Freiherr vom Stein wurde durch Napoleon geächtet und aus Preußen verbannt. Vom Asyl in Böhmen aus richtete seine Frau ein Gnadengesuch an Napoleon. Die Geschichtsforschung hat nachgewiesen, daß Stein seine Frau dazu veranlaßte, ja, es ihr diktierte. Den Historikern ist dies ‚unbegreiflich', und sie bedauern tief den Flecken auf dem Bild des großen Mannes.

Ihr wißt, ich hatte mit Eurer Aktion nichts zu tun — aber wie wollt Ihr das der Mitwelt beweisen? Wie könnte man den Verdacht ausschließen, ich hätte d o c h, unter Benutzung irgendwelcher geheimen Verbindungswege,

die Hand im Spiel gehabt? Die Wahrscheinlichkeit spräche dafür, wird es heißen. Außerdem habe es am Soundsovielten in der Soundso-Zeitung gestanden. Die Presse wird nun einmal selbst seitens ernster Geschichtswissenschaftler als Quelle herangezogen — so unverständlich dies auch für jemand ist, der die Wahrheitsliebe der Organe zur Unterrichtung der Öffentlichkeit verfolgt, der weiß, wie bedenkenlos Vermutungen als Tatsachen verbreitet werden.

Ich begreife zwar Eure Aktion, kann mir denken, daß es Euch keine Ruhe läßt. Immer von neuem drängt es Euch, nichts wollt Ihr unversucht lassen, das endlich die Erlösung bringen könnte — die Erlösung für mich und für Euch.

Wollt Ihr aber, daß auch ich mit einem Flecken auf meinem Charakterbild dermaleinst in die Geschichte eingehe?

Nein, das wollt Ihr nicht! Und so begreift: Meine Ehre steht mir höher als die Freiheit!"*

*

Die Erinnerung an den Reichsfreiherrn vom Stein kam meinem Mann gewiß nicht von ungefähr. Auch bei diesem ging es um die Frage freiwilliger Unterwerfung unter fremden Machtspruch. Indem er die ihm vom Schicksal zugeteilte tragische Rolle in der Spandauer Zelle Sieben historisch begreift, gibt er untergründig starker Hoffnung Ausdruck. Er glaubt, daß die Geschichte des deutschen Volkes nicht zu Ende ist.

---

* Nachdem er — sechs Wochen später — die Originalfassung der „Erklärung" ausgehändigt erhalten hatte, schrieb mein Mann am 26. November 1966:

„Hätte ich den Wortlaut schon erhalten, als Ihr ihn Dr. Seidl mitgabt, würde alles, was ich in der Sache inzwischen schrieb, fortgefallen sein. Aber eigentlich war es gut so: auf diese Weise wurde mein Standpunkt schriftlich eindeutig festgelegt. Die historische Forschung dermaleinst kann keinen Zweifel haben, daß ich auch nur den Gedanken an Bitte um Gnade bedingungslos von mir gewiesen habe."

Manchem Mann unserer Zeit wird mit Recht zugute gehalten, daß er mitgewirkt habe, die deutsche Volkssubstanz aus den Katastrophen des zwanzigsten Jahrhunderts zu retten. Ich bin sicher, daß die unbeirrbare Haltung meines Mannes — von den Tagen des Nürnberger Tribunals bis heute — im Überdauern unserer seelischen Volkskraft dereinst ihre Rechtfertigung finden wird.

Jene Mächte, die an der Aufrechterhaltung des Spandauer Sondergefängnisses festhalten — sind sie vielleicht am Ende die unfreiwilligen Vollstrecker eines höheren Schicksals, das Rudolf Hess fünfundzwanzig Jahre nach der 1941 gescheiterten politischen Mission seines Englandfluges nun eine moralische erfüllen läßt?

Sollte der Dichter Josef Weinheber, der im April 1945 — als die Dämme des Reiches brachen — nicht mehr weiterleben wollte, den einsamen Spandauer Gefangenen vorausgeahnt haben:

> Unter den Völkern gewohnt zu
> kämpfen, tapferes Volk, bewahr
> immer einer den Traum, und
> einer halte die Flamme lebendig!

Das Opfer ist schwer.

Ab und an steht in den Briefen ein Satz, der wie ein aufblitzendes Licht im weiten stillen Meer äußerer Gelassenheit aufzeigt, wie schwer.

Er aber bringt das Opfer so unbeirrbar wie Sokrates den Schierlingsbecher leerte*.

Gailenberg über Hindelang/Allgäu

Januar 1967 I. H.

* Vgl. Brief vom 23. 7. 1960, Seite 435.

NAMENVERZEICHNIS

INHALTSVERZEICHNIS

Bildtafeln: